Der Erdball und seine Naturwunder.

Populäres Handbuch der

Physischen Geographie.

Von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

Vierter Band.

Malerische Länder- und Völkerkunde.

Berlin.

Gustav Hempel.

1863.



Lith.Atel. v. Louis Veit, Berlin.

Sir John Franklin

mit den Schiffen Erebus und Terror zwischen den Eisbergen.

Berlin, Verlag von Gustav Hempel.

Malerische
Länder- und Völkerkunde.

Eine

Naturbeschreibung aller Länder der Erde

und

Schilderung ihrer Bewohner

unter besonderer Berücksichtigung

der neuesten Entdeckungsreisen

von Ross, Parry, Kane, Franklin, Mac Clintock, Humboldt, Schlagintweit, Barth, Livingstone, Vogel, Heine, Möllhausen, Stuart etc.

Gebildeten Freunden der Erdkunde gewidmet

von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

Vierte unveränderte Auflage mit 120 Abbildungen.

Berlin.
Gustav Hempel.
1863.

ex libris:
Eisch 1862

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Die Polarzonen.

Die Nordpolarzone.

*

Die Südpolarzone.

Die gemäßigten Zonen.

Die nördliche gemäßigte Zone.

Afrika.

Asien.

Die südliche gemäßigte Zone.

Amerika.

Afrika.

Australien.

Die heiße Zone.

Amerika.

Afrika.

Asien.

Verzeichniß der Abbildungen.

Einleitung.

Die Polarzonen.

Die gemäßigten Zonen.

a. Die nördliche gemäßigte Zone.

Die heiße Zone.



Die Mitternachtssonne in den Polarländern.

Welch' ein Anblick wunderbarster Mannigfaltigkeit, welche Fülle der erhabensten Eindrücke bietet sich uns dar, wenn wir uns über die Erde erhaben und ihr Ganzes mit einem Blick überschauend denken, — ein Anblick, um so größer und überwältigender, als die Menge und Pracht der Erscheinungen, die sich uns aufdrängen, so groß ist, daß wir kaum wissen, wo wir die Betrachtung beginnen sollen.

Die Erde, der Planet, auf welchem wir wohnen, das Sonnenstäubchen im Weltall, der ungeheure Weltkörper, dessen Ausdehnung zu ermessen dem Menschen viele Jahrtausende gekostet und welche er trotz aller Anstrengungen noch nicht kennt, vielleicht nie ganz kennen lernen wird, die Erde, unser Wohnplatz, dreht sich mit Fluggeschwindigkeit um ihre Axe — mit einer Geschwindigkeit, gegen welche die des eiligsten Eisenbahnzuges kaum Schneckengang genannt werden kann.

Erheben wir uns über den nimmer ruhenden Ball bis zu einer Höhe, welche uns gestatten würde, ihn mit einem Blicke zu überschauen, und doch

nicht so bedeutend wäre, um unsern Blick zu trüben,*) nicht so groß, um zu verhindern, daß wir alles deutlich erkennen, so sehen wir an den beiden Angelpunkten desselben, welche wir Pole zu nennen gewohnt sind, an den Endpunkten seiner Drehungsaxe, Eisfelder, welche nur in dem flüssigen Element, das sie umgiebt, in dem Weltmeer eine Grenze finden, sehen wir nicht endende Schneeflächen, Eisberge und Eisgebirge, schwimmende Inseln vom Sturme umhergejagt, aufeinander und aneinander geworfen, unter Donnergebrüll sich gegenseitig zersplitternd und zermalmend Alles, was durch ein unglückliches Geschick zwischen sie geführt wird. Dort fühlen wir ein eisiges Wehen, welches uns eine Temperatur verräth, die jedes vegetabilische Leben vernichtet, unmöglich macht, wenn es irgendwo auftauchen wollte, dort sehen wir einen Boden, der kaum einige Flechten und Moose dürftig zu ernähren vermag und dieses nur für die kurze Zeit eines Sommers, dessen Wärme sich im heißesten Monat nicht bis zu unserer Kellertemperatur erhebt, dort sehen wir eine spärliche Bevölkerung von pelzbekleideten Wilden, die nur auf ein Paar Monate jene unwirthbaren Einöden aufsuchen und sich, wenn die günstige Zeit vorüber ist, eilig zurückziehen in geschütztere Gegenden, — ein Wanderleben, welches sie den wenigen Thieren abgelernt zu haben scheinen, die dort gleichzeitig mit ihnen wohnen, kommen und gehen.

Der gleichgelegene Raum am entgegengesetzten Ende der Axe, der Polarkreis der südlichen Hälfte unseres Planeten, zeigt alles hier Gesagte in noch höherem Grade, in einer noch viel furchtbareren Art, so daß nicht einmal ein Paar Thiere oder Pflanzen, noch weniger aber Menschen dort zu leben, sich zu erhalten vermögen. Nur schwarzer Fels und vulkanische Asche sticht grell ab gegen blendenden Schnee; eine Verbindung mit bewohnten Welttheilen ist gar nicht vorhanden, wie es im Norden doch gefunden wird, wo Asien und Amerika fast auf ihrer ganzen Ausdehnung in den Polarkreis hineinreichen; ja es ist beinahe, als habe die Sonne, die doch über Gute und Böse scheint, einen Widerwillen gegen dieses Land, denn sie entzieht demselben ihren Anblick durch undurchdringliche Wolkenmassen in der Höhe oder durch schwere Nebel, welche sich auf die Erdfläche lagern.

Und an diese beiden, von ewigem Eise umstarrten Polargegenden, in denen der kalte Winter sein alles vernichtendes Reich aufgeschlagen hat, grenzen die herrlichsten Länder der Erde, mit einer wunderbaren Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit gesegnet — kein Paradies, in welchem Alles von

*) Zwei Bedingungen, welche allerdings nicht zu vereinen sind; allein wir nehmen den Standpunkt ja auch nur im Gedanken ein.

selbst wächst, ohne Mühe, sondern Landstriche, auf denen die Arbeit des Menschen nöthig ist, wenn etwas gedeihen soll, Landstriche, welche der Cultur bedürfen, aber dann auch dem Menschen hundertfältig lohnen, was er an Arbeit aufgewendet. Das sind die gemäßigten Zonen, welche die reichsten und glücklichsten Völker bergen, von denen alle Schätze des Wissens, der Industrie, der Kunst ausgegangen sind und welche bestimmt scheinen, die Wohlthaten derselben über die ganze Erde zu verbreiten.

Nirgend giebt es eine solch' unglaubliche Mannigfaltigkeit von Erzeugnissen aller Art, wie gerade hier, nirgend so viele Bewohner der verschiedensten Racen, nirgend so gebildete, so reich begabte Menschen, befähigt diese Schätze zu pflegen und sich ihrer zu erfreuen, nicht beschwert durch den Frost der Polarzonen, nicht gequält durch die Hitze der dem Aequator näher gelegenen Gegenden, unter einem glücklichen und durch seinen immerwährenden Wechsel, vom reinsten Blau bis zu den sonnenvergoldeten Wolken und der düstern Nebeldecke, ewig neuen und ewig schönen Himmel, dessen Regenfülle ihre Felder erquickt und dessen Wärme ihre Früchte zeitigt.

Der grelle Gegensatz zwischen den Polarzonen und dem Aequator wird durch den Uebergang gemildert, welcher von jenen zu diesem durch die gemäßigten Zonen stattfindet. Hier scheint die Natur alle ihre Schätze aufgehäuft zu haben, hier gedeihen die wundervollsten Pflanzen in einer Entwickelung, von welcher sich Derjenige, der sie nicht in ihrem Vaterlande, der sie etwa nur in Treibhäusern gesehen hat, gar keine Vorstellung zu machen im Stande ist; hier bedecken sich Bäume von der Größe unserer Eichen und Tannen mit den schönsten großen Blüthen, Lilien und Glockenblumen, welche in den prachtvollsten Farben von den breit und glänzend belaubten Zweigen herabhängen, hier bedecken sich die Stämme dieser Bäume nicht mit grauem Moos und braunen Flechten, sondern wieder mit den mannigfaltigsten Schling- oder Kletterpflanzen, oder mit großblättrigen und herrlich blühenden und duftenden Orchideen, Bromelien, Pothos und anderen Gewächsen, welche die Zweige der Bäume oder die Astwinkel derselben zum Wohnsitz wählen und jeden Ast in ein breites Blumenbeet verwandeln.

Hier entwickelt sich auch die Thierwelt zu den sonderbarsten und ungeheuerlichsten Formen, hier leben die Elephanten, die Nashörner in verschiedenen Species, hier die Nil- oder Flußpferde, hier die schlanken Antilopen, die größten wie die kleinsten Hirsche (Zwerghirsch und Zwergantilope), hier die Giraffe und das gehörnte Pferd, Kameel und Dromedar, die Schiffe der Wüste, hier die paradoxen Thiere, der Ameisenbär, das Schnabelthier, das Schuppenthier, hier die riesigen Vögel ohne Flügel, wie der Strauß,

oder gar ohne Federn, wie der Casuar, hier wohnen die mächtigen Raubthiere Löwe, Tiger und Hyäne und befreien — nützliche Mitglieder der großen Kette der Wesen — die Erde von der Ueberfülle anderer Geschöpfe; hier wohnen auch die tausend Arten von gefährlichen giftigen Schlangen und die nicht giftigen aber durch ihre Größe verderblichen Thiere, welche man sonst Drachen genannt haben würde, Boa und Python, welche zwanzig und dreißig Fuß erreichen, ja vierzig Fuß erreichen sollen; hier findet man unter den gefiederten Bewohnern die elegantesten Gestalten und die prächtigsten Farben, die Reiher, die Flamingos, die Papagaien, die Paradiesvögel, die Colibris, die Pfauen — — — — — — — — — — aber die Menschen? wie ist es denn mit diesen in dem glücklichen gepriesenen Erdstrich?

Wie überall, wo sie nicht zu arbeiten brauchen, sind sie nicht glücklich, denn sie sind faul, die Natur bietet ihnen Alles freiwillig, sie brauchen nur zu nehmen und zu genießen, sie brauchen nichts zu erringen, Alles ist da und darum haben sie nichts; nackt und bloß leben sie gleich den Thieren des Waldes vom heutigen Tage zum morgenden, die Wärme überhebt sie der Mühe, sich zu bedecken, darum haben sie keine Kleider und kein Obdach, aber darum sind sie auch dem Regen und dem Sturme schutzlos preisgegeben, sie sammeln in der Zeit der Fülle nicht ein, darum leiden sie in der Zeit der Dürre und des Mangels auch Hunger und wissen kaum ihr Leben zu fristen, indem sie Erde, mit Blättern zusammengeknetet, verschlingen. Sie suchen nicht bequemere Wohnplätze auf, als die ihnen zufällig angewiesenen, sie bauen nicht das Feld, sie hüten nicht die Heerde, sie rauben nur so die Frucht des Baumes wie das Wild des Waldes und da die mächtigen Ströme zur Zeit ihres Hochwassers sie mit sammt den Fischen und Krokodilen in das Meer schwemmen würden, so flüchten sie auf die Bäume und leben hier Monate lang während der Regenzeit gleich den Affen, deren Nachbarn sie sind und deren Verwandte sie scheinen.

Sonderbar, der Mensch muß doch ursprünglich faul sein; der erste Fluch, womit er belegt wird, heißt: du sollst arbeiten.*) Ist denn Arbeit ein Fluch? Arbeit ist Segen und Glück! Man sehe doch Spanier, Italiener, Griechen, Türken an, sind sie denn glücklich? oder sind sie auch nur glücklicher als wir, da man doch behauptet, niemand sei glücklich?

Nun, im erhöheten Maßstabe ist es so mit den nicht etwa wenig, sondern gar nicht arbeitenden Bewohnern der heißen Zone; sie führen in ihrem Müßiggange ein elendes, bedauernswerthes Leben, trotz des Ueber-

*) „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen." 1. Mos. 3. 19.

flusses, der sie umgiebt, und viel besser schon sind diejenigen daran, welche an den Grenzen der großen regenlosen Wüsten in Asien und Afrika wohnen, sie müssen mit der Natur ringen, sie müssen ihr etwas abgewinnen und darum haben sie etwas. Der Fellah in Aegypten ist glücklicher als der Botocude oder der Puri und der Ottomake; der Fellah hat wenigstens ein Haus, wenn schon wie das der Schwalbe aus Schlamm gebaut; er hat wenigstens Kleider, sind es auch nur die ungegerbten Felle der Schafe, welche er geschlachtet; er hat auch eine Heerde, welche er hütet, und ein Stück Ackerland, welches er bepflanzt und wovon er lebt. Wohnend an der Grenze der großen Sandwüste von 600 Meilen Länge, über welcher die Luft glüht, wo der giftige Samum den heißen Sand aufwühlt und bei geröthetem Himmel ihn über den Karavanen zu Bergen aufhäuft, sie begräbt für immer — oder wenigstens bis ein neuer Sturm ihn hinweghebt von den Mumien und Gerippen — ist der Fellah dennoch glücklicher als der träge Bewohner der ewig blühenden und Früchte tragenden Gegenden, in denen eine nie ermüdende Natur aus unerschöpflichem Füllhorn Schätze über Schätze streut und dreifache Erndten in einem Jahre bietet.

Wir sehen in diesen wenigen Andeutungen, wie reich an Mannigfaltigkeit die Erdoberfläche, wie wechselvoll der Boden ist, den wir bewohnen, wie verschiedene Verhältnisse der Temperatur und des Lichtes auf ihn einwirken. Fragen wir nun, woher alle diese Verschiedenheiten rühren, so antwortet uns der Geograph: von der schrägen Stellung der Erdaxe gegen ihre Bahn, auf der sie nicht läuft wie ein rollendes Rad oder wie ein aufrechtstehender Kreisel, sondern schräge wie der Kreisel, wenn er sich zum Umfallen neigt. Diese sich stets gleichbleibende Neigung der Axe, verbunden damit, daß sie in ihrem ganzen Laufe um die Sonne auch noch mit sich selbst parallel bleibt, bringt alle jene wechselvollen Erscheinungen von gleichen Tagen und Nächten, verschieden langen Tagen und kurzen Nächten, oder umgekehrt, langen Nächten und kurzen Tagen, bringt die halbjährige Polarnacht und den eben so langen Tag, bringt am Aequator die furchtbare Sonnenhitze, bringt auf der Seite, welche der Sonne zugekehrt ist, den Sommer, auf der abgewendeten Seite den Winter, bringt überhaupt den ganzen Wechsel der Jahreszeiten hervor, der sich in Frost und Hitze oder in Trockenheit und Regen ausspricht und das ganze Pflanzenleben bedingt.

Alles dieses liegt vor uns, alles dieses wollen wir dem Leser in einer Reihe interessanter Gemälde vorführen, wir wollen ihm die Eisfelder der kalten Zonen, wir wollen ihm den wechselvollen Reichthum der gemäßigten, wir wollen ihm die Pracht der Tropenländer zeigen, wir wollen ihn auf die Sandebenen Afrikas so wie auf die Grasfluren von Amerika und auf

die Krautsteppen von Asien blicken lassen, wollen aber nicht die Phantasie des Dichters, welcher die Wüsten mit Löwen und Giraffen bevölkert, sondern die Berichte Derer zum Leitfaden nehmen, welche alle jene Wunder selbst gesehen, wie die Weltumsegler Magellan, Tasman, Cook, Anson, Krusenstern, Wedell, Chamisso, d'Urville, Delessert; wie die Nord- oder Südpolfahrer Roß, Parry, Crozier, Sabine, Back, Mac Clure, Franklin, Kane, Mac Clintock; wie die zweiten Entdecker von Amerika Humboldt, Bonpland, Pöppig, Burmeister; wie die Reisenden in Afrika Mungo Park, Le Vaillant, Lichtenstein, Clapperton, Lander, Barth, Vogel, Livingstone, René Caillié, Andersson, Richardson, oder in Asien wie Pallas, Gmelin, Chappe d'Auteroche, Brown, Morier, Clarke, Sonnerat, Barthelémy, Rose, Humboldt, Hansteen, Erman, Schlagintweit, 'oder auf den Inseln der Südsee (Australien) wie Dalrymple, Burney, Vancouver, Corney, Arago u. A.

Aber wir wollen nicht auf ebener Erde bleiben, wir werden auch die Bergriesen des Erdballs besteigen und dem Leser zeigen, wie Temperatur und Pflanzenwuchs ebenso wie vom Aequator nach den Polen zu — so von der Meeresfläche nach dem Gipfel der Gebirge abnehmen, von den blühenden Fluren der Lombardei zum schneeigen Montblanc oder Mont Rosa, von den Ebenen des Ganges zum Gipfel des Himalaya, von dem warmen Meere, welches Algier umspült, bis zu dem eisbedeckten Atlas, von den Grasfluren des Amazonenstromes zu seinem Quellengebiet in den Cordilleren. Wir werden den Reisenden auf ihren beschwerlichen Wegen zu den Abenteuern, zu den Tod drohenden Gefahren, zu den Lavinen- und Bergstürzen, zu den Abgründen und fast unersteiglichen Fels- und Eisstürzen folgen, welche alle sie überwinden mußten, um uns die geheimnißvollen Regionen der Gebirgswelt zu erschließen und wollen uns am warmen Ofen freuen der Schrecken, die sie überstanden, und die Früchte, welche sie mit so vielen Opfern gepflückt — in Ruhe genießen.

Wir wollen ferner **die Bewohner** dieses großen Balles betrachten und die Verwandtschaft des ganzen Menschengeschlechtes unter sich so wie die auseinandergehende Racenverschiedenheit ins Auge fassen. In der Mitte der drei Erdtheile, welche wir die alte Welt zu nennen pflegen, finden wir, wie es scheint, die Wiege des Menschengeschlechtes, und wenn dieses zweifelhaft ist, wenigstens gewiß die Wiege der Kultur. Ob sie in den Ebenen von Indien oder in dem so oft gepriesenen Thal von Kaschmir ihren Ursprung hat, wollen wir dahingestellt sein lassen, jedenfalls sehen wir an den Trümmern einer untergegangenen Welt in Indien, Persien, Kleinasien und Aegypten, daß die Kultur daselbst einst eine Höhe erreicht hatte, welche uns wahrhaftes Staunen verursacht.

Aber dieselben Völker, welche die Träger der Kultur waren, machten anderen, minder gebildeten, doch empfänglicheren Völkern Platz und traten ihre Rolle an diese ab; zu der Pracht gesellte sich der Geschmack, es entstand die Kunst, zu dem Wissen der Gedanke, es erhob sich die Philosophie zur höchsten Blüthe. Griechen und Römer wurden die Erben jener früheren Kultur und bildeten sie fort.

Wer hätte glauben sollen, daß so begabte Völker, daß die sinnigen, geistigen Griechen, die kräftigen, waffengeübten Römer wiederum untergehen würden! Und sie gingen unter bis auf den letzten Mann; was ihre Stätten bewohnt, ist ein Volk, in welchem kein Tropfen jenes alten Heldenblutes mehr wallt, ein Volk von tiefgesunkenen Barbaren. Mit jenen großen Völkern sank Kunst und Wissen in einen tausendjährigen Schlaf und dem germanischen Völkerstamme ward die Ehre, sie wieder zu erwecken, ja die Kultur auf einen viel höheren Standpunkt zu erheben, als derjenige war, auf welchem die untergegangenen Völker sie gelassen, ihm ward die Ehre, sie über den Erdball zu verbreiten, denselben zu säubern von den barbarischen Nationen, die ihn in den fernen Gegenden bewohnen, und seine Nachkommen an deren Stelle zu setzen, so daß dereinst die ganze Erde von dem germanischen Stamme bewohnt und beherrscht sein wird, denn jene Geschöpfe, welche sich in Form ihrer Gliedmaßen und in der Kleinheit des Gehirns schon den Affen nähern, und jene schwarzen Räuber des anderen Welttheils und die schwächlichen Ueberbleibsel der indischen und mongolischen Race können nicht Widerstand leisten den mächtigen Völkern Germaniens, welche bereits ihre Herrschaft über die äußeren Grenzen aller Welttheile ausgedehnt haben, welche das Meer und das Land durch den gebändigten Dampf bereisen, welche den Blitz an einen Draht spannen, damit er in Secunden-Dauer ihre Befehle um den Erdkreis trage.

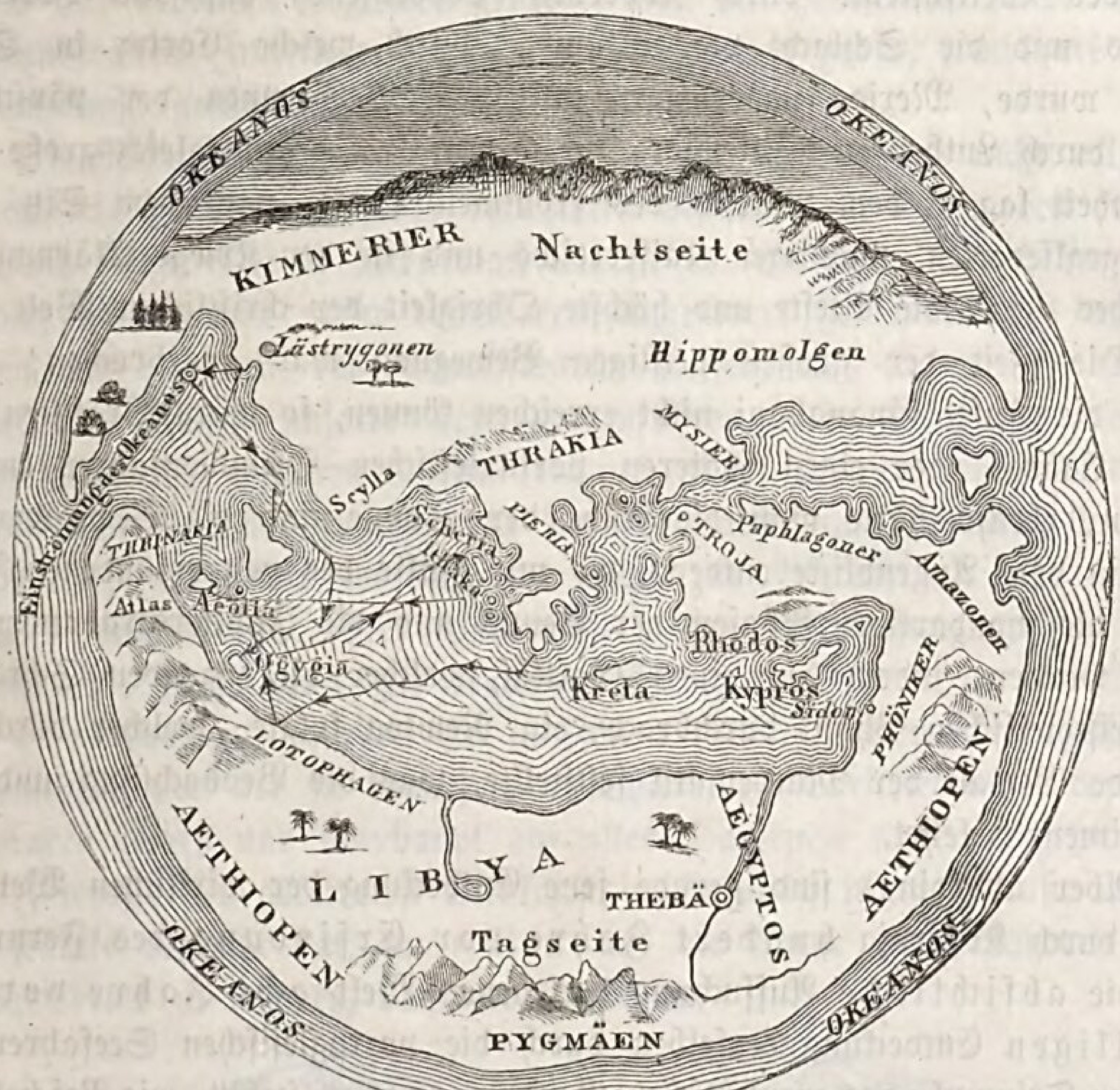
Die Schilderung dieser so verschieden begabten Völker soll einen wesentlichen Theil der nachfolgenden Blätter füllen; wir wollen unsere Leser von den Eskimos, Lappen und Samojeden des Nordens zu den Bewohnern der gemäßigten Erdstriche, zu denen der heißen Zone und dann wieder weiter zu den Bewohnern von Südafrika, zu den rein thierischen Papuas von Neuholland, zu den glücklich begabten Insulanern der malayischen Race und zu den schwerfälligen Patagoniern führen und zeigen, wie nach den verschiedenen Bedürfnissen und den mehr oder minder genügenden Mitteln, sie zu befriedigen, sich die geistigen Befähigungen, die Kulturzustände gestalten, bis wohin sie gediehen sind durch eigene Kraft und in wie weit ihr Zustand sich geändert hat durch das Eingreifen der Europäer in ihr Geschick. Auch hier werden wir eine reiche Fülle des mannigfaltigsten Stoffes finden und wir hoffen denselben zu interessanten Bildern zu verarbeiten.

Ein dritter Theil unseres Buches soll die Hauptmomente der **Geschichte der Erdkunde** darstellen; nicht in trocknen, chronologischen Aufzählungen der Namen von Reisenden, sondern in einem lebensvollen Gemälde der Anstrengungen, welche es einzelnen Märtyrern der Wissenschaft so wie ganzen Nationen gekostet, bis sich die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner auf den jetzigen Standpunkt erhoben hat. Auch hier werden wir erfahren, wie die Palme des Sieges den letzten Jahrhunderten und den letzten Jahrzehnten derselben gebührt. Zwar hat schon Strabo, der Vater alles geographischen Wissens, uns über die Länder, welche er aus eigener Ansicht kannte, so wahrheitgetreue Schilderungen hinterlassen, daß wir über seine Kenntnisse um so mehr erstaunen, je näher wir diese lange verschlossenen Gegenden kennen lernen; seine Araber sind noch die heutigen, seine ägyptischen Bauern haben sich noch nicht geändert, seine Kaukasier sind diejenigen, welche Türken, Russen und Persern Jahrhunderte lang so muthig Widerstand geleistet wie einst den römischen Legionen (nur wo er Erzählungen Anderer mittheilt, giebt er statt der Wahrheit die Sage, das Mährchen); aber wie gering ist der Raum, auf welchem sich seine Geographie bewegt! Was uns eine Tagereise ist, lag ihnen so entfernt, daß es dadurch zur Terra incognita wurde und daß dadurch jene Fabeln von den Leuten mit einem Auge und mit dem Kopf unter dem Arm, von den Gold hütenden Drachen und den Gold grabenden Ameisen entstehen konnten.

Wie klein, wie unbedeutend ihre Welt war, zeigt uns das auf der folgenden Seite stehende Kärtchen, von deutschen Alterthumsforschern angegeben. Es waren die Küsten des Mittelmeeres, möglichst falsch gezeichnet; — was außerhalb dieser Küsten lag, war unbekannt, selbst das schwarze Meer war es so sehr, daß man dahin das Reich der Amazonen verlegen konnte, jener so schönen als kräftigen und heldenmüthigen Frauen, welche ein eigenes Reich ganz ohne Männer bildeten, welche zur leichteren Führung des Bogens sich die eine Brust abnehmen ließen, welche nur von Helden wie Jason, Herakles, Theseus und Achilles besiegt wurden. Man wußte damals noch beinahe gar nichts von Europa. Die Bergkette, welche Griechenland im Norden begrenzt, war der Sitz des Boreas, über welchen hinaus niemand zu gelangen vermochte — dort wohnten die Hyperboräer (über den Boreas hinaus), die man für die weisesten Menschen und für die frömmsten hielt, bei ihnen verweilte Helios während der Nacht.

So sah es aus nördlich vom Mittelmeer (welches jenen alten Griechen eine so unendliche Ausdehnung hatte, daß Odysseus, von Troja zurückkehrend nach seinem Königreich Ithaka, zehn volle Jahre darauf umher irren konnte). Südlich von diesem Meer lag Aegypten, die phönikischen Pflanzstädte und der Atlas, dann kam die große Wüste und nun

war alles wieder unbekannt. Dort wohnten „die von der Sonne Verbrannten", die Aethiopier, dort wohnten die Pygmäen, ein Volk von Zwergen, in Häuserchen von Eierschalen gebaut — viel mehr Däumlinge und Liliputter als Zwerge, denn die Kraniche waren ihre gefährlichsten Feinde — doch keck genug, um den Herkules anzugreifen, der aber das ganze zahllose Heer in seine Löwenhaut kehrte und dasselbe zu Eurystheus trug.



Die homerische Weltkarte nach Joh. Heinr. Voß.

So fabelte man. Was wußte man denn wirklich, was war bekannt? Die Phönizier haben durch ihre Handelsreisen wohl Einiges gethan, noch mehr kurz vor und nach dem Beginn unserer Zeitrechnung die Römer durch ihre Eroberungszüge; aber wie unbedeutend ist es, wie zerfällt es beinahe in Nichts im Vergleich mit Demjenigen, was in der Zeit geschehen, welche Humboldt so geistreich als treffend „das Zeitalter der Entdeckungen" nennt. Mit dem 15ten Jahrhundert beginnen die Reisen im atlantischen Meere, werden die Inselgruppen der Canarien, der Azoren, des grünen Vorgebirges und der Madeiragruppe bekannt und hierdurch zuerst die Lehre von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone widerlegt. Im Laufe desselben

Jahrhunderts wurde auch bereits von Bartholomäo Diaz die Südspitze von Afrika umschifft, dann aber durch Colon das Inselmeer der Antillen (1492), beträchtlich später das Festland von Amerika und im Jahre 1500 durch Vasco de Gama sowohl Brasilien als auch das Vorgebirge der guten Hoffnung aufgefunden und umschifft.

Ein wunderbares Zusammentreffen läßt die Entdeckung und Feststellung des Weltsystems durch Köpernig (Copernicus) auf das Todesjahr Colons und die Schlacht von Otumba, durch welche Cortez in Stand gesetzt wurde, Mexico zu erobern, mit dem Verbrennen der päpstlichen Bulle durch Luther zu Wittenberg zusammenfallen. Eine gleich große Vermessenheit lag in dem Marsch des frommen Cortez nach dem Sitz eines wohl gegliederten, mächtigen Kaiserreichs und in der Kriegserklärung des Mönches gegen die älteste und höchste Obrigkeit der christlichen Welt.

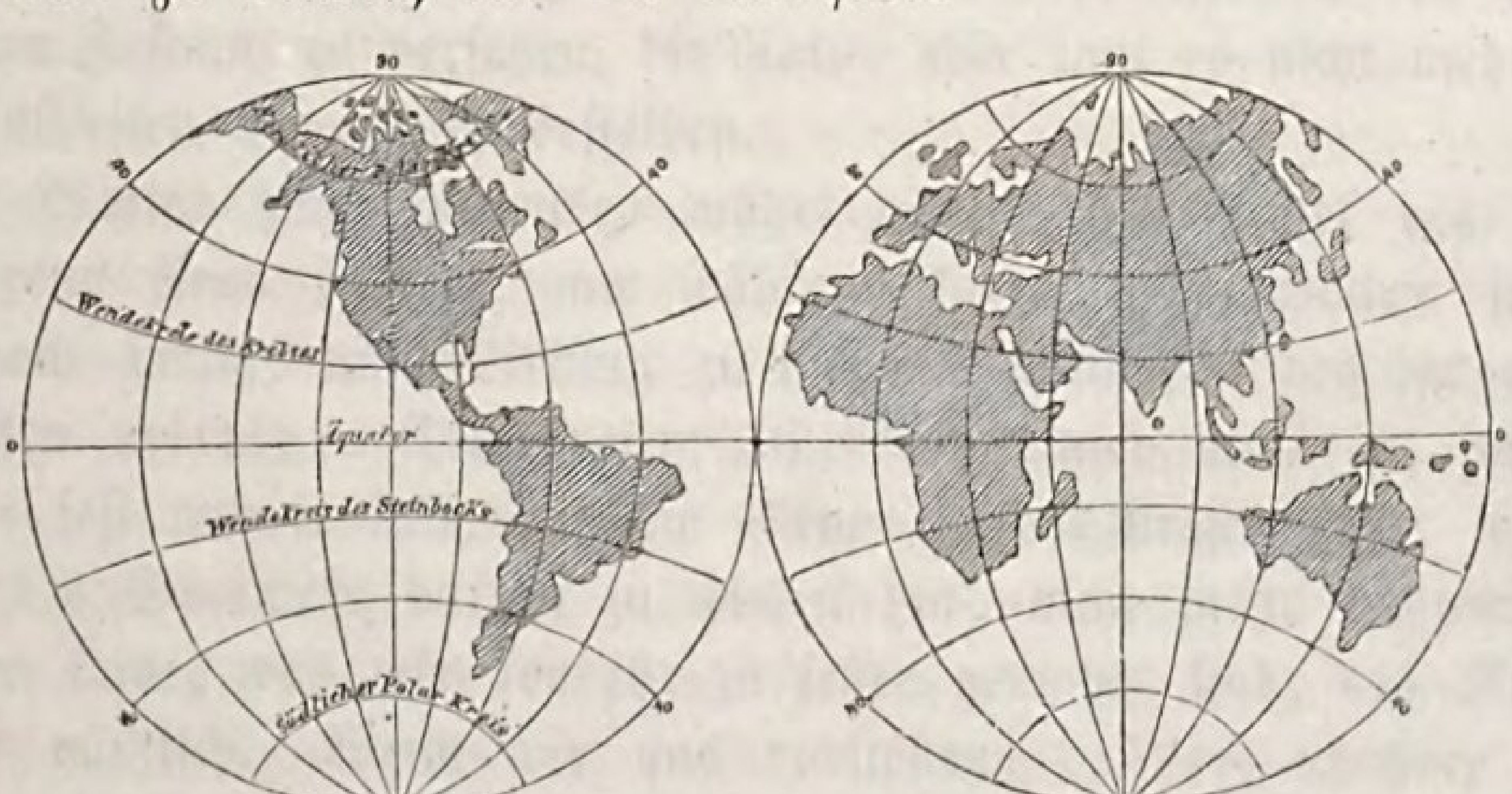
Die Zeit der großen geistigen Bewegung war angebrochen; hätte Colon die Insel Guanahani nicht erreichen können, so wäre Brasilien doch durch Cabral oder einen späteren portugiesischen Ostindienfahrer entdeckt worden, ebenso hätte man die Ruhe der Sonne und die Bewegung der Erde in dem Augenblicke entdeckt, wo mit Hülfe des neu erfundenen Fernrohrs die mondartigen Phasen der Venus und die Jupiterstrabanten gesehen worden, indem auf einen Galiläi, welcher die engenden Schranken der aristotelischen Physik durchbrach, ein Newton folgte, welcher durch die siegende Gewalt der Mathematik feststellte, was die Beobachtung und das Experiment gelehrt.

Aber allerdings sind gerade jene Entdeckung der wirklichen Weltordnung durch Köpernig hundert Jahre vor Erfindung des Fernrohrs und die absichtliche Aufsuchung der neuen Welt acht Jahre vor der zufälligen Entdeckung derselben durch die portugiesischen Seefahrer, die höchsten Triumphe des menschlichen Geistes, „und es steht“, wie Peschel sehr richtig sagt, „uns frei, die große geistige Bewegung des 16ten Jahrhunderts als eine Folge der gewaltigen Bereicherung materiellen Wissens, oder Colons glückliche Unternehmung als den ersten Tagesschimmer des anbrechenden 16ten Jahrhunderts zu betrachten.“

Nun aber ist die Bahn eröffnet und es folgen sich auf derselben kühne Segler, Eroberer auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde in ununterbrochener Reihe; jeder folgende kühner und glücklicher als sein Vorgänger und so werden bald alle Küsten der alten und der neu gefundenen Welttheile entdeckt. Mit dieser siegreichen Errungenschaft tritt wieder die Nothwendigkeit auf, nun auch das Schwierigere noch zu leisten, das Innere jener Länder kennen zu lernen, welche man bis dahin nur an ihren äußeren Grenzen umschifft hatte.

Auch in dieser Hinsicht hat sich das laufende Jahrhundert unvergänglichen Ruhm erworben, man ist von den blühenden Ufern der neuen Welt bis zu den Grassteppen und sonnenverbrannten Wüsten gelangt, man hat Asien von Nord nach Süd und von Ost nach West durchforscht, man hat das schwer zugängliche China, man hat das unnahbare, das verschlossene Japan geöffnet, man ist durch die Sanddünen und Sandmeere zu seegensreichen und bebauten Gegenden gelangt, man hat „volkreiche Länder in dem geheimnißvollen Innern von Afrika erschlossen und große, fruchtbare Fluren in dem lange gefürchteten Schooße Australiens entdeckt."

Die Resultate dieser neuesten Reisen sind noch lange nicht allgemein bekannt, die Forschungen jener berühmten Männer, deren wir oben erwähnten, noch lange nicht so gewürdigt, wie sie es sein sollten. — Ihrer Darstellung wird daher unser besonderes Augenmerk gewidmet sein und wir wollen uns bemühen, das Interessanteste Dessen, was sie erfahren und gesehen, den Augen unserer Leser vorzuführen. Es wird so eine Erdbeschreibung sich gestalten, welche frei von allem pedantischen Beiwerk das schönste und reichste, zugleich das unterhaltendste und belehrendste Material bietet, denn wir werden uns nicht zur Betrachtung der einzelnen Staaten und Reiche, ihrer Beherrscher, ihrer Verfassungen, ihrer Einwohnerzahl, kurz, nicht zur trockenen Statistik, sondern zur Betrachtung der Erde wenden, werden sie in Zonen theilen, deren Erzeugnisse, die Mannichfaltigkeit der sie bewohnenden Thiere, die Verschiedenheit der Menschenracen zeigen und überhaupt auf alles Dasjenige näher eingehen, was das Interesse des gebildeten Menschen in Anspruch nehmen muß, wenn er nur jemals versucht hat, einen Blick auf die Natur des erhabenen Schöpfungswerkes zu wenden, das wir bewohnen.



Doppelkarte der Erdzonen.

Das vor uns liegende Kärtchen zeigt uns dieses Zonengebiet. Die mittelste Linie ist der Aequator, in welchem die Sonne sich bewegt zur

Zeit der Nachtgleichen; wie sie von diesem Kreise nordwärts abweicht, bringt sie uns den Sommer, wenn sie südwärts geht, bringt sie uns den Winter. Die entferntesten Punkte, welche die Sonne vom Aequator aus erreicht, bei denen sie daher scheinbar umwendet, heißen die Wendekreise und sie sind so auf dem Kärtchen bezeichnet. Sie umschließen, sie begrenzen die heiße Zone. Auf beiden Seiten an dieselbe schließt sich die gemäßigte Zone, welche bis zum Polarkreise reicht; das ist derjenige, welcher auf unserm Kärtchen den beiden Polen am nächsten liegt. Er bezeichnet auch die Stellen, auf welchen am längsten Tage die Sonne gar nicht untergeht, so wie sie ebendaselbst am kürzesten Tage gar nicht aufgeht. Von den Polen bis zu diesen Polarkreisen erstrecken sich die kalten Zonen.

Von der nördlichen gemäßigten Zone gingen alle jene berühmten Männer aus, deren wir bereits gedacht, sie haben nach unsäglichen Anstrengungen und Aufopferungen die Resultate ihrer Forschungen in ihren Werken niedergelegt, wir dürfen nur den Speicher öffnen, den Reichthum derselben ausbreiten und genießen, wir sitzen an einer verschwenderisch besetzten Tafel.

Die Polarzonen.

Kein sterbliches Wesen hat noch die Pole der Erde gesehen. Man hat viel darüber gefabelt, man hat ein offenes Meer, man hat eine weite, in das Innere der Erde hinabreichende Oeffnung, man hat andererseits sogar lachende Gefilde dahin verlegt, aber es läßt sich beweisen, daß jene geheimnißvolle Gegend nichts als trostlose Eisfelsen einschließt, welche dort in denjenigen Zustand übergehen, den man mit dem Worte „Formation" zu bezeichnen gedrungen ist. Das Wasser wird zu einem harten, nicht mehr schmelzbaren Körper, d. h. nicht mehr schmelzbar durch die natürlichen Verhältnisse, welche ihm geboten werden. Die Kunst vermag, wie begreiflich auch am Pole selbst und zwar mitten in der Polarnacht, das Eis noch in flüssigen Zustand zu versetzen, die Natur aber thut es nicht mehr, außer an der äußersten Oberfläche desselben.

Der Winter jener Gegenden währt volle sieben Achtel des Jahres, nur während eines Achtels, nur während kurzer sechs Wochen steigt die Sonne hoch genug, um Wirkung zu haben. Während des langen Winters, dessen mittlere Temperatur 36 Grad unter Null ist, wird das Wasser so fest und so kalt, daß die Sonne in der kurzen Zeit, welche sie während des Sommers darauf zu wirken hat, nicht mehr dasjenige hervorbringen kann, was wir von ihr zu sehen gewohnt sind, das Schmelzen des Eises nämlich. Wenn wir uns vorstellen, daß die mittlere Temperatur des Winter's 36 Grad unter Null beträgt, so folgt daraus von selbst, daß es viel strengere Kältegrade giebt, man hat sie bis auf 60 Grad unter Null beobachtet, wobei man noch weit vom Pol entfernt war; welche Mengen von ihren milden Strahlen muß die Sonne aussenden, um zuerst

nur diese furchtbare Temperatur auszugleichen, das Eis bis auf 0 Grad zu erheben, von wo erst die Möglichkeit des Schmelzens eintritt.

Um dies zu erläutern, um eine Andeutung zu geben von jener dort heimischen Kälte, wollen wir nur ein Beispiel anführen. Wenn wir in unserem Winter einen weiten Weg gemacht haben und durstig geworden sind, so nehmen wir eine Hand voll Schnee, nehmen denselben in kleinen Portionen auf die Zunge, lassen ihn zerfließen und löschen so unseren Durst. Der arctische Winterschnee mit seiner grimmigen Kälte würde Demjenigen, der ihn mit der Hand aufnehmen wollte, Brandblasen verursachen, die furchtbare Kälte zerstört den Zusammenhang der Haut und bringt das Gefühl des Verbranntseins hervor. Dieser Schnee darf allerdings in ganz kleinen Partikelchen in den Mund gebracht werden, ohne diesen zu verletzen, aber die Wärme, welche verbraucht wird, um ihn zu schmelzen, wird dem Körper entzogen und der geschmolzene Schnee, welcher seiner geringen Menge wegen ohnedies nur einzelne Tröpfchen Wasser hergiebt, vermehrt den Durst auf eine höchst peinigende Weise, statt ihn zu stillen.

Wenn nun nach halbjähriger Abwesenheit die Sonne über den Horizont steigt, so hat sie vorläufig gar keine Wirkung. Nach und nach entwickelt sie Dämpfe, welche, bei der äußerst kalten Luft sogleich niedergeschlagen, zu Nebel, zu Wolken werden, zu Wolken, welche auf der Erde lagern und die Sonne hindern, ihre Wirkung auszuüben.

Wenn diese endlich zwei Monate nach ihrer ersten Erscheinung sich so weit erhoben hat, daß ihre Strahlen einige Wirkung zeigen, so schmilzt sie die Oberfläche der Eisfelder allerdings, aber sind diese einmal einen Fuß hoch mit Wasser bedeckt, so hört wieder alle fernere Wirkung auf, denn die Sonnenwärme wirkt lediglich von oben nach unten, so aber leitet das Wasser die Wärme nicht. Bei einem Eisenstabe ist es gleichgültig, welches Ende man glühend macht, das obere oder das untere, man wird immer einen halben, einen ganzen Fuß von dem glühenden Ende eine Temperaturerhöhung wahrnehmen und den Grad derselben durch ein Meßinstrument feststellen können.

Nicht so mit dem Wasser. Wenn man ein Probirgläschen mit Wasser bis zum Rande anfüllt und irgend eine Wärmequelle unter demselben anbringt, so wird seine Temperatur von unten nach oben immerfort steigen. Kehrt man das Verhältniß um, so wird man ein solches Steigen nicht wahrnehmen. Die Wärme pflanzt sich durch das Wasser abwärts nicht fort, dies ist der Grund, warum man jene ausgedehnten Felder auch im Sommer ohne alle Gefahr, wiewohl keineswegs ohne die größten Beschwerden, bereisen kann. Wenn unsere Flüsse, vom Winter her mit Eis bedeckt, die Sonnenwärme zu spüren beginnen, so überstauen sie mit Wasser,

sofort wird es gefährlich, sie zu beschreiten, denn das Wasser zehrt an dem Eise. Was fragt das Polareis darnach; ehe es von seinen 60 Grad unter Null durch die äußerst geringe Quantität Wärme, welche das Schmelzwasser abgeben kann, nur bis auf 30 Grad unter Null steigt, hat die Sonne schon zu wärmen und zu wirken aufgehört, sie neigt sich ihrem Untergange zu, der Sommer ist beendet.

Niemand wird sich darüber wundern, daß dieses am Pole geschieht, wenn er erfährt, daß es ja unter dem Aequator eben so ist, wo die Sonne denn doch um einiges stärker wirkt, als bei ihrem äußerst niedrigen Standpunkt in den Polargegenden.

In jeder Zone giebt es eine Region, eine Höhe, in der die Temperatur so niedrig ist, daß der Schnee daselbst nicht mehr schmilzt. Die Linie, über welcher dieses statt hat, nennt man die Schneegrenze und jeder Berg, der über dieselbe hinausragt, zeigt einen schneebedeckten Gipfel, dessen Mächtigkeit sich zwar während des Sommers vermindert, dagegen während des Winters durch Niederschläge aus der Luft sich auch immer wieder vermehrt. Geschieht dieses in der gemäßigten nicht nur, sondern sogar in der heißen Zone, wo die Sommerwärme und die Sonnenwirkung eine so äußerst energische ist, so sieht ein jeder leicht ein, daß in den Polarzonen, in welchen das Verhältniß sich geradezu umkehrt, von tieferem Aufthauen der mächtigen Eismassen überhaupt gar keine Rede sein könne.

Ob nicht in früheren Zeiten, ob nicht vor Millionen Jahren die Erde in der Nähe der Pole wärmer und von Pflanzen bedeckt, von Thieren bewohnt gewesen — dies ist eine andere Frage. Es sprechen viele Umstände für diese Ansicht, man hat Thiere der wärmeren Zone, Elephanten und andere, in Menge dort gefunden, eingesunken in Moder und Sumpf, darin eingefroren und durch den Frost erhalten, so daß ihr Fleisch noch vollkommen frisch und genießbar, ohne allen Verwesungsgeruch ist.

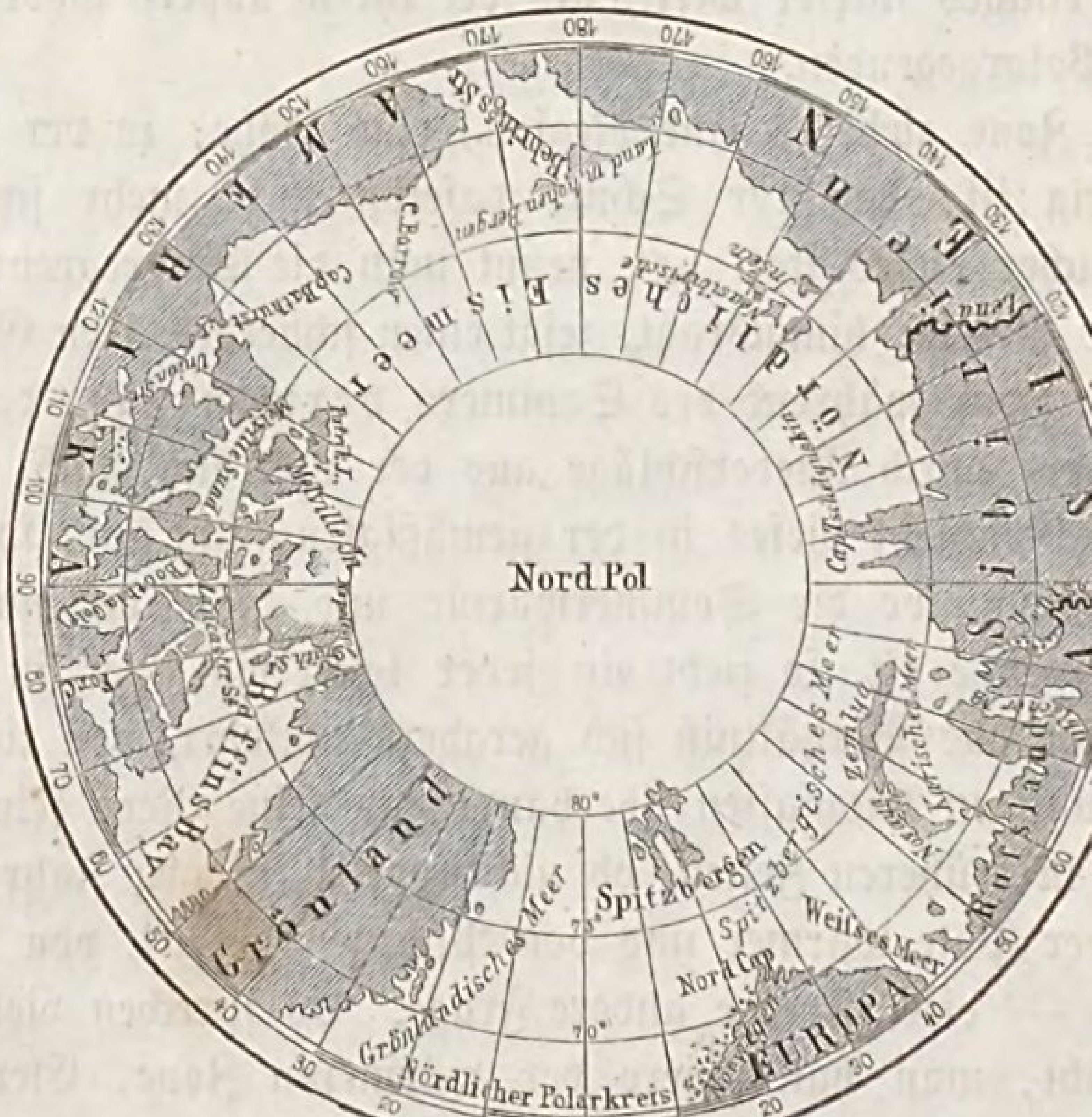
Ob diese Thiere dort heimisch gewesen oder nur dahin gewandert sind, braucht uns jetzt nicht zu kümmern, die Hauptsache ist diese, es muß daselbst einmal so warm gewesen sein, daß die jetzt feste, steinhart gefrorene Erde weich und sumpfig war und gestattete, daß die gewaltig schweren Thiere so weit darin einsanken, daß sich der Sumpf um mehrere Klafter hoch über ihnen anhäufte. Seit jener Zeit aber, seit diese Thiere überhaupt von der Erde verschwunden sind, ist jene Gegend nicht mehr so warm, daß das Eis, welches die vorweltlichen Elephanten umschließt, aufgethaut wäre, was sich eben dadurch ergiebt, daß sie frisch und gut erhalten sind.

Trotz aller Schrecken, welche der Polarkreis einschließt, haben jene Gegenden doch so viel Geheimnißvolles, so viel Wunderbares, und der

närrische Mensch ist auf das Geheimnißvolle und Wunderbare so begierig, daß unzählige Versuche gemacht worden sind, den Schleier zu lüften, welcher sie bedeckt.

Zwei großartige Zielpunkte lagen von jeher den seefahrenden Nationen vor Augen.

Unsere Karte zeigt uns den Polarkreis von dem nördlichen Theile von Europa über Nordasien hinweg, eben so über Nordamerika gehend, Grönland durchschneidend, Island berührend und wieder nach Norwegen



Die bis jetzt bekannten Länder des nördlichen Polarkreises.

zurückkehrend. Der erste Blick auf diese Karte zeigt uns, daß, wenn es möglich wäre, längs der Nordküste von Asien oder Amerika zu Schiffe von Europa bis zur Behringsstraße zu gelangen, ein ungeheurer Umweg gespart wäre, den man, um nach dem östlichen Asien oder dem westlichen Amerika zu gelangen, machen muß, der Umweg um ganz Europa, Afrika und Asien oder um ganz Amerika.

Diesen Weg zu finden, war das eine Ziel; den Pol selbst aufzusuchen, den Angelpunkt der Erde zu beschreiten, war das andere Ziel.

Dieses letztere hat ein rein wissenschaftliches Interesse und es ist deshalb von den Regierungen auch weniger unterstützt worden. Das andere aber hat außer dem wissenschaftlichen Interesse auch noch ein sehr gewichtiges, ein Handelsinteresse, daher die seefahrenden Nationen ihr Augenmerk schon seit langer Zeit auf diesen Punkt gerichtet haben.

Die Reise nach dem Nordpol versuchte zuerst Hudson, welcher im Jahre 1609 auf Kosten der holländisch-indischen Compagnie geradezu auf den Nordpol losfuhr und beinahe am weitesten unter allen Seefahrern gelangte, nämlich bis über den 81½ten Grad nördl. Breite. Nur Scoresby kam am Anfange dieses Jahrhunderts noch um ein Geringes weiter und der amerikanische Arzt und Befehlshaber einer kleinen Brigg, Kane, versichert, er sei bis zum 82sten Grade gelangt. Alle Uebrigen sind hinter diesen äußersten Punkten zurückgeblieben. Ob Land, ob Meer am Pole zu finden sei, weiß also bis jetzt noch kein Mensch, es ist ein noch zu lösendes Problem. Wir wollen unseren Nachkommen nicht den Muth rauben, indem wir sagen, es sei ein nicht zu lösendes Problem, die mechanischen und physischen Hülfsmittel, über welche der Mensch gebietet, sind bereits so groß und wachsen mit jeder neuen Erfindung so ins Riesige und Ungeheure, daß es den Verfasser gar nicht wundern würde, wenn Jemand den kühnen Gedanken hätte, eine Eisenbahn über den Nordpol hinweg zu führen. Es ist dazu nichts weiter nöthig, als wirkliches Land, festes Land. Auf der Eisscholle, auf welcher Parry seine Schlittenreise machte, von der wir später sprechen wollen, läßt sich allerdings keine Bahn anlegen, auf festem Lande wohl; wenn es gelang, die steyermärkischen Gebirge zwischen Wien und Grätz mit einer Eisenbahn zu überschreiten, so dürfte das gedachte Project auch wohl — ja vielleicht mit noch geringeren Schwierigkeiten — durchzuführen sein. Bis dieses jedoch erreicht ist, müssen wir uns mit Demjenigen begnügen, was uns jene berühmten Nordpolfahrer von der winterlichen Zone erzählt haben.

Noch unbekannter als der Norden der Erde ist der südliche Theil derselben. Auf unserer Hemisphäre wird der Polarkreis durchweg von Land berührt. Ganz Nordasien und die Spitze von Europa wird von diesem Kreise abgeschnitten, über Meer läuft er nur zwischen Europa und Amerika, dort durchschneidet derselbe Kreis theils festes Land, theils so große Inseln, daß jede einzelne derselben das Gebiet der mächtigsten europäischen Reiche übertrifft. Unsere Nordpolargegenden sind also ein gewaltiges Eismeer, rings von Land eingeschlossen.

Genau umgekehrt ist das Verhältniß auf der Südhälfte der Erde. Kein Continent reicht auch nur bis in die Nähe des Polarkreises, selbst die äußerste Spitze von Südamerika nicht. Das Feuerland liegt in der Entfernung vom Aequator, welche auf unserer Hälfte namentlich in Europa die schönsten und glücklichsten Länder, das nördliche Frankreich und das mittlere Deutschland, berührt. Allerdings ist dieselbe Lage auf der südlichen Hälfte der Erde nicht so günstig bedacht und die Patagonier, die Bewohner des Feuerlandes, sind nicht um Vieles beneidenswerther als die

Bewohner von Lappland, dennoch liegen sie viel ferner vom Polarkreise, als der alljährlich zu erreichende nördlichste Punkt im Grönländischen Meere noch vom Pole liegt.

Es hat sehr lange gedauert, bevor man sich dieses Verhältniß klar machte. Erst so muthige Leute wie Cook, Wedell und James Clark Roß sind durch die unwirthbaren Regionen des südlichen Polarmeeres gedrungen, so daß wir jetzt mit Bestimmtheit wissen, es sei nicht ein vom Land umschlossenes Meeresbecken wie im Norden, sondern es sei umgekehrt, ein vom Meer umschlossenes Land, und zwar ist diese letzte Kenntniß von der Sache nicht nur ganz und gar dem gegenwärtigen Jahrhundert angehörig, sondern die Zeit der Entdeckung liegt uns so nahe, daß die mehrsten der jetzt lebenden Menschen sich Zeitgenossen jener kühnen Südpolfahrer nennen können; vor 16 Jahren erst hat James Roß das Vorhandensein eines Südpolarlandes festgestellt.

Die Küsten, für England in Anspruch genommen, sind jedoch so unwirthbar, daß außer jenen Reisenden nie eines Menschen Fuß dieselben betreten hat, ja daß überhaupt gar keine Landthiere darauf leben und Meeressäugethiere nur die am weitesten gehenden Ausläufer dieses Landes für wenige Wochen im Jahre besuchen.

Die Phantasie der Menschen überhaupt und der Speculationsgeist der Gelehrten haben sich sehr vielfältig mit diesem problematischen Lande beschäftigt. Man war überzeugt, ein solches Land müsse da sein und ohne die Existenz eines solchen könnte die Erde nicht bestehen, nicht im Gleichgewicht bleiben. Diese Sorge ist zwar eine überflüssige, die Erde wird nicht umfallen, selbst wenn sie wider Vermuthen nicht gut abgeglichen sein sollte. Wohin sollte sie fallen? Für die Erde und überhaupt für irgend einen Weltkörper giebt es kein Oben und Unten, ferner bleibt irgend ein fester Körper, er möge Erde oder Kreisel oder Saturn heißen, wenn er einmal in Kreisbewegung gesetzt ist, in derselben und er bleibt auch in der nämlichen Lage, in welcher er die Kreisbewegung angefangen hat. Dies sehen wir selbst an der wirklich sehr ungleich mit Festland ausgestatteten Erde. Der Raum des sogenannten stillen Meeres nimmt beinahe die volle Hälfte des Erdumfanges ein und dennoch kommt dieser große Kreisel, da er einmal von der Peitsche losgelassen ist, nicht aus seinem Gleichgewicht; so würde es auch gewesen sein, wenn der Südpol kein Land gehabt hätte; allein es ist nun einmal da und Diejenigen, welche um des Geschickes der Erde willen in Sorge waren, dürfen sich beruhigen.

Aus dem südlichen Polarkreis heraus tritt nur gegenüber von Neu-Seeland und Van-Diemensland ein weniges von dem fraglichen Südpolar-Continent, eben so erstreckt sich gegenüber der Spitze von Südamerika die-

ses Land aus dem Polarkreise heraus, im Uebrigen bleibt es ganz innerhalb desselben und ist auch, außer an wenigen Punkten, so gut wie gar nicht zugänglich, denn man kann hier nur mit der größten Gefahr über den Polarkreis hinausdringen.

Auf der Nordhälfte der Erde dagegen haben wir, vom Polarkreise umschlossen, von Europa angefangen und über Asien hinweggehend, das ganze Lappland, von dem Botnischen Meerbusen an das ganze russische Lappland, bis zur Halbinsel Kola am weißen Meere, die Ausläufer des Ural und die gewaltige Halbinsel, welche zwischen dem Karischen Meere und dem Obischen Meerbusen liegt, das heißt den nördlichsten Theil des Gouvernements Tobolsk; ferner liegt innerhalb des Polarkreises die nördliche Hälfte des Gouvernements Jeniseisk, bewohnt von den Samojeden, ferner an der Lena von den Jakuten.

Weiter nach Osten liegt die gewaltige Tundra oder Moossteppe mit mächtigen Gebirgen und Flüssen, daran schließt sich das Land der Tschuktschen nördlich von Kamtschatka. Unter dem Polarkreise liegt nunmehr die Behringsstraße, durch welche man nach Amerika übersetzt; aber von zahllosen Inseln umkränzt ist noch Asien ganz innerhalb des Polarmeeres, von Nowaja Semlia angefangen bis zu den Bäreninseln, und alle diese Inseln, sind sie auch nicht bewohnt, so sind sie doch zu Zeiten bewohnbar und von den nomadisirenden Asiaten häufig besucht.

Folgen wir nun dem Polarkreise nach Amerika, so schneidet er zunächst die russischen Besitzungen durch und trennt alsdann die ganze große Masse von Festland bis zum 70. Grade und von Inseln bis zum 80. Grade von dem bewohnbaren Continent; nur auf diesem selbst wohnen noch Eskimos, auf den Inseln findet man sie nur als Reisende, aber der ganze Norden jenseits des Polarkreises ist während des Sommers zahlreich von Säugethieren besucht, worunter manche sehr mächtige, wie das große Elenn und der Moschusochse; es sind darunter auch zahlreiche Raubthiere, Bären, Wölfe, Füchse u. s. w.

Es schneidet ferner der Nordpolarkreis Grönland mitten durch und läßt auf der Westseite desselben noch viele bewohnte Gegenden nördlich von sich liegen. Endlich berührt derselbe Kreis noch die Nordspitze der Insel Island, doch kann man nicht sagen, daß sie unter demselben läge, denn in der That wird nur der nördlichste Punkt davon getroffen.

Trotz dieser glücklichen Lage der Länder um den Nordpol her, hat es doch bis jetzt noch nicht gelingen wollen, die Eisschranken zu durchbrechen, welche den Pol selbst umlagern. Die Begrenzung von Nordasien ist vollständig erforscht, man weiß, daß dasselbe gegen Norden hin durchweg vom Meere bespült ist, man weiß aber auch, daß dieses Meer, sehr häufig gefroren bis an das

Festland hin, den Seefahrern nicht gestattet, ihren Weg fortzusetzen, man hat daher den Versuch, hier durchzudringen, aufgegeben und hat die entgegengesetzte Seite des Polarkreises bereisen wollen, aber freilich eben so vergeblich, denn auf der westlichen Hälfte unserer Halbkugel ist die Temperatur sehr viel niedriger, als auf der östlichen. Die Breitengrade, welche bei uns in Europa die herrlichsten Länder berühren, finden in Nordamerika beinahe nur noch Wüsten, so der 50. Grad das britische Amerika, nämlich Canada, welches nur noch in seinem südlichsten Theile bewohnt ist, nördlich vom 50. Grade aber schon keine civilisirten Menschen mehr birgt. Dennoch hat man es nicht aufgegeben, eine nordwestliche Durchfahrt zu erzwingen oder den Pol zu erreichen.

Aber um jenem erhabenem Ziele nachzustreben, bedarf es eines großen und zähen, ausdauernden Muthes, denn unaufhörlich ist der Seefahrer vom Tode bedroht, er befindet sich in einer äußerlichen Lage, welche kaum entsetzlicher gedacht werden kann. Durchnäßt und fortwährend mit neuen Wassermassen übergossen, dabei zugleich einer Temperatur ausgesetzt, welche dieses Wasser an seinem Körper erstarren machen würde, ist er zu einer dauernden höchst anstrengenden Thätigkeit gezwungen, auf welche Weise allein er dann durch seine physische Wärme dem tödtlichen Frost wirksam entgegenarbeiten kann.

Doch nicht allein die Kälte ist's, noch andere Feinde lauern auf ihn mit einer Tücke, von welcher man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Ein weißer Nebel bedeckt Tage lang den Horizont nach allen Richtungen hin. Wie soll er seinen Weg finden, ohne die Gestirne befragen zu können? Er zündet hell glänzende Signalfeuer an, um durch dieselben seinen Weg zu beleuchten, aber er sieht nichts als den weiß schimmernden Nebel, der seine Schiffe wie mit einem Heiligenschein umgiebt, bis plötzlich in todtbringender Nähe die Gebirge der felsigen Küste vor ihm auftauchen, und er — wenn die Schiffe nicht augenblicks dem Steuer gehorchen, daran



Schiffe, bei ruhigem Wetter durch den Nebel in Gefahr.
Nach einer Zeichnung von Kane.

scheitern muß. Solch einen Moment stellt unsere Zeichnung dar — die entsetzlichste Fährlichkeit bei äußerster Ruhe und Stille des Meeres. Was wird dem Nordpolfahrer erst der Sturm bringen!

Ein Sturm im arctischen Ocean ist wohl das Schrecklichste, was dem Seefahrer begegnen kann. Ein Sturm zwischen Korallenriffen ist schon überaus gefährlich, aber man sieht wenigstens meist die Stellen, vor denen man sich zu hüten hat, die Stellen, welche Gefahr und Tod bringen, vor sich, das Wasser bricht sich an ihnen und überstürzt sich schäumend darauf. Wird das Schiff auf diese geworfen, so muß es bersten, aber es ist doch wenigstens die Möglichkeit vorhanden, diese Bauten der fleißigen Korallenthierchen zu vermeiden. So lange das Schiff dem Steuer und der Segelstellung gehorcht, kann man allenfalls noch ausweichen und an Rettung denken.

Ganz anders ist es mit den Stürmen im Eismeer, dort sind wenig Klippen, wenig im Boden des Meeres festgewachsene Felsen. So weit die Meere befahren sind, kennt sie auch der Schiffer, seine Vorgänger haben ihre Lage genau aufgenommen und sie sind in den Karten mit Sorgfalt verzeichnet. Man kann ihnen also mit ziemlicher Gewißheit ausweichen; aber dafür giebt es desto mehr bewegliche Klippen, die viel schrecklicher sind als die feststehenden, indem kein Mensch weiß, von wannen sie kommen und wann er ihnen begegnen wird. Der Sturm versammelt Millionen von Eisschollen um das Schiff, sie tanzen rings um dasselbe her, wie Schneeflocken von dem Winde gejagt, denn sie sind für das wüthend empörte Meer ein noch leichteres Spielwerk, als die leichten Dannen für die Luft.

Sind diese Eisblöcke nur von der Größe eines mäßigen Hauses, so ist die Besorgniß, wenn schon immer groß, doch nicht so groß, daß sie sich zur Angst und Furcht steigern dürfte; aber diese Schollen sind kleine Inseln, sie haben zweimal, dreimal die Ausdehnung des ganzes Schiffes. Der Sturm führt diese Eisinseln mit Gewalt gegen einander, so daß sie in tausend Stücke zersplittern. Die gewaltig bewegten Wellen führen diese Inseln thurmhoch empor und werfen sie von dem Gipfel des Wellenberges in den Abgrund des Wellenthales, sie rollen über einander, eine Scholle drückt die andere unter die Oberfläche des Wassers, im Emportauchen nimmt die größere Scholle eine kleinere auf ihre breiten Schultern, hebt sie weit über die Wasserfläche und bei der geringsten Neigung stürzt die so emporgehobene Masse und wirft eine wahre Girandola von emporsteigenden Salzwasser-Fontainen um sich und über das Schiff oder sie fällt auf eine andere Scholle und zerschlägt dabei sich und diese; da-

zwischen wogt das Schiff auf und ab, in jedem Augenblick bedroht, von zwei sich nähernden Schollen zerquetscht zu werden.

Der tapfere Capitain und die wohlgeschulte Mannschaft, welche sehr gut weiß, daß von der genauesten Befolgung und der raschesten Ausführung der Befehle die ganze Existenz des Schiffes und der Mannschaft abhängt, thun das Möglichste, um diesen zerstörenden Gewaltthätigkeiten auszuweichen. Das Schiff folgt willig jeder Bewegung des Steuers und so lange man die Eismassen sieht, ist noch nicht alle Hoffnung verloren; aber nun kommt ein Eisfelsen, den man nicht sieht: aus der Tiefe herauf steigt eine, wenige Augenblicke vorher hinabgeschleuderte Scholle, sie hebt das Schiff am Bug empor, daß es dasteht wie ein sich bäumendes Pferd und man glaubt, es müsse sich im nächsten Augenblicke überstürzen; oder die Scholle taucht am Spiegel des Schiffes empor und wirft das Steuer aus seinen Angeln oder sie legt sich neben dem Kiel unter eine der Flanken und wirft das Schiff wirklich auf die Seite, so daß es mit Mann und Maus untergeht.

Einen solchen Sturm beschreibt das Tagebuch des „Investigators", von dem Dolmetscher Miertsching geführt.

„Die Stöße des Eises waren furchtbar, der starke Wind trieb das Schiff sammt dem Eise nordwärts gegen die felsigen, hundertzwanzig Fuß hoch senkrecht aufsteigenden Wände der Südseite einer Insel, welche den Namen Princeß-Royal-Island hatte. Um nicht an dieser steilen Felsenwand zu scheitern, wurde das Schiff unter entsetzlichen Anstrengungen mit sechs Ankertauen an einer Eisscholle befestigt; wir kamen mit derselben den gefährlichen Klippen bis auf 50 Schritte nähe. Wir haben auf der See Stürme erlebt, wo beinahe alle oberen Masten herunterbrachen. So angstvoll ein solcher Sturm ist, so behaupteten doch alle Bewohner dieses Schiffes, daß zehn Seestürme nicht das Schreckliche und Entsetzliche in sich faßten, was diese einzige Nacht über die Seefahrer gehäuft.

„Siebzehn Stunden standen wir auf dem Verdeck, jeden Augenblick als den letzten unseres Lebens betrachtend. Eismassen, deren jede drei- bis viermal größer waren als das Schiff, wurden zusammengeschoben, übereinander gethürmt und stürzten dann mit donnerähnlichem Gekrache zusammen. Mitten in diesem Toben ward das Schiff jetzt auf die eine, dann auf die andere Seite geschleudert, hoch aus dem Wasser emporgehoben und, sobald das sich aufstauende Eis sich selbst zermalmend zusammenstürzte, wieder hinabgeschleudert in das tobende Meer.

„Die Fugen des Schiffes gingen auseinander und das getheerte Werg fiel heraus, ja die Fässer im Schiffsraume fingen an zerdrückt zu werden.

„Damit diese bei den Schwankungen des Schiffes nicht durcheinander

rollen, sind dieselben mit der größten Sorgfalt fest aneinander gelegt. Dermaßen wurden nun die Wände des Schiffes zusammengequetscht, daß zwei der Fässer zersprangen. Hätten wir nur irgend eine Möglichkeit gesehen, über das tobende auf- und abgeworfene Eis ans Land zu flüchten, es wäre wohl keiner auf dem Schiffe geblieben. Aber dies war weder in Booten noch auch zu Fuß möglich und deshalb mußten wir aushalten und jeden Augenblick als den letzten erwarten. Einige Matrosen, an der Rettung verzweifelnd, hatten bereits die Spirituskammer aufgebrochen und sich völlig berauscht, um so der Angst des Todes zu entfliehen.

„Das Schiff wurde auf die Seite geworfen und eine hochgethürmte Eismasse schob sich langsam über dasselbe her; man erwartete jeden Augenblick, daß die Scholle, welche in der Luft schwebte, abbrechen und 76 Menschen begraben würde. Aber in dieser entsetzlichen Lage stand das Eis plötzlich still, ohne sich im Geringsten zu bewegen. Alle waren erstaunt über diese plötzliche Veränderung, man wagte es kaum zu glauben. Das Schiff lag auf der Seite und Alle erwarteten einen erneuerten Ausbruch des furchtbaren Aufruhrs, doch Alles blieb still.“

Nur unter unsäglichen Anstrengungen gelingt es, das Schiff wieder aufzurichten, und es dürfte wohl schwer sein, sich hiervon eine richtige Vorstellung zu machen. Sehen wir die Scene an, welche uns das umstehende Bildchen darbietet, so werden wir zugestehen müssen, daß die Lage keine wünschenswerthe. Die Schollen sind haushoch und sie sollen von den schwachen Menschlein, welche sich darunter ausnehmen wie Ameisen, bewältigt werden! Wie wenig vermag die Eispicke, die Axt zu thun. Das Schiff ist umstarrt von Kolossen, größer als der ganze Bau, und von drohend darüber emporragenden Eisbergen; es ist schräge gelegt, es ist festgeklemmt und vergeblich versucht man die Kraftleistung der besten Seile und Taue, beinahe giebt es kein anderes Mittel, als Stück für Stück die Eismassen, welche „das schwache Gebild von Menschenhand“ bedräuen, wegzuhauen oder durch Schießpulver wegzusprengen, wenn dieses dem Schiffe nicht eben gefährlich werden sollte, was um so leichter möglich, als es sich gerade darum handelt, das Eis in der nächsten Nähe fortzuschaffen, damit das Schiff sich nur erst aufrichte, gerade stelle, weil es in der Lage, in welcher wir es hier sehen, gänzlich unbewohnbar ist, indem Alles übereinander rollt.

Da müssen denn die Matrosen hinaus auf die hartgefrorene Meeresfläche und arbeiten, daß, trotz 30 Grad unter dem Gefrierpunkte, sie in Schweiß gerathen und ihnen nicht bloß der Kopf raucht, sondern sie über und über dampfen und qualmen und ein jeder bald in eine Wolke eingehüllt ist, welche, auf seinen Kleidern sofort niedergeschlagen, ihn mit Reif und Schnee bedeckt.

Tagelang muß solche Arbeit fortgesetzt werden, ehe es gelingt, das Erforderliche zu thun, und wenn es gelungen, so ist Alles, was man erreicht hat, das Glück, nun endlich wieder ebenen Boden unter sich zu haben im Schiffe, stehen zu können, gehen zu können, was Alles bis dahin so wenig



Schiff im Eis eingeschlossen; Anstrengungen es wieder flott zu machen.

möglich war, als ein Glas oder einen Teller auf einen Tisch zu setzen; er macht unzweifelhaft die Reise von dem Tische abwärts auf den Kajütenboden und kommt auch hier noch nicht zur Ruhe, die Scherben gleiten auf den schräg liegenden Brettern bis in die fernste Ecke.

Soll nun dafür gesorgt werden, das Schiff wieder flott zu machen, d. h. es aus der einengenden Eisschranke, aus der Gefangenschaft zu befreien, so giebt es hierzu nur ein einziges Mittel, das Heraussägen desselben. Man muß ihm eine Bahn öffnen von einer solchen Breite, daß es möglich wird, das Schiff hindurchzuführen, ohne daß es irgendwo anstoße. Wenn, wie die nachstehende Zeichnung hiervon eine Darstellung giebt, die Eisfläche eine ziemlich gerade ist, wenn das Meer in der vollkommensten Ruhe geblieben und durch den Frost einiger Tage erstarrt ist, so macht sich die Sache noch so weit erträglich, wie wir hier sehen; es ist keine viel gefährlichere Arbeit, als das Zersägen eines Baumes von ungewöhnlicher Stärke zu Balken und Bohlen; wenn aber das Terrain ein solches ist, wie wir es auf dem obigen Bilde gesehen, so ist das Unternehmen ein überaus schwieriges, wenn nicht gar unmögliches. Im vorliegenden Falle

gelang die Befreiung keinesweges, denn „der Investigator" fror ein und mußte zum Winterquartier eingerichtet werden.



Zersägen der Eisfelder, um ein Schiff zu befreien. Nach einer Originalzeichnung von Dougall.

Aber auch bei ganz ruhigem Meere droht den Nordpolfahrern, wenn sie einmal zwischen dem Eise sind, von allen Seiten der Tod. Eisberge, mehrere hundert Fuß aus dem Wasser herausragend, mit überhängenden Häuptern, stehen da im prächtigsten Sonnenglanz, angeschienen von der Goldfarbe des niedrig stehenden Tagesgestirns. Die Sonne um Mitternacht ist nichts Besonderes. Wir können in unseren Breiten die Wirkung dieser Erscheinung an jedem schönen Tage sehen, wenn auch nicht gerade um Mitternacht, aber die Sonne um Mitternacht ist das untergehende Tagesgestirn und die Färbung, welche dieses unseren Schneelandschaften giebt, ist ganz dieselbe, welche die Polarsonne den Polarwinterlandschaften aufdrückt, so überaus prachtvoll, daß man in den versilberten und vergoldeten Wolken unseres Abendhimmels ungefähr dasselbe hat.

Ist der Himmel nicht rein, ist er bewölkt, so ist natürlich die Farbengebung eine andere, eine düstere, wie auch bei uns, wenn der Winterhimmel von schweren Wolken bedeckt ist und nur da und dort ein Stückchen klarer Himmel den Sonnenstrahlen Durchgang gestattet — die Landschaft düster genug beleuchtet ist.

Wie gering auch die Wirkung der Polarsonne sein möge, Wirkung ist doch vorhanden, das Eis thaut, es fließt an überhängenden Stellen herab, es bilden sich Eiszapfen. Aber wenn auf unseren Häusern ein Paar Zoll hoch Schnee liegt und derselbe im Strahle der Wintersonne schmelzend am Dache herunterläuft und zu Eiszapfen von einer viertel oder einer halben Elle gefriert, so verwandelt sich das von jenen Eisbergen herabträufelnde

Wasser in Eiszapfen von 50 Fuß Länge und 6 Fuß Dicke und das Schiff, welches gezwungen ist, an diesem Felsen vorüberzusegeln, kann von einem einzigen solchen Eiszäpfchen ein für alle Mal aus der Liste „Sr. oder Ihrer Majestät Schiffe" gestrichen werden.

Wirkt eine Bombe von einem Centner durch den mächtig beschleunigten Fall aus der Höhe von ein Paar tausend Fuß schon entsetzlich genug, so wirkt dagegen ein Eiszapfen von hundert Centner Gewicht durch seinen Fall aus einem Paar hundert Fuß Höhe noch viel gefährlicher. Er schlägt nicht bloß zwei oder drei Verdecke durch, er schlägt auch gleich den Schiffsboden durch und kein Schiffszimmermann hat einen Pfropfen, um solch einen Leck zu verstopfen.

Das Titelbild giebt uns die Ansicht solcher gefährlicher Eisschollen — Eisberge in der düsteren Beleuchtung des wolkigen Polarhimmels. Es ist kein Phantasiebild, es ist in aller seiner entsetzlichen Erhabenheit getreu der Natur entlehnt. Wir sehen hier den Erebus und den Terror unter den Befehlen des Capitains John Franklin durch die Eisberge segeln, so ruhig und so siegessicher, als ob ihre Bewohner so wenig Ahnung von der Gefahr hätten, welcher sie entgegengehen, wie die friedlichen Wallrosse, welche sich hier auf die Schollen zu erheben suchen, um sich der Sonne zu erfreuen.

Man kann sich diese Gefahren nicht schrecklich genug vorstellen, kein Mensch ist im Stande, sich das zu denken, was der abgehärtete Nordpolfahrer täglich vor Augen sieht. Jene gewaltigen Berge, welche unser Titelblatt zeigt und welche das Schiff um die doppelte Höhe seiner Masten überragen, sind vielleicht ganz und gar mürbe, sind durch den Sonnenschein in sich selbst so weit aufgelöst, daß es nur einer geringen Erschütterung bedarf, um sie zum Zusammenstürzen zu bringen. Darum fährt man auch in lautloser Stille daran vorbei. Brechen sie in solchem Augenblick zusammen, so ist das Schiff verloren, wäre es auch mehrere hundert Fuß von der stürzenden Eismasse entfernt und würde es auch nicht von einem Eiszapfen getroffen. Wo dieser Berg zusammenstürzt, — dessen Verhältnisse wir ungefähr übersehen, wenn wir ihn mit dem daran vorbeisegelnden Schiffe vergleichen, — öffnet er unter sich einen Abgrund und rund um ihn her erhebt sich das durch den Sturz vertriebene Wasser Haus hoch, Thurm hoch. In solcher Höhe bleibt aber das Wasser nicht stehen, sondern von allen Seiten stürzt es nach der Vertiefung zurück, aus welcher es so eben emporgehoben wurde.

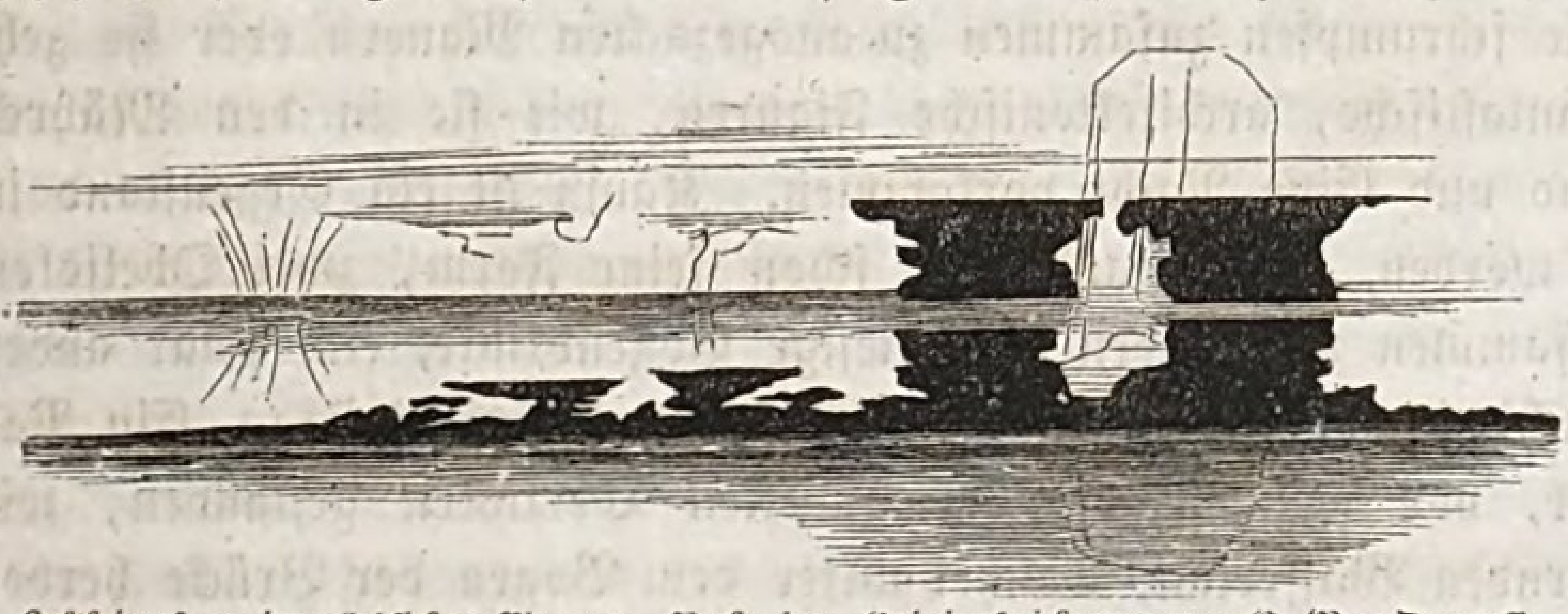
Das Schiff, welches in diesem Kessel befindlich ist, zuerst emporgeschleudert, wird nunmehr zurückgerissen nach der Tiefe und wird begraben unter den von allen Seiten darüber herstürzenden Wasserbergen.

So schrecklich dies ist, so erscheint doch auch mancher schöne Augen-

blick für den Seefahrer, ja es giebt Erscheinungen, welche selbst die rohe-sten Naturen, wie sie nur unter den Matrosen vorkommen, zum Staunen, zur Bewunderung hinreißen.

Eine solche Erscheinung ist der Eisblink. Ueber der kalten Eisschicht bringt die wenn auch nur schwach wirksame Sonne doch eine Erwärmung der nächsten Luftschichten hervor, welche bedeutend genug wird, um das wunderbare Phänomen der Luftspiegelung zu zeigen. Unter günstigen Umständen glaubt der Seefahrer die Tragweite seines Blickes bis in unendliche Fernen gerückt, er sieht die Schollen und die Eisberge, welche den Horizont begrenzen, sich scheinbar erheben, es sind aber nicht diese, sondern es sind die weit außerhalb seines Gesichtskreises liegenden, durch die Krümmung der Erde verborgenen Theile des Meeres, welche er erhoben sieht durch diese Strahlenbrechung, von der ungleich erwärmten Luft verursacht.

Unser Bildchen zeigt uns eine solche Scene, wie sie von einem Schiffe in der Baffinsbai aufgenommen worden. Die Verzerrungen der Gegen-stände im Hintergrunde werden lediglich durch die Brechung in der unter-sten Luftschicht hervorgebracht. Die Spiegelbilder, welche man darüber in



Luftspiegelung im nördlichen Eismeer. Nach einer Originalzeichnung von G. Mac Dougall.

der Luft schweben sieht, rühren von derselben Erscheinung her und man kann sie mit jedem Glase Wasser wiederholen, denn die Oberfläche dessel-ben spiegelt nicht allein, wenn man von oben her auf die Fläche des Gla-ses sieht, sondern auch, wenn man mit dem Auge tiefer steht, als die Wasserfläche in dem Glase sich befindet.

Auf solche Art sieht man nicht blos Schollen und Eispyramiden und Blöcke von wunderbaren Gestalten, sondern man sieht fernsegelnde Schiffe, welche weder durch das Auge noch durch das Fernrohr gesehen werden könnten, weil sie in der That unter dem Horizonte liegen. Man sieht so fern gelegene Schiffe dergestalt deutlich, daß man an ihrer Takelage, an ihrem Seilwerk und ihrer Segelstellung zu erkennen vermag, welcher Na-tion sie angehören, oder wohl gar selbst das Schiff als ein bestimmtes Individuum bezeichnen kann, wie z. B. Scoresby in einem solchen Falle das Schiff seines Vaters erkannte, obwohl dasselbe mehr als zwölf deutsche

Meilen von ihm entfernt war, also auf gewöhnliche Weise, oder, wie wir vielleicht sagen würden, auf natürliche Weise, gar nicht sichtbar war.

Die unnatürliche Weise, durch welche es sichtbar wurde, war eben die starke Brechung der Lichtstrahlen durch die ungleich erwärmte Luft, welche brennglasartig, zugleich vergrößernd und über den Horizont erhebend wirkt und solchergestalt das Schiff sowohl sichtbar macht, als dem Auge um ein Beträchtliches näher rückt.

Diese Luftspiegelung, von dem Seefahrer Kimmung genannt, bringt so wunderbare als unterhaltende Täuschungen hervor. Oft sieht man das Schiff von blauen und schwärzlich gegliederten Basaltsäulen umgeben, ein andermal sehen die schwebenden Eisstücke wirklich dem mit Bergen besetzten Lande so täuschend ähnlich, daß die erfahrensten Offiziere irre geführt werden. Ein andermal glaubt man wieder eine Stadt mit zahlreichen Thürmen zu sehen, aber, was so wunderbar dem Seefahrer entgegenlacht, ist nichts Reelles, denn das Bild ändert sich fortwährend. Die breiten Thürme werden schlanker und höher, sie werden zu Obelisken und Minarets, die Häuser werden zu gigantischen Bauten, zu mächtigen Pyramiden oder sie schrumpfen zusammen zu ausgezackten Mauern oder sie gehen über in phantastische, architektonische Figuren, wie sie in den Mährchen von Tausend und Eine Nacht vorkommen. Kaum ist ein Gegenstand ins Auge gefaßt worden, so verwandelt er schon seine Form, zwei Obelisken neigen sich zusammen und bilden eine riesige Bogenbrücke, ein Paar andere legen sich flach nieder und bilden die Straße zu dieser Brücke. Ein Palast, ein Tempel, vor welchem die verwandelten Obelisken gestanden, wird zum flimmernden Wasserfall, welcher unter dem Bogen der Brücke hervorschießt.

Adalbert von Chamisso beschreibt die Luftspiegelung am Kotzebuesund, an der nördlichen Küste von Amerika. Er sah eine Wasserfläche, einen spiegelnden See vor sich, in welchem sich das verkehrte Bild eines Berges malte, der dicht hinter dieser Wasserfläche lag. Chamisso ging auf den Berg zu und erreichte ihn trockenen Fußes, aber Derjenige, welcher an der Stelle zurückgeblieben war, von welcher die Erscheinung betrachtet worden, sah Chamisso in diesem Wasser immer tiefer sinken, bis nur noch der Kopf zu sehen war, dann erhob sich dieser aus dem Wasser wieder und warf sein Spiegelbild zurück, so daß er — der wandelnde Chamisso — doppelt so lang erschien, als er wirklich war.

Für den Nordpolfahrer könnte diese Kimmung einen großen Werth haben, denn sie zeigt ihm wie auf einer Karte ausgebreitet dasjenige, was weit außerhalb seines Gesichtskreises liegt, aber zugleich ist die Unsicherheit dieses Bildes so groß, daß niemals ein Verlaß darauf ist, denn eben so gut können die in der Luft abgespiegelten Eisflächen eine Täuschung

der Sinne sein, wie es die Paläste, Tempel und kolossalen Statüen sind, welche aus dem Meere auftauchen.

Kolossal sind die Massen des Eises, welche sich dem Nordpolfahrer entgegenthürmen, aber nicht allein diese sind es, welche ihm Gefahren bringen, ihn mit dem Tode bedrohen, sondern auch die schwachen, dünnen Eisschollen, deren Entstehen auf offenem Meere man kaum begreift, bringen ihm Verderben.

Als Kane auf seiner zweiten Reise zur Erforschung von Franklins Schicksal ein ungewappnetes Boot ausschickte, war dasselbe schon nach einer Stunde nicht mehr seetüchtig, die dünnen Eisschollen, welche wir auf unserer Flußschifffahrt gar nicht der Beachtung werth finden, erhalten durch die grimmige Kälte der Polargegenden eine Härte, welche sie dem Granit ähnlich macht; diese dünnen und scharfen Eisschollen, durch welche sich das Boot hindurchdrängen mußte, hatten es in der Höhe des Wasserspiegels dergestalt durchfeilt und durchsägt, daß es eiligst gewendet werden mußte, denn sein oberer und sein unterer Theil hingen kaum mehr zusammen.

Die Schiffe selbst sind gepanzert, sie haben in der Wasserlinie einen klafterbreiten Beschlag von starkem Eisenblech. Als dieses Beispiel von der Gewalt des Eises an dem Boote wahrgenommen wurde, hielt man es jedoch für nöthig, die Schiffe nochmals mit Blech zu beschlagen.

Es ist viel gestritten worden über die Art, wie die verschiedenen Eisgattungen entstehen. Bei den großen, fußdicken Tafeln, welche vollkommen eben sind, ist leicht einzusehen, daß sie sich in großen, landumschlossenen Buchten, vielleicht in der Ruhe einer Nacht gebildet haben, daß sie dann, durch die Fluth gehoben, von dem Lande abgebrochen, umgekehrt wieder durch die Ebbe hinausgeführt sind ins hohe Meer.

Solche Tafeln pflegen sich besonders viel während der Frühjahrszeit zu zeigen; diese sind natürlich, wenn schon von gleicher Entstehung, doch von höherem Alter, also auch sehr viel mächtiger an Masse. Wenn sie nunmehr in das offene Wasser hinaustreiben, so schlägt die Frühjahrsfeuchtigkeit sich an ihrem Rande nieder, es bilden sich Schneehaufen rings umher, die schwimmende Tafel wird nach und nach zu einer Schüssel, in deren Mitte sich eine Wasserfläche bildet von einer Ausdehnung, welche auf dem Festlande für einen tüchtigen See gelten würde.

Aber bei der scharfen Kälte des arktischen Winters und bei der heftigen Ausstrahlung gegen den tiefblauen, unumwölkten Himmel entstehen große Eisfelder auch mitten auf dem ganz freien Meere. Man kann dies vom Schiffe aus sehr wohl beobachten.

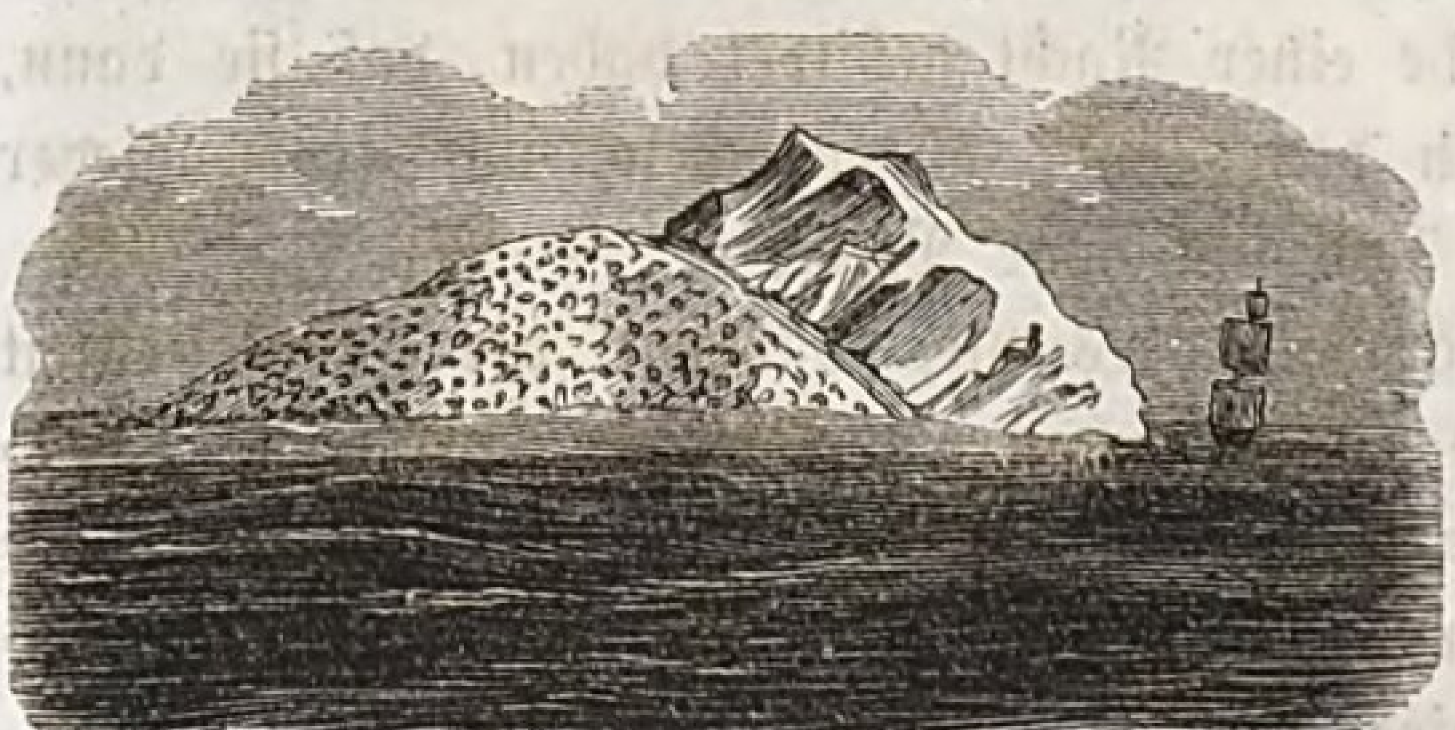
An unzähligen Stellen zugleich, vorzugsweise an den Wänden des Schiffes selbst, bilden sich Eisnadeln, welche in das freie Wasser hinaus-

schießen und an welche sich wieder unzählige Nadeln heften, anhängen, sich weiter ausbilden und immerfort an Zahl und Stärke zunehmen.

Vernachlässigt der Seefahrer die Hinwegschaffung dieses Eispanzers eine einzige Nacht, so sitzt das Schiff mitten in einer großen Eisscholle, ein Spiel der Winde und der Wellen, denn es ist nicht mehr zu lenken, daher wird immerfort mit langen Eisspeeren abgestoßen, was sich solchergestalt an dem Schiffe festsetzt.

Aber auch fern vom Schiffe, mitten auf dem Meere, entsteht dieses Eis, anfangs aus Körnchen wie Hagel, welche sich in wenig Minuten zu Schollen von Tellergröße ausdehnen, auf dem Wasser umherschwimmend, als wären es Glasscheiben. In sehr kurzer Zeit reihen und schieben sich diese kleinen Massen, welche der Seefahrer Pfannkucheneis nennt, übereinander; daß sie aneinander haften, ist bei einer Kälte von 20 oder 30 Grad unter Null Sache des Augenblicks der Berührung. So geht es in unglaublicher Geschwindigkeit fort, immer neu sich bildend rücken die schmalen Scheiben übereinander, man kann zusehen, wie jede Scholle sich vergrößert und wie nach und nach sie die Beweglichkeit untereinander verlieren und zu einer großen Masse werden, die, durch den heftigen Frost immer verstärkt, zu einer Mächtigkeit anwächst, welche man sich nicht gefährlich genug denken kann.

Die größten Eismassen müssen jedenfalls eine von der hier gedachten sehr verschiedene Entstehung haben. Unsere Zeichnung giebt uns einen Eisberg von sonderbarer Form. Derselbe scheint auf einer Seite wie von Würmern angefressen, auf der anderen Hälfte hat er die ganz gewöhnliche Beschaffenheit solcher großer Eisschollen. Was wir hier sehen, ist ein g e k e n t e r t e r Eisberg. Die schräg laufende, tief eingefressene Rinne bezeichnet seinen ehemaligen Wasserstand und der weiße Theil war ursprünglich seine obere, mit Schnee befallene Fläche; sie läuft, wie wir noch jetzt sehen, parallel mit dem Einschnitt, den das Meer durch den Wellenschlag gemacht hat. Dieser Berg hatte also ursprünglich eine andere Lage, ist unter Wasser tausendfältig angefressen worden, wovon wir die Spuren an der einen Hälfte sehen, hat endlich das Gleichgewicht verloren und sich auf die Seite gelegt; es gehört dazu nur das unregelmäßige Abschmelzen



Umgestürzter Eisberg in der Melvillebay.
Nach Kane.

eines Theiles, daß dieser Fall eintrete; wehe aber dem Schiffe, in dessen Nähe er eintritt, denn diese Berge sind schwimmende Inseln von 200 bis 300 Fuß Höhe, folglich muß die Masse, um zu schwimmen, acht mal so tief im Wasser stehen, und wenn eine solche Masse eine wälzende Bewegung macht, so sind die Wellen, die dadurch entstehen, so übernatürlich groß und unregelmäßig, daß auch der stärkste Bau von Menschenhand ihnen nicht Widerstand leisten kann.

Die Seefahrer erzählen von Eisbergen, welche 1000, ja 1500 Fuß hoch aus dem Wasser herausragen; dies würde voraussetzen, daß sie 12000 Fuß tief in das Meer hinabreichen. Obwohl nun das Meer tief genug hierzu ist, so ist doch die Wahrscheinlichkeit, daß Eismassen sich bis zu solcher Höhe anhäufen, keineswegs so groß, daß man das ganze Factum unbedenklich zugeben könnte.

Die Sache erklärt sich einfach daraus, daß diese Eisberge nicht schwimmende, sondern feststehende sind, welche also bei 1500 Fuß über dem Wasserspiegel vielleicht noch nicht 100 Fuß unter demselben messen. Diese Eismassen bilden sich auf dem Lande. Der kurze Sommer thaut nicht auf, was ein sechs- bis achtmal so langer Winter geschaffen hat. Hierdurch wird eine immer wachsende Mächtigkeit des Eises auf dem Lande sehr natürlich und begreiflich, und dieses Wachsen würde gar keine Gränzen haben, wenn nicht in den Polarregionen dasselbe Phänomen sich zeigte, was wir auf den Alpen alljährlich zu beobachten Gelegenheit haben, nämlich die Gletscherbildung.

In einem schräg nach dem Meere zu vorlaufenden Thale (auf den Alpen in einem eben solchen Thale, welches nach den Wäldern oder den bewohnten Gegenden sich öffnet) häuft sich während der hiezu günstigen Jahreszeit Schnee und Regen in großen Massen. Der Schnee wird durch den Regen befestigt, sintert zusammen, der Frost der Nacht verwandelt denselben in Eis.

Nach langer Zeit, wenn wir nach menschlichen Epochen rechnen, — nach kurzer Zeit, wenn wir Epochen der Natur zum Maßstab nehmen, — hat sich die Schnee- und Eismasse so gehäuft, daß sie auf ihrer Unterlage, durch ihre eigene Last getrieben, abwärts gleitet.

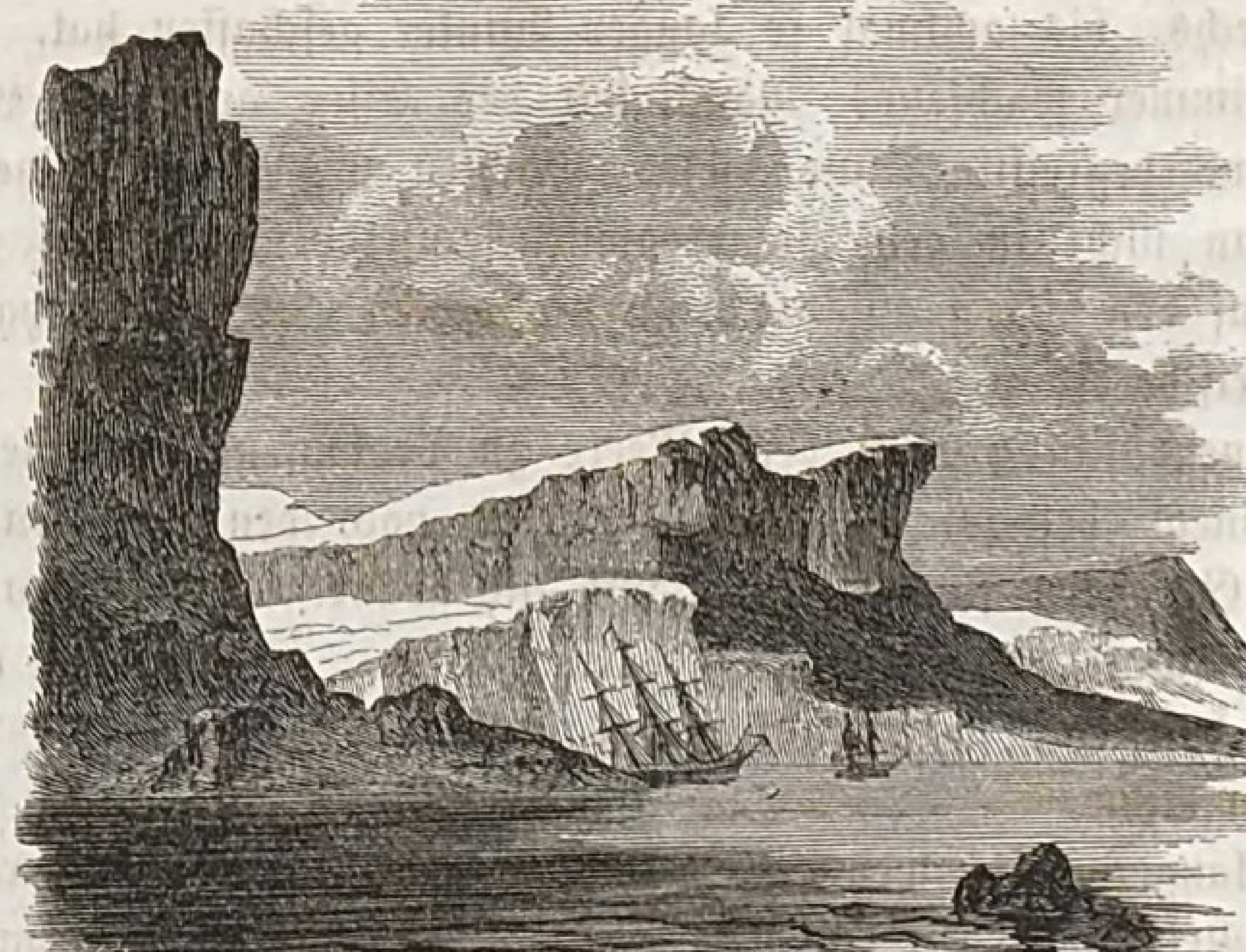
In den Alpen gelangt unter solchen Umständen die Eismasse in Gegenden, in denen sie schmelzen kann, in denen sie nicht mehr im Stande ist, der Sonne erfolgreich Widerstand zu leisten. Dies ist die Gränze. Wo während des Sommers soviel von dem Eise verzehrt wird, als der Winter anhäuft, da hört der Gletscher auf und diese Gegend heißt die Schneegränze.

In den Polargegenden sinkt die hoch aufgethürmte Eismasse in das

Meer; hier wird gleichfalls aufgezehrt, was die günstige Jahreszeit geschaffen hat, entweder dadurch, daß von unten her durch das wärmere Meerwasser immerfort an dem Eise geleckt und es solchergestalt geschmolzen wird, oder dadurch, daß die compacte Eismasse auf dem schräg verlaufenden Meeresboden tausende von Schritten abwärts gleitet, bis dieselbe unter Wasser 6—7mal größer ist, als über dem Wasser.

Nun wird die Masse getragen, sie ruht nicht mehr auf dem Boden, das Wasser hebt sie schon und wenn jetzt, nachdem der Gleichgewichtspunkt erreicht ist, ein Sturm das Meer bewegt, zu hoch gehenden Wellen treibt, so bricht auf einmal die ganze ungeheure Masse von dem Nachschub, der auf dem Lande liegen bleibt, ab. Die Zeichnung giebt uns einen solchen weit in das Meer geschobenen Gletscher und zeigt uns auch die winzigen Schifflein in seiner Nähe, von der Oberfläche desselben weit überragt.

Aber dieser Gletscher ist nur klein, seine Höhe beträgt kaum 200 Fuß und er liegt vielleicht nur halb so tief im Wasser; wird er soweit gesunken



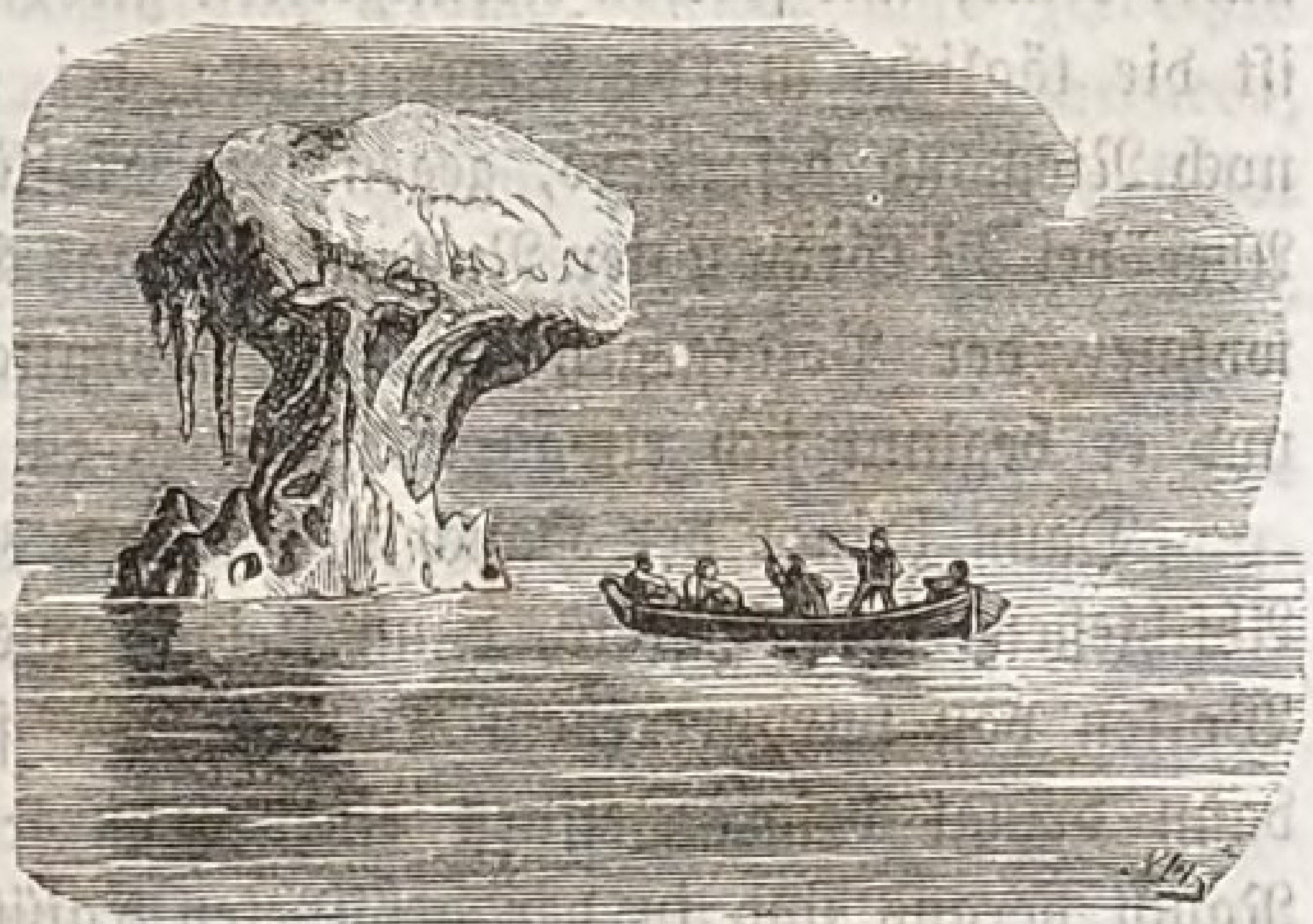
Grönländischer Gletscher in der Melvillebay. Nach einer Zeichnung von Kane.

sein, daß das schwankende Meer ihn abbricht, so wird er endlich, zur Ruhe gekommen, vielleicht kaum 40 Fuß aus dem Meere hervorragen; aber es wird Fälle geben, in denen die rechts und links emporstarrenden Klippen von der Eismasse vollständig ausgefüllt werden und dann wird der nahende Schiffer uns erzählen, er habe Eisberge von 1000 Fuß und mehr Höhe gesehen. Dies ist auch soweit ganz richtig, nur waren es nicht schwimmende, sondern feststehende Eisberge, und wenn dieselben vom Festlande

abbrechen und frei im Meere umherschwimmen, so werden sie dessen Fläche noch nicht um 200 Fuß überragen, aber es giebt dergleichen unzweifelhaft und unser Titelbild zeigt dieselben in all ihrer gefährlichen Majestät.

Ganz wunderbar werden mitunter die Gestalten solcher Eisblöcke, wenn sie sich nach und nach abgeschliffen, abgestoßen und verkleinert haben. Scoresby giebt an, daß die Mannigfaltigkeit so groß sei, daß man geneigt sei, den Zeichenstift gar nicht aus der Hand zu legen, sondern nur immerfort zu skizziren, was sich wunderbares den Blicken offenbart. Von Thürmen und Obelisken haben wir bereits gesprochen. Die am häufigsten wiederkehrende Form soll die eines großen runden Tisches mit einem Fuße sein, aber er beschreibt auch eine riesige Statue, welche täuschend der Figur des Theseus aus weißem Marmor ähnlich ist, wie dieselbe sich in dem Londoner Museum befindet.

Auch Kane beschreibt und zeichnet dergleichen Erscheinungen, wie uns die hier beigegebene Figur eine solche wiedergiebt; wir würden sie für einen Pilz ansehen können, wie ihn etwa die Titanen gebrauchen möchten, wenn sie ein Gericht gebratener Schwämme haben wollten; andere sehen aus wie große runde Tische, noch andere haben die Gestalt von Seevögeln, von Festungswerken 2c.; wunderbar genug, wenn man bedenkt, daß nur der Zufall die Gestaltung hervorgebracht hat.



Wunderbare Eisgestaltung im Grönländischen Meere.
Nach einer Originalzeichnung von Kane.

Kein Mensch vermag die staunenerregende Wirkung des Frostes sich so vorzustellen, wie Polarreisende dieselbe beobachtet haben. Noch im Mai, wenn schon die Sonne seit einem Monat wirksam ist, friert das Wasser auf den Verdecken der Wallfischfahrer. Eine Schüssel mit Wasser frei hingestellt, bildet binnen weniger als einer Stunde einen compacten Eisklumpen, welcher, unverletzt aus der Schüssel genommen, ein schönes Brennglas darbietet, womit die Leute auf Scoresby's Schiffen sich der Merkwürdigkeit wegen an den Strahlen der Sonne die Pfeifen anzündeten. Ein Brennglas aus Eis, das war ihnen etwas noch nicht Dagewesenes. Ein Brennglas aus Wasser können wir uns jeden Augenblick darstellen, wenn wir zwei gleich große Uhrgläser an einander kitten und den Zwischenraum mit Wasser füllen.

Aber wenn die Kälte im Mai noch so groß ist, und im September schon wieder, wie mag sie erst im December und Januar sein. Die Branntweinflasche friert den Männern, die daraus trinken wollen, am Mund fest. Branntwein ist daher gar kein Getränk, welches man dorthin mitführt; man nimmt den stärksten Spiritus und verdünnt ihn kurz vor dem Trinken mit der Hälfte Wasser, so daß er einen Branntwein von etwa 50 Procent Weingeist-Gehalt bildet, der dann wenigstens nicht sogleich friert; gewöhnlich aber trinkt man den zwar schwächeren, aber dafür heißen Grog und trinkt ihn nicht außerhalb des Schiffes, wie man denn überhaupt mit dem Genusse des Branntweins sehr vorsichtig sein muß, so lange man sich im Freien befindet, denn auf die anfängliche Erwärmung folgt stets eine höchst gefährliche Erschlaffung und Abspannung, welche, wenn man derselben nachgiebt, immer zum Tode führt.

Die Temperatur sinkt während des Winters immer tiefer herab, nicht wie man wohl bei uns gewohnt ist, zu 4 und 6, oder höchstens zu 15 Grad unter Null; mit solchen Kleinigkeiten giebt man sich dort nicht ab, 20 Grad ist die tägliche milde Temperatur; bei einer Kälte von 25 Grad friert noch Niemand besonders, gegen ihre Einflüsse vermag man sich zu schützen. Aber bei 32 Grad unter Null gefriert das Quecksilber; da verlassen den Bewohner der Polargegenden die gewöhnlichen Hülfsmittel der Erwärmung und er beginnt sich etwas unbehaglich zu fühlen.

Dann bringt der Hauch des Mundes die Erscheinung hervor, wie das Abschießen eines Pistols, dann steigen aus dem Rohr des geheizten Ofens Wolken von purpurrothem Dampf, der sich alsbald schwarz niederschlägt, dann dringt beim Oeffnen einer Thüre ein breiter Strom von weißem Rauch heraus und in der geöffneten Kajüte fällt Schnee, alle Speisen werden steinfest und jede in ihrer Art so eigenthümlich verändert, daß es große Aufmerksamkeit kostet, sie zu erkennen, falls der Inhalt der Fässer nicht mit breiten schwarzen Buchstaben darauf geschrieben ist. Backobst hält man für Chausseesteine, Chokolade, in großen Blöcken verpackt, springt bei der Bearbeitung mit der Axt in glänzenden Stücken aus einander als wäre es schwarzer Feuerstein, Sauerkraut gleicht grobem Talkschiefer, es mußte ein Brecheisen mit scharfer Schneide angewendet werden, um soviel loszueisen, als ein Gericht für ein halbes Dutzend Leute fordert. Der braune feuchte Rohzucker ist eine compacte grobe Sandsteinmasse geworden; um zu ihm zu gelangen, schneidet man das ganze Faß mit einer Säge quer durch und schneidet dann von dem so halbirten Fasse, parallel mit dem ersten Schnitt, eine Scheibe ab. Sind die Stückchen von den Faßdauben mit der Axt heruntergeschlagen, so sieht eine solche Scheibe von Zucker täuschend

aus wie ein großer Schleifstein von grobem Korn. Butter und Speck springen unter der Axt wie Glas mit muschelförmigem Bruch.

Will man zu dem Fleisch gelangen, welches zäher ist als andere Substanzen, und nicht unter der Axt zersplittert, so thut man am besten, es in die Kajüte zu bringen und darin so lange zu lassen, bis die nöthige Menge sich erweicht hat; aber dies geht sehr langsam, denn eine Tonne von 2 Fuß Durchmesser und 3 Fuß Höhe war nach zwei vollen Tagen noch nicht tiefer als 2 Zoll aufgethaut und weiter nach dem Innern zu so fest, daß man sich damit begnügen mußte, die gedachten 2 Zoll abzulösen und zu warten, bis nach ein Paar Tagen wieder ebensoviel aufgethaut sein würde. Man thut dies aber sehr ungern, denn eine solche Tonne nimmt gewaltige Mengen von Wärme in Anspruch, bevor sie aufgethaut ist und alle diese Wärme wird der Kajüte entzogen.

Gefrornes bekommt man in viel größeren Mengen als man es zu haben wünscht; taucht man einen metallenen Löffel in mäßig warme Milchsuppe, so hat man darauf eine angenehme Crême, welche man zerbeißen muß, statt sie wie gewöhnlich zu verschlucken. Will man einem Kameraden, der draußen Wache steht, ein Glas Punsch geben, so bekommt er dasselbe sicher als Punsch-Glacé in die Hand; er wärmt sich nicht die Hand dabei, sondern erfriert die Fingerspitzen.

Kane beschreibt einen Spaziergang bei solcher Kälte; er sagt, das Thermometer dürfe dabei nicht 32 Grad unter Null stehen und man müsse den Mund für die ersten paar Minuten zumachen und die Luft behutsam durch Nase und Schnurrbart einziehen:

„Du wirst alsbald eine trockene, scharfe, aber wohlthuende und angenehme Atmosphäre athmen. Bart, Augenwimpern und der weiche Flaum an den Ohren überziehen sich mit einer zarten, weißen und ununterbrochenen Decke von ehrwürdigem Reif. Schnurrbart und Unterlippe dienen ganzen Reihen von Eiszapfen zum Stützpunkt, strecke die Zunge heraus und sie gefriert sofort an dieser Eiskruste fest und es gehört ein rascher Ruck und einige Beihülfe der Hand dazu, sie wieder loszumachen. Je weniger Du sprichst, desto besser. Das Kinn spielt Einem gar zu gern den Streich, durch Vermittelung des Bartes an die obere Kinnlade anzufrieren; selbst die Augen sind mir oft so zugeklebt gewesen; ich will damit sagen, daß selbst ein Augenzwinkern eine gefährliche Sache ist. Während man weiter geht, fühlt man allmählig, daß die metallenen Theile der Flinte mit einer Empfindung wie von heißem Wasser durch zwei dicke wollene Handschuhe hindurchdringen.

„Aber Alles das fühlt man nur, wenn man dem Wind den Rücken zugekehrt hat; und wer sich gehörig an das Polarklima gewöhnt hat, bei

dem folgt jetzt schon einem reichlichen Schweiß ein wohlthuendes Gefühl der Wärme. Jetzt dreh Dich einmal um, dem Wind entgegen; welch eine Veränderung! Wie die Atmosphären weggeweht werden, wie durchdringend die Kälte am Rücken hinunterkriecht und in die Taschen hinein! Hui! ein Taschenmesser, das bis jetzt, wie Bob Sawyers Apfel in den Pickwickiern, unangenehm warm, in der Hosentasche stak, ist nun auf einmal kalt wie Eis und heiß wie Feuer; rasch zurück nach dem Schiffe! Einmal überfiel mich ein stärker werdender Wind drei englische Meilen von unserem Winterhause, und ich hoffte kaum die Brigg wiederzusehen. Morton, der mich begleitete, erfror die Backen und ich fühlte das lethargische Erstarren, von dem die Bücher oft erzählen.

„Ich will berichten, wie es Einem dabei zu Muthe ist, denn zweimal habe ich die Erfahrung davon gehabt. Hat der Leser jemals den Schlag einer elektrisch-magnetischen Maschine und das eigenthümlich einschlafende Gefühl empfunden, das sich bis in das Ellenbogengelenk erstreckt? Nimmt man diesem seinen schlagartigen Charakter und denkt man es sich durch den ganzen Körper vertheilt, so kann man sich einen Begriff von dem sogenannten wohlthuenden Gefühl des beginnenden Erfrierens machen. Es scheint sich selbst bis auf das Gehirn auszudehnen. Seine Trägheitskraft nimmt zu; Alles um uns scheint schwerfällig und schwerwiegend zu werden, und das ganze Vergnügen besteht im Nachgeben gegen eine Neigung sich nicht zu rühren und sich ein Ankämpfen gegen den uns überwältigenden Schlummer zu ersparen, das ist, vermuthe ich, die wohlthuende Schläfrigkeit, von der die Bücher sprechen."

Solche Temperaturen, wie diejenigen, deren Wirkung Kane hier beschreibt, sind aber durchaus nichts Seltenes, der Winter bringt dieselben nicht nur in ununterbrochener Reihe, sondern er bringt noch viel größere Kälte-Grade, so daß man 60 Grad C. unter Null sehr oft gezählt hat, wiewohl nicht mehr am Quecksilberthermometer, welches unbrauchbar wird, da das Quecksilber gefriert, wohl aber am Weingeistthermometer; und wenn dieses 60 Grad zeigt, so muß die Temperatur noch viel weiter gesunken sein, weil die Grad-Eintheilungen der mit Weingeist gefüllten Thermometer durchaus falsch und so eingerichtet sind, daß die Grade im Vergleich mit dem Quecksilberthermometer viel zu groß sind.

Wie hält man solche Temperaturen aus. Die armen Bewohner dieser Gegenden haben nur Thran als Heizmittel und haben nicht wollene Bekleidungsstücke, sondern nur Thierfelle, aber sie wissen sich doch gegen den grimmigen Frost zu schützen. Wir sehen hier einige Leute aus jenen Gegenden: die mittelste Figur zeigt uns einen derselben im Staatskleide, wie wir sehen ganz von Pelz, mit einer Kappe, welche sich hier als Kragen

gestaltet, auf den benachbarten Bildern jedoch in ihrer wirklichen Bedeutung sichtbar ist; was indessen das eigentlich Characterische an diesen Kleidungsstücken ist, läßt sich durch die Zeichnung keineswegs geben. Die Kleidungsstücke sind nämlich doppelt, von den Füßen bis zum Kragen ist der Mann



Eskimos. Nach einer Zeichnung von Kane

oder die Frau bekleidet mit solchen Jacken und Hosen, wie die Figur dieselben hier zeigt, aber während bei den sichtbaren Kleidungsstücken der Pelz nach außen gekehrt ist, so ist derselbe bei der gesammten Unterkleidung nach innen gekehrt. Sehr vernünftig bedecken sie ihren bloßen Körper mit dem zarten, weichen Felle der Lemminge und sie ziehen, wenn sie ausgehen wollen, hierüber erst die Kleidung, welche das Pelzwerk auswendig hat. Man sagt, daß so geschützt, sie allerdings im Stande seien, sehr schweren Kältegraden zu widerstehen.

An übermäßiger Schönheit leiden die Eskimos allerdings nicht, wie wir aus unseren Zeichnungen sehen können; der Mann in der Mitte mit seinem gebückten Nacken und seiner flachen Nase, den matten Augen und dem ganz runden fleischigen Gesicht hat etwas so entschieden Stupides, daß man ihm nicht viel Verstand oder Thatkraft zutraut und doch, wenn er in die Lage kommt, in denen Muth und Energie zu entwickeln er genöthigt ist, wird er sich so verwegen und so ausdauernd thätig zeigen, daß schwerlich irgend ein Europäer es ihm gleich thun möchte.

Auf seinem schlanken, aus Wallfischrippen zusammengesetzten und mit Seehundsfellen überzogenen Kahn, den er Kajak nennt und der nur so breit wie er selbst und doppelt so lang ist, greift er den Seehund in seinem

Element an, ohne irgend etwas Weiteres als einen Wurfspieß mit Knochensplittern statt des Eisens zur Jagd und ein kurzes Doppelruder zur Fahrt zu haben.

Mit diesem Kajak fährt er meilenweit in die See hinaus, durchschneidet er kühn und ohne sich einen Augenblick zu besinnen die breiten hochgehenden Wellen eben so gut, wie die sich überstürzende Brandung, welche ihn mit Sprühwasser begießt, ohne ihn zu benetzen, da das Wasser an dem Seehundsfell abläuft. Von hier aus wirft er die Lanze auch wohl gegen ein Wallroß und läßt an einer langen, von Sehnen geflochtenen Leine eine mit Luft gefüllte Blase dem Thiere nachgehen, bis dasselbe, um Athem zu holen, wieder über die Oberfläche kommt und es ihm gelingt, ihm eine zweite Harpune zuzuwerfen und dasselbe, nachdem es sich verblutet hat, nach Hause zu schleppen. Ein wichtiger Gegenstand, denn von der Geschicklichkeit im Fange dieser Thiere hängt die Existenz der ganzen Familie ab, deren Nahrung beinahe nur aus dem Speck und dem Fleische der Seehunde besteht, es sei denn, daß es während der Sommerszeit gelänge, ein Elennthier im Laufe einzuholen. Auch hierzu bedarf es nicht geringer Gewandtheit, wenn schon die Schneeschuhe sehr dazu mithelfen, indem sie auf dem Schnee dasselbe leisten, was unsere Schlittschuhe auf dem festen Eise.

Aber eines wie das andere vermöchten die Eskimos nicht auszuführen, wenn ihre Kleidung, unterstützt von der Bewegung, sie nicht vollkommen schützte gegen die scharfe durchdringende Kälte.

Man ist aber nicht immer im Freien und in Bewegung, man will auch einmal unter Dach sein und schlafen und dazu braucht man eine warme Hütte. (Siehe die folgende Seite.)

Nun siehe, das verstehen die Eskimos sich gleichfalls zu verschaffen. Die Hütte, deren Inneres wir hier zum Theile überblicken, ist jeder Zeit zur Hälfte unter der Erde, denn die Schneehütten, welche wir auf der ersten Seite unseres Buches gesehen, werden nur für die Wanderschaft oder für einen kurzen Aufenthalt beim Seehundsfange an entfernten Küsten gebaut.

Gedeckt sind diese Hütten mit Wallfischrippen, mit Wallroßfellen und hierauf mit einem ganzen Berge von möglichst lockerem Schnee. Den Zugang bildet jeder Zeit ein gekrümmter Kanal, aus Schneequadern aufgeführt, durch welchen man 30 bis 40 Fuß weit auf allen Vieren kriechen muß, um in die Hütte zu gelangen.

Diese hat in der Regel 10 bis 12 Fuß Länge und ungefähr gleiche Breite, wenn sie für eine Familie bestimmt ist; sie hat 15 bis 20 Fuß Länge, wenn sie zwei Familien aufnehmen soll. Die Höhe ist in jedem

Falle gleich, sie beträgt im äußersten Falle sechs Fuß, gestattet also ungewöhnlich großen Männern nicht, aufrecht zu stehen.



Das Innere einer Eskimohütte.

Es ist unmöglich, sich zu denken, wie diese Leute leben können, wenn man es nicht gesehen, nicht selbst mit durchgemacht hat, so groß ist die Menge der in solcher Hütte zusammengedrängten Menschen. Männer, Weiber, Greise und Kinder wälzen sich darin umher, fast in dem glücklichen Naturzustande, in welchem wir die menschlichen Geschöpfe der heißen Zone sehen. Durcheinander gemischt in jeder beliebigen Lage, wie Fische in einem Netz, haben sie doch nichts zu ihrer Bedeckung als ihren angeborenen, natürlichen Schmutz.

Zehn, funfzehn, vierundzwanzig Personen, kurz so viel, als die Familie Mitglieder zählt, lagern in solcher Hütte umher, entweder auf dem Fußboden oder auf den Divans, welche rund umher laufen und welche von den Brettern gescheiterter Schiffe oder von gespaltenen Bäumen des Treibholzes gemacht sind, womit diese Küsten durch die Meeresströmungen versorgt werden. Jede Haushaltung, wohl auch jede Frau derselben — denn diese Leute haben die Vielweiberei bei sich eingeführt, weil der Schmutz des einen Weibes nicht immer ausreicht, um den Appetit des Mannes zu stillen — hat eine Lampe, über welcher sie die Speisen bereitet, was in einem Kessel von Stein geschieht, der über der Lampe hängt. Die Flamme derselben, von 15 bis 20 Dochten aus gedrehtem Moos

emporsteigend, durch Seehundsthran genährt, hat eine Länge von einem bis anderthalb Fuß und kann man sich wohl vorstellen, welch einen Qualm solch ein Feuerheerd von sich giebt; man kann sich aber nicht vorstellen, welch einen Qualm drei bis vier solcher Lampen verbreiten, und in demselben befinden sich diese Leute äußerst wohl, befinden sie sich in ihrem Elemente, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in freier Luft, und sie haben keinen weiteren Kummer, als daß sie genöthigt sind, dieses kleine Elysium von Zeit zu Zeit zu verlassen.

Diese Lampe dient zur Erwärmung des Schlafzimmers, zur Erleuchtung des Staatsgemaches, zur Heizung des Kochheerdes, und die Lieblichkeit der auf das kräftigste nach Salmiak duftenden Atmosphäre, welche ihren Ursprung auf der von Schweiß und Fett triefenden Haut der Bewohner hat, wird vermehrt durch den Duft der Speisen, die im Kessel kochen, oder der Speckstücke, welche, um das Feuer aufgehäuft, langsam verbrennen, und in diesem Zustande das Entzücken der Eingebornen bilden.

In diesem Elysium sich selbst wohlfühlend, glauben die Leute natürlich, es müsse sich ein jeder Andere auch wohl fühlen, und die eigenen Neigungen zum Maßstabe nehmend, bieten sie dem Fremden so gut das fetteste Stück ranzigen Wallfischfleisches zur Nahrung, wie das beste Stück ausgestopften Seehundsfelles zum Kopfkissen, ja sie würden tödtlich beleidigt werden, wenn man eine solche Zuvorkommenheit ausschlüge; was sie aus gutem Herzen bieten, muß mit Dank angenommen werden und könnte allenfalls der Vater, der Patriarch des Hauses oder die Großmutter desselben durch eine Axt oder durch ein Dutzend großer Stopfnadeln versöhnt werden, so würde doch die Hausfrau die ihr angethane Beleidigung niemals verzeihen.

Es scheint, als hätten diese Menschen gar keinen Begriff von der schönen Tugend, welche man Reinlichkeit nennt. Es scheint auch, als fühlten sie gar kein Bedürfniß, sich damit bekannt zu machen. Ein jedes Thier — der Vogel, der Hund, das Schwein — wäscht sich, badet sich, empfindet das Bedürfniß, seinen Körper zu reinigen; die Eskimos empfinden dieses Bedürfniß nicht. Vielleicht ist es wirklich so, wie das Sprüchwort sagt, daß Schmutz warm hält, aber allerdings erstreckt sich die Unreinlichkeit dieser Menschen weiter, als bloß auf die Haut, sie bedienen sich zum Beispiel der Hirnschale eines Seehundes eben so gut, um daraus Seehundsthran zu trinken oder damit Wallfischfleisch aus dem Siedekessel zu schöpfen, wie sie sich dessen zu einem Zweck bedienen, welcher in civilisirten Ländern durch ein eigens hierzu geformtes Geschirr aus Porzellan oder Thon erfüllt zu werden pflegt, und Niemand findet ein Arg daran, dasselbe Ding — das heißt den nämlichen Schädelknochen — zu beiden

Zwecken sich unmittelbar, selbst ohne vorherigen Durchgang durch Wasser, folgen zu sehen.

Es treten Fälle ein, wo diese Leutchen genöthigt sind, selbst mitten im Winter ihre Wohnungen zu verlassen, so bequem und wohnlich sie ihnen

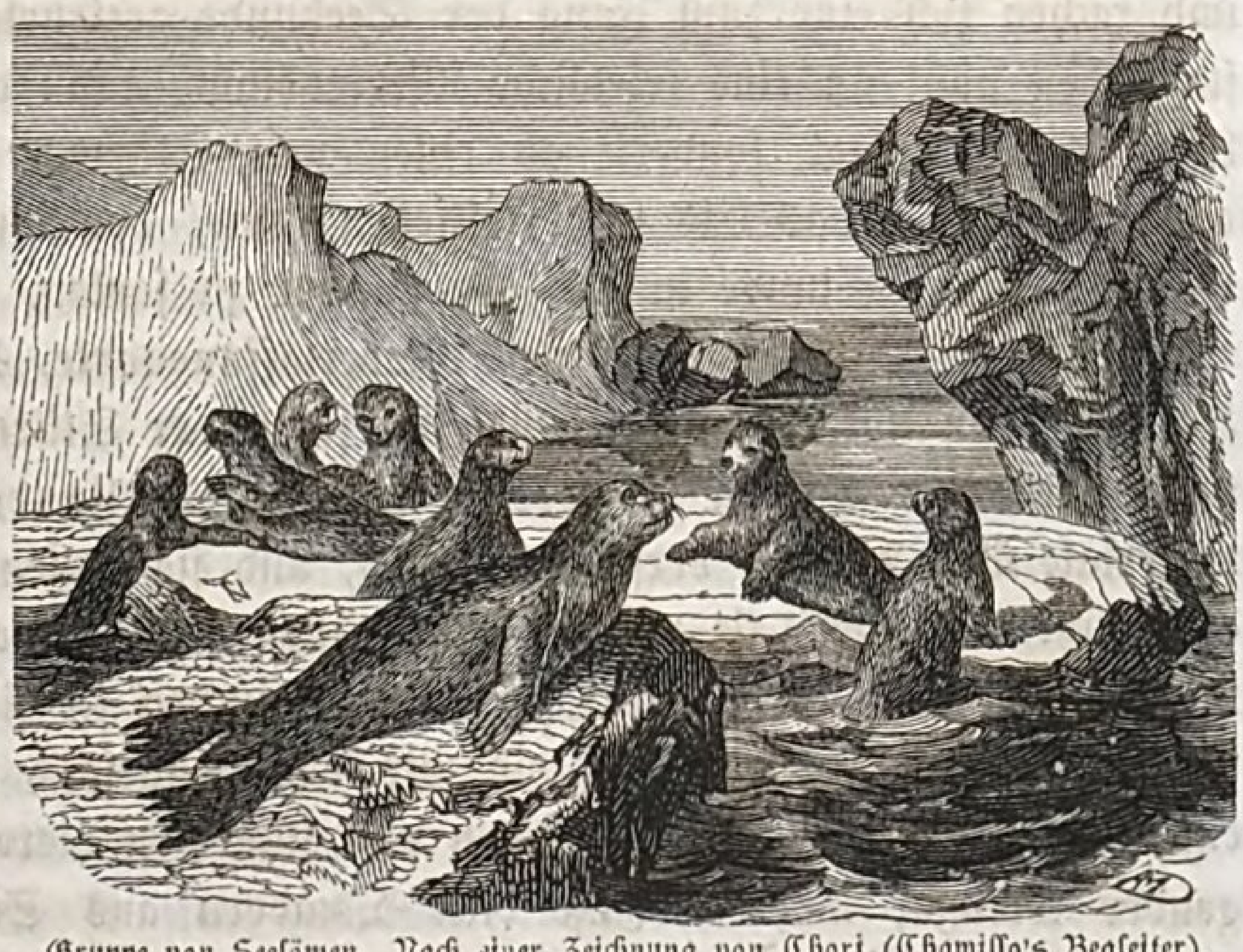


Aus dem Meere auftauchende Seehunde. Nach einer Zeichnung von Kane.

auch durch den indessen zur Genüge aufgehäuften Vorrath von Schmutz, Fett, Knochen und übelriechenden Fellen geworden sind, da sie besonders die letzteren sehr wünschenswerthen und brauchbaren Gegenstände gar nicht außer ihrer Wohnung aufbewahren dürfen, weil sie sofort eine Beute der Wölfe und Hunde sein würden.

Ein solcher Wohnungswechsel wird nothwendig, wenn die Seehunde ihre Küsten verlassen, so daß sie ihre Vorräthe nicht mehr zu ergänzen vermögen.

Die armen Leute hier sind nämlich beinahe ausschließlich auf die Nahrung, welche ihnen die Meeressäugethiere und die Fische gewähren, angewiesen. Von Fischerei ist nun zur Winterszeit wenig die Rede, der Seehunds- oder Seelöwen-, Robben- oder Wallroßfang muß aber versucht werden und deshalb wagen die tapferen Männer sich ohne Bedenken auf das Meer hinaus.



Gruppe von Seelöwen. Nach einer Zeichnung von Chori (Chamisso's Begleiter).

Eine solche Schaar von Seelöwen, wie wir dieselbe auf der nebenstehenden Zeichnung im Sonnenschein spielen und sich der schönen Welt freuen sehen, werden die armen Eskimos allerdings während des Winters nicht auffinden; die Thiere sind zwar sehr gesellig, sind in großen Heerden bei-

sammen und lieben es, im Strahl der Sonne sich zu wärmen und nicht nur zu Dutzenden, sondern zu Hunderten auf die Eisschollen zu klettern. Dieser Grund, sich über Wasser zu zeigen, findet aber im Winter durchaus nicht statt, weil zu dieser Zeit das Meerwasser ihnen genügende Wärme darbietet, es ist nämlich um 30 bis 40 Grade wärmer, als das andere Element, dessen sie nicht entbehren können, die Luft, welche sie als Säugethiere athmen müssen, ohne welche sie im Meere so gut ersticken würden, wie der Eisbär oder ein anderes Landthier (sie vermögen nur länger ohne Luft auszuhalten, d. h. innerhalb des Wassers zu leben, als diese).

Diese Nothwendigkeit führt sie auch in die Netze der Polarbewohner. So lange das Eis nicht zu dick ist, hauen sie mit ihren schlechten Werkzeugen Löcher hinein und legen sich, hinter Eisschollen versteckt, in einen Hinterhalt. Wenn nun die Seehunde oder sonstige Meeressäugethiere diese Oeffnungen wahrnehmen, so drängen sie sich dazu, um Luft zu schöpfen, und wenn sie sich auf die Eisfläche erhoben haben, schneidet ihnen der Jäger den Rückzug ab und erklärt sie nach Kriegsgebrauch für gute Beute. Wenn das Glück ihm wohl will, kann er in kurzer Zeit ein halbes Dutzend haben. Ist das Eis einmal klafterdick geworden, so fehlt es allerdings an Mitteln, es zu durchbrechen.

Wenn also der Fall eintritt, daß die Küste sich zu weit mit Eis belegt, um von den am Strande liegenden Wohnungen noch bequem das Meer erreichen zu können, so machen sich die Leute mit sorgfältiger Verwahrung ihrer Wohnungen gegen zudringliche Raubthiere auf den Weg und suchen sich eine zum Fang der Seehunde geeignetere Stelle auf, d. h. sie ziehen nicht an eine friedliche Meeresbucht, denn diese ist gewiß gänzlich mit Eis belegt, sondern an einen von Stürmen gepeitschten Strand, an welchem sich das Eis nicht festsetzen kann, der ihnen also erlaubt, ihr Kajak zu jeder Stunde in das Salzwasser zu senken.

Hier aber, an diesem neuen Niederlassungsorte, bauen sie sich wieder Häuser, denn unter Zelten können sie schon der Stürme wegen nicht wohnen; aber ihre Häuser an der verlassenen Stelle enthalten alles Baumaterial, über das sie verfügen können, und sie wollen dieselben auch durchaus nicht abbrechen, sie werden dahin zurückkehren, sobald sie sich wieder mit Lebensmitteln versehen haben, darum suchen sie sich ein anderes Baumaterial auf, sie bauen sich, wie wir bereits gesagt haben, Hütten recht eigentlich aus Schnee. Sie stechen und schneiden viereckige Blöcke in genügender Menge, mehrere Fuß dicke Quadern aus Schnee, welcher durch wiederholtes Befeuchten durch Regen und durch darauf folgendes Gefrieren fest genug geworden ist, um eine solche Operation bequem auszuhalten.

Sind die Blöcke in genügender Zahl vorbereitet, so legt man diesel-

ben in einem Kreise zusammen und füllt die Zwischenräume mit losem, staubigem Schnee, welchen man fest drückt, aus.

Hierauf wird eine zweite Lage ähnlicher Schneequadern gebracht und hierauf eine dritte, welche aber sich nach innen zuneigt; noch mehr geschieht dieses mit der vierten und fünften Lage, welche in der Regel ausreicht, um die Hütte oben zu schließen.

Es entsteht auf solche Weise ein ziemlich großer Backofen, welcher inwendig und auswendig so weit abgeputzt wird, daß er sich der Form einer halben Kugel möglichst nähert. Ein oder zwei Quadern von Schnee spart man aus, um sie als Thüre vor diejenige Oeffnung zu setzen, durch welche man aus- und einkriechen will, denn von Aus- und Eingehen ist natürlich nicht die Rede.

In solchen Schneehütten wird in der Regel nur ein kleines Feuer angezündet, aber dieses ist in Verbindung mit der starken Ausdünstung, welche 6 bis 10 Bewohner der Hütte von sich geben, genügend, dieselbe nicht nur wohnlich zu machen, sondern sogar bis zu dem Grade zu durchheizen, daß der Schnee von innen herabschmilzt, wodurch die große Unannehmlichkeit entsteht, daß die Leute selbst bald sehr naß werden und wodurch die noch größere Unbequemlichkeit entstehen würde, daß nach Verfluß einer Nacht die Hütte den Bewohnern über dem Kopf zusammenstürzen müßte, falls nicht der von außen eindringende Frost groß genug wäre, um das Schmelzen zu verhindern, wenn die Wände der Hütte bis auf einen gewissen Grad dünn geworden sind.

Die Leute haben keine anderen Mittel, sich einen Aufenthalt zu bereiten, wenn sie während des Winters ihre Wohnung zu verlassen genöthigt sind. Gewöhnlich wandert nicht eine Familie, sondern es wandert ein ganzes Dorf zu einem möglichst nah gelegenen, günstigen Punkte, dann entsteht nicht eine Hütte, sondern ein ganzes Dorf von Schneehütten, wie wir dasselbe auf der ersten Seite dieses Buches sehen, wobei auch zugleich die ganz vernünftige Art der Anlage unter dem Schutz eines Berges bemerkt werden kann. Wenn die Windrichtung ungünstig ist, so pflegen die Eskimos die Stelle, welche die Thüre vertritt und durch welche der Wind eindringen könnte, ganz zu verstopfen, dafür aber auf der entgegengesetzten Seite eine Quader von Schnee herauszuschneiden. Bei den feststehenden Häusern dient der lange oben beschriebene Kanal zur Abhaltung des Windes und wenn die Richtung desselben auf den Kanal trifft, wird derselbe sofort verlängert und so stark gekrümmt, daß der Wind nunmehr an der Oeffnung vorbeistreicht.

Obschon die Eskimos nach unseren Begriffen ein höchst jämmerliches Leben führen, scheinen sie doch sehr glücklich, weil sie unsere Be-

dürfnisse und Genüsse nicht kennen, und selbst wenn sie ihnen geboten werden, keinen Geschmack daran finden. Keines unserer Gerichte erregt ihren Appetit, keines unserer Getränke, Kaffee, Bier, Thee, Wein, Chokolade erregt ihre Gelüste. Der recht höfliche Eskimo — und das sind diese Leute meistentheils — nimmt allenfalls einen Mund voll des Dargebotenen und schluckt das Getränk hinunter, ist aber doch zu keinem zweiten Versuch zu bewegen. Der weniger höfliche speit das Dargebotene ohne weiteres aus, Thran aber, Fischthran, Seehundsthran, besonders wenn er hinreichendes Alter hat, ist ihnen das Köstlichste, und davon haben sie ja reichlich genug, wie sollten sie nicht glücklich sein.

Aber obwohl die Europäer am Fischthran so wenig Geschmack finden, wie an den Eskimos selbst, so sind diese ihnen doch beinahe unentbehrliche Gefährten auf den Polarreisen; sie haben großen Muth und seltene Ausdauer, sie wissen die einfachsten und sichersten Mittel, sich die Lebensbedürfnisse zu verschaffen und sind auch geschickt genug in Auffindung der wenigen Kräuter, welche sie als sichere Mittel gegen einzelne Krankheiten kennen, sind bei allen Entbehrungen stets heiter und guten Muthes, und lassen in der That nicht wahrnehmen, daß ihnen etwas abgehe.

So genügsam kann man den Europäer nicht nennen und er könnte wohl von diesen bescheidenen Leuten einige Lehren annehmen, — was indessen keinem einfällt, so lange ihn nicht die entsetzlichste Noth dazu zwingt; dann allerdings sieht er ein, daß es möglich sei, auch von Wallfischthran, Seehundsspeck und Wallroßfleisch zu leben, bis dahin aber fordert er von Demjenigen, der ihn zu solcher Reise bewegt, alle die Genüsse, deren er in Europa gewohnt ist.

Um zu zeigen, was alles ein Schiff für ein Paar Jahre braucht, selbst wenn es sich nur um 60 Mann handelt, wollen wir genau angeben, welchen Proviant das Schiff „Assistance" mit Namen, als es der verlorenen Franklin'schen Expedition nachgesendet wurde, mitführte.

Das Schiff hatte 5800 Quart Rum, 21,896 Pfd. Zwieback, 13,984 Pfd. gesalzenes Rindfleisch, 18,560 Pfd. gesalzenes Schweinefleisch, 5200 Pfd. Mehl, 1792 Pfd. Talg, 250 Pfd. Korinthen, 77 Scheffel Erbsen, 4148 Pfd. Chokolade, 1148 Pfd. Thee, 1350 Pfd. Zucker, 3467 Pfd. Tabak, 2365 Pfd. Seife, 4136 Pfd. Citronensaft, 1280 Pf. schottische Gerste, 3000 Pfd. Reis, 4000 Pfd. eingepökeltes und 24,720 Pfd. eingemachtes Fleisch, 7060 Pfd. Tafelbouillon, 9020 Pfd. eingetrocknetes Gemüse, 4928 Pfd. eingetrocknete Kartoffeln, 4352 Pfd. eingemachte Aepfel, 200 Pfd. Pfeffer, 2800 Pfd. Salz, 40 Pfd. trockene Bärme (Hefen), 250 Pfd. gebackene Chokolade, 100 Pfd. eingedickte Milch (Lactein), 3000 Pfd. Kerzen, 10,000 Pfd. Oel zum Brennen. Auch für die Heizung war gesorgt:

das Schiff hatte 75 Tons, d. h. 150,000 Pfd. Kohlen und 30,000 Pfd. Holz an Bord.

Man sieht, daß der englische Matrose viel vertilgen kann und das mag der Grund sein, warum er sich noch immer die neunschwänzige Katze gefallen läßt. Der niedrig stehende, bildungslose und gefühllose Mensch hat vorzugsweise Essen und Trinken im Sinn und kümmert sich nicht viel um das, was hinter seinem Rücken vorgeht.

Aber in ganz ähnlicher Weise, wie hier für den Magen, ist auch für die Bekleidung gesorgt; für alle diese Menschen, welche seit den letzten 40 Jahren die Nordpolgegenden aufgesucht, wurde im reichlichsten Maße an Kleidungsstücken beschafft, was der wohlhabende Bürger, ja mitunter der reiche Privatmann sich anzuschaffen nicht wagt, weil er die sehr bedeutenden Kosten scheuet.

Für jeden Mann sind nicht nur mehrere Dutzend Paare wollener Socken, Unterbeinkleider und Hemden, gestrickter wollener Jacken, viele Paare gestrickter wollener Handschuhe, ferner Filzstiefeln und Filzkamaschen angeschafft, sondern es verfügt auch noch ein jeder über 2 vollständige Bekleidungen, wie die Eskimos dieselben tragen, d. h. also Pelzbeinkleider und Jacken von feinem und weichen Felle, mit der Haarseite nach Innen gekehrt und eben dergleichen von dem für das Wasser undurchdringlichen Seehunds- und Robbenfell mit der Haarseite nach Außen.

Hiezu kommen noch Pelzstiefeln, welche über die wollenen Socken und Filzstiefeln gezogen werden und bis über die Knie reichen, woselbst man sie durch Schnallen befestigt; hiezu kommen aber auch noch längliche lederne Schüsseln von wasserdichtem Seehundsfell, auf welche man den mit Stiefeln 2c. bekleideten Fuß setzt, und die man mit dünnen Schnüren an demselben befestigt, um nicht nur doppelte Sohlen zu haben, sondern auch den Fuß von oben her gegen den empfindlich kältenden Schnee zu schützen.

Zu all diesem kommen ferner noch tüchtige Fausthandschuhe von Pelzwerk, ferner Pelzmützen, die den Hals, die Ohren und drei Viertheile des Gesichts bedecken, so daß nur die Augen daraus hervorsehen; endlich noch Säcke von Pelz, die Häute von großen Eisbären, in welche man hineinkriecht, um darin zu schlafen, — ein sehr sicheres, aber auch das einzige Mittel den Frost einer Polarnacht sich fern zu halten.

Eine solche Ausstattung kostet nach unserem Gelde für jeden Mann zwischen 5- bis 600 Thaler: das ist eine Ausgabe wegen deren schon ein Reicher sich bedenkt.

Aber auch das Schiff, auf welchem die Leute ihre Reise machen wollen, ist von ganz besonderer Art. Gewöhnlich läßt man sich nicht ein neues bauen, sondern man sucht sich einen Wallfischfahrer aus, welcher die

Reise in die Polargegenden schon einmal glücklich bestanden und seine Seetüchtigkeit und Widerstandsfähigkeit erprobt hat.

In dieses Schiff werden genau so viele starke eichene Rippen gebracht, als dasselbe schon vorher hatte, ihre Zahl wird also verdoppelt. Demnächst werden die Verdeckbalken nicht nur gleichfalls verdoppelt, sondern man legt sie dicht an einander, dergestalt, daß ihrer viermal so viel quer durch das Schiff laufen, als vorher da waren. Die sämmtlichen aufrecht stehenden Wände, welche man bei gewöhnlichen Schiffen nur von Brettern macht, werden bei diesen Polfahrern gleichfalls von Balken zusammengesetzt. Man will dadurch die Widerstandsfähigkeit auf das Aeußerste vermehren, man will verhindern und, wenn es irgend angeht, unmöglich machen, daß das Schiff zusammengedrückt werde, wenn es etwa zwischen zwei Eismassen gerathen sollte.

Auch die Verdecke, welche sonst nur aus Brettern bestehen, werden hier von drei- bis vierzölligen Bohlen zusammengesetzt, man nimmt aber das schon vorhandene Verdeck nicht ab, um statt dessen ein neues zu legen, sondern man legt das neue auf das alte und zwischen beide bringt man eine überall genau anschließende Decke von fingerdickem Filz und darüber getheertes Segeltuch, und erst darauf das neue Verdeck von den starken Bohlen, deren Fugen mit getheertem Werg gedichtet (kalfatert) werden.

Hat alles diese Verstärkung und Verdoppelung erreicht (wovon natürlich das mittelste und unterste Verdeck ebenso gut berührt wird, wie das oberste), so geht es nunmehr an eine Verdoppelung der äußeren Bekleidung.

Jedes Schiff besteht aus dem Kiel, den daran gefügten Rippen und der auf dieselben genagelten Bekleidung von Bohlen. Wir sehen, daß hier bei dem Nordpolfahrer alles bisher Angeführte schon verdoppelt ist, nunmehr geschieht es auch mit der äußeren Bekleidung. Bohlen von viel größerer Stärke als die bereits gebrauchten, Bohlen, welche ferner, wenn es irgend zu beschaffen ist, aus indischen Teakbäumen oder aus dem äußerst harten Mahagoniholz der Antillen geschnitten sind (das man zur Verpackung und Versendung des westindischen Zuckers nach Europa verwendet und welches von diesem Gebrauch den Namen Zuckerkistenholz führt), werden über dem Feuer in die angemessene Form gebogen oder werden gleich aus dem sehr dicken Stamme in der verlangten Form geschnitten und dann fünf Zoll dick auf die bereits das Schiff bildende Bohlenlage genagelt. Diese Nägel bestehen aus ellenlangen kupfernen Bolzen von circa 2 Zoll Dicke; sie haben einen tüchtigen Knopf, der in das Holz versenkt wird, das andere Ende läßt man über dem Holz hervorstehen, um es durch Umnieten, durch Hämmern, zu einem zweiten, etwas flacheren Knopfe zu gestalten.

Die sämmtlichen Bolzen werden aber nicht in die älteren, bereits vorhandenen Rippen, sondern in die neueren eingefügt, was alles zur Verstärkung und Seetüchtigkeit (hier sollte man wohl sagen Eistüchtigkeit) erforderlich ist.

Um aber auch dem Sägen des Eises erfolgreich Widerstand zu leisten, pflegt man die Schiffe außer dem gewöhnlichen Kupferbeschlag noch mit einer Eisenpanzerung von zwei Klafter breiten Platten zu versehen; um aber ebenso dem Eindringen des Wassers wie der Beschädigung durch das Eis zu begegnen, bringt man zwischen die beiden Bohlenlagen, welche das Schiff hat, eben so gut Filz und getheertes Segeltuch, wie es auf dem Verdeck geschieht.

Da man eingesehen hat, daß in einem Sommer nichts auszurichten ist, möglicherweise der größte Theil der günstigen Jahreszeit allein über die Hinreise vergeht und nichts übrig bleibt zu den Untersuchungen, welche man eigentlich beabsichtigt, so geht man seit einem halben Jahrhundert von dem Prinzip aus, die Schiffe in solcher Art auszustatten, daß sie zwei bis drei Winter in jenen schauerlichen Gegenden zubringen können; deshalb sind denn auch immer Zeltstangen und mächtige Stücke getheerten Segeltuches vorräthig, durch deren Hülfe man das ganze Verdeck von einem Ende bis zum andern überdachen kann, so daß außer dem Raum im Schiffe auch noch ein Raum von der ganzen Ausdehnung desselben auf dem Verdeck vorhanden ist, eine Rennbahn, auf welcher alle möglichen Spiele getrieben werden, die man ersonnen hat, um die Leute in der vier bis fünf Monate langen Winternacht zu unterhalten.

Und wahrlich, solche Winternacht ist etwas Schauerliches, wenn schon es möglich ist, daß sie ununterbrochen dasjenige bietet, was wir eine herrliche, eine wundervolle Nacht nennen, obschon es möglich ist, daß sich Erscheinungen zeigen, um derenwillen man große Opfer bringen, man hunderte von Meilen reisen würde, wenn man dieselben vorher berechnen könnte, wie das Nordlicht eine solche Erscheinung ist, wovon die umstehenden beiden Abbildungen eine Darstellung zu geben versuchen.

Das Schauspiel ist schön, es übersteigt das Kühnste, was man sich denken kann, es haben die bedeutendsten Schriftsteller unter den Physikern, wie z. B. Arago, Hansteen und Andere, es versucht, die ganze Pracht desselben zu beschreiben, doch wohl vergeblich, denn wo findet man Worte, lebhaft genug, um dem Leser jene breiten Flammen von grünem, weißem oder purpurrothem Lichte zu malen, welche sich in wunderbarer Pracht vom Horizont erheben, verschwinden, wieder erheben, um abermals zu verschwinden und in noch größerer Pracht wieder zum Vorschein zu kommen in stets neuen Gestalten und stets wechselnden Farben.

Wer kann die wunderbare Helligkeit beschreiben, welche plötzlich wie durch einen Zauber die ganze Hälfte des Himmels überzieht, einen magischen röthlichen oder weißen Schimmer über alle Gegenstände ausgießend, ohne daß man doch sagen könnte, es zeige sich irgendwo ein Schatten, der von diesem Lichte ausginge, denn das Licht ist nicht an einer Stelle, sondern rundum und überall, es leuchtet sowohl vor als hinter dem Beschauer.

Allmälig bildet sich in der Gegend, wo der Magnetpol liegt, also von uns aus im Nordwesten, — natürlich, wenn man sich nördlich vom Magnetpole befindet, nicht mehr nordwestlich, sondern genau südlich, oder wiederum ganz östlich, wenn man sich im Westen des Magnetpoles befindet, daher die Bezeichnung „Nordlicht" auch nur für uns paßt und das Wort „Polarlicht" ein viel bezeichnenderes ist — ein dunkler Abschnitt über dem Horizont, von welchem helle Strahlen aufflammen, aber nicht spitz zugehend, wie man die Strahlen von einem leuchtenden Gegenstande oder von einem Sterne darzustellen pflegt, sondern breit; auch bilden sich eben diese breiten Strahlen durchaus nicht gleichmäßig und nicht gleichzeitig aus, solchergestalt, daß einmal ein Paar solcher breiter leuchtender Streifen hoch hinaufschießen und dicht daneben ein solcher oder mehrere solcher Streifen von verschiedenem Lichte nur für kurze Strecken und nur für geringe Zeitdauer aufschießen, im Ganzen aber so oft wechseln und so vielfach wiederkehren, daß man doch schließlich sagen darf, es besteht ein solcher farbig leuchtender Bogen eine Stunde, auch wohl länger, und von ihm geht auf- und absteigend die größte Mannigfaltigkeit von Lichtwogen aus.



Das Nordlicht am Horizont.
Nach einer Originalzeichnung von Warren.

Schließlich, wenn das Nordlicht eine ungewöhnliche Höhe und Klarheit erreicht, bildet sich hoch am Himmel, im Zenith des Beobachters oder wohl darüber hinaus, ein zweiter, kleinerer Kreis oder Kreisabschnitt, von ganz ähnlichen Strahlen, wie diejenigen sind, welche wir so eben beschrieben. Man nennt diese Erscheinung (welche durchaus nicht immer das Nordlicht begleitet, deren Vorhandensein man aber als ein Zeichen der

vollsten Wirkung und Ausführung dieses Wunderschauspiels zu betrachten hat) die Krone, die Nordlichtkrone; in Vereinigung mit derjenigen Abtheilung des Nordlichts, welche vom Horizont aufschießt, beleuchtet sie nunmehr den ganzen Himmel in dem wundervollsten, durchsichtigen, farbigen



Nordlichtskrone.

Lichte, so daß die breiten Flammen wie prächtige durchsichtige Decorationen eines großen Theaters, wenn sie etwa von klarem, schimmerndem Seidenzeuge gemacht wären, zuckend auf- und abwogen, mit einer Schnelligkeit, welche eben so unbegreiflich und wunderbar, wie blendend und entzückend ist.

Man sagt, die Erscheinung habe Aehnlichkeit mit dem Leuchten des elektrischen Lichtes im luftverdünnten Raume; es ist möglich, daß dem so sei, nur kann sich niemand luftleere Glasröhren von Meilenbreite und hundert Meilen Länge vorstellen, welche dieses Schauspiel nachzuahmen vermöchten, und das, was wir der Art wirklich sehen — Röhrchen von Fußlänge und Zollbreite —, mit dem wundervollsten aller Naturschauspiele zu vergleichen, setzt wenigstens eine so kühne Phantasie voraus, daß der Verfasser nicht glaubt, es werden viele seiner Leser im Stande sein, sich aus solchem Experiment eine richtige Vorstellung von dem Nordlicht abzuleiten.

Die vorstehende Abbildung stellt den Gipfelpunkt der Erscheinung dar, aber, wie begreiflich nur den einen Theil, denn wir müßten ein Folioblatt haben, um gleichzeitig die Erscheinungen des Nordlichts am Horizont und im Zenith zu zeigen und mit einander zu verbinden; doch kann dieses Bild uns lehren, daß die Nordlichtskrone gegen die Erde ab-

wärts erhaben gerundet erscheint und ihre Strahlen zu der Erde niedersenkt, indessen der im Horizont stehende Theil, wie wir auf der vorigen Seite gesehen haben, seine erhabene Krümmung nach oben richtet und seine Strahlen aufwärts sendet.

Solche Erscheinungen gewähren schon einigen Trost in der langen Winterszeit. Erquickend ist auch der Anblick eines oft Monate lang wolkenlosen Himmels, der in tiefster Dunkelheit im sammetenen Schwarz über die Erde gewölbt ist und Tausende der Sterne im hellsten Glanze leuchtend zeigt.

Sie gehen nicht auf und unter, sondern sie umkreisen den Pol. Wir haben selbst in unseren Gegenden einen ähnlichen Anblick an mehreren der prächtigsten Sternbilder, welche der Astronom unter dem Gesammtnamen „Circumpolares" bezeichnet, die Sternbilder des großen Bären, der Andromeda, des Perseus, der Kassiopeja, des Drachens, des kleinen Bären, des Bootes oder Bärenhüters gehen bei uns niemals unter. Dieselben stehen so sehr in der Nähe des Polarsternes, daß wir sie, wenn wir einmal 24 Stunden lang Nacht und klaren Himmel hätten, gar nicht aus den Augen verlieren würden.

So ist es nun in größerer Nähe der Pole mit noch viel mehr Sternen und je weiter polwärts man gelangt, eine desto größere Zahl von Sternen und Sternbildern sieht man nicht untergehen, sieht man während der ganzen Polarnacht über dem Horizont bleiben, bis, endlich auf dem Polpunkte selbst stehend, man die ganze mit Sternen besäete Halbkugel sich um den Horizont, und zwar immerfort parallel mit diesem, drehen sieht.

Auf diesem Punkte sieht man also die Sterne nicht auf- und untergehen, sieht sie auch nicht im Osten erscheinen und im Westen verschwinden, wie wir gewohnt sind die Sache zu betrachten; überhaupt giebt es auf diesem Punkte kein Osten und Westen, sondern nur ein Süden, und zwar liegt Süden überall rund um den Pol her. Der Pol selbst ist der Nordpol (oder Südpol) und Alles was von ihm fortführt, führt nach dem Aequator zu, also südwärts (oder vom Südpol aus nordwärts).

Dieses findet 10, 20 Grade vom Pole schon nicht statt, dort giebt es schon ein Osten und ein Westen, aber trotz dessen sieht man im 70ten Grade nördlicher Breite den allergrößten Theil der Sterne des nördlichen Himmels durchaus nicht auf- und untergehen, sondern den Pol umkreisen.

Eben so geschieht es auch mit dem Monde, welcher in wunderbarer Klarheit über den Horizont steigt und denselben meistentheils für acht bis

zehn Tage nicht verläßt, sondern (gleich der Sonne im Sommer) denselben in weiten Spiralen umkreist.

Dies alles macht eine Polarnacht sehr schön, aber es genügt nicht, um das beglückende Sonnenlicht zu ersetzen und selbst die Thiere, nicht blos die Menschen, empfinden das Entsetzliche dieser langen Finsterniß.

Kane erzählt, daß die Hunde, welche er zum Schlittenziehen von den Eskimos gekauft, obgleich innerhalb des Polarkreises geboren, sich doch gegen die Wirkung der lange dauernden Finsterniß nicht aufrecht erhalten konnten, die mehrsten starben an einer seltsamen Krankheit, an welcher die Abwesenheit des Sonnenlichtes eben so viel Schuld hatte, als die große Kälte, und welche er eine Geisteskrankheit zu nennen geneigt ist. Die körperlichen Functionen der armen Thiere gingen ungestört fort, sie fraßen begierig, sie blieben bei Kräften und schliefen gut, aber sie wurden von der Epilepsie befallen, welche das erste Symptom einer sie ergreifenden Gehirnkrankheit war, die sich in wirklichen Wahnsinn verwandelte. Sie bellten ohne irgend eine Ursache, sie bellten wüthend die leere Luft an, sie liefen im Kreise umher, als suchten sie ihren Schwanz vor sich, sie liefen eben so unermüdlich auf dem Verdeck hin und her, sie liebkosten die ihnen sonst befreundeten Menschen nicht und wendeten sich mit ihren Freundschaftsbezeugungen an ganz Fremde, sie schienen nicht zu bemerken, ob man ihre Liebkosungen erwiderte oder nicht, sie stellten sich breitbeinig hin, als ob sie Schwindel hätten und zu fallen fürchteten und wiegten den Kopf mit dem äußersten Ausdrucke von Angst nach allen Richtungen. Nicht selten kratzten sie die vorübergehenden Personen so heftig, daß man glaubte, sie wollten Löcher in die Seehundsfellkleidung machen, um sich da hinein zu vergraben. Ein andermal lagen sie oder saßen sie in mürrischem Schweigen da, stundenlang, um eben so plötzlich aufzuspringen, stundenlang hin und her zu laufen.

Die von dieser Krankheit befallenen Hunde starben alle, ehe 36 Stunden vergingen und es schien, als erlägen sie schließlich an einem Kinnbackenkrampf.

Da dieses Letztere gewöhnlich das Ende aller derjenigen Hunde ist, welche an der sogenannten Hundswuth sterben, so scheint sich hierdurch die Ansicht zu bestätigen, daß große Kälte die nämliche Krankheit hervorbringe, wie große Hitze. Gewöhnlich fällt bei uns die Zeit der Hundswuth mit der höchsten Sommertemperatur zusammen und sie zeigt sich bekanntlich seltener in denjenigen Jahren, in denen die Sommerhitze nicht so hohe Grade erreicht. Daß übrigens die Finsterniß ihren großen Theil an der gedachten Krankheit habe, scheint daraus hervorzugehen, daß näher dem Polarkreise, dort, wo die eigentliche Nacht nicht länger als drei Wochen

dauert und nach derselben sowohl als bis zu derselben die Nacht immer mit Sonnenschein abwechselt, wie kurz derselbe auch sein möge, die Thiere doch dieser Krankheit nicht verfallen.

Je nach der Höhe gegen den Pol, je nach der polwärts gerichteten Entfernung von dem Polarkreise, dauert der Winter längere oder kürzere Zeit. Einige Grade über den Polarkreis hinaus dauert er aber stets länger als ein halbes Jahr, keineswegs aber die Nacht.

Sobald man den Polarkreis überschritten hat, dauert die längste Nacht gleich dem längsten Tage 24 Stunden.

Ueber diese erste Grenzlinie hinaus verlängert sich sowohl der Sommertag als die Winternacht bald um ein sehr Bedeutendes. Schon bei 67½ Grad nördlicher Breite hat man eine längste Nacht oder einen längsten Tag von einem vollen Monat. So ist es auf den südlichsten Inseln der Loffodengruppe, so im nördlichen Norwegen, auf der Halbinsel Kola und der daran stoßenden Einfahrt zum weißen Meere, so ist es ferner zu Egedesland in Grönland.

Noch zwei Grade weiter nach dem Pole zu dauert die längste Nacht gleich dem längsten Tage schon zwei volle Monate; so ist es, von Asien angefangen, in der Mitte des Obischen Meerbusens, so auf dem nördlicheren Theile der Halbinsel Kola, ferner in Lappland, ferner auf den nördlichen Loffoden, dann aber in Grönland am Kap Barclay.

Unter dem 73ten Grade, d. h. in der Breite vom Gänsekap auf Nowaja Semlia, auf der Bäreninsel und am Davissund in Grönland dauert die längste Nacht (oder der längste Tag) drei Monate und dies ist ungefähr die Breite, in welcher die Nordpolfahrer überwintern, wiewohl nicht wenige es gewagt haben, noch weiter polwärts zu gehen, andere auch wieder ein südlicheres Klima, vielleicht nicht einmal innerhalb des Polarkreises, aufsuchen.

Alles hier Gesagte, so wie auch, daß unter dem 78ten Grade der Tag vier Monate und unter dem 84ten fünf Monate lang währt, die Kugelkappe von 6 Grad endlich (vom 84ten bis 90ten Grade) im ganzen Jahre nur einen Tag und eine Nacht hat, versteht sich ebenso vom Südpol wie vom Nordpol, mit dem Unterschiede, daß, während für den Nordpol der Sommer beginnt, für den Südpol der Winter eintritt, daß also auch umgekehrt, wenn man auf der Südseite lange Tage und Sommer hat, auf der Nordseite eben so lange Nächte mit dem Winter verbunden in eisiger Kälte lagern.

Was die Länge der Nächte betrifft, so sind sie allerdings nicht genau so, wie die Theorie und wie aus ihr abgeleitet der Astronom es uns sagt,

denn erstens haben wir die Dämmerung, zweitens aber die bedeutende Strahlenbrechung der Luft zu berücksichtigen.

Dämmerung macht uns die Luft dadurch, daß sie als ein wirklicher Körper von der Sonne beleuchtet wird und die Strahlen zurückwirft, auch wenn die Sonne für unser Auge nicht mehr sichtbar ist, etwas, das jeder unserer Leser wohl kennen wird, da er weiß, daß es noch tageshell ist, wenn schon die Sonne wirklich ganz untergegangen ist, daß es eben so tageshell ist, noch ehe die Sonne sich über dem Horizont erhoben hat.

Die Strahlenbrechung betreffend, so zeigt diese uns das Bild der Sonne schon eine nicht unbeträchtliche Zeit vorher, ehe sie wirklich über den Horizont getreten ist; dies beträgt in unseren Breiten eine volle Viertelstunde, je weiter polwärts man geht, desto beträchtlicher ist die Zeit, während welcher die noch unter dem Horizont befindliche Sonne durch eine solche Erhebung über dem Horizonte zu stehen scheint. Für denjenigen Theil der Erde, welcher dem Pole zunächst liegt, beträgt die Dauer, um welche die Strahlenbrechung die Nacht verkürzt, jedesmal 14 Tage, im Ganzen also 4 Wochen, man sieht nämlich 14 Tage früher die Sonne den Horizont umkreisen, als ihr Körper wirklich auftaucht, ebenso sieht man beim Wintersanfang die Sonne noch 14 Tage lang den Horizont umkreisen, wenngleich sie bereits vollkommen untergegangen ist.

Obwohl nun, wie wir sehen, von der überaus langen Nacht durch Strahlenbrechung und Dämmerung viel hinweggenommen wird, so ist doch wenigstens für Denjenigen, der gewohnt ist, die Sonne oder die Tageshelle täglich zu sehen, eine Nacht, eine wirkliche Nacht von einem bis anderthalb Monaten, — oder von drei Monaten, wenn man die Dämmerung dazu rechnet, wo man die Sonne ebenfalls nicht sieht, — in der That nichts Unbedeutendes.

Wunderbar sind die Erscheinungen, welche sich hierbei bieten, und von denen wir kaum annähernd einen Begriff haben.

Nacht nennen wir die Zeit, in welcher es finster ist, darum sagen wir z. B., wir haben im Mai, Juni und Juli gar keine Nacht. Dies ist für uns in der Breite vom 52ten Grade an aufwärts, polwärts, vollkommen richtig. Obwohl die Sonne täglich auf- und untergeht und täglich eine astronomische Nacht eintritt, geht die Sonne doch so wenig tief unter den Horizont, daß eine Nacht im bürgerlichen Sinne wirklich nicht vorhanden ist, sondern es Dämmerung bleibt während der ganzen Abwesenheit der Sonne.

Auch in unserer Winternacht findet Aehnliches statt; noch eine halbe Stunde, nachdem die Sonne untergegangen ist, kann man sehen, noch eine Stunde später im Freien seinen Weg ohne Anstrengung erkennen. Im

hohen Norden, wo die Nacht im astronomischen Sinne 2 bis 3 Monate dauert, findet doch auch Dämmerung statt. Von dem Augenblick, wo die Sonne zuerst vollständig unter den Horizont gesunken ist, bis dahin, wo sie so tief unter demselben steht, daß ihre Strahlen nicht mehr den Horizont erreichen, macht sie alle 24 Stunden eine Dämmerungszeit welche zwar immer kürzer wird, jedoch ganz deutlich erkennen läßt, wann die Sonne dem Horizont am nächsten steht, so daß man auch, ohne sie zu sehen, den Mittagspunkt annäherungsweise bezeichnen kann. In dieser Zeit erleuchtet nicht nur ihre Gegenwart den Horizont, unter welchem sie sich befindet, sondern sie erleuchtet auch den gegenüberliegenden Himmelsraum mit einer ganz wunderbaren, eigenthümlichen Röthe, ähnlich der unseres Abendroths, und so wird die Winternacht immer mehr und mehr verkürzt, dergestalt, daß selbst dann, wo die astronomische Nacht 3 Monate dauert, die eigentliche Finsterniß nur 1 Monat währt und auch diese Nacht durch Mondschein und Nordlicht verkürzt wird.

Wenn nun aber das Frühjahr naht, wenn ein Monat oder ein und ein halber Monat verflossen sind nach dem Zeitpunkt, welcher für den Norden der Erde den niedrigsten Stand der Sonne bedingt, also das Tagesgestirn, bereits seit so langer Zeit im Heraufgehen begriffen, sich dem Aequator nähert, so sieht man selbst unter dem 80ten Grad der Breite das Nahen der Sonne sehr unzweifelhaft. Schon mehrere Wochen vor ihrem Erscheinen kündigt sie sich dadurch an, daß sich der Polgegend entgegengesetzt für kurze Zeit ein heller Schimmer am Horizont zeigt; derselbe wird immer lebhafter und nimmt mit jeden 24 Stunden sowohl an Dauer als an Helligkeit zu, endlich währt die Dämmerung wohl 12 Stunden und sie zeigt sich nicht mehr blos im Süden, sondern sie beginnt im Osten, rückt, immer stärker werdend, nach Süden, wo sie nach Verfluß von 5 bis 6 Stunden am lebhaftesten ist, und weicht dann gen Westen fort, immer mehr verschwindend, bis nach zwölfstündiger Dauer die eigentliche Nacht wieder beginnt.

Endlich aber zeigt die Sonne sich selbst. Bewohnt man ein Thal, so sind ihre ersten Zeichen das Beleuchten der Bergspitzen und zwar in einem rosigen Lichte, welches um so stärker ist, je mehr die Luft mit Feuchtigkeit beladen erscheint, vorausgesetzt, daß diese Feuchtigkeit nicht niedergeschlagen sei, nicht Wolken bilde, welche ihren Schatten auf die Bergspitzen werfen.

Wer nunmehr am nächsten Tage oder besser gesagt nach 24 Stunden den so beschienenen Berg besteigt, der kann die Sonne für einige Minuten über dem Horizont erblicken, eine Freude, um derenwillen Diejenigen, welche sie drei Monate lang nicht gesehen haben, sich die Mühe gern machen.

Endlich scheint die Sonne aber auch für das flache Land, während der

Mittagszeit steigt sie am Rande des Horizontes empor und ist eine Viertelstunde sichtbar. 24 Stunden später erneuert sich dieses Schauspiel für etwas längere Dauer und so geht es fort, bis nach einigen Tagen die Sonne nicht mehr gleich einer feurigen Schlange längs des Horizonts hinkriecht, sondern sich wirklich ganz über den Horizont erhebt, von wo man sie täglich ungefähr um eine halbe Sonnenbreite höher steigen sieht.

In dieser Zeit wechselt ein kurzer Tag mit einer langen Nacht, der Tag nimmt aber fortwährend zu, die Nacht ab bis zu dem Augenblick, wo über dem ganzen Erdball der Tag so gut 12 Stunden dauert, als die Nacht. Nur auf dem im 6ten Grad um den Pol hin laufenden Kreis ist dies insofern anders, als die Sonne demselben keineswegs einen Tag von 12 Stunden macht, sondern einen einfachen Wechsel zwischen der halbjährigen Nacht und dem darauf eintretenden halbjährigen Tage verursacht. Der 21ste März oder September, die Tag- und Nachtgleiche, haben für die eigentliche Polargegend nur die Bedeutung, daß mit dem Eintritt dieses Datums der Tag beginnt oder aufhört, die Sonne sich zuerst oder zuletzt über dem Horizont zeigt.

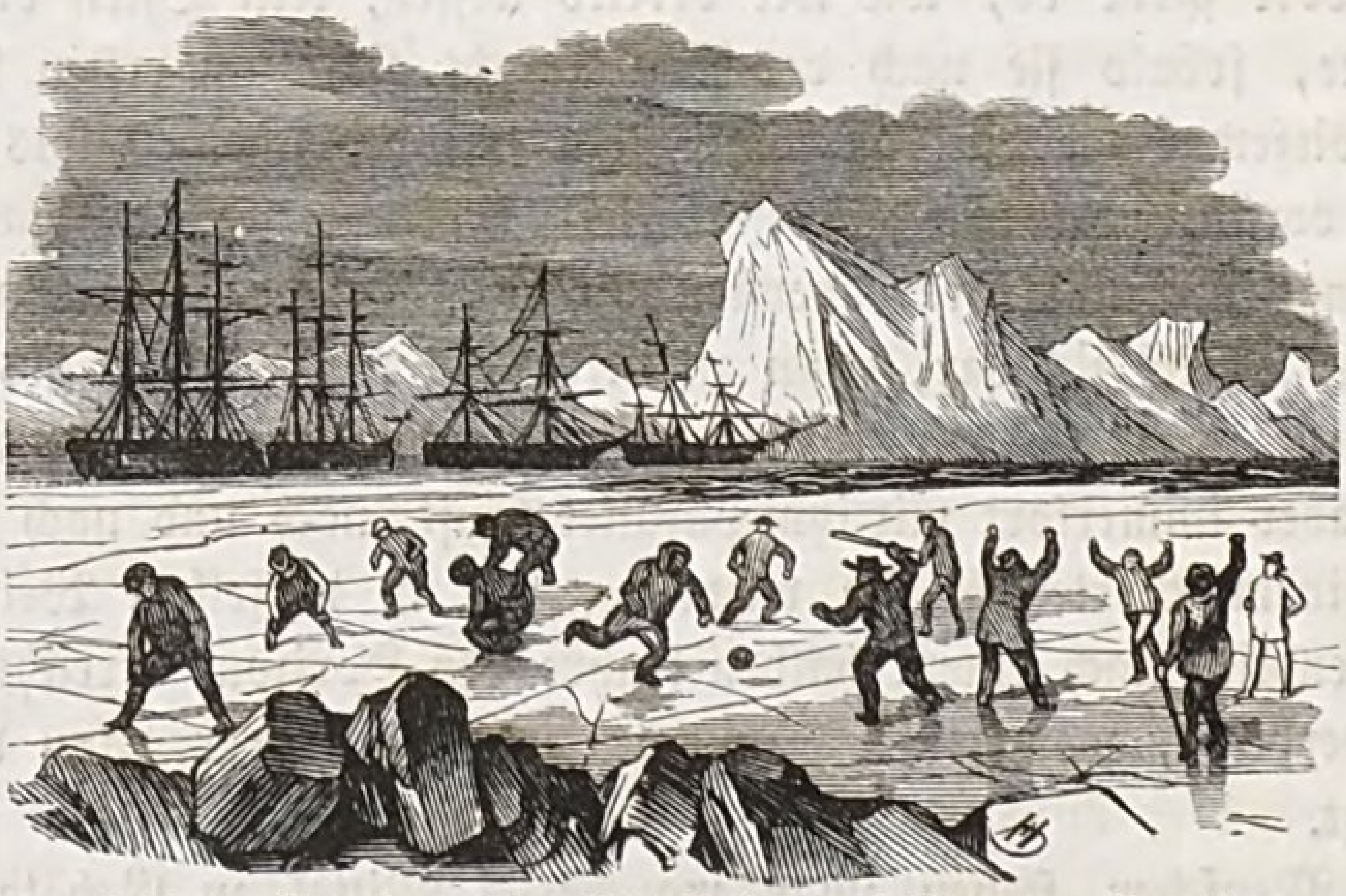
Ueberall steigt die Sonne im Osten auf, erhebt sich bis zum Mittagspunkt und sinkt dann im Westen unter; an den Polen ist es jedoch nicht so, denn dort giebt es, wie wir bereits wissen, kein Osten oder Westen. Die Sonne, sobald sie nach der Mitternacht sich zum ersten Male zeigt, hört von diesem Augenblick an nicht mehr auf zu scheinen, bis ein volles Halbjahr vorüber; während dieser Zeit umkreist sie den ganzen Horizont, anfangs nur mit ihrer obersten Wölbung sichtbar, dann zum vierten, zum dritten Theile sichtbar, dann zu mehr als der Hälfte, bis sie endlich so hoch steht, daß sie wie ein leuchtendes Rad ganz über dem Horizont erscheint, aber immerfort mit ihm parallel läuft, nach und nach sich erhebt, bis nach einem Vierteljahr sie wieder genau in derselben Weise abwärts sinkt und endlich nach einem halben Jahre den Horizont erreicht und unter ihm sich verbirgt, womit die Dämmerung beginnt, der dann die trostlose Nacht folgt.

Den Menschen stehen zwar mancherlei Mittel zu Gebote, sich diese schrecklich lange Nacht zu verkürzen; aber allerdings nicht die Dunkelheit allein, sondern auch die Kälte, die ungesunde Luft in den äußerst engen Räumen der Winterquartiere, die meistens gesalzenen Speisen und endlich der Mangel an Bewegung machen den allerschlimmsten Eindruck auf ihn, es entsteht eine Krankheit, welche man Scorbut nennt.

Auch den kräftigsten Menschen überfällt ein unbesiegbares Gefühl von Schwäche, er vermag kaum auf seinen Beinen zu gehen, er glaubt, daß sie sich unter der Last seines Körpers biegen müßten, er scheint zu fühlen, daß

sie zusammenknicken, daß seine Muskeln und Sehnen nicht mehr gespannt werden können und dieses Gefühl nimmt so sehr überhand, daß zuletzt nicht einmal mehr die Versuche gemacht werden, die Schwäche zu überwinden; sie soll der gefährlichste Feind der Menschen und der eigentliche Grund der Schwerheilbarkeit dieser Krankheit sein, aber auch das Nachgeben gegen dieses Gefühl der Schwäche bringt keine Linderung. Auf der Matratze liegend fühlt der Kranke dieselbe Unbehaglichkeit, dieselbe Schwäche, glaubt jetzt die Arme und den Kopf eben so wenig bewegen und tragen zu können, als vorher die Beine; selbst das Athmen wird mit jedem Tage schwerer, denn die Muskeln, welche Brust und Rippen bewegen, scheinen ihren Dienst zu versagen; man will schlafen, aber auch das geht nicht, denn beängstigende Träume halten den Kranken wach, nun will er sich bemühen munter zu bleiben, aber dieses geht eben so wenig, die Augen fallen zu, ein ermattender Halbschlummer, unerquicklich und unruhig, stärkt nicht, sondern schwächt vielmehr.

So lange die Krankheit nur bis zu diesem Stadium gediehen ist, vermag ein tüchtiger Befehlshaber sie zum Theil zu bändigen, wenn er den Leuten zu thun giebt, ja wenn es nicht anders ist, sie durch gymnastische Spiele in Thätigkeit erhält. Wir sehen hier eine Anzahl Matrosen zum Spielen kommandirt, wie man in früheren Zeiten auf den Sclavenschiffen



Spiele der Matrosen auf dem Eise. Nach einer Zeichnung von Dougall.

die Neger zum Tanzen kommandirte; die armen Kranken möchten viel lieber in ihren Bärensäcken liegen und sich füttern lassen, denn selbst das Essen in den Mund zu bringen sind sie beinahe zu faul; aber der Kommandeur befiehlt, sie sollen Ball schlagen, wie hier, oder sie sollen wettlaufen, einander jagen, einer über die Schultern des Andern springen und dergleichen mehr, und sie werden wohl müssen, wenn sie auch nicht mögen, denn die neunschwänzige Katze hat keineswegs den Scorbut, sie ist noch

immer so begierig nach Menschenfleisch, beißt grimmig hinein und fürchtet sich nicht vor Ansteckung.

Auch andere Unterhaltungen, nicht gerade so lärmender oder anstrengender Art, werden gemacht: man spielt Komödie, die jungen Matrosen stellen die Damen dar und reden durch die Fistel, Lustspiele werden von den Offizieren geschrieben oder von den Matrosen extemporirt, Komödien-Zettel werden an den Kajüten-Thüren angeschlagen und der gestachelte Humor bringt allerlei wunderliches Zeug zu Wege, so z. B. die Anmerkung, daß Damen ohne anständige Begleitung weder im Parterre, noch in den Logen des Schauspielsaales Zutritt haben, eine Anordnung, welche viel zu lachen macht, weil auf diesen Schiffen kein weibliches Wesen zu finden ist.

Vernachlässigt der Befehlshaber diese Bemühungen, läßt er der Krankheit ihren Lauf, tritt er ihr nicht bei dem ersten Anzeichen auf das Entschiedenste entgegen (oder besser noch, er verhindert das Auftreten des ersten Anzeichens), so werden die Symptome derselben immer bedrohlicher, das Blut erleidet eine eigenthümliche Zersetzung, das Zahnfleisch wird weich und schwammig und bedeckt sich mit sehr vielen kleinen Geschwüren, welche leicht von selbst aufgehen und anhaltend bluten. Der Athem verbreitet einen wahren Verwesungs-Geruch, es scheint die Lebenskraft erloschen, es scheinen die Säfte, welche sonst gegen alle Gesetze der Chemie sich Jahre lang unverändert erhalten, nunmehr plötzlich diesen Gesetzen zu folgen: der Mensch fängt an bei lebendigem Leibe in Gährung, in Fäulniß zu gerathen.

An vielen Stellen der Haut zeigen sich rothe Flecken, welche bald in eine violette Farbe übergehen und so ekelhaft weich werden, daß man sich scheut, sie zu berühren, weil man fürchtet, Stücke von der Haut zu trennen. Die Beine fangen an zu schwellen und wenn sie anfangs nur den Dienst versagen, so sind sie jetzt vollständig dienstunfähig, sie ziehen sich zusammen wie unter den heftigsten Gichtschmerzen, krümmen sich, verursachen bei jeder Bewegung eine grausame Qual, die Schmerzen dringen auch in die Eingeweide und bringen die Unglücklichen zu den entsetzlichsten Aeußerungen der Verzweiflung, über den ganzen Körper bilden sich Geschwüre, auch die Eingeweide und die Lunge vereitern und der Mensch ist rettungslos verloren, was ein Jeder weiß, daher denn auch der von dieser Krankheit Befallene einer nicht zu besiegenden Muthlosigkeit und Todesfurcht verfällt, die ihn unter einer so schmerzhaften Seelen- wie Körperfolter hinwegrafft.

Der schon öfters citirte Seefahrer und Arzt Kane hatte bei seiner zweiten Reise so glückliche Vorkehrungen gegen diese Krankheit getroffen, daß sie nicht zum Ausbruch kam und die arctische Wildniß, welche schon traurig genug ist, durch dieses furchtbare Gespenst nicht noch entsetzlicher gemacht wurde. Dazu wurden aber allerdings alle erdenklichen Anstrengungen ge-

macht und es war keine Kleinigkeit, die Leute genügend zu beschäftigen und auch den Spaß ganz ernsthaft zu nehmen.

Wurden die Spiele nicht im Freien ausgeführt, weil zu heftige Kälte und vielleicht scharfer Wind es unmöglich machte, so hielt man Wettlaufen und Bogenschießen und Lanzenwerfen auf dem mit einem Zelt versehenen Verdeck. Der Geist wurde durch Räthselspiele beschäftigt, es wurde eine Zeitung gegründet, an welcher ein Jeder Mitarbeiter war, die jedoch Keiner zu sehen bekam, bevor sie jedesmal ganz fertig und in mehreren Abschriften vorhanden war, weil dann ein Jeder Gelegenheit hatte, über die anderen Mitarbeiter zu lachen oder von ihnen ausgelacht zu werden. Alle Festlichkeiten, alle Geburtstage und was man Derartiges an Gelegenheiten auffinden konnte, wurden glänzend gefeiert und man beschenkte sich dabei auf eigene oder fremde Kosten. So verschrieb der Arzt Kane am Weihnachtsabend seiner Mannschaft aus der Apotheke des Schiffes eine bedeutende Quantität der besten Arzeneien, welche Matrosen je genommen, er verschrieb jedem durch ein eigenes auf ihn lautendes Recept eine genügende Portion Rum und Zucker, welches Medikament eine um so vortrefflichere Wirkung machte, als man davon bei dem Proviant des Schiffes ungeheure Massen hatte.

Sobald die Schiffe an dem zufälligen oder mit Absicht aufgesuchten Winterplatze befindlich sind, wird alles Mögliche gethan, um sie von außen gegen den heftigen Frost zu schützen und dieses erreicht man durch Aufhäufung großer Massen Schnee an den Seitenwänden. Man schlägt denselben nicht gerade sehr fest, denn je lockerer er liegt, desto weniger ist er durchdringlich für die Kälte, aber man befestigt ihn soweit, daß er nicht durch Windwehen verjagt werden kann. Dieses Bollwerk hat mehrere Klaftern Breite und wenn der Schnee nicht fest ist, so kann dasselbe auch als eine wirksame Verschanzung gegen die Eisbären angesehen werden, welche darin versinken und, in der Bemühung herauszukommen, vom Schiffe aus getödtet werden können. Die Schneemasse überragt die Geländer des Schiffes um mehrere Fuß und schon weit unterhalb derselben beginnt die betheerte Zeltleinwand, womit das Verdeck überdacht wurde.

Auch auf dieses Zelt bringt man Schnee und sucht ihn durch Besprühen mit Wasser darauf zu befestigen. Auf diese Weise gelingt es, die Temperatur auf dem Verdeck immer in der Gegend von 10 bis 12 Grad C. unter Null zu erhalten, während sie im Freien auf 30, 40 und mehr Grad C. herabsinkt.

In solcher Temperatur ist es allerdings auch im Freien nicht ganz angenehm. Besonders auffallend ist, daß sich hierbei die Ausdünstung des menschlichen Körpers so stark bemerklich macht. Der Wandelnde selbst

nimmt dieses nicht unmittelbar wahr, der hinter ihm Gehende aber sieht seinen Vormann in eine leichte Nebelwolke gehüllt, welche ihn solchergestalt umgiebt, daß sie an kälteren Gegenständen sich sofort als Reif niederschlägt. Wer mit einer blank geputzten Flinte hinausging, hat, ehe zwei Minuten vorüber sind, ein schneeweißes Gewehr im Arm; läßt man dieselbe Flinte zum Zeltdache hinaus, ohne daß ein Mensch in der Nähe derselben wäre, so bleibt sie blank wie sie gewesen. Dies ist auch der Grund, warum es so sehr schwierig ist, Beobachtungen mit physikalischen Instrumenten zu machen; dieselben überziehen sich von dem Beobachter her sofort mit weißem Reif und natürlich sind dann die Zahlen nicht mehr zu sehen. Das Anfassen eines solchen Instrumentes, das Reinigen desselben im Freien ist eine so gefährliche Operation, daß Niemand wagen wird, dieselbe zu unternehmen. Geht man längere Zeit im Freien umher, so bedeckt sich die Kleidung des Wandelnden selbst über und über mit Reif.

Wenn, wie bemerkt, die niedrige Temperatur im Freien erträglich ist, im Innern einer Hütte oder einer Kajüte dagegen nicht, so thut man sehr wohl daran, dieser Unbequemlichkeit nach besten Mitteln auszuweichen und so haben es die Seefahrer auch immer gemacht; der Unterschied liegt nur darin, daß man in der jetzigen, in der neuesten Zeit dergleichen durchweg durch Anwendung der einfachsten Mittel und durch Befragung der Gesetze der Physik bewerkstelligt, während man sonstmals manche Thorheit beging. Die folgende Seite zeigt das Innere einer Kajüte und Kane mit seinen Reisegesellschaftern darin sitzend und Thee kochend. Wir bemerken vor allen Dingen, daß die guten Leute trotz dessen, daß sie, wie es scheint, im warmen Zimmer sind, doch ganz in Pelz gehüllt stehen und sitzen, nicht einmal die Handschuhe haben sie abgelegt und Pelzstiefeln bedecken die Füße; frei ist lediglich das Gesicht. Was hier heizt, ist eine mächtige Lampe mit Seehundsthran, eine Schüssel, in welcher einige dreißig Dochte von gedrehtem Moos am Rande umherliegen und den Thran zur Flamme führen; die Gemächer sind sämmtlich, so weit sie dienen sollen, um Menschen zu beherbergen, mit Filz umkleidet, aber trotz dessen schlägt sich der Wasserdampf aus dem Kessel, der Oeldampf von der Lampe und der Dunst, welchen die Bewohner selbst von sich geben, an den Wänden nieder und bekleidet sie (was wir allerdings nicht sehen können) über und über mit Reif. Dennoch gelingt es bei der Kleinheit des Gemaches und der Anzahl sich darin zusammendrängender Menschen, die Temperatur so weit zu erhöhen, daß sie nicht unter dem Gefrierpunkt des Wassers ist, auch zuweilen einige Grade darüber steigt. Hierbei ist nun gute und trockene Pelzkleidung von der größten Wichtigkeit, auf sie wird daher alle mögliche Sorgfalt verwendet; da alle Kleidungsstücke doppelt vorhanden sind, so trocknet man unter

Hülfe der Lampe und eines eisernen Ofens die am Tage vorher gebrauchten Kleidungsstücke, um sie für den nächsten Tag vorzubereiten.



Die Nordpolfahrer im Winterstübchen. Nach Kane.

Auf kleinen Schiffen sind selbst die Offiziere nicht ausgenommen von den Leiden, welche ein solches Zusammenpökeln der Mannschaft bringt; sie befinden sich lediglich dadurch in einer besseren Lage, daß ihr Geist, mehr thätig als der an stumpfen Gehorsam gewöhnten Mannschaft, sie erhebt über die Leiden, welche der Körper zu ertragen hat und welche natürlich auf sie einen stärkeren Eindruck machen würden ohne dieses geistige Element, da sie an solche Strapazen von Hause aus gar nicht gewöhnt sind. Auf den Schiffen der engländischen Marine findet allerdings ein gewaltiger Unterschied zwischen der Lage der Offiziere und der der Mannschaft statt, und vielleicht ist es hier nothwendig, denn der Gedanke einer Kameradschaft zwischen sich und den Offizieren würde bei englischen Matrosen wahrscheinlich alle Bande des Gehorsams nicht nur lockern, sondern zerreißen, wie es jederzeit geschieht, wenn ein Schiff in die Lage kommt, verlassen werden zu müssen und der Offizier von da ab nur noch für einen Mann zählt oder höchstens diejenige Autorität hat, welche anzuerkennen oder ihm zu lassen der Matrose geneigt ist, und dieses nur deshalb, weil er sich selbst ohne seinen gelehrten Offizier nicht zurechtfinden würde auf der Schneewüste der Polargegenden oder auf der Wasserwüste des Oceans.

Man muß übrigens nicht glauben, daß, wenn der Winteraufenthalt in jenen Gegenden so beschwerlich ist, dafür der Sommer eine genügende Ent-

schädigung böte. Nicht nur ist dieser Sommer sehr kurz, sondern er ist auch von einer so großen Menge von Unbequemlichkeiten begleitet, daß er überhaupt gar nicht für Reisen auf dem Lande, sondern nur zum Betrieb der Reise zu Schiffe, zum Vorrücken in die Eiswüsten geeignet ist.

Das nebenstehende Bildchen zeigt uns ein Zelt von Gutta-Percha-Zeug, in welchem sich die Reisenden für die Nacht, oder vielmehr, da es nicht Nacht wird, für das Schlafen eingerichtet haben. Die Leute haben alle dicke Pelze an, Pelzmützen auf dem Kopfe und stecken schließlich in einem Pelzsack, in einem Eisbärenfell, welches man dem Thiere abgezogen hat, ohne es weiter als um den Hals her aufzuschneiden. Dieses mit den Haaren nach innen gekehrte Kleid ist ein nothwendiges Möbel für die Sommerwanderung jenseits des Polarkreises; die Europäer



Nordpolfahrer im Sommerzelt.
Nach einer Originalzeichnung von Dougall.



Eine Schlittenpartie durch Thauwasser. Nach einer Originalzeichnung von Dougall.

können sich also ohne den allersorgfältigsten Schutz gegen die Kälte durchaus nicht auf Begehen der Polargegenden einlassen.

Ist in dem ersten Bilde der vorigen Seite versucht worden, eine nächtliche Ruhestätte der Nordpolfahrer zu zeigen, so wollen wir mit Hülfe des zweiten versuchen, uns ihre Tagesbeschäftigungen zu vergegenwärtigen.

Es handelt sich hier um die Entdeckung der Spur der verlorenen Franklin'schen Expedition. Bei Nacht ist dieses natürlich nicht thunlich, man sieht nichts; der Sommer der Polargegenden ist, wie wir vielfältig bemerkt haben, über die Maßen kurz, man sucht also vom Frühjahr so viel zu benutzen als irgend möglich, aber sobald der Sommer anfängt zu wirken, bedeckt sich von allen Seiten her durch das schmelzende Eis das noch nicht geschmolzene mit Wasser.

In dieser Lage will man doch nicht stehen bleiben, sondern die Wanderung weiter fortsetzen und das ist nicht anders möglich, als indem die armen Leute den Schlitten im Wasser nach sich schleppen.

Das Wasser ist zwar nicht gerade hoch, aber es steht doch beinahe knietief und wären sie nicht mit Stiefeln von Seehundsleder versehen, so würden sie wohl nasse Füße bekommen?

Nasse Füße? Durchnäßt sind sie von oben bis unten und wenn sie nach einem so beschwerlichen Marsche, wie er dadurch wird, daß ein Jeder die Last von mehreren 100 Pfund durch das Wasser zu ziehen hat, auf das Schrecklichste ermüdet auf der Station ankommen, welche für das Nachtlager bestimmt ist, so finden sie kein wohleingerichtetes Wirthshaus mit schön durchwärmten Zimmern, keine Daunenbetten und Federdecken, keinen Hausknecht, der ihnen die Stiefeln auszieht, die Kleider reinigt und trocknet, sondern in dem nassen Anzuge, der ihnen bei sinkender Sonne auf dem Leibe zu Eis erstarrt, müssen sie arbeiten am Aufschlagen des Zeltes, Feuer machen, müssen sie selbst ihre Kleider zu trocknen suchen und da sie wohl nicht viel zu wechseln haben, werden sie den größten Theil derselben auf dem Leibe trocknen lassen und nur etwa die Stiefeln an die Zeltdecke hängen, von der sie dieselben dann am nächsten Morgen, weniger getrocknet als zu Stein gefroren, herabnehmen.

Ein großer Uebelstand bei dem Winteraufenthalt in den Polargegenden ist das Verschwinden alles thierischen Lebens. Die Vögel, welche im Frühjahr und im Sommer weit nach Norden ziehen, die Moschusochsen, die Hirsche und Elennthiere, die Wölfe und Füchse ziehen sich beim Beginn der kalten Jahreszeit sämmtlich zurück und suchen die südlicher gelegenen Wälder auf.

Würde dieses nicht sein, so könnte man sich während der langweiligen Dunkelheit, wenigstens zur Zeit des Mondlichts oder bei der Helligkeit des Polarlichtes, sowohl mit der Jagd unterhalten, als man auch im Stande wäre, dadurch den Proviant zu vermehren, woran der Seefahrer

gern denkt, da er überhaupt niemals zu viel Lebensmittel hat, ferner ein frisch erlegtes Thier ihm besser schmeckt, als das Jahre lang aufbewahrte Fleisch, wenn es auch noch so tadelfrei wäre. Von einer Beschäftigung durch die Jagd ist also keine Rede aus dem angeführten Grunde, welcher lediglich bei den Eisbären nicht zutrifft, der zwar auch nicht zu haben ist, aber doch nicht aus seinen Regionen entflieht, sondern nur verschwindet, d. h. seinen Winterschlaf macht.

Der Eisbär ist das größte Landthier und zugleich das gefährlichste der Polargegenden; es giebt Thiere, welche 11 Fuß Länge erreichen, wiewohl 10 und 9 Fuß die gewöhnliche Länge ist; sie haben dann eine Höhe von etwas mehr als 4 Fuß, so daß ein Mann ihnen gerade über die Schultern hinwegsehen kann.

Der Eisbär lebt von Fischen und Robben, die er sich fängt, und von den Ueberbleibseln der Meeressäugethiere, welche der Mensch bei dem Robben- und Wallfischfang unbenutzt zurückläßt, er ist daher auch Landthieren durchaus nicht gefährlich und diese scheinen es zu wissen, denn sie zeigen nicht Furcht vor ihm, und wenn sie sich auch in einer respektvollen Entfernung halten, wie die Größe des Thieres sie beansprucht, so haben sie doch nicht Ursache zu fliehen, da der Eisbär sich in der Regel nicht kampflustig zeigt.

Sonderbar ist es, daß dies den Menschen gegenüber ganz anders wird. Sobald der Eisbär einen Menschen sieht, geht er auf ihn los, entweicht wenigstens niemals und erliegt eben dadurch, denn trotz aller Stärke und Tapferkeit sind die kriegerischen Mittel der Menschen doch denen der Eisbären überlegen.

Während des Sommers hat man selten mit ihm zu thun, denn er scheint beinahe mehr ein Wasserthier als ein Landthier, seine Gewohnheiten führen ihn immerfort in das Meer und wenn er auf das Trockene will, so erklettert er eine Eisscholle; er schwimmt vortrefflich und man hat ihn schon mehr als 10 Meilen weit vom Lande gesehen, und wie es schien noch keineswegs an Kraft erschöpft.

Wenn aber der Winter kommt, so verläßt er immer die Eisschollen und sucht das Land auf, um sich im Schnee zu vergraben. Es scheint ihn dabei ein glücklicher Instinct zu leiten, denn er vermag das Festland vom Eise sehr wohl zu unterscheiden, was der berühmte Capitain Parry nicht konnte, der eine Eisscholle für feststehend ansah und sie monatelang mit Schlitten befuhr. Das wäre einem Eisbären, wenn er sich verbergen will, nicht begegnet, denn nie hat man einen Bären, im Winterschlaf befangen, auf einer Eisscholle gefunden.

Aber wenn er nun am Anfang des September das Festland aufsucht

und ihm dann die gewöhnliche Nahrung fehlt, wird er, bevor er sich schlafen legt, ein gefährlicher Feind der Nordpolfahrer. Er sucht Nahrung, er wittert dieselbe in den Schiffen, er ist ein vortrefflicher Kletterer, er schlägt seine Pranken in die Wände des Schiffes und steigt daran empor wie an einer Leiter, weshalb man sich, wie bereits bemerkt, gern mit einem Wall von trockenem, lockerem Schnee umgiebt, der dann leicht zur Fallgrube für ihn wird.

Mitunter erleben die Nordpolfahrer mit den Bären Abenteuer seltsamer Art, wie es zum Beispiel der Quartiermeister Silvey von dem Entdeckungsschiff „Resolute" unter Capitain Henry Kellet erfuhr. Derselbe war, um das Register-Thermometer zu beobachten, mit einer Laterne versehen, von der breiten Treppe des Schiffes herabgestiegen nach einem Tische, auf welchem die Beobachtungs-Instrumente sich befanden. Die Laterne war eine derjenigen, welche mit einem stark convexen Glase versehen sind, in dessen Brennpunkt das Licht sich befindet, — man nennt dieselben gewöhnlich Blendlaternen und sie dienen sehr gut, um den Träger derselben vollständig in Schatten zu stellen, indessen dieser im Stande ist, damit zu beleuchten was er sehen will.



Meteorologische Beobachtungen mit Hindernissen. Nach Dougall.

Mit der Beobachtung seiner Instrumente beschäftigt, hörte er an dem Knistern des Schnees, daß sich Jemand ihm nahete, er kehrte sich um und sah zu seinem nicht geringen Schrecken einen gewaltigen Eisbären kaum 5 Ellen weit vor sich stehen.

Er prallte allerdings erschrocken zurück, doch verließ ihn seine Geistesgegenwart keineswegs: mit der Laterne in der Hand wendete er sich etwas und ließ das volle grelle, blendende Licht dem Bären in die Augen fallen,

welcher, durch solch ungewohnte Beleuchtung erschreckt, einen schnellen Rückzug antrat.

Natürlich that der Quartiermeister dasselbe und schickte dann von dem Schiffe dem grimmigen Herrn einige Mannschaft nach, von welcher er auch bald erlegt wurde.

Ohne eine solch glückliche Idee wäre aber der arme Mann wahrscheinlich nicht mit dem Leben davon gekommen, wenn schon er sich nur wenige Schritte von dem Schiffe entfernt befand.

Die Leute sind in der Regel nicht sehr besorgt wegen eines einzelnen Bären; ihren langen Piken, ihren Aexten und Spitzhacken leistet die Brust oder der Schädel eines Eisbären nicht Widerstand, wenn schon die gewöhnliche Büchsenkugel ihm durchaus nichts anhaben kann, da sie sich in den Haaren verfängt; aber es kommt wohl vor, daß mehrere, daß 8—10 solcher Gäste zugleich ein Schiff angreifen und dann allerdings ist die Sache nicht so leicht abgemacht, als vielleicht mit einem.

Die Prahlerei der Matrosen führt sie nicht selten in große Verlegenheit. Sie versichern, ohne Hülfe eines Kameraden einen Bären bezwingen zu können, natürlich in der Voraussetzung, daß der Casus niemals eintreten wird. Wenn nun zufälliger Weise doch ein Bär einzeln sichtbar wird und die Neckereien der Kameraden den Prahler bewegen, das Abenteuer zu versuchen, so wäre ein solcher Thor jederzeit verloren, denn der Kraft des Bären ist er in keinem Falle gewachsen und seine Lanze ist nur eine Gerte, ein Spazierstäbchen für den Bären, auch wenn der Schaft 2 Zoll dick und über und über mit Eisenschienen beschlagen wäre. Ein Druck von der Tatze des Bären, und die Waffe ist zerbrochen und kein Stummel mehr davon in den Händen des thörichten Angreifers; auf seine Füße verlassen kann sich der Narr eben so wenig, denn der Bär, obschon in einem mäßig langsamen Trabe gehend, schreitet doch so gewaltig aus, daß es keinem Menschen gelingen würde, ihm zu entkommen. Aber der Bär ist neugierig und das wissen die Matrosen; wenn sie daher versuchen, ihm zu entlaufen, so lassen sie einen Handschuh fallen und alsbald bleibt der Bär dabei stehen, besieht ihn, beriecht ihn, kehrt ihn um, und wenn er ihn nicht nach seinem Geschmack d. h. nicht eßbar findet, so setzt er seinen Weg fort und folgt dem Flüchtling ohne alle Uebereilung, sehr sicher, seiner bald genug habhaft zu werden.

Nunmehr wird ein zweiter Handschuh, dann ein Taschentuch, dann die Mütze, hierauf das Halstuch und schließlich wohl auch die Jacke oder sonst ein bewegliches Kleidungsstück fortgeworfen. Zu frieren pflegt der Mann in solcher Fährlichkeit nicht.

Ist er nicht weit vom Schiffe und gewahrt die Mannschaft seine Ge-

fahr, so gelingt es wohl zu entkommen, ist die Strecke aber weit, so wird dieses unmöglich, da die Kräfte des Bären viel länger anhalten, als die des Menschen und seine Mittel, den Bären zu amüsiren, sehr bald erschöpft sind.

Wenn dem Bären durch den Rückzug der Thiere alle Lebensmittel abgeschnitten sind, so verkriecht er sich und zwar klaftertief, so daß der äußere Frost ihn nicht erreicht. Bei seinem Eingraben ist er so außerordentlich fett, daß er von diesem Vorrath zehren kann. Er liegt so verscharrt bis zum März, früher pflegt man seiner nicht gewahr zu werden, dann aber ist er auch wieder so mager, daß ihm das weitläufige Fell mit der langen Behaarung von allen Seiten weit am Körper herunterhängt.

Nach so langem Hunger weiß man kaum, wo er die Kräfte herbekommt sich noch zu bewegen, aber nicht nur kann er dieses, sondern er ist so flink und behend zu Land und zu Wasser, daß es ihm bald gelingt, sein Fell wieder auszufüllen. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere Bären zu gemeinschaftlichem Fischfange, sie gehen zu Wasser auf die Jagd und treiben die Fische vor sich her, bis sie dieselben irgendwo eingeengt haben und sie alsdann umzukehren gezwungen sind, nun laufen sie dem Bären in den Rachen und jedes Oeffnen desselben kostet einem Thiere das Leben.

Wenn sie in diesem magern Zustande, von Eisschollen getragen, in bewohnte Gegenden kommen, nach Island, nach Grönland, so greifen sie auch wohl die Landheerden an, welche sonst vor ihnen ganz sicher sind.

Die Polarreisenden haben die Pelze dieser Thiere als das vortrefflichste Bette kennen gelernt. Die Haut wird dem Ungeheuer ganz abgezogen, so daß dieselbe wie ein Schlauch zusammenhängt, ohne einer Naht zu bedürfen. Aus- und inwendig wohl getrocknet dient sie nunmehr einem, auch wohl zweien Menschen als Winterlager, man kehrt das Fell nach innen und kriecht in diesen weiten und breiten Schlauch hinein. Die Haare sind sehr dicht und außerordentlich wärmend, d. h. sie hindern die Luft von außen heranzubringen und halten die innen erzeugte Wärme auf das Trefflichste zusammen. Zwei Menschen, welche in solch einem Fell sehr bequem Platz neben einander haben, wärmen sich gegenseitig dergestalt, daß sie immer in Schweiß gerathen.

Dieses Felles wegen jagen die Eingebornen den Bären und zwar mit einer mehr als gewöhnlichen Todesverachtung, was auch daher kommt, daß er der gefährlichste Feind des ihnen unentbehrlichen Fischfanges und Seehundsfanges ist. Er macht die Thiere außerordentlich scheu und verhindert nicht selten den Fang in einer bestimmten Bucht Monate lang, so daß die Eskimos genöthigt sind, ihren Aufenthaltsort zu verändern. Im Wasser können sie ihn nicht angreifen, er hat eine zu große Gewandtheit und

Stärke und würde das kleine Boot von Seehundsfellen mit einem einzigen Schlag seiner Tatze vernichten, die Harpune aber, welche in das glatte, kaum behaarte Fell des Seehundes eindringt, würde gegen den Eisbären ganz machtlos sein.

Außer diesem grimmigen Raubthier sieht man in der ganzen langen Winternacht kein anderes vierfüßiges Thier die öden Eisinseln beleben. Aber auch dieses ist nur während des Anfangs des Winters noch sichtbar, denn sobald die Thiere das Land verlassen, hat er keinen Grund, sich weiter sichtbar zu machen und er verbirgt sich dann, wie bereits gesagt, tief im Schnee.

Wenn der Sommer wiederkehrt, kehren auch jene Thiere wieder, um deren willen der Bär etwas später schlafen geht und etwas früher aufsteht, als er sonst wohl thun würde; dann erscheint das Rennthier, das Elennthier, das Bisamthier und das wilde Schaf, dann erscheinen auch einige Raubthiere, wie Fuchs, Wolf, Vielfraß und der Landbär, der das Räuberhandwerk jedoch nur gelegentlich treibt.

Aber auf alle diese Thiere macht der Bär nicht Jagd; sobald das Inselmeer sich als solches zeigt, was es ist, als ein Labyrinth von großen und kleinen Landstrecken, von mächtigen, weit ausgedehnten Inseln, denen gegenüber England als unbedeutend verschwindet, von schneebedeckten Felsen oder von felsbedeckten Schneemassen und einer unendlichen Menge von Kanälen, Seen, Baien, Buchten, Häfen, sucht das Raubthier das ihm liebere Element, das Meer, auf.

Wir geben in der nachfolgenden Karte einen Ueberblick über die Gegenden, von denen wir hier sprechen und zu deren genauerer Betrachtung wir zurückkehren müssen, wenn die Reisen nach den Polargegenden unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen werden, deren oberflächliche Betrachtung uns aber gegenwärtig nöthig scheint, um uns zu orientiren, da wir in dem Folgenden und Vorhergehenden von sehr vielen Vorgebirgen, Buchten, Häfen 2c. sprechen, deren Lage nicht Jedermann genau genug bekannt ist, um sich ohne Hülfe einer Karte sofort zurecht zu finden.

Dieser Archipel ist der Tummelplatz derjenigen nordischen Thiere, von denen wir zu sprechen gedenken und auf die die Reisenden, die zeitweiligen Besucher der Polarzone, angewiesen sind. Sie rücken hierher von dem Festlande von Amerika, das den unteren Theil unseres Kärtchens bildet und welches ihr Winteraufenthalt ist. Die Kälte liebend, finden sie es während des Sommers auf diesem an sich schon höchst unwirthbaren amerikanischen Festlande nicht so behaglich, als es ihnen genehm ist, nicht so angenehm kalt, als sie es im Sommer verlangen. Eine Wärme von 10 Grad über Null wird ihnen beschwerlich, sie überschreiten daher, so

lange die vielen Kanäle, welche unser Kärtchen zeigt, noch gefroren sind, dieselben und suchen auf den Inseln Moos und unter dem Schnee verborgenes Gras und schweifen mit jedem Monat weiter hinauf, wie sie von der steigenden Sonne weiter getrieben werden.



Karte des nordwestlichen Archipels.

Man hat die obengedachten Thiere auf dem Cockburn-Land, auf Nord-Somerset, Nord-Devon, ja man hat sie auf der Melville-Insel, jenseits des 75ten Grades nördlicher Breite, gefunden.

Ebenso wie sie zur Frühjahrszeit dorthin wandern, kehren sie zur Winterszeit, mit einem prächtigen Pelz versehen, den sie sich während des Sommers angeschafft haben, — aus Sparsamkeit natürlich, weil in dieser Zeit das Pelzwerk wohlfeiler ist, als im Winter, — zurück, immer weiter bis zum Polarkreis wandernd, ja bis diesseits desselben zur südlichen Hälfte der Insel Cumberland, von wo sie sogar über die Hudsonstraße nach Labrador übersetzen; der Hauptzug aber geht nach dem Festlande von Amerika nach dem großen Fischflusse, dem Kupferminenfluß und dem Mackenzie.

So sehr ihnen das, was wir einigermaßen Wärme zu nennen gewohnt sind, zuwider ist, so wollen sie doch auch keine zu große Kälte haben, nur sind allerdings ihre Ansichten darüber von den unsrigen verschieden. Das Festland von Amerika, zu welchem sie wandern, hat immerhin während sechs Monaten eine Kälte, welche zwischen 20 und 50 Grad unter Null wechselt. Diese Temperatur ist uns durchaus nicht mehr angenehm, die Gegend aber, welche sie verlassen, hat freilich noch höhere Kältegrade und sie sind mehr ununterbrochen und in einem Strich fortlaufend, vor allen Dingen aber bewirken Kälte und Schnee ein so gänzliches Verschwinden alles Pflanzenwuchses unter einer undurchdringlichen Eisdecke, daß die Thiere dort, wenn sie nicht erfrieren, doch würden verhungern müssen, was denn wohl der Hauptgrund ihrer nach Süden gerichteten Wanderung sein mag; sie gehen dem Futter nach.



Kampf einer Bootsmannschaft mit Wallrossen. Nach Beechey.

Zur Sommerszeit aber belebt sich in diesem Archipel auch das Wasser so gut wie das Land. Seehunde und Wallrosse, welche der nahende Frost von hier vertreibt, kehren zurück und zerstreuen sich in den Straßen und Kanälen. Warum sie während des Winters diese Gegenden verlassen, hat lange nicht ermittelt werden können, da ihr Element keineswegs so weit abwärts erstarrt, daß sie davon bedroht werden könnten. Die Sache ist jedoch sehr einfach. Es sind Säugethiere, sie athmen durch die Lungen, können daher nicht gleich dem Fisch, der durch Kiemen athmet, die Luft benutzen, die im Wasser enthalten ist, sondern sie müssen aus dem Wasser empor an die Oberfläche kommen und müssen reine atmosphärische Luft

athmen, gerade so gut wie der Mensch, nur können sie länger derselben entbehren, nicht eine Minute, sondern fünf Minuten, auch wohl zehn Minuten.

Ist nun das Meer mit Eis bedeckt, so würden sie unter dieser Decke ersticken, sie fliehen daher bei dem nahenden Winter alle die hier auf der Karte bezeichneten Kanäle und ziehen sich nach der Baffinsbai oder nach der Gegend der Behringsstraße zurück, wo sie immer offenes Wasser haben. Dies ist auch der Grund, warum die Eskimos, welche hauptsächlich auf sie angewiesen sind, dasselbe thun, sich in die Gegend begeben, in welcher das Meer offen bleibt oder mit einer nur so schwachen Eisdecke versehen ist, daß sie dieselbe durcharbeiten können, wo sich denn manchmal ein unter das Eis gehetzter Seehund in solch ein Loch begiebt und darin gefangen wird.

Mit den Landthieren und dem wiederkehrenden Sommer kehren auch die Eskimos und die Meeressäugethiere zurück, unter denen diejenigen, welche uns das Bildchen auf der vorigen Seite zeigt, wahrhaft gefährlich genannt werden können, die Wallrosse nämlich. Es sind nicht nur mächtige Thiere, denn sie erreichen 20 Fuß Länge und darüber, sondern es sind auch gewaltige, tapfere Kämpen, nicht gerade, daß sie ein Boot angreifen würden, wenn es friedlich dahinfährt, aber sobald es auf ein Wallroß Jagd macht und dasselbe verwundet wird, so stellt es sich nicht nur zur Wehre, sondern es kommen von allen Seiten, so weit der Kampf wahrgenommen werden kann, die Verwandten herbei. Wir meinen nicht Onkel und Tante des verwundeten Thieres, sondern seine Stammes- und Geschlechtsgenossen.

Das vorstehende Bildchen ist nach der Natur aufgenommen und zeigt uns, in welcher Gefahr sich die Menschen befinden und mit welchem Muth die Thiere kämpfen; um sie zu fangen oder zu tödten, sucht man sie daher gewöhnlich am Lande oder auf Eisschollen auf, wenn sie schlafen. Hier sind sie sehr ungeschickt und können dem Menschen höchstens dadurch gefährlich werden, daß er sich über die tollen Sprünge und überaus komischen Bewegungen halb oder dreiviertel todt lacht.

Kehren wir von dieser kleinen Abschweifung über die Stelle, wo die Thiere, von denen wir reden, zu finden sind, zurück zu ihnen selbst, so müssen wir mit dem wichtigsten, mit dem Rennthier, beginnen.

Das Rennthier könnte man den nordischen Hirsch nennen, denn es erreicht ausgewachsen vier bis vier ein halb Fuß Höhe, allein es fehlt diesem Thiere die leichte, schlanke Gestalt, welche wir an unseren wilden Wiederkäuern zu bewundern Ursache haben, seine Figur ist etwas plump, die Beine sind kürzer und stärker, ebenso ist der Hals gedrungener als

beim Hirsch, das mächtige Thier ist breiter und entschieden kräftiger, durchaus aber nicht schöner, als die verwandten Thiere unseres Waldes.

Es ist braun auf dem Rücken, heller unter dem Leibe, an einzelnen Theilen völlig weiß. Während des Winters, den es aber niemals in den äußersten nördlichen Gegenden zubringt, wird es ganz weiß, es bildet sich sein Winterhaar, welches die weiche Wolle, die es deckt, spießig durchdringt und auflockert, wodurch dieselbe eine viel größere Menge Luft einschließt, als wenn sie glatt anläge und wodurch sie geeignet wird, die Wärme des Thieres zusammenzuhalten, denn eine andere Art der Erwärmung haben ja überhaupt die Thiere nicht, ebenso wenig wie das edelste derselben, das ungefiederte zweibeinige, wie Plato es definirt. Die Wärme, welche wir dem Pelz zu danken glauben, den wir im Winter anziehen, ist die unsrige, der Pelz thut weiter nichts, als daß er sie zusammenhält; eben so ist es mit den Federn des Vogels, so mit der Wolle des Schafes, nur die Farbe hat einen Einfluß, welche nicht von dem Thiere abhängig ist, den Einfluß nämlich, die erzeugte Wärme mehr oder minder auszustrahlen. Die dunkle Farbe strahlt am stärksten aus, die helle am wenigsten, daher hat eine weise Vorsorge der Natur allen Pelzthieren der Polargegenden ein weißes Kleid gegeben, sie würden bei weitem mehr von der Wärme verlieren, welche von ihnen erzeugt wird, wenn ihre Haare braun oder schwarz wären. Im Sommer, wo die Nothwendigkeit, dieselben zu schützen, wegfällt, haben sie dunklere Farbe, vielleicht aus dem entgegengesetzten Grunde, weil dunkle Farben ausstrahlende Wärme leichter aufnehmen, und in der That, sie sind berechtigt, eine solche Anordnung zu erwarten, denn die Quantität von Wärme, welche während ihres Sommers von außen auf sie einwirkt, ist nicht groß.

Die Nützlichkeitslehrer gehen hierin allerdings noch weiter, sie sagen, der nordische Hase, der Fuchs, das Schneehuhn seien während des Winters weiß, damit der Mensch, welcher sie schießen will, sie nicht sehen könne und sie dadurch einen gewissen Schutz erhalten gegen die Verfolgung, allein sie vergessen, daß der Mensch ja auch ein Geschöpf der Vorsehung ist und daß, wenn diese dafür sorgt, daß der Polar-Fuchs oder Hase nicht aufgefunden werden können, dem Menschen seine Lebensbedingung, die Nahrung, entzogen würde, denn die Jagd ist dort nicht, wie bei uns, ein Vergnügen, sondern eine Ernte. Allein hierüber läßt sich überhaupt nicht reden, dies würde uns zu weit von unserem Wege abführen.

Das Rennthier ist den nomadisirenden Völkern des Polarlandes, namentlich denen auf der asiatischen Hälfte, von unberechenbarem Nutzen, es gewährt ihnen Nahrung, Kleidung, Bedachung und eine große Menge von höchst wichtigen Gegenständen des Haushaltes. Ihre Schneeschaufeln sind

von dem Geweih, ihre Speere, ihre Handgriffe zu Messern und Beilen von den Knochen, ihre Fäden und Stricke von den Sehnen des Thieres gemacht, seine Hirnschale dient ihnen als Teller oder Schüssel, die Hufe als Trinkgeschirre und so verstehen sie alles zu brauchen. Weniger ist dieses der Fall auf dem westlichen Theile der Polarländer, woselbst das Rennthier noch nicht zum Hausthier geworden ist.

Der Bisamstier oder Moschusochse gehört zu den wunderbarsten Thierformen des Nordens; er wird in der Regel nur 6 Fuß lang, hat jedoch eine außerordentliche Kraft, große Gewandtheit, großen Muth, und er würde ein höchst gefährliches Thier sein, wenn sein Gehörn nicht ganz absonderlich gestaltet wäre. Dasselbe scheint nämlich mehr zum Schutze seiner Stirn, als zum Angriff oder zur Vertheidigung gebildet. Die Hörner sind sehr breit und ganz flach, fangen mitten auf der Stirn an und legen sich ganz an dieselbe, so daß sie eine breite Stirnbinde bilden, an beiden Seiten der Augen biegen sie sich fast senkrecht abwärts, indem sie sich zugleich an die beiden Seiten anlegen, die Spitzen dieser Hörner biegen sich dann wieder seitwärts und aufwärts. Wenn das Thier also auf seinen Feind losgeht, kann es ihn nur dadurch beschädigen, daß es ihn mit der breiten, harten Stirne niederstößt und vielleicht, wenn derselbe am Boden liegt, ihn durch Seitwärtsbiegen des Kopfes mit der Spitze eines Hornes verletzt. Wie unser Stier oder der ungarische oder der indische Büffel seinen Feind auf beide Hornspitzen nimmt und ihn in die Höhe wirft, vermag der Moschusochse nicht zu kämpfen.

Auffallend ist sein sehr langes, im Sommer braunes Haar, welches ihn, vom Rücken nach beiden Seiten gescheitelt herabhängend, wie mit einem großen Bahrtuch bedeckt. Die Haare von Schulter und Kopf und der vordere Theil des Rückens reichen bei schönen, großen Exemplaren bis an den Boden. Die Haare des Hintertheiles sind kürzer, wiewohl immer noch mähnenartig lang. Während des Sommers ist das Fleisch dieses Thieres wegen seines starken Moschusgeruchs ungenießbar, während des Winters dient es jedoch den Eskimos häufig zur Nahrung, und sie sind tapfer genug, ihn einzeln anzugreifen, sie reizen ihn, werfen ihn mit Steinen und wenn er auf den Jäger losgeht, um ihn niederzustoßen und ihn zu zertreten, so springt dieser behende auf die Seite und stößt, während der Stier an ihm vorbeistürmt, ihm die Lanze in die Seite, was gerade nicht ganz leicht sein mag, indem unter den langen Haaren eine sehr dicke flockige Wolle befindlich ist. Im Sommer verliert der Bisamstier dieselbe allerdings, sie geht ihm von selbst aus, indem der junge Nachwuchs sie aus dem Felle zu schieben scheint. Um diese Wolle nun auch aus den langen Haaren loszuwerden, wälzt der Stier sich auf der Erde oder reibt sich

an jeden vorspringenden Gegenstand und schüttelt sich, so daß sie umherstieben.

Die Eskimos sammeln diese Wolle auf, um ihre Lagerstätte, ihr Polster damit zu füllen. Die langen Haare brauchen sie, um daraus Masken zu flechten, ähnlich unseren Bienenmasken; sie bedienen sich derselben gegen die Muskitos, welche eine schreckliche Plage nicht blos der heißen Gegenden sind.


Maske gegen die Muskitos. Nach Kane.

Ein steter Gesell des Bisamstiers ist das Elenn, welches früher weiter nach Süden kam, aber kein Freund der Kultur zu sein scheint und sich deshalb in die fernsten nördlichen Regionen zurückgezogen hat. Es ist das größte hirschartige Thier, hat besonders hohe Beine und ist daher höher als ein großes Pferd; es erreicht ein Gewicht von 12 Centnern und darüber, sein Geweih besteht eigentlich nur aus zwei gewaltigen Schaufeln, die in Spitzen auslaufen; es ist fast gar keine Stange daran, die Schaufeln aber können anderthalb Elle lang und eine halbe Elle breit werden, und ein einzelnes Horn wiegt häufig einen halben Centner. Das Thier sieht aber durchaus unschön aus und mag auch wegen seiner Größe und Stärke wohl ein ziemlich gefährlicher Feind sein, dennoch machen die Samojeden und die Eskimos Jagd darauf, im Winter auf Schneeschuhen, im Sommer in bedeckten Gruben.

Die Wölfe, Füchse und der graue Bär der Polargegenden unterscheiden sich von den Thieren derselben Art, welche bei uns heimisch sind, beinahe nur für den Naturforscher, jedenfalls aber darin, daß ihr Winterfell durchweg von viel hellerer Farbe ist, als das Sommerkleid. Zwei aber gehören dem Norden eigenthümlich an, der Luchs und der Vielfraß.

Von diesem letzteren werden unzählige Fabeln erzählt, z. B. soll er so entsetzlich viel fressen, daß er auf keine Weise zu sättigen ist; zu allem Uebel aber kommt noch, daß, wenn er sich vollgefressen hat, er sich durch zwei Bäume hindurchzwängt, um sich der zu großen Last zu entledigen. Hat er dieses gethan, so beginnt er von neuem zu fressen. Schon allein hierin liegt ein großer Unsinn. Ein Thier könnte auf solche Weise wohl seine Eingeweide zerreißen, aber nicht ausleeren. Es ist eine Dachsart von zwei und einem halben Fuß Länge und von sechszehn Zoll Leibesumfang (trotz dessen wird ihm nachgerühmt, daß er auf drei Mahlzeiten eine Kuh auffressen könne), und er hat so kurze Beine, daß er den Bauch gewöhnlich auf der Erde schleppt; Thatsache ist allein, daß er sehr viele Mäuse, Lemminge und anderes kleines Gethier vertilgt. Da er bärenartig klettern kann, so begiebt er sich, wenn es ihm an Futter mangelt, auf die Bäume und wartet das

Vorübergehen eines größeren jungen Thieres — Hirsch, Pferd, Rennthier — ab, welchem er dann auf den Rücken springt und ihm das Genick oder die Gurgel durchbeißt.

Größer ist der Luchs, welcher drei Fuß und darüber lang und zwei Fuß hoch wird, indem er nicht dachs- oder bärenartig, sondern ähnlich dem Hunde gebaut ist; das Thier ist sehr wild und gefährlich, greift sehr viel größere Geschöpfe an, indem es sie beschleicht und dann mit einigen Sätzen ihnen auf den Rücken springt.

Diese Raubthiere, die größten Feinde der armen Bewohner jener Gegend, denen sie das Leben sehr schwer machen, indem sie nicht nur die wenigen Hausthiere derselben, wie z. B. die Rennthiere der Samojeden und Lappen, tödten, sondern auch das Wild verfolgen und verscheuchen, haben keinen anderen Nutzen, als daß sie ihren Pelz hergeben, der dann als ein beliebter Handelsartikel von Aufkäufern gesammelt und nach den großen Stapelplätzen der nördlichen Länder gebracht wird.

Eins der im Norden ganz eigenthümlichen Thiere ist der Lemming oder die Wanderratte. Ein Thier aus dem Geschlechte der Nager und von der Größe einer tüchtigen Ratte, bedeckt mit einem sehr schönen, äußerst zarten und weichen Fell. Dasselbe wirft zwei bis drei mal im Jahre fünf bis acht Junge und vermehrt sich daher in einem solchen Grade, daß es zur Auswanderung gezwungen wird, gerade wie die Menschen aus zu sehr besetzten Gegenden auswandern. Die Thierchen leben von Moos, Wurzeln, Gras und Rinde und bewohnen nur die arktischen Gebirge, finden aber hier nach und nach zu wenig Nahrung für ihre Menge und machen dann Spaziergänge von einigen hundert Meilen; sie versammeln sich in Zwischenräumen von 10 bis 15 Jahren, man weiß nicht, durch welchen Impuls getrieben — sie versammeln sich wie die Zugvögel zur Reise in die warmen Gegenden und marschiren ab in langen Reihen hinter einander. Sie gehen immer gerade fort, durchweg im Gänsemarsch, so, als ob eine die andere am Schwanz hielte, aber sie laufen nicht, wie man irrig glaubt, in einer Reihe, sondern in Hunderten von Reihen, jede von der andern durch einen Zwischenraum von zwei oder drei Fuß getrennt.

Die Thiere sind sonst ziemlich vorsichtig, bei dieser Wanderung aber kommen sie fast alle um, denn sie weichen Niemandem aus und werden daher eben in dieser Wanderzeit zu Millionen erschlagen. Sind sie schon ein paar Meilen weit gelaufen, so ist ihre Bahn ausgetreten, vertieft, der Rasen hat einen Einschnitt bekommen, wie ein Geleise von einem schweren Wagen. Aus einem solchen Geleise gehen sie nicht heraus, und jeder Schlag mit einem Stocke tödtet ein Thier; aber auch, wenn sie auf ganz ebenem Boden sind,

weichen sie von der geraden Linie nicht ab, kommen sie auf einen Heuschober, so fressen sie sich in so vielen Linien hindurch, als gerade auf denselben stoßen, durch Wasser, durch Seen und breite Ströme schwimmen sie mit größter Sicherheit, ist dabei ein Boot auf diesem Wege, so klettern sie auf der einen Seite daran empor, laufen hindurch und springen auf der andern Seite wieder in das Wasser.

Man erzählt, daß sie stets bis ans Meer liefen, sich hineinstürzten und hier durch Raubfische und Raubvögel weggefangen würden; dies ist aber wohl nicht wahr, denn es lassen die Menschen sie bis dahin gar nicht kommen und was etwa diesen entgehen könnte, das fressen allein die kleinen Raubthiere des Nordens, die Hermeline, Wiesel, Füchse, die Luchse und Vielfräße, die Falken und die Adler.

Ein zierliches kleines Thierchen, kaum sechs Zoll lang, die Wurzelmaus, ist für die Bewohner der Polargegenden ein sehr wichtiges Geschöpf geworden. Diese Maus ist außerordentlich sorgsam für ihren Wintervorrath bedacht, sie gräbt sich oft hundert Schritt weit durch den kaum erwärmten Boden und sucht die Wurzeln, Knollen, Zwiebeln der verschiedenen Pflanzen, welche daselbst wachsen, auf und legt in diesen Gängen Vorrathskammern an, oft zwanzig und mehr, immer durch einige Klafter Weges von einander getrennt. Jede dieser Kammern ist mit acht bis zehn Pfund solcher eßbaren Wurzeln gefüllt, und die Samojeden, überhaupt aber die Bewohner jener nordischen Länder, suchen dieselben auf, um sich ihrer zu bedienen. Ein wahrer Schatz für sie, die sich der Vorräthe bemächtigen, dabei die Thiere selbst schonen und auch einige ihrer Kammern jederzeit gefüllt lassen, damit sie nicht vor Hunger sterben.

Aber welch ein Leben ist denn das, was auf so traurige Hülfsmittel angewiesen ist; die Nordspitzen von Asien und Amerika zeigen eine traurige Dürftigkeit. Das eisige Athmen der Nordwinde vernichtet alles Emporstreben von Bäumen, man hat also nur Flechten, Moose, Grasarten, Zwiebelpflanzen, auf den sumpfigen Strecken auch niedere Schilf- und Binsenarten; aber dennoch findet man dort eine große Menge von Raubthieren, welche doch sämmtlich von anderen Thieren leben, und diese müssen doch wiederum genährt werden, sonst könnten sie nicht wachsen, sich nicht fortpflanzen.

Alle die Thiere, welche wir oben genannt haben, vom Rennthier und dem Moschusochsen bis zur Wurzelmaus, finden eine so reichliche Nahrung in diesen Kräutern und Moosen, daß sie sich während der kurzen Sommerzeit mästen, Fleisch und Fett ansetzen. Man muß überhaupt nicht glauben, daß Moose nahrungslos seien, das sogenannte isländische Moos ist ja sogar ein Mittel gegen die Schwindsucht, weil es einen überaus reichen Nahrungs-

stoff, namentlich viel Stickstoff enthält, vermöge dessen seine Abkochung gallertartig wird.

Ganz reizlos ist eine solche wüste Gegend. Nur wo etwa hinter Steinen, hinter Felsblöcken ein Plätzchen den wüthenden Nordstürmen nicht geradezu ausgesetzt ist, wagt die Winde oder die Birke sich mit ihren obersten Blättchen aus dem Grase hervor. Erreicht der eine oder andere Baum dort ja die Höhe von einem Fuß oder einer halben Elle, so betrachtet man dies als eine große Merkwürdigkeit, denn gewöhnlich wird er kaum sechs Zoll hoch, er kann doch seine zwanzig Jahre alt sein. Ein Blümchen ist eine solche Seltenheit, daß die Bewohner des äußersten Nordens nicht einmal ein Wort dafür haben.

Auch dieses dürftige Leben zerstört der Winter, er hüllt alles in sein weißes Leichentuch und verbreitet eine Oede, die grauenvoll und entsetzlich ist. Ueber solche Strecken, welche viele Tausende von Quadratmeilen fassen, wandernd, findet man nirgend einen Weg, nirgend eine Hütte, keinen Menschen, der im Stande wäre, irgend welche Hülfe zu bieten, und derjenige, welcher mit seinem Hundeschlitten oder Rennthierschlitten diese Wüsten von Nord-Sibirien, welche man Tundra nennt, oder von Nord-Amerika, welche man Barrens oder Barren-Grounds nennt, überschreiten will, der muß wohl gewöhnte Thiere haben und ihnen Futter zu bieten im Stande sein aus seinem Vorrath, denn Hunde und Rennthiere, wie genügsam sie auch sind, finden nichts, um sich zu nähren.

Diese baumlose Oede reicht im Norden von Amerika am weitesten südlich, sie geht bis zum 57. Breitengrade, also weit, volle 10 Grad weit aus dem Polarkreise heraus, in die gemäßigte Zone hinein. Dies giebt uns ein Bild von der auffallenden Verschiedenheit der klimatischen Verschiedenheit der beiden Welttheile östlich und westlich vom Atlantischen Meere, denn obwohl die sibirische Tundra eine Ausdehnung hat, welche ganz Europa an Größe übertrifft, so reicht sie doch nirgends auch nur bis an den Polarkreis, im Gegentheil ist dieser ganz von der nordischen Waldregion eingenommen. An der Lena, am Obi steigt der Baumwuchs bis über den 70. Grad hinaus.

Aber auch diese schreckliche Einöde kann sich beleben. So wie der Frühling naht und die Sonne so viel Kraft hat, den Schnee wegzuschmelzen und die Moräste aufzuthauen, erscheinen zahllose Schwärme wilder Zugvögel, welche den flachen Meeresstrand, die Sümpfe, die Seen, die Ufer der Flüsse, ja das fischreiche Meer selbst bedecken. Ein nicht zu erklärender wunderbarer Trieb führt dieselben aus den fernsten, aus den schönen warmen Gegenden in unermeßlichen Schaaren zum kalten Norden, wo sie, ein jedes nach seiner Art, eine Fülle von Nahrung finden, ja sie mausern hier, bauen Nester, le-

gen Eier, brüten ihre Jungen aus und halten sich lange genug auf, um mit den flügge gewordenen heimwärts zu ziehen. Sogar einige Sänger verirren sich bis hierher, man hört den Schlag des munteren Finken, auch die Wachtel und die Singdrossel kommt mitunter vor. Daß den Reihern, den Hühnervögeln, den Gänsen auch Raubvögel nachziehen, Falk, Sperber und ähnliches Gesindel, versteht sich von selbst.

Man fragt sich häufig, woher der Instinkt der wandernden Vögel komme, wer ihnen sage, daß es jetzt Zeit sei, auszurücken. Man will zugeben, daß im Norden der herannahende Winter sie zum Abzug mahne, was sie aber bewege, die glücklichen südlichen Länder zu verlassen und nach dem kalten Norden zu kommen, will nicht so gut einleuchten.

Wir glauben, daß nicht die Kälte, sondern der Hunger die Auswanderer treibt und daß dieser sie eben so gut von Süden zu Norden, als von Norden zu Süden führe. So wie nämlich auf den sumpfigen Steppen des Nordens das Thierleben aufhört, so wie die Gewürme und die Fische, welche die Nahrung der Vögel bilden, oder so wie die Körner, welche sie suchen, zu mangeln beginnen, ziehen sie in wärmere Gegenden, und die Zeit, welche wir Winter nennen, bringen sie in Persien, Indien und Aegypten zu.

Gut! Warum aber bleiben sie nicht dort, sie können es ja nicht besser bekommen?

Was im Norden der Winter thut, das thut im Süden der Sommer, er tödtet die Vegetation; das Getreide, die Gräser, welche die Nahrung der körnerfressenden Vögel bilden, verschwindet von der Erde, zerfällt in Staub und Asche; sobald im März die Sonne den nördlichen Wendekreis erreicht, verkriechen sich auch die Insekten, die Würmer und dann werden die Thiere, welche von diesen leben, eben so gezwungen, die Nahrung weiter nördlich zu suchen, wo es nicht so heiß ist, wie vorher sie dasselbe thaten, als im Norden ihnen die Nahrung entzogen wurde durch ein anderes Temperaturverhältniß.

Aus den Wäldern, welche die südliche Grenze des Polarkreises bilden, kommen nun auch die Thiere mit gespaltenen Klauen, die nordischen Wiederkäuer, auf das flache Land, zum Theile, weil sie dort bessere, reichlichere Nahrung finden, zum Theil auch, weil jetzt, wo die Sonne lange über dem Horizont bleibt, wo sie gar nicht mehr untergeht, der Aufenthalt im Freien angenehmer ist, als in den Wäldern, und dann sind diese Wüsten belebt von zahlreichen Heerden der Rennthiere, der Elenn- und der Moschusthiere, welche frei und wild umherschwärmen, was selbst von denjenigen Rennthieren gilt, die Eigenthum irgend eines Bewohners jener Gegend sind, denn nur in Lappland hütet man dieselben als Heerden, wie man bei uns die Rinder-

und Schafheerden hütet. Weiter in Asien werden die Rennthiere eigentlich nur als Zugvieh gehalten, und diese läßt der Jakute oder Tunguse frei zu Walde laufen, um sich ihr Futter zu suchen, denn er weiß, das Thier kommt auf seinen Ruf zurück.

Man begreift nicht recht, was die Thiere so anhänglich an den Menschen macht, daß sie sich zum Fahren und Reiten brauchen lassen, auf seinen Ruf kommen, um ihren freien Nacken in das Joch zu beugen. Erman sagt: jene Bewohner der Nordpolarländer hätten die Gewohnheit, ihre flüssigen Ausscheidungen auf dem Schnee zunächst an ihren Wohnungen zu lassen, die Rennthiere fräßen den so gesalzenen Schnee mit der größten Begierde und gewöhnten sich auf diese Art wohl an den Aufenthalt bei den Menschen.

Zur selben Zeit, zu welcher alles auf dem Lande von Süden nach Norden wandert, zieht umgekehrt vom Meere her ein zahlloser Schwarm von Fischen von Norden nach Süden aus dem Salzwasser in das süße Wasser immer weiter aufwärts, um daselbst zu laichen und in dem wärmeren, weniger von Räubern bewohnten Wasser die junge Brut zur Ausbildung zu bringen. Da sieht man Schaaren von Lachsen, Stören, Hausen und anderen mächtigen Fischen heraufkommen, mit ihren scharf gezahnten Rücken die Oberfläche des Flusses furchend, immer weiter und weiter wandernd, bis auch ihrem Zuge das grimmigste Raubthier der Erde, der Mensch, ein Ende macht. Alle diese Flüsse sind mit ungeheuren Fallen versehen, in welche sich die großen Fische verfangen und aus denen sie dann mit leichter Mühe geholt werden, theils um eingesalzen für den Winter bewahrt zu werden, theils um ihre Eier selbst zu Caviar herzugeben, theils um ihre Schwimmblase, zu Fischleim gemacht, den Menschen zu überlassen.

In dieser Zeit ist die Tundra auch von Menschen bewohnt, sie theilen sich in Hirten, Jäger und Fischer, und es sind ganz verschiedene Stämme, welche diesen Beschäftigungen obliegen. Der Nomade hütet seine Rennthierheerde, benutzt ihre Milch, macht braunen Käse daraus und sucht den giftigen Fliegenpilz auf, den er späterhin getrocknet verkauft als eine der größten Delicatessen, als das einzige Berauschungsmittel; der andere zieht mit seiner Familie an das Meer, um die Fische einzufangen, welche die Frühjahrszeit an die Küste führt. Der Jäger durchstreift die sonst so öde Fläche, um Wild für seine Nahrung zu suchen, und wenn der Winter naht und die Thiere einen schönen Pelz bekommen, auch Wölfe, Füchse, Zobel, Hermeline ꝛc. zu tödten, ihnen die Kleider auszuziehen und sie mit sich nach Hause zu nehmen, entweder um den aufgelegten Tribut zu zahlen oder um sie an die Pelzhändler zu verkaufen.

Aber kaum nahen die Septemberfröste, welche den Winter verkündigen, so eilt alles, was Beine oder Flügel hat, die öde Region zu verlassen. Die Zugvögel ziehen in zahllosen Schaaren immer weiter südwärts und lassen sich je nach einer Tagereise an Orten nieder, welche ihnen die im Norden mangelnde Nahrung bieten. Die Strandvögel suchen einen Boden auf, welcher noch weich ist und ihren Schnäbeln gestattet einzudringen und die Würmer zu holen. Schwäne, Gänse, Enten begeben sich auf die Flüsse und Seen, welche südlicher gelegen sind, füttern sich mit kleinen Fischen, schlafen jede Nacht in einem anderen Quartier und gelangen so zu dem besseren Klima, welches ihnen einen dauernden Winteraufenthalt gewährt.

Aus den Flüssen streichen die mächtigen Störe, Belugen und Lachse nach dem Norden, nach dem Meere zu, nicht, weil ihnen die Flüsse zu kalt werden, sondern weil sie sich ganz mit Eis bedecken, ihnen also die Luft mangelt, welche selbst den Fischen nöthig ist, im Meere aber findet eine solche Bedeckung, wie sie auf den Flüssen gewöhnlich ist, wo das Eis von Ufer zu Ufer geht, nicht statt.

Die Rennthiere, die Wanderratten, die Scharrmäuse, die Schneehasen wenden sich wieder den schützenden Wäldern zu und ihnen folgen natürlich die vierfüßigen Räuber, da sie selbst auf der nackten Ebene nichts mehr zu suchen haben, denn sieben bis acht Monate lang, auch wohl noch länger, deckt der Schnee, der, einmal gefallen, nicht mehr weicht, den Boden mit seinem Mantel, ausgenommen, wo der furchtbare Nordost ihn in gewaltigem Wirbel aufhebt und fortträgt, an anderen Punkten, wo nur irgend ein geringer Schutz zu finden ist, ihn niederfallen lassend, um die wunderbarsten Erscheinungen zu bilden.

Wer unsere Eisenbahnen zur Winterszeit befährt, kann mitunter Schneewehen erblicken, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen haben, die unsere Zeichnung auf der folgenden Seite darstellt. Die Sache ist genau dieselbe, der Unterschied liegt nur in den Verhältnissen, welche wir hier ganz deutlich vor uns haben, indem Menschen dazwischen wandeln, welche in richtigem Verhältniß zur Höhe der Klippe stehen, wir dürfen sie sicher auf 100 Fuß schätzen, und sie ist entstanden, indem der fliehende, fortgetragene Schnee irgend wo an einem Felsen Schutz findet und daran haftend niedersinkt. Immerfort wird von oben her die Schneemasse vermehrt, und zwar dadurch, daß die kleinen Flocken und Sternchen desselben gerollt werden und beim Niedersinken in den Abgrund an einander haften und so weit übergebogene Massen bilden, welche gleich Wellen, die in der sich überstürzenden Brandung durch den Frost erstarrt sind, riesig hoch dastehen.

Es ist gefährlich, solchen Schneewehen zu nahen, denn die Masse liegt sehr locker auf einander, eine heftige Lufterschütterung kann das Zusammenstürzen derselben hervorbringen, und die Unglücklichen, welche nicht erschlagen worden sind von der hart gefrorenen Masse der Oberfläche, ersticken in dem staubigen Schnee, welcher darunter liegt.



Wunderbare Schneeklippe auf der Melville-Insel.
Nach einer Original-Zeichnung von Dougall.

Aber der Schnee ist doch eine Wohlthat für das Land, auf dem er lastet, denn er beschützt die spärliche Vegetation desselben. An sich locker auf einander fallend, häuft sich eine große Masse von zarten Nadeln, eine noch viel größere Menge Luft in die Zwischenräume einschließend. Je nachdem im Laufe des Herbstes einige milde Tage oder ein südlicher Thauwind eintritt, bilden sich Krusten von einer dünnen festen Eisschicht, darauf fällt wieder lockerer Schnee und so fort, bis nach und nach eine Masse aus abwechselnd dichten und lockeren Schichten den Boden 8 Fuß, 20 Fuß, 100 Fuß und darüber hoch bedeckt. Auf ganz freier Ebene, selbst wo er mehrere Male zum Theil weggeweht worden ist, liegt doch der Schnee wenigstens 8 Fuß hoch, und siehe, dieser Schnee ist eine wohlthätige wärmende Decke der Wurzel, der Pflanze, welche die Bewohner des Nordens für den kurzen Sommer nähren soll. Die Seefahrer, welche in jenen Gegenden überwintert, haben vielfältige Beobachtungen über die zunehmende Temperatur der Schneedecke in ihren Tiefen gemacht. Wenn die Temperatur an der Oberfläche auch 35 und mehr Grad C. unter Null stand, so war doch schon bei 2 Fuß Tiefe dieselbe um 12 Grad höher, und 8 Fuß tief unter der Schneedecke fand man eine Temperatur von —3 Grad C.

Wir sehen aus solchen Beobachtungen, daß selbst die dem höchsten Norden angehörigen Pflanzen keine größere Kälte auszuhalten haben, als in unseren Gegenden, wo es gar nicht selten vorkommt, daß Getreidefelder gänzlich ohne Schneedecke 10, 12 auch mehr Grade unter Null zu ertragen haben, indem die Temperatur so weit herabsinkt, ohne daß Schnee gefallen

ist. Kommt nun auch hinterher wirklich eine Schneedecke, so hat doch der Boden schon die gefährliche niedrige Temperatur und dennoch, falls nur das Frühjahr nicht den Schnee zu frühzeitig wegnimmt, leiden die jungen Pflanzen nicht.

Auf diese Weise wird es erklärlich, daß selbst hier an der äußersten Grenze der arktischen Welt die Erde nicht schmucklos ist, selbst Nord-Grönland zwischen dem 73. und 80. Grade der Breite hat noch 76 blühende Gewächse aufzuweisen, nicht mitgezählt diejenigen, welche man blüthenlos zu nennen pflegt, wie Moose, obwohl sie auch blühen und Früchte tragen, nur von solcher Kleinheit, daß man das Mikroskop zu Hülfe nehmen muß, um diese Blüthen zu erkennen. Kane fand in jenen Gegenden die Schneeranunkel mit tiefgelber Blüthe, den Steinbrecher mit purpurrother Blüthe, den nackten Mohn, dessen Same, dessen Blätter gleichfalls ein vortreffliches Mittel gegen den Scorbut sind. Diese Pflanze erscheint am frühesten unter dem Schnee und hält am längsten aus, sie ist also die abgehärtetste. Auf der Melville-Insel wurden 64 blühende Pflanzen gefunden.

Von den Flechten und Moosen erscheinen daselbst unzählige und an geschützten Stellen bilden sich Wiesenteppiche aus, manchmal so dicht, daß sie auf einer gedüngten und wohlgepflegten Wiese nicht besser stehen könnten.

Sie sterben nicht ab durch ein Ausreifen der Körner und eine Umwandlung in Stroh, sondern sie sterben plötzlich durch den Frost und behalten auf diese Weise ihre ganze nährende Kraft dergestalt, daß der Bisamstier, das Elenn und das Rennthier auch im Winter nicht Noth leiden; sie haben zwar keine Heuschober, von denen sie zehren könnten, aber unter dem Schnee weit gestreckte Felder von getrocknetem Grase, welches besser und wohlschmeckender ist, als das gemähte und im Sonnenbrand getrocknete, sie haben einen so vortrefflichen Geruch, daß sie es wittern in einer Tiefe, welche man für diese Sinne unzugänglich halten sollte.

Ringsum an diesen Gürtel von Sümpfen, Wiesen und Steppen lehnt sich der Waldsaum, welcher die Polarregion nach Süden hin begrenzt. Man muß sich natürlich nicht vorstellen, daß ein ordentlicher Feldmesser diese Linie gezogen habe, sie ist vielfältig ausgezackt und besonders da, wo geschützte Lagen mit schutzlosen abwechseln, sieht man das Tundragebiet in die Waldregion und umgekehrt vielfältig eingreifen. Die Felsenhöhen, die Berghöhen sind mit Gräsern und Moosen bedeckt, die Thäler haben Wald und nicht selten kann man, besonders in den mehr nordischen Regionen, finden, daß die Bäume die Berghöhen nicht überragen, auch wenn sie nur Haushöhe haben sollten; in solchen Fällen ist sogar ganz charakteristisch das wipfeldürre Aussehen aller Bäume, welches bei denjenigen nicht gefunden wird, die

weit genug hinter der schützenden Berghöhe zurückbleiben, um nicht von den mörderischen Winden ergriffen zu werden.

Hier treten die geselligen Baumarten auf. Man findet einen Wald von lauter Birken, von lauter Nadelbäumen, allerdings noch Zwerge im Vergleich mit ihren weiter südlich lebenden Geschwistern, aber doch genügend, um charakteristisch kenntlich zu sein.

Hier nähert sich schon der Baumwuchs jenem der gemäßigten Zone, auch in dieser findet man Wälder von ungeheurer Ausdehnung und doch ganz aus einer Baumart bestehend, Buchenwälder, Eichenwälder, Föhrenwälder u. dgl., auffallend von der Tropenzone verschieden, wo kein Schatten von solcher Geselligkeit gleicher Pflanzen gefunden wird. Der tropische Urwald besteht aus lauter ganz verschiedenen Bäumen, von der riesigsten Größe bis zur unbedeutenden Kleinheit, die einen Jahrtausende, die anderen kaum Jahre zählend, und die gleichartigen Bäume so weit aus einander stehend, daß man nicht selten halbe Stunden lang suchen muß nach einem Baum, welcher zu derselben Species gehört, wie derjenige, an dem man sich eben befindet.

Am weitesten in das Gebiet der Moose und Flechten eingreifend sieht man die Zwergbirke und die sibirische Lerche, sie reichen bis über den 71. Grad hinaus, freilich nicht mit Bäumen von mehr als zehn Fuß Höhe, ja gewöhnlich nur sieben Fuß messend. Je weiter südlich, desto höher und stärker werden die Bäumchen. Unter dem 67. Grade erlangen sie schon zwei Fuß Umfang, unter dem 60. schon vier Fuß. Eben so ist es mit der Birke, welche unter dem 70. Grade nicht viel über spannenhoch ist, unter dem 68. aber schon mannshoch wird. Bis zu dieser Region reicht auch die sibirische Ceder, deren ziemlich große Samen gleich Mandeln gegessen werden und selbst auf den Tafeln reicher Leute in den Hauptstädten von Sibirien den Nachtisch bilden. Im Walde dienen sie allerdings vorzugsweise den vielen kleinen Nagethieren zur Nahrung, vom Eichkätzchen bis zur Maus, und was von Stürmen geschüttelt an ganzen Pinienzapfen zu Boden fällt, wird sorgfältig aufgesammelt von den nicht kletternden Nagern. Das Holz, welches außerordentlich leicht und doch sehr fest ist, dient zum Bau der Flußschiffe und Nachen. Die Weißbirke, der Zwergwachholder, die Erle, die gewöhnliche Kiefer, die Tanne und an den sumpfigen Grenzen der Wälder auch die Weide bilden die Masse des Baumwuchses. Die Weißtanne kommt noch vierzig bis funfzig Fuß hoch selbst am 69. Grade oberhalb Amerika am Mackenziefluß vor.

Eben so weit nördlich geht auch die Papierbirke, deren Rinden den Bewohnern der Hudsonbai zu Kähnen dienen. Ein Stamm, welcher ihnen die nöthige Länge zu haben scheint, wird gefällt, der Länge nach wird seine

Rinde aufgeschlitzt und sie wird nunmehr ganz zusammenhängend von dem Baume getrennt. An beiden Enden mit Wurzelfasern zusammengenäht und mit dem Harz der Nadelbäume kalfatert, gedichtet, trägt dieses Boot, wenn es nöthig ist, zehn bis zwölf Personen, gewöhnlich aber vertrauen sich ihm nicht mehr als vier Personen an. Das Gerippe, welches die Rinde in der Kahnform hält, ist aus Tannenholz gemacht und solch ein gut gebautes Boot kann viele Jahre lang dienen, vorausgesetzt, daß es nach jeder Fahrt getrocknet wird. Vernachlässigt man dieses, läßt man es einige Tage im Wasser stehen, so zieht es sich dergestalt damit voll, daß es weich wird und ganz flach aus einander geht, falls es an sein Holzgerippe nicht sehr fest genäht war.

Die Waldregion, welche aus der Polarzone bis gegen 20 Grad weit in die gemäßigte Zone hineinreicht, wächst ganz ohne alle Kultur fort, so wie die Natur es gebietet, der Mensch thut nichts dafür, daher es ein um so mehr charakteristisches Kennzeichen für diese Wälder ist, daß sie immer aus derselben Baumgattung bestehen. Wenn unser Förster auf sandigem Boden Birken aussäet oder Kiefern, so ist es kein Wunder, wenn wir Birken oder Kiefern aufschießen sehen und nach und nach einen schönen geschlossenen Wald finden, doch gerade eben so ist es in dem Waldsaume der nördlichen Regionen bis weit in die Polarzone hinein ohne menschliches Zuthun.

Zur Pflege der Wälder thut der Mensch nichts, desto mehr zur Zerstörung, wenn auch ohne eigentlich böse Absicht, doch lediglich durch Unachtsamkeit. In jenen Gegenden, wo die Menschen so selten gesäet sind, daß durchschnittlich auf die Quadratmeile nur einer kommt, also auf je fünf Quadratmeilen etwa eine Familie zu zählen wäre, sollte es den Menschen wohl schwer werden, dem Walde durch Axt oder Säge einen bemerkbaren Schaden zu thun. Aber der Hirt zündet während des Sommers am Waldrande ein Feuer an und löscht es nicht ans und das trockene Moos und die harzige Rinde der Bäume pflanzen den Brand fort, bis eine breite Schlucht oder ein Strom, ein See, ein Sumpf demselben eine nicht zu überschreitende Schranke setzt, und so vertilgt ein thörichter Mensch mitunter Hunderte von Quadratmeilen des Waldes.

Nun ist es sehr merkwürdig, daß der so durchwärmte und mit Asche gedüngte Boden nicht wieder diejenigen Bäume trägt, welche früher darauf gestanden. Für die ersten paar Jahre bleibt der Boden gänzlich pflanzenlos, dann lassen sich nicht die geflügelten Samen der Nadelbäume darauf nieder, sondern die Samen unserer gewöhnlichen weißen Birke, und so bilden sich mitten in den Föhrenwäldern große oder kleine Strecken von ganz streng abgeschlossenen, scharf umgrenzten Laubwäldern.

Obstbäume hat der äußerste Norden gar nicht, dagegen eine große Menge

von beerentragenden Sträuchern, entweder ähnlich oder ganz gleich den unsrigen, wie Heidel- oder Blaubeeren, Preißelbeeren u. dgl. Da es ganz unmöglich ist, die Menge derselben zu bewältigen, abzuerndten, so reifen sie nicht nur vollkommen aus (was den unsrigen nicht immer gestattet wird), sondern sie werden durch den Frost überreif und bleiben saftig, zuckerhaltig und sehr wohlschmeckend bis zum nächsten Frühjahr hin, wo sie den aus dem Süden heimkehrenden Zugvögeln eine so unendliche Fülle von Nahrung bieten, daß dieselben sich förmlich mästen und daher bei ihrer herbstlichen Wanderung nach den wärmeren Ländern von Jägern und Schlingenlegern zu Millionen gefangen werden.

Von Getreide hat die Polarzone beinahe gar nichts aufzuweisen, die einzige Pflanze, welche gebaut werden kann, ist die sogenannte kleine Gerste, eine frühzeitig reifende Feldfrucht, welche nicht mehr als sechs Wochen von der Aussaat bis zur Erndte fordert, und zwar selbst bei uns. In der Polarzone aber, so weit dort Menschen den Ackerbau treiben, ist der Sommer für diese Gewächse günstiger, weil fast gar keine Nacht das Wachsthum unterbricht und wenn die Temperatur auch bei weitem nicht so hoch ist, als die unseres Sommers, sie um so wirksamer ist, als sie ganz ununterbrochen fortläuft und es auch an der nöthigen Feuchtigkeit keinesweges mangelt. Der Weizen dagegen reicht kaum bis zum 62. Grade, auch Hafer kann nicht gezogen werden, da er längere Zeit für sein Wachsthum in Anspruch nimmt.

Man sollte kaum glauben, daß in Nordamerika Kartoffeln bis zum 65. Grade gebaut werden können; es müssen wohl, da die Erfahrung die Richtigkeit dieser Angabe lehrt, besonders schnell wachsende Species sein; aber die Leute scheinen der Feldfrüchte auch wenig zu bedürfen, sie essen getrocknete und geräucherte Fische anstatt des Brodtes, sie essen frische Fische statt des Fleisches oder der Gemüse und sie essen als ganz besondere Delicatesse, welche immer nur für ihre Festtage aufgehoben wird — verweste Fische! Wir würden danken, aber den Bewohnern der Polarländer schmeckt dieses Gericht sehr gut. Und warum auch nicht? der Adler und der Falk lebt nur von dem frisch erjagten und so eben getödteten Wilde, der Condor und die zahlreichen anderen Geier nehmen die Reste, obschon sie selbst kräftig genug wären, um Beute zu machen, aber sie nehmen diese Reste nicht früher, als bis sie in Verwesung übergegangen sind. Der Löwe und der Tiger nähren sich gleich dem Adler von der frisch gefangenen Beute, der Schakal frißt die Reste und die Hyäne würde es thun, wenn die Schakals ihr Zeit ließen. Um nun eine Beute zu haben, welche ihrem Geschmack zusage, gräbt sie die Leichen aus. Und was thun denn die Europäer, und zwar die reichen und vornehmen? sie lassen das Wild in Verwesung über-

gehen, ehe sie es essen, und nennen das haut gout. Was ist denn da für ein Unterschied zwischen diesen und den Kamtschadalen?

Auch die nordamerikanischen Jägervölker leben beinahe nur von Fleisch; die Eskimos, wie wir bereits wissen, fast nur von dem Fleisch und dem Fett der Meeressäugethiere, die weiter im Lande wohnenden von dem Fleisch der verschiedenen Rinder- und Hirschgattungen, welche die Wald- und Wiesenregion bewohnen. Sie bewahren sich das Fleisch fein gerieben und am Feuer und im Rauch getrocknet auf und sind vielleicht die Erfinder derjenigen Speise, welche wir Deutsche Schlackwurst, Cervelatwurst, und welche die Italiener Salami nennen.

Das Wort Pemmikan ist in den Reisebeschreibungen so vielfältig genannt und seine Bereitungsart so vielfältig beschrieben worden, daß wir uns derselben gänzlich enthalten würden, wenn es nicht darauf ankäme, die Identität desselben mit den genannten Wurstgattungen nachzuweisen.

Das beste Rindfleisch wird getrocknet am Feuer, also unterstützt vom Rauch, wird dann zwischen Steinen geklopft und gemahlen, bis es ganz fein ist, hierauf wird es mit Fett vermischt und in die Blase der Rinder oder in große Stücke ihrer Haut oder in die dicksten Theile ihrer Gedärme gestopft, das ist Pemmikan. Wenn diese Masse über hundert Pfund beträgt und in einem Stücke vereinigt ist, so nennen die französischen Fallensteller dieselbe un taureau. Die Indianer natürlich kennen diese Bezeichnung nicht, sondern bleiben bei ihrem allgemeinen „Pemmikan."

Fein gehacktes Fleisch mit fein gehacktem Fett vermischt, in einen starken Darm gestopft und dann getrocknet und geräuchert, das ist Schlackwurst, man sieht, der Unterschied zwischen dieser und dem Pemmikan besteht lediglig darin, daß die Räucherung der Zerkleinerung vorhergegangen ist, was wahrscheinlich darin seinen Grund hat, daß die nordamerikanischen Wilden nicht so schöne Wiegemesser haben, wie unsere Fleischer.

Was man dem Pemmikan nachrühmt, daß es so über alle Maßen nahrhaft sei, scheint sich aus der Angabe über die Massen, welche vertilgt werden, nicht zu bestätigen. Ein Mann soll mit zwei Pfund dieses Gerichts ganz genug haben. Wir können nicht glauben, daß irgend ein Tagelöhner oder Bauer mehr von unserer Wurst vertilgen würde, im Uebrigen ist Fleisch durchaus nicht das Nahrhafteste.

Was wir bis jetzt vom Polarkreise gesehen, war, das feste Land betreffend, nicht gerade schön und romantisch, in desto höherem Grade sind es die Inseln und Halbinseln. Eine der wunderbarsten und auffallendsten ist Spitzbergen, weit nördlich oberhalb Norwegen, bis über den 80. Grad der Breite hinausreichend.

Nicht das Schönste am arktischen Sommer ist, daß er Nebel, Schnee und Regen, daß er tiefhängende Wolken in solcher Menge birgt, daß man jeden Schritt vor sich errathen und erkämpfen muß, dies macht auch die Seereisen dort so überaus gefährlich. Nur wenn der Seemann freien Blickes den Horizont überschaut, wenn er am Tage die Sonnenhöhe und bei Nacht die Höhe der Gestirne, namentlich des Polarsternes, nehmen, messen kann, fühlt er sich wohl und sicher. Hiervon ist bei dem Polarsommer nur selten die Rede und darum muß man mit so großer Behutsamkeit seinen Weg suchen.

Gewöhnlich fährt der Wallfischfahrer an den Küsten von Grönland oder Spitzbergen, und zwar in gefährlicher Nähe derselben umher, ohne sie zu sehen. Wenn aber die Wolken plötzlich weggewehet werden, wenn ein warmer Südwind sie zerstreut oder auflöst, so entrollt sich oft ganz plötzlich ein Panorama von solcher Großartigkeit, wie kaum die höchste Alpenregion es darbietet. Da sieht man mit Schnee gekrönte Felsenmassen von 2000 bis 3000 Fuß schwarz wie Basalt aus dem schäumenden Meere aufsteigen. Schlank und hoch emporragend wie Titanen schwimmen diese Felsen in dem ungewissen Licht der Strahlenbrechung, der Kimmung und scheinen die schneebedeckten Häupter zu schütteln über den verwegenen Zwerg, der mit seiner Nußschale sich bis zu ihnen hinaufwagt. Die flimmernde Luft ist so durchsichtig, daß man auf Meilenweite in die Thäler und Schluchten hineinsehen kann und im Stande ist, das wunderbare Bild mit großer Genauigkeit zu zeichnen und aufzunehmen. Manche Berge erreichen 4500 Fuß Höhe, alle sind von den groteskesten Gestalten, sehen aus wie gewaltige Festungswerke, wie zusammengekauerte gigantische Thiere, wie schräge Dächer, wie Obelisken und Pyramiden, und der größte Theil derselben ist so steil, daß es gänzlich unmöglich ist, sie zu besteigen.

Nicht selten wird es doch versucht, weil dort oben die Sturmvögel nisten und man deren Eier als Nahrung haben will. Ist es allenfalls auch möglich, hinaufzuklimmen, wobei man immerfort in Gefahr ist, auszugleiten und den Hals zu brechen, so ist das Hinabsteigen noch sehr viel schwieriger und es gelingt gewöhnlich nur dadurch, daß man in derselben Stellung wie beim Aufwärtsklettern verharrt, nämlich mit dem Gesicht und mit den Fußspitzen dem Berge zugekehrt, wie man auf einer Leiter hinabsteigt, dennoch haben die mehrsten derjenigen, welche solche Versuche gemacht, das Leben dabei gelassen.

Scoresby beschreibt eine solche Bergbesteigung vom Mitre Cap aus, welche er Abends um 10 Uhr begann. Natürlich ist die Tagesstunde gleichgültig, da hier die Sonne während vier Monate nicht untergeht. Der

Reisende fand den Hügel mit Gerölle bedeckt, welches so locker lag, daß es nicht möglich war, festen Fuß darauf zu fassen oder langsam zu gehen, sondern daß man den 1500 Fuß hohen Vorberg springend und laufend ersteigen mußte. Unfern des Gipfels lag ein Eisgürtel, den zu übersteigen man nicht wagen durfte, da ein jeder Schritt einen wahren Steinregen veranlaßte.

Es gelang endlich, eine nackte Kante zu erreichen, über welche hin man auf die Höhe gelangen konnte.

Hier wurde ein wenig geruht und dann der Weg nach dem höheren, noch um 1500 Fuß weiter erhobenen Berge fortgesetzt. Dieses geschah auf einem Grat, welcher so schmal war, daß man darauf wie auf dem Rücken eines Pferdes hätte sitzen können mit nach beiden Seiten herabhängenden Beinen.

Bis zu 2000 Fuß Höhe fand man noch Löffelkraut, Riedgräser und einige andere Pflanzen, dann hörte aber alle Vegetation auf. Als die Reisenden die Höhe von 2000 Fuß erreicht, standen sie in dem vollsten Strahle der Sonne, welche jetzt im Thale oder an der Seefläche nicht mehr schien, denn es war der 23. Juli. Von dieser Höhe aus gesehen stand die Sonne gerade im Horizont.

Auf der höheren Kuppe und auf dem Bergrücken, den sie in 3000 Fuß Höhe erreicht, lag die Sonne in unverminderter Pracht. Die Aussicht von der Bergspitze war wunderbar erhaben, man überblickte eine ganze Reihe der tief ausgeschnitten in das Land dringenden Fjorde, von mächtigen Felsen begrenzt, und in diesem Schutze blau und friedlich liegend die glatte spiegelnde Meeresfläche, als würde sie nie von einem Sturme bewegt. Ein tief dunkelblauer Himmel wölbte sich über der prächtigen Scene und warf seinen Glanz zurück auf die Gletschermasse, welche sich da und dort zwischen den colossalen Felsgestalten hervordrängte.

Die Durchsichtigkeit der Luft war in diesem Augenblick so außerordentlich groß, daß sie das Meer, welches wenigstens eine halbe deutsche Meile entfernt war, durch einen Steinwurf erreichen zu können glaubten. Das Schiff, welches fern von der Küste auf den Wellen des Oceans sich vor seinem Anker wiegte, schien so nahe, daß selbst der erfahrene Scoresby sich beinahe täuschen ließ und Gefahr für dasselbe von der Nähe des felsigen Ufers fürchtete.

Beim Bergabsteigen befanden sich die Reisenden wiederholt in Lebensgefahr, vor allem durften sie nicht hinter einander, sie mußten neben einander gehen, weil sonst der Vorgänger von den Steinen, die sein Nachfolger

in Bewegung setzte, verwundet oder erschlagen worden wäre. Große Steine machten weite Sprünge, erregten einen gewaltigen Staub und zerschellten an minder mürben, wie sie waren, durch den seit Jahrtausenden eingeleiteten Verwitterungsprozeß. Andere größere hielten Stand, manche rollten wie Wagenräder den ganzen Abhang hinunter, ohne zu zerschellen und fanden erst im Meere selbst Ruhe. Der vor ihnen liegende Weg erschien ihnen wie ein Abgrund und die Steine zerscheuerten ihre Sohlen, so daß sie kaum glaubten, das Ende ihres Weges mit unverletzten Füßen zu erreichen.

Als sie die Hälfte des Marsches zurückgelegt hatten und an dem Vorberge angekommen waren, sahen sie, daß hier eine ziemlich schräge, abschüssige Fläche mit nur kleinen und ganz gerundeten Steinen vor ihnen lag. Sie beschlossen, sich darauf zu setzen und herabzugleiten, was dadurch begünstigt wurde, daß an vielen Stellen Schnee lag, über den sie nicht ganz auf Kosten ihrer Kleider und mit mäßiger Geschwindigkeit hinabkamen, eine glatte Eisfläche aber beschleunigte ihren Schlittenlauf dergestalt, daß sie es beinahe bereuten, ein solches Unternehmen gemacht zu haben. Die unten wartende Bootsmannschaft sah mit Grauen und Entsetzen der Expedition zu, welche gewiß unglücklich abgelaufen wäre, wenn nicht das Ende der Eisfläche in eine weiche Schneemasse übergegangen, in welche hinein sie fuhren und so durch die Hemmung die Gewalt des Falles brachen.

Als Lohn für ihre mühevolle Fahrt führte sie ein Eisbär auf die Spur eines am Ufer liegenden todten Wallfisches. Der Bär war so groß und seine Stellung, wie er Wind faßte von der Nähe des Meeresriesen, war so bezeichnend, daß die Reisenden sich bewogen fühlten, eine Skizze von ihm zu nehmen (siehe folgende Seite), bevor derselbe ihrer — beschäftigt mit dem süßen Duft des verwesenden Thieres — gewahr wurde. Er wurde dann zum Dank mit kaltem Blei tractirt und die Beute aufgesucht, nach der er verlangt.

Es war ein auf das Ufer geworfener, bereits in Verwesung übergegangener Wallfisch, dessen Körper sich durch die im Innern entwickelten Gase zu ungeheurer Dicke aufgebläht hatte. Der Thran, welcher nicht verfault, und das Fischbein behalten immer ihren Preis und so mochte dieses Thier wohl nahezu 3000 Thaler werth sein. Bei dem ersten Einschnitt zur Lösung des Specks sprang der Thran wie eine Fontaine hoch in die Höhe.

Wenn nicht Reisende, wenn nicht Robbenfänger und Wallroßjäger die unwirthbaren Küsten besuchen, so sind sie völlig menschenleer, doch keinesweges unbewohnt. Seevögel mehrerer Arten halten sich hier in der unglaublichsten Masse auf. Nicht gerade an den äußersten, der See

zugekehrten Riffen, wohl aber in desto größerer Menge in allen Fjorden, und zwar nicht auf dem Wasser, sondern auf dem Lande, auf den Felsen sitzen sie zu Tausenden, man möchte sagen dicht an einander gedrängt, um zu brüten. Sie sind so zutraulich gegen die Menschen, daß sie dieselben furchtlos nahen lassen, ein jeder Schuß streckt 20 bis 40 nieder und man kann den Proviant des Schiffes auf keine leichtere Weise vermehren. Wenn der Knall die Vögel aufscheucht, so erheben sie sich in solchen Schwärmen, daß sie die Luft vollständig verfinstern. Das Geschrei, welches sie dabei ausstoßen, soll jede Beschreibung hinter sich zurücklassen, nur Eines möge eine Andeutung darüber geben. Auf dem eine deutsche Meile von dem Ufer entfernt liegenden Schiffe hörte man das Geschrei der Vögel.



Ein Witterung nehmender Eisbär. Nach Scoresby.

Die mehrsten derselben sind ziemlich groß und wegen ihrer vortrefflichen Federn geschätzt, der Balg ist so dicht, daß sie nicht selten die Eier mit in das Meer nehmen, wenn sie das Nest verlassen, um Nahrung zu suchen. Damit das Nest warm sei, haben sie sich unter den äußeren Federdecken einen Theil des weichen Flaums ausgerupft. Wenn sie sich auf das Nest setzen, schieben sie die Eier in diese Höhlung, um sie recht nahe an dem wärmenden Fleisch zu haben. Wenn sie nun plötzlich davon fliegen und nicht erst ihren Pelz lockern, um die Eier herauszulassen, so halten die deckenden äußern Federn die Eier vollkommen fest und tragen sie nicht nur in die See, sondern auch aus der See wieder zurück in das Nest.

Es scheint, als wenn diese Thiere die Gefährlichkeit der Gletscher kennen,

denn sie nisten niemals auf einem solchen, und in der That könnten sie nichts Uebleres thun, denn der Gletscher rückt langsam in das Meer und bricht dann plötzlich ab. In der Regel geschieht dieses ganz von selbst, aber der Mensch vermag es mitunter zu befördern, wiewohl er es nicht leicht mit Absicht thut.

Als im Jahre 1818 Capitain Buchan und John Franklin, der später so berühmt geworden und auf seiner letzten Polfahrt verunglückte, an diesem Strande waren, um nach dem Nordpol zu steuern, besuchten sie die schöne große Magdalenenbucht, in welche einer der prächtigsten Gletscher mündet Es wurde hier in der Entfernung von einer achtel deutschen Meile von dem Gletscher nach einem Seevogel geschossen. Kurze Zeit darauf erhob sich aus dem Schooße des Gletschers ein furchtbares Donnern, ungeheure Stücke des Eises brachen los und stürzten in die See, ein so großartiges Schauspiel bildend, daß selbst die für Naturschönheiten nicht besonders schwärmenden Matrosen es mit Staunen und Interesse betrachteten. Da erhob sich plötzlich das Meer unter ihnen mit solcher Gewalt, daß sie gänzlich außer Stande waren, irgend etwas dagegen zu thun. Der riesige Eisblock, welcher in das Meer gestürzt war, hatte eine eben so große Wassermasse abwärts vor sich hergedrückt und sie kam jetzt, vom Boden der Bucht abprallend, empor, hob das Schifflein wie eine Nußschale und warf es laut krachend 96 Fuß weit auf den Strand, so daß es zerschmetterte und die Offiziere und Matrosen dem Himmel dankten, mit dem Leben davon gekommen zu sein und die Glieder noch ganz zu haben.

Der in das Meer gestürzte Koloß kam nun auch zum Vorschein, er war tief untergesunken und hatte salzige Ströme des kalten Meerwassers in breiten Fontainen rings um sich her geschleudert. Jetzt erhob er sich gerade an der Stelle, wo einen Augenblick vorher das Boot von der Welle gefaßt und auf den Strand geworfen war.

Die Eismasse stieg mehrere hundert Fuß hoch über den Wasserspiegel empor, tauchte dann wieder ganz unter und kam nach einiger Zeit wieder hoch in die Höhe, so gingen die Schwankungen in abnehmender Reihe fort, bis der Eisblock endlich ruhig liegen blieb. Es ergab sich seine Höhe zu 60 Fuß und als man mit dem zweiten entfernt gewesenen Boote denselben umfuhr, gab das Maß eine halbe englische Meile an.

In früheren Zeiten wurde Spitzbergen alljährlich von den Wallfischjägern besucht, die Insel diente als Landungsplatz, man jagte die riesigen Thiere ziemlich in der Nähe und brachte sie dann, vom Wasser getragen, an die Küste, um sie sofort zu versieden, in Thran zu verwandeln, wozu jedes Schiff die erforderlichen Kessel bei sich hatte. Jetzt bringt man den Speck unausgekocht in die Tonnen und besorgt das Auslassen des Thranes

erst bei der Rückkehr. Was der Grund hiervon ist, dürfte einigermaßen zweifelhaft sein, Spitzbergen betreffend vielleicht der, daß die unausgesetzten Nachstellungen entweder die Wallfische aus dieser Gegend vertrieben oder wohl gar aufgerieben, ausgerottet haben, aber auch um Grönland und in der Baffinsbai, wo gegenwärtig der Wallfischfang in großartigstem Maßstabe betrieben wird, macht man es nicht auf die alte Art, obwohl sie ein Drittheil mehr Thran liefert, denn das ganze Zellengewebe bleibt bei dem Schmelzen zurück, man nimmt nur die reine Flüssigkeit, während, wenn man den Speck als Ladung mitnimmt, man auch das Zellengewebe mit nach Holland oder England schleppen muß. Wahrscheinlich ist es der beträchtliche Zeitverlust, welcher mit dieser Methode verbunden ist, der die Rheder bewogen hat, sie ganz zu verlassen.

In welchem Maße das Gewerbe sonst auf Spitzbergen betrieben wurde, geht aus der unglaublichen Menge von Gräbern hervor, die sich dort vorfinden. Weite Strecken der Umgegend der Magdalenenbucht und vieler anderer (denn es lagen oft 40 Schiffe zugleich in einer einzigen Bucht oder Bai) sehen aus wie große überfüllte Kirchhöfe, die Leichen stehen zwar in Särgen, aber nicht in, sondern auf der Erde und sind mit Steinen bedeckt, mit Kreuzen gezeichnet. Capitain Buchan, welcher sich von dem Zustande derselben eine Ansicht verschaffen wollte, ließ einige der Särge öffnen und fand die Leichen durch den Frost vollständig und so erhalten, daß die Züge deutlich zu erkennen waren. Die Kleidungsstücke, in welche sie gehüllt, die wollenen Strümpfe und Mützen, vielleicht schon mehrere Jahrhunderte alt, sahen aus, als wären sie erst heute angezogen.

Gegenwärtig sind es nur die Russen, welche von Archangelsk aus Spitzbergen besuchen, in elenden Kähnen, welche kaum ein Deck haben. Sie schlagen dort die auf den Klippen umherliegenden und sich sonnenden Seehunde, Seelöwen und Wallrosse. Mitunter werden sie aber auch von diesen auf eine gefährliche Weise angegriffen. Die Russen haben uns dergleichen Scenen nicht durch die Zeichnung verewigt, wohl aber die Engländer, weshalb wir auf Seite 69 zurückweisen. Es ist dieses eben jene Expedition der beiden Schiffe „Dorothea“ und „Trent“, vom Capitain Buchan befehligt, welche Berchey beschreibt. Wir sehen hier die gewaltig mächtigen Thiere zu Dutzenden herbeikommen, um das Boot anzugreifen. Allerdings genügt ein Schlag mit der Axt auf das Vorderhaupt, um dem Leben des Ungeheuers ein Ende zu machen; da dasselbe aber zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß lang wird, sehr gewandt ist im Wasser (auf dem Lande giebt es nichts Plumperes und Unbehülflicheres) und mächtig starke, mehr als fußlange Hauer in seiner Oberkinnlade hat, so ist ein solcher Angriff immerhin keine Kleinigkeit, besonders wenn nicht eins der Thiere, sondern

wie hier gleich ein ganzes Dutzend kommt. Zwei, welche sich auf einer Seite anhängen, sind genug, um ein schweres Boot umzukehren.

Auf dem Lande ist die Gefahr nicht so groß und da das Geld unter den Russen ein seltener Artikel ist, so geben sie sich wohl für geringe Summen dazu her, die beschwerliche Reise und den mühevollen Aufenthalt zu bestehen. Die Jäger leben dort während des Sommers auf dem Lande, je zwei oder drei in einer Hütte von Klafterbreite und Länge, welche sie in gewisser Entfernung, eine oder zwei Meilen weit von einander, errichten. Dort, wo das Schiff, welches sie gebracht hat, vor Anker liegt, baut man ein Vorrathshaus, in welchem der Proviant niedergelegt wird, damit die Jäger am Lande, falls das Schiff verunglücken sollte, nicht in Noth kommen.

Alle diese Gebäude sind aus Planken errichtet, welche man vom Festlande herübergeschafft hat; Brennholz oder irgend welches Feuermaterial nimmt man nicht mit, denn Spitzbergen ist eine wahre Niederlage des Treibholzes aus dem mexicanischen Meerbusen. Was dort der Mississippi und der Orinoco bei ihren alljährlichen Ueberschwemmungen dem Boden entführen und in den Golf tragen, das bringt der aus demselben entspringende und seinen Namen führende Meeresstrom quer durch den atlantischen Ocean zwischen England, Norwegen und Island hinauf nach dem eisigen Spitzbergen, wo es in Menge auf die Ufer geworfen wird und nun gespalten und getrocknet nicht blos als Brenn-, sondern auch als Baumaterial dient.

Der Proviant besteht vorzugsweise aus Roggen- und Hafermehl, Gerstenmehl, Grütze aller Art, besonders Buchweizen, aus Erbsen, Bohnen und Linsen, ferner aus viel geröstetem Brod, geronnener Milch, Honig, Leinöl, Sauerkraut und einer beträchtlichen Menge Quaß, einem aus Rübensaft und Sauerkraut gegohrenen Getränk, welches die Leute leidenschaftlich lieben. An Fleisch und Fischen bekommen sie nicht viel mit, denn man rechnet darauf, daß sie sich desselben selbst genug verschaffen werden.

Die Jäger machen nun von ihren Stationen aus Jagdpartien und es kommt auf ihre Geschicklichkeit an, ob sie etwas verdienen oder nicht. Die tüchtigsten derselben erhalten nach unserm Gelde etwa 120 Thaler und einen Antheil an den gewonnenen Fellen, die minder geschickten bekommen etwa 80 Thaler und einige, aber viel geringere Felle. Die Neulinge und Anfänger in dem Gewerbe werden mit kaum 30 Thalern und die Handlanger mit etwa 20 Thalern bezahlt. Die beiden Letzteren bekommen nichts weiter als dieses Geld und den Lebensunterhalt, die Ersteren aber können so viel zurücklegen, daß sie sich nach einigen Jahren irgendwo als Bauern auf einem gekauften und baar bezahlten Stück Land oder als Handelsleute in einer kleinen See-

stadt niederlassen. Fast unglaublich ist, daß ein Russe, Namens Scharostin, 39 Winter an jener traurigen Küste auf der Insel Spitzbergen zugebracht und einmal 15 Jahre ununterbrochen dort geblieben sein soll. Es gehört eine eigene Leidenschaft dazu, einen Spitzbergischen Winter sich als Vergnügungsaufenthalt auszusuchen.

Die Leute, welche meistens 18 Monate dort verweilen, zwei Sommer und den dazwischen liegenden Winter, suchen durch wenig Genuß gesalzener Speisen, durch Pflanzenkost und durch das Löffelkraut, welches sie als Thee oder als Salat zu sich nehmen, ferner aber durch unausgesetzte körperliche Thätigkeit erfolgreich gegen den Scorbut zu kämpfen, denn sie wissen sehr gut, daß ihnen keine Hülfe von außen werden kann. Doch manchmal ist die Seuche so gewaltthätig, daß man sich ihrer nicht zu erwehren vermag. Im Jahre 1837 starben am Südcap 22 Russen an dieser fürchterlichen Krankheit. Ein Jahr darauf ankerte ein Schiff mit 18 Mann daselbst und sechs Monate darauf herrschte sowohl im Schiffe als in den sämmtlichen Hütten das Schweigen des Todes.

Zwischen Norwegen und Spitzbergen liegt die gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts durch Barentz und Heemskerk entdeckte Bäreninsel, welche damals von Wallrossen wie besäet war, aber eben damals war man in dem Fang oder der Tödtung dieser Thiere noch so ungeschickt, daß man von mehr als tausend Stück, welche man auf der Insel vorfand, kaum funfzehn zu tödten vermochte. Am nächsten Tage ging es schon besser, man erlegte mehr als das Doppelte. Wie rücksichtslos verschwenderisch der Mensch mit diesen armen Thieren umging, kann man daraus entnehmen, daß von denselben immer nur die Zähne, die Hauer als das einzig Werthvolle genommen wurden.

Ein halbes Jahrhundert später war man so gescheidt, zu bemerken, daß diese Thiere so gut Thran lieferten, als die Wallfische und Delphine, und man begann nunmehr, dieselben gleich an Ort und Stelle abzuspecken und auszukochen, was übrigens in so fern, als der Speck stark mit Fleisch durchwachsen ist, ähnlich dem wohlgemästeter Schweine, nicht gerade leicht ist. In neuerer Zeit bedient man sich dessen unausgebraten als Proviant, an Stelle frischen Fleisches, doch ist die Masse des Thrans, welche gewonnen wird, immerhin sehr groß, ein ausgewachsenes Wallroß wiegt mehr als drei gemästete Ochsen, 30 Centner hält man nicht für etwas sehr Bedeutendes und die Masse des Thrans beträgt wenigstens ein Drittel davon.

Die Bäreninsel ist so wie Spitzbergen von Felsen umstarrt, welche die allergroteskesten Formen haben, sie sehen aus wie furchtbare Götzenbilder, wie Ruinen mittelalterlicher Schlösser, Obelisken, gewaltige Befestigungswerke, an denen man Thürme, Bastionen, Brustwehren mit tief eingeschnit-

tenen Schießscharten nicht vermißt. Die Brandung hat alle diese Felsen so tief unterwaschen, daß sie von allen Seiten zusammenstürzen, wenn die Höhlung weit genug gediehen ist, daher der äußerliche Anblick der Insel sich fortwährend verändert.

Auch sie scheint der Wohnsitz zahlloser Schaaren von Seevögeln zu sein, denn die schwarzen Felsen sind über und über mit weißen Punkten bedeckt. Jeder Vorsprung, auch wenn man kaum glaubt, er habe die Breite einer Handfläche, ist so verziert, und das Fernrohr zeigt dem Beschauer, daß dieses Möven oder Eidergänse und Fischadler oder ähnliche Thiere sind. Ein Schuß, in der Nähe abgefeuert, jagt Hunderttausende davon auf.

Eine Art von Vegetation scheint diese Insel nicht zu haben, sei es wegen der Stürme, welche nichts aufkommen lassen, sei es wegen der Vögel, welche entweder alles abfressen oder durch ihren Unrath verbrennen und tödten, denn die einigermaßen flachen Stellen sind mit Vogeldünger bedeckt, der bekanntlich nur, wenn er äußerst verdünnt angewendet wird, den Pflanzen zuträglich ist. Kaum sieht man da oder dort ein Fleckchen Rennthiermoos oder ein wenig Löffelkraut, welches hier in seiner eigentlichen Heimath doch verkrüppelt erscheint.

Die ganze Insel sieht aus, wie ein schneebedecktes weites Grab, und derjenige, welcher hierher sich rettet von einem Schiffbruch, kann gewiß nicht sagen, er sei gerettet, seine Noth und seine Qualen sind nur verlängert.

Genau in gerader Richtung zwischen Island und Spitzbergen liegt die Insel Jan Meyen, fast immer von Treibeis umlagert und von Nebel umhüllt. Dieselbe wird nur von Eisbären und Seevögeln bewohnt und der ungefähr 7000 Fuß hohe Vulcan Esk scheint nichts dazu beizutragen, diese Insel fruchtbar und wohnlich zu machen, denn von seiner Spitze bis zum Meere hinab senken sich von allen Seiten ungeheure Gletscher, welche bei Sonnenschein im prachtvollsten Meergrün glänzen, bei dem gewöhnlich nebligen Wetter aber in todtes Grau gekleidet sind.

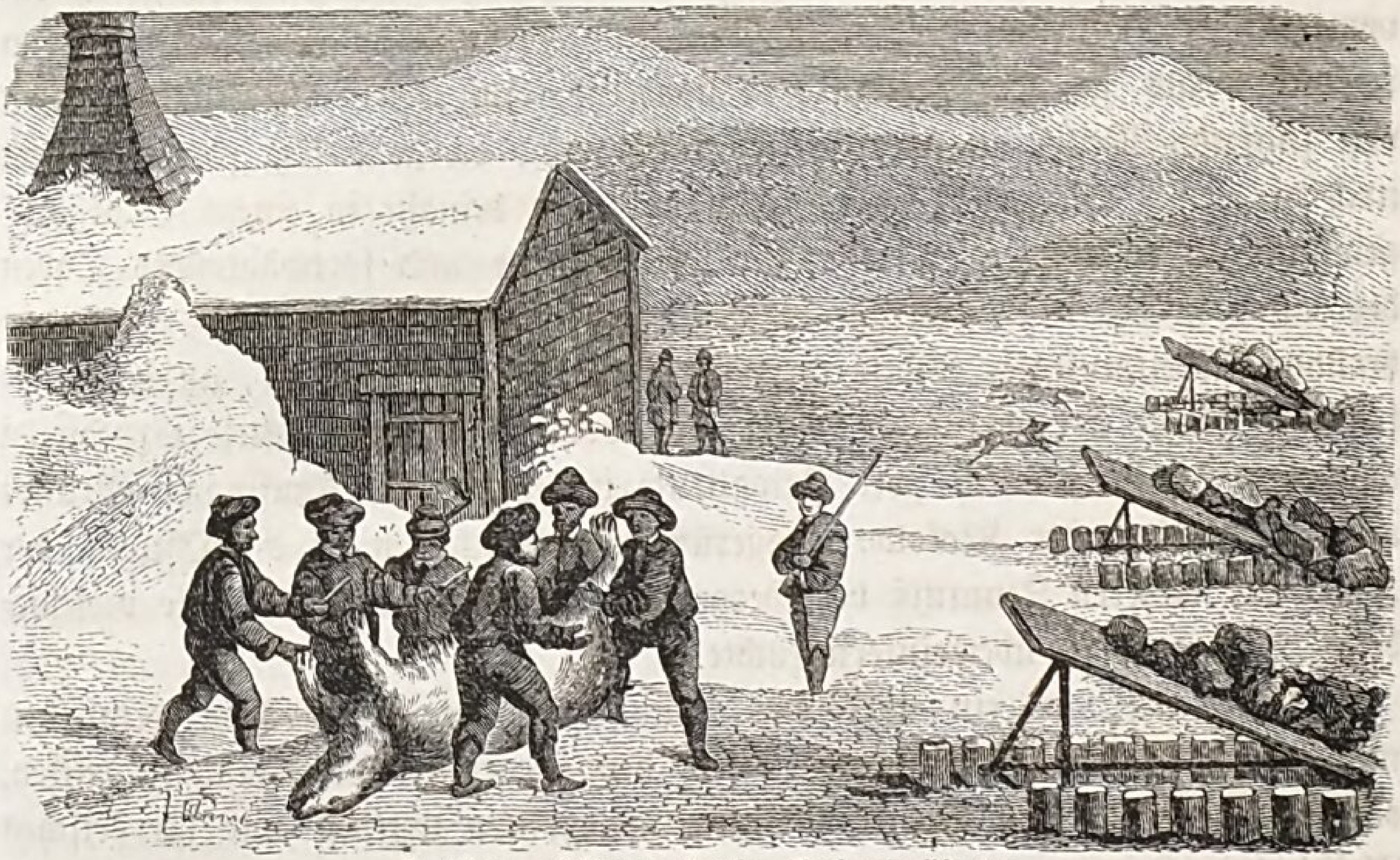
Wenden wir uns weiter nach Osten, so sehen wir ungefähr in derselben Breite wie Spitzbergen die große Doppelinsel Nowaja Semlja; die nördliche Spitze derselben liegt unter gleichem Grade, wie die Südspitze der erstgenannten Insel, die Südspitze dieser Insel liegt noch nicht so hoch nördlich, wie das nördlichste Ende des europäischen Festlandes südlich vom Nordcap. Trotz dieser bei weitem günstigeren Lage ist doch die Doppel-Insel beinahe unnahbar, wahrscheinlich deswegen, weil die riesigen Flüsse Asiens, besonders der Jeniseisk und der Obi, welche sich in das Carische Meer ergießen und bis zum Juni mit Eis bedeckt sind, diese Massen zur

Zeit, wo wir dort Sommer haben sollten, absondern, um das Meer damit zu bedecken, daher man auch oft Jahre lang vergebens versucht, zwischen Nowaja Semlja und dem Festlande hindurch zu dringen, um die Nordküste von Asien zu befahren. Besonders die Ostküste der Insel ist noch ganz unbekannt.

Die Russen haben fünf verschiedene Expeditionen dahin gesendet. Die Insel, ganz im Eismeere und innerhalb des Polarkreises gelegen, schien ein vortrefflicher Halteplatz für die Robben- und Seehundsschläger, schien es um so mehr, als sie dem Festlande so nahe ist, daß kaum ein Zwischenraum von funfzehn Meilen zu überschreiten bleibt, und da in diesem Zwischenraum noch die Insel Waigatsch liegt, so glaubt man beinahe in einem Boot hingelangen zu können, aber unaufhörliche Stürme und fortwährendes Toben des Eises in der engen Straße machen dieselbe so unfahrbar, daß selbst der berühmte Weltumsegler Lüdtke viermals vergeblich versucht hat, an der Ostseite der Insel vorzudringen. Auch eine vortrefflich ausgerüstete Expedition von drei Schiffen, durch zwei Privatleute in Archangel, Kaufmann Brandt und Oberforstmeister Klokow, ausgerüstet, vermochte nicht die Ostseite der Insel zur näheren Kenntniß der Geographen zu bringen, obwohl sie verschiedene Male dort zu überwintern suchte.

Die Leute, an ein nordisches Klima gewöhnt, vermochten demselben und seinem schrecklichen Bundesgenossen, dem Scorbut, Widerstand zu leisten, obwohl sie von weißen Bären vielfältig angegriffen wurden und ihr frisches Fleisch beinahe nur aus dem der Eisfüchse bestand, die in Fallen gefangen wurden. Oft war der Schneesturm so heftig, daß sie beim Suchen nach Treibholz davon niedergeworfen wurden und liegen bleiben mußten, bis derselbe ausgetobt hatte. In der Nähe des Cap Mentschikoff fanden sie eine erbärmliche Hütte, welche zeigte, daß schon vor ihnen Menschen hier gewesen waren. Die Hütte war offen und verlassen, auf dem Boden lagen eine Menge Knochen umher, welche sich als menschliche auswiesen. Einer der Matrosen wußte zu erzählen, daß vor etwa zehn Jahren ein Samojede mit seinem Weibe und seinen Kindern nach Nowaja Semlja gezogen und von dort nicht wieder zurückgekehrt sei. Man hatte so die Muthmaßung, daß die traurigen Ueberreste diesen Unglücklichen angehörten. Der Schiffsarzt setzte die Gebeine zusammen und vermochte festzustellen, daß sie einer Frau und zweien Kindern angehörten, wahrscheinlich also der Familie des Samojeden. Von dem Mann wurde keine Spur gefunden und es ist also anzunehmen, daß er auf der Jagd verunglückt und daß seine arme Familie verhungert ist. Wilde Thiere mögen den Eingang in die Hütte gefunden, die Leichen verzehrt und die Knochen umhergeschleppt haben.

Unser Bildchen zeigt uns das Haus, welches die Mitglieder dieser Expedition erbauten und zeigt sie in ihrer Hauptbeschäftigung, dem Fange der Bären und Eisfüchse in groben Fallen, doch fein genug für die Füchse jener Gegend, welche nie Menschen gesehen. Die ganze Expedition vermochte zur Kenntniß der Insel nichts weiter beizutragen, als daß sie feststellte, dieselbe sei durch eine Meerenge getheilt, was man längst muthmaßte.



Jagdbeute auf Nowaja Semlja. Nach von Charlon.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß die mittlere Temperatur der großen Insel durchaus nicht so niedrig ist, als die vieler bewohnter Orte der Erde, sie beträgt 9½ Grad C. unter Null. Mehrere russische Städte haben eine niedrigere Jahrestemperatur: Nischnei Kolymsk hat — 10 Grad, Ustiansk an der Jana hat — 15 Grad. In Nordamerika sind große Ländermassen von der durchschnittlichen Temperatur von — 12 bis — 15 Grad. Alle diese, die ganze Nordküste von Asien und Amerika, sind bewohnt, wenn auch nur schwach, doch haben Samojeden, Jakuten, europäische Russen, ferner in Amerika Eskimos, Kutschin-Indianer, ferner Engländer und Amerikaner der Hudsonbai-Gesellschaft dort ihren bleibenden Wohnsitz Jahr aus Jahr ein. Es scheint also keinesweges die niedrige mittlere Temperatur die verderbliche zu sein, sondern die niedrige Sommer-Temperatur. Die mittlere Winterkälte von Nowaja Semlja beträgt noch nicht 20 Grad unter Null und die von Ustiansk erreicht — 33 Grad, die von Jakutsk erreicht 42½ Grad C. unter Null. Dies ist aber den Pflanzen ziemlich gleichgültig, wenn sie einmal weit unter dem Gefrierpunkt stehen, so scheint es nichts auszumachen,

ob das ein paar Grade mehr oder weniger beträgt. Auch bei uns im nördlichen Deutschland, wo die mittlere Temperatur des Winters selten 1 Grad unter Null erreicht und eine Winterkälte von 10 Grad schon ziemlich hart genannt wird, leiden die Bäume selbst von einer Temperatur von 20 bis 25 Grad unter Null noch nicht, wiewohl gerade dieses um so mehr in Verwunderung setzt, als solche Kälte nur ganz ausnahmsweise und höchst selten eintritt, von einer Gewöhnung der Pflanze daran also gar keine Rede sein kann.

Der Sommer ist es, welcher großen Einfluß auf die Vegetation hat, für Nowaja Semlja ist es der niedrigste, den man irgend kennt, seine mittlere Temperatur beträgt $2\frac{1}{2}$ Grad C., nur äußerst selten steigt sie dauernd auf + 4 Grad, denn immerfort verhindern dicke Nebel die Wirkung der Sonne, so daß der Sommer dieser schrecklichen, Eis umlagerten Insel viel schlimmer ist, als der von Boothia Felix, welches unter dem amerikanischen Kältepol liegt; er ist wärmer und hat eine mittlere Temperatur von $3\frac{1}{10}$ Grad C.

Daher ist es bis jetzt unmöglich gewesen, das Innere der großen, ausgedehnten Doppelinsel zu untersuchen. Doppelt so groß wie das Königreich Dänemark, also gewiß nicht ohne Bedeutung, was ihren Flächeninhalt betrifft, ist sie doch allen Bemühungen zum Trotz noch ganz unbekannt. Der Naturforscher Bär, welcher im Jahre 1837 die Insel besuchte, sagt, daß selbst die laubförmigen Flechten, welche in dem geographisch gleich gelegenen Lappland auf das Prächtigste gedeihen, hier nur kümmerlich fortkommen. Von einigen Moosen bildet sich auf den verwitterten Felsen eine Decke, die von ferne aussieht wie ein Rasenfleck, bei näherer Untersuchung erkennt man die verfilzten Moosstengel und sieht auch, daß sie kaum am Boden haften, von welchem man sie in großen Stücken abheben kann.

An Erde fehlt es den Pflanzen nicht, denn der Nässe und dem Frost widersteht kein Gestein, aber an Wärme fehlt es so sehr, daß nicht einmal Unkraut gedeiht. Bär sagt, es sei, als ob über diesem Lande der Schöpfungsmorgen erst angebrochen und das Leben noch folgen sollte. Um so wunderbarer ist es, daß sich hier pflanzenfressende Vögel in großer Menge einfinden, man begreift es um so weniger, je größer ihre Anzahl ist. Die Kaufleute von Archangel senden Schiffe dahin, lediglich um die ausgefallenen Flügelfedern zu suchen. Gelegentlich wird auch wohl auf die Thiere selbst Jagd gemacht. Bei zwei solchen Jagden wurden 15,000 Gänse erlegt.

Polarreisen.

Alle diese Inseln und Länder von Grönland und Nowaja Semlja danken, wenn nicht ihre Entdeckung, so doch die Bereisung und die dadurch herbeigeführte nähere Erforschung zu großen Theilen zweien hochwichtigen Problemen, welche zu lösen der Mensch sich vorgesetzt hat, dem Versuch nämlich, den Pol selbst, den Angelpunkt der Erde zu erreichen, und einem andern, wohl bei weitem wichtigeren, dem Versuche, auf geradem oder wenigstens viel kürzerem Wege, als den bisher befahrenen, nach Ost-Asien, nach China und Indien zu gelangen.

Die eigentliche Auffindung von Mittel-Amerika rührt davon her, daß Christoph Colomb die Erde für weniger als halb so groß hielt, wie sie in der That ist. Er wollte nicht Amerika, er wollte nicht einen neuen Welttheil entdecken, von dessen Vorhandensein er keine Ahnung hatte, er wollte, auf gerader Straße von Osten nach Westen segelnd, Indien erreichen. Wäre ihm Amerika nicht im Wege gewesen und hätte er besser ausgerüstete, reichlicher ausgestattete Schiffe und willigere Matrosen gehabt, so wäre er unzweifelhaft nach Asien gelangt, obwohl die Erde so sehr viel größer war, als er sich dieselbe vorstellte. Die ersten mit Silber beladenen Schiffe, welche von Peru nach Westen fuhren und Manilla im asiatischen Archipel gründeten, setzten nur den Weg fort, welchen Columbus eingeschlagen, und das Bestreben der gegenwärtigen Zeit ist, diese beiden Stücke Weges in Verbindung mit einander zu bringen; seit einem halben Jahrhundert geht man mit dem Plane um, die Landenge von Panama zu durchstechen, einen Kanal zu bauen, welcher das atlantische Meer mit dem stillen Meer verbindet.

Nach Ost-Asien kann man zu Schiffe nur gelangen, wenn man das Cap Horn oder das Cap der guten Hoffnung umschifft, d. h. wenn man von Europa nach dem Aequator und von da so weit nach Süden gewissermaßen ganz unnöthig reist, daß der Weg 85 bis 100 Breitengrade beträgt, d. h. 1500 Meilen.

Würde man von der Mitte von Europa vom 50sten Grade aus über Amerika oder Asien hinweg nach demselben Ziele gelangen können, so würde man statt 100 Grade südlich nur 40 eben solcher Grade nördlich zu machen haben, welches schon ein gewaltiger Unterschied ist, abgesehen davon, daß von der Behringsstraße nach China die Entfernung auch nicht viel größer, der Breitenunterschied nicht viel bedeutender ist, als der vom 70sten bis zum

50sten Grade; allerdings reicht China noch sehr viel weiter nach Süden, bleibt aber doch durchweg auf der nördlichen Halbkugel. Um Amerika herumfahrend hat man aber außer den 100 Graden von Norden nach Süden auch noch die ganze Strecke von Cap Horn bis zum Aequator zurückzulegen, welche mehr ist, als eigentlich nöthig wäre, wenn man den nördlichen Weg betreten könnte, im Ganzen also viel über 2000 Meilen, die zu ersparen einem wohl gelegen sein kann.

Die ursprüngliche Bekanntschaft mit den Ländern des Polarkreises ist übrigens allerdings älter, als der vorgesetzte Zweck, denn viele Jahrhunderte, bevor man Amerika entdeckt hat und eben so lange, bevor man einen Weg nach China und Indien suchte, haben die normannischen Seefahrer ihre Reisen nach dem fernsten Norden gerichtet; so segelte schon im neunten Jahrhundert der Seekönig Other um das Nordcap und nach dem weißen Meere. Der Seeräuber Nadod steuerte von Norwegen westlich und fand im Jahre 870 die Insel Island auf, welche fünf Jahre später colonisirt wurde. Von hier aus reiste derselbe Nadod wieder westlich und fand im Jahre 876 Grönland, welches abermals fünf Jahre später colonisirt wurde.

Hierauf scheinen sich die Fahrten in jener fernen Zeit beschränkt zu haben, man war mit den wichtigen Entdeckungen so weit zufrieden und suchte nur in so fern noch weiter vorzudringen, als es gerade die Colonisation, die Aufsuchung urbaren Landes erforderte. Dies war der Grund, warum die Küsten der gedachten beiden Länder auf weite Strecken hin untersucht und dann besetzt wurden. Die Normannen überhaupt gaben mit dem vorschreitenden Christenthum die Seeräuberei und damit zugleich die Seefahrten auf, nur die untergeordneten Leute ihres Stammes, welche von der Seekönigswürde weit abstanden, befuhren die See um des Fischfanges willen.

Als nun aber im sechszehnten Jahrhundert der neue Welttheil im Westen entdeckt wurde, als man zu Schiffe von Indien nach China fuhr, wohin man bis dahin nur einen Landweg gekannt, da regte sich auf einmal der Gedanke, einen kürzeren Weg aufzusuchen, und Hand in Hand damit ging der Wunsch, den Norden überhaupt kennen zu lernen, auch abgesehen von dem Handelsinteresse, welches dabei möglicherweise in's Spiel kam, es war die Wissenschaft, welche Aufklärung forderte über die geographischen, die magnetischen, meteorologischen und naturhistorischen Verhältnisse jener gänzlich unbekannten Gegend.

Schon im Jahre 1496 schickte Heinrich VII. von England den Venetianer Johann Cabod nach Nordwesten und dieser kam am 14. Juni 1497 auf das Festland von Amerika, also vor Columbus, welcher das Festland

von Amerika erst 1503 betrat, das man prima vista nannte. 1498 suchte sein Sohn die Westküste von Grönland, entdeckte New-Foundland und verfolgte die Küste von Amerika bis Florida. Im Jahre 1500 schickte Alfons der Fünfte Caspar Cortereal nach Nordamerika, er entdeckte das Labrador-Land, auf einer zweiten Reise fand er nördlich davon eine tief einschneidende Wasserstraße, welche er die Anianstraße nannte. Nach dieser Entdeckung verschwindet er aus der Geschichte, seine Gefährten wissen nichts von ihm, sie kehrten ohne denselben zurück; ein gleiches Schicksal erlitt sein Bruder Michael Cortereal, der ihn aufzusuchen in jene Gegenden eilte.

Bis zum Jahre 1534 wurden von Engländern, Spaniern und Portugiesen viele Reisen dahin gemacht, aber es ist nichts Genaues darüber bekannt. Zwischen 1534 und 1540 entdeckten die Franzosen unter der Anführung des Capitain Cartier den Lorenzstrom und Canada. Im Jahre 1576 schickte Königin Elisabeth den Seefahrer Martin Frobisher mit drei Schiffen nach Nordamerika, diesmal mit dem bestimmten Befehl, die Durchfahrt aufzusuchen. Er machte nach einander drei Reisen, die letzte mit funfzehn Schiffen, es wurden auch Buchten und Straßen entdeckt, doch keinesweges die erwartete Durchfahrt gefunden.

John Davis unternahm nun im Jahre 1585 mit zwei Schiffen eine Reise dorthin, entdeckte die nach ihm benannte Straße, befuhr Grönland und machte in jener Gegend sehr bedeutende geographische Entdeckungen, welche späteren Seefahrern als Grundlage für ihre weiteren Forschungen dienten.

Nunmehr wurden zwei Reisen von Spaniern gemacht. Maldonado und Juan de Fuca hatten Beide das Glück, die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken und die Küste von Nordamerika in ihrer ganzen Ausdehnung zu befahren; um diese genauer zu erforschen, kehrten sie auch nicht um das Cap Horn, sondern auf ihrem neu entdeckten Wege zurück, welches binnen sechs Wochen geschehen sein muß, denn länger sind die Gewässer dort niemals offen. Die ganze Erzählung von der gefundenen Durchfahrt ist ein Gewebe von Lügen, denn es ist ganz unmöglich, die Reise innerhalb eines Sommers einmal, viel weniger denn zweimal zu machen.

Engländer und Dänen, die letzteren wegen ihrer Besitzungen in Grönland, machten nun abwechselnd Versuche, weiter vorzudringen. Unter den Führern dieser Unternehmungen war Hudson der glücklichste, er entdeckte einen nach ihm benannten Fluß, eine Straße und eine große Bai, wurde aber von dem meuterischen Schiffsvolk nebst seinem Sohn und sieben kranken Matrosen in einem elenden Boot ausgesetzt und kam wahrscheinlich durch Hunger um; es geschah dieses im Jahre 1611. Diesem kühnen Seefahrer dankt man die Kenntnißnahme der Ostküste von Grönland,

welche er bis zum 82sten Grade befuhr, worauf er nach Osten zurückkehrte und in freiem Wasser bis nach Spitzbergen gelangte. Auf einer anderen Fahrt entdeckte er das Festland des jetzt sogenannten Staates Massachusetts, das Cap Cod, die Delawarebai und den nach ihm benannten Strom, an welchem New-York sich erhebt. Im Jahre 1610 glaubte er sein Ziel, die Nordwest-Durchfahrt, erreicht zu haben und drang durch die Hudsonsstraße in die Hudsonsbai, welche er für offenes Meer und dadurch die Aufgabe für gelöst hielt. Hier zwangen ihn seine Matrosen zur Umkehr und nachdem sie eingefroren und dort überwintert waren, kehrten sie im Jahre 1611 ohne ihn zurück.

Wilhelm Baffin befuhr 1650 die Hudsonsstraße. Zum besseren Verständniß aller dieser Reisen fügen wir hier unser Kärtchen nochmals ein,



Karte des nordwestlichen Archipels.

auf welchem die Hauptpunkte benannt sind. 1616 gelangte derselbe Seefahrer bis in die Baffinsbei und war der Erste, welcher die dort herrschende überaus große Abweichung der Magnetnadel bemerkte. Er befand

sich in der Nähe des magnetischen Pols, es konnte also begreiflich die Magnetnadel nur hierher, keineswegs aber nach Norden zeigen. Er entdeckte auch den Lancaster-Sund, welcher damals mit Eis versperrt war, jetzt aber die Haupteinfahrt zu jenem wunderbaren Labyrinth ist, welches sich zwischen Grönland und dem Mackenziefluß oberhalb Nordamerikas befindet und welches, vielleicht bis zum Pole gehend, noch nicht zur Hälfte bekannt geworden ist.

Bis in jene Gegenden drang im Jahre 1619 auch der Däne Jens Munk, welcher daselbst sogar überwinterte; später erreichte der Engländer Fox einen Kanal, welcher noch heute nach ihm benannt wird.

In demselben Jahrhundert wurden verschiedene Reisen auch nach Osten gerichtet, um oberhalb Asiens dasselbe Ziel zu verfolgen; viel schneller als der Gedanke an die Nordwestdurchfahrt wurde dieser nach Osten aufgegeben. Zur Bevorzugung der westlichen Richtung mochte übrigens wohl die Begründung der Hudsonsbai-Gesellschaft am mehrsten beitragen, welche im Jahre 1669 gestiftet, von da einen unablässigen Handel mit der Bekleidung der Pelzthiere trieb und deshalb Jahr für Jahr Schiffe dahin sandte, deren jedes mehr oder minder Aufschluß über die viel verlangte Passage brachte.

Auch im achtzehnten Jahrhundert versuchte man vielfältig, den Weg über Amerika zu forciren, sogar Peter der Große betheiligte sich daran. Von Kamtschatka ging 1728 Behring zwischen Amerika und Asien hindurch, besuchte die Küste von Asien, so weit es möglich war, und bemühte sich im nächsten Jahre, die amerikanischen Gestade zu erreichen. Er unternahm eine dritte Reise und entschied die Frage, ob Amerika mit Asien zusammenhänge oder nicht. Dadurch, daß er die nach ihm benannte Straße befuhr, war dieses noch keineswegs ausgemacht, aber, als er auf beiden Seiten weit genug in das freie Meer hineingedrungen, sah man es als unzweifelhaft an, daß Amerika mit Asien nicht zusammenhänge und die Behringsstraße derjenige Raum sei, auf welchem die beiden Continente sich am stärksten nähern. Behring unterlag seinen Bemühungen und starb während seiner dritten Reise vor Kälte und Hunger.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machte Salomon Hearne die erste Landreise durch die Wüsteneien des ungeheuren Gebiets der Hudson-Compagnie und gelangte bis zum Kupferminenfluß und brachte die Ueberzeugung mit, daß die Nordküste von Amerika die Südgrenze des Polarmeeres bilde. Bis dahin hatte man geglaubt, Amerika reiche ununterbrochen bis zum Nordpol hinauf.

Alexander Mackenzie bestätigte Hearne's Ansicht, indem er noch viel weiter gegen Westen ging, als dieser, nämlich bis zu dem nach ihm benannten

Strome. Er hatte Amerika von Osten nach Westen in seiner ganzen Breite durchwandert und behauptete mit Entschiedenheit, daß eine befahrbare Verbindung zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Meer nicht stattfände. Georg Forster hatte dieses schon vor Mackenzie behauptet und gesagt: „Fest steht das Factum, daß die Unmöglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt in einer schiffbaren Meeresgegend erwiesen ist und fest wird es stehen, bis eine neue Katastrophe der Erde den Reichen Plutos und Neptuns neue Grenzen absteckt."

Forster hatte vollkommen Recht, man war zu Wasser und zu Lande so weit nach dem Norden von Amerika hinauf gekommen, um behaupten zu können, daß, wenn auch Amerika nicht mit dem Pole zusammenhänge, doch eine fahrbare Seestraße daselbst nicht vorhanden sei, allein Muthmaßung und Wahrscheinlichkeit konnten nicht als Beweise angesehen werden und so entbrannte zwischen den wissenschaftlichen Autoritäten in England ein lebhafter Streit darüber, ob es eine solche Durchfahrt längs der Küste von Amerika gäbe, oder nicht, und da dieser Streit nur durch Versuche geschlichtet werden konnte, so wurden solche beschlossen und zwar schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Als aber die Kriege zwischen England und Frankreich entbrannten, wurde die Ausführung verhindert, bis endlich nach zwanzigjährigem Kampfe der Feuerbrand, welcher ganz Europa in Flammen gesetzt, auf dem Felsen von St. Helena erlosch.

Es hatte ein merkwürdiges Phänomen die gelehrte Welt und auch insbesondere die Seefahrer in Anspruch genommen, es trieben im Jahre 1816 und 1817 ungeheure, oft mehrere Meilen lange Eismassen von Norden nach Süden, sie hatten solche gewaltige Stärke, daß sie bis zur Breite von Lissabon gelangten, ohne geschmolzen zu sein, was immerhin beweist, welch ungeheure Ausdehnung diese Eisinseln hatten; aber auch gemessen wurden sie, denn es fuhren mitunter Schiffe, von Süden nach Norden gehend, an einer solchen vorüber, welche mit dem Polarstrom von Norden nach Süden schwamm, und doch dauerte das in entgegengesetzter Richtung stattfindende Vorbeigehen der beiden bewegten Körper mehrere Stunden, oft halbe Tage lang.

Das Phänomen an sich, d. h. der Grund dieser Erscheinung war nicht zu erklären, wohl aber konnte man mit Gewißheit sagen: „Wenn so ungeheure Eisstücke in solcher Menge und während so vieler Tage ununterbrochen von Norden nach Süden ziehen, so muß es im Norden viel mehr eisfreies Wasser geben, als sonst." Dieser Schluß bewog den Secretair der Admiralität, John Barrow, zu einer eigenen Schrift, in welcher er nachzuweisen suchte, daß jetzt die günstigste Gelegenheit zur Erreichung einer nordwestlichen Durchfahrt vorhanden sei.

Im vorigen Jahrhundert war ein Preis von 20,000 Pfund Sterling für denjenigen Privatmann ausgesetzt, welcher die Nordwest-Passage entdeckte; es war hier hauptsächlich an die Wallfischfahrer gedacht, welche in jene Gegend fuhren und in der Baffinsbai ihre reichste Beute fanden. Für sie aber war die Gefahr zu groß und der Preis nicht verlockend genug; die englische Marine, die Kriegsschiffe waren von der Bewerbung um diesen Preis ausgeschlossen, es lag also für sie kein Grund vor, sich in solche Gefahr zu begeben.

John Barrow, welcher die nordwestliche Durchfahrt wie sein Schooßkind liebte und alles daran setzte, die Erreichung derselben möglich zu machen, bewirkte die Aufhebung der gedachten hemmenden Bedingung. Jeder Engländer, ein Beamter der Marine oder ein Privatmann, gleichviel, konnte sich um den Preis bewerben. Demjenigen, der das Problem löste, stand die Aussicht auf den Gewinn dieses Preises offen. Außerdem wurde auf die Erreichung des Nordpols ein Preis von 5000 Pfund Sterling gesetzt. Auch verschiedene andere Punkte oberhalb Amerikas, gewisse Entfernungen in Graden westlicher Länge erhielten Prämien von 5000 bis 15,000 Pfund Sterling, noch mehr, der Staat selbst trug die Kosten solcher Reisen und stattete die Schiffe mit Proviant sowohl als mit Luxus-Gegenständen aller Art so reichlich, so verschwenderisch aus, daß allein durch das weit über die Gewohnheiten der Matrosen hinausgehende tägliche Leben eine ungewöhnliche Menge brauchbarer Subjecte bewogen wurde, sich solchen Expeditionen anzuschließen, trotz ihrer sonstigen Beschwerden und großen Gefahren. Von diesen so Angelockten suchte man sich nun die Kräftigsten und Tüchtigsten aus.


Capitain John Roß.

Der erste englische Marine-Offizier, welcher ausgewählt wurde, eine solche Reise zu machen, war der Capitain John Roß, der mit dem Schiffe

„Isabella", begleitet von dem „Alexander" unter Befehl des Lieutenants Eduard Parry, am 18. April 1818 die Themsemündung verließ. Zwei junge Männer, James Roß, ein Neffe des vorigen, und Eduard Belcher, welche sich später als Polarfahrer sehr berühmt gemacht haben, waren bei dieser Expedition.

John Roß reiste an der Westküste Grönlands aufwärts, nannte die Gegend zwischen dem 75. und 76. Grade die Melvillebai, das arktische Holland, durchstrich die Baffinsbai bis in den Lancaster-Sund und drang in demselben eine kleine Strecke, etwa 20 Meilen weit, vor, erklärte, daß dieser Sund im Hintergrunde durch Berge, die er auch benannte (Croker-Berge), geschlossen sei, kehrte um und war im Oktober wieder in England. Sein fernster Ausflug war bis zum 77. Grade nördlicher Breite, bis zur Northumberlands-Insel gegangen.

Bei dieser Umkehr waren die Offiziere durchaus nicht der Ansicht des Befehlshabers gewesen, mußten sich derselben jedoch als subordinirt fügen. In England angekommen, erklärte der Lieutenant Parry öffentlich: „Er so wenig, als die mehrsten anderen Offiziere, seien von der Triftigkeit der Gründe überzeugt, welche den Capitain Roß zur Rückkehr bewogen hätten. Es seien zwar bei ihrer Umkehr rings um den Horizont mächtige Massen gelagert gewesen, welche Roß für Gebirge angesehen, aber es könnten dieses eben so gut Wolken gewesen sein und nur Muthlosigkeit hätten den Capitain zur Umkehr bewogen; die Offiziere, welche seine Ansicht nicht theilten, würden jedenfalls die Untersuchung weiter fortgesetzt haben."

Die Erklärung der Offiziere machte ein gewaltiges Aufsehen und würde unter anderen Umständen dieselben vor das Admiralitätsgericht geführt haben, da aber John Barrow hier Wasser auf seine Mühle fand, unterstützte er die Ankläger und brachte John Roß in einen so schrecklichen Mißkredit, daß derselbe auch durch die größten Anstrengungen, welche er später machte, um sich wieder in die gute Meinung des Publikums zu setzen, nicht zum Guten gewendet werden konnte. Eine weitere Folge dieser Erklärung war, daß Parry selbst zum Capitain ernannt wurde und daß man ihn mit zwei Schiffen, „Hekla" und „Griper", auf zwei Jahre mit Proviant versehen, dorthin sendete, wo Capitain Roß umgekehrt war. Ihn begleiteten außer Beechey und James Roß noch Sabine, Hopner und Liddon, Männer, die sich gleichfalls sehr berühmt gemacht haben.

Parry fand an jener Stelle, auf welcher Roß eine Bergkette gesehen, die er mit dem Rechte des Entdeckers auch gleich benannte — — Nichts, die Berge waren von der Erde verschwunden, wie ihr Name seit jener Zeit von der Karte. Diese Berge waren jetzt der Eingang zu dem Lancaster-Sund und der Barrowstraße.

Wenn die Engländer so weit in ihrem Wissen voran wären, wie sie es in Eitelkeit und Hochmuth jedem Volke zuvor thun, so würde Capitain Roß sich nicht durch ein paar Wolken haben täuschen lassen und der Lieutenant Parry würde nicht nöthig gehabt haben, sich mit Vermuthungen zu begnügen. Dem bloßen Auge oder dem bloßen Fernrohr erscheinen Wolken häufig so feststehend, daß der Beschauer glaubt, wirklich Berge vor sich zu haben. Will man sich hierüber Gewißheit verschaffen, so braucht man nur eine gute Camera obscura aufzustellen und danach die vermeinten Berge zu zeichnen, das Instrument aber mit sammt der Zeichnung unverrückt stehen zu lassen.

Berge behalten ihre Form, die Zeichnung deckt also die Umrisse der Berge noch nach einer Stunde, nach vierundzwanzig Stunden. Wolken verändern sich unaufhörlich, die im Horizont gelagerte feststehende Wolke, durch die Camera obscura profilirt, wird sich, nicht nach einer Stunde, sondern schon nach einer Minute, so verändert zeigen, daß kein Zweifel darüber möglich ist, ob das Vorhandene eine Wolke oder ein Berg sei. Diesen Versuch aber hat selbst James Roß noch nicht gekannt, als er im Jahre 1841 das Südpolarmeer befuhr, denn er wagt nicht zu bestimmen, ob von ihm gesehene Berge jenseits der berühmten Eismauer wirklich Berge oder ob sie nur Wolken seien.

Von diesem Sund und in dieser Straße drang Parry binnen neun Tagen bis zur Melville-Insel vor, in einer solchen Entfernung nach Westen, daß dieselbe trotz aller Anstrengungen der früheren Seefahrer noch nicht erreicht worden war. Man kann nicht leugnen, daß dieses der Gipfelpunkt aller Entdeckungen Parry's ist, allein das soll nicht eine Verkleinerung des Verdienstes dieses kühnen Seefahrers sein. Er hat damit geleistet, was vor ihm noch keiner zu leisten vermocht hat, und er hat, wenn das Resultat, welches er gehofft hat, auch ein negatives geblieben ist, doch in so fern gleichfalls ein ganz positives, wenn schon anderes Resultat erzielt, daß er auf das Ueberzeugendste nachwies, wenn eine nordwestliche Durchfahrt versucht würde, sie keinenfalls in einem Jahre zu machen sei, die Entdeckung mithin alles praktischen Nutzens entbehre.

Auf dieser Reise wurden die Inseln Devon, Byam, Martin und Melville entdeckt und der 92. Grad westlicher Länge überschritten. Parry überwinterte mit seinen Begleitern zuerst in jenen unwirthbaren Gegenden unter 75 Grad N. B. und 113 Grad W. L. Von Europäern war diese Gegend noch nicht betreten worden, Eskimos aber, welche den Sommeraufenthalt der Rennthiere und Moschusochsen aufzusuchen pflegen, hatten hier vielfältig Spuren hinterlassen. Es war die Südküste der Melville-Insel, woselbst sie am 11. September einfroren. Parry hatte hiermit den Preis

von 5000 Pfund, der auf die Ueberschreitung des 110. Grades gesetzt war, gewonnen.

Diese Ueberwinterung gehört zu den interessantesten Erlebnissen in der Geschichte der Seereisen. 94 Europäer hatten sich auf einem der ödesten Plätze, von allen äußeren Hülfsmitteln entblößt, mitten in einer schnee- und eisbedeckten Wildniß niedergelassen, sie durchlebten eine Zeit der grimmigsten Kälte und der monatelang dauernden Nacht, welche man früher für unerträglich gehalten hatte. Das Athmen eines Menschen, der Hauch des Mundes glich einer weißen Wolke, denn die Kälte war bis auf 48 Grad unter dem Gefrierpunkt gesunken.

Erst im August des Jahres 1820 wurden sie aus dem Eise erlöst, denn hier dauert die Zeit, in welcher das Meer nicht gefroren ist, in welcher man es beschiffen kann, höchstens sechs Wochen. Parry setzte seine Untersuchungen fort, fand die Sabine-Insel und das Bankslaud, war aber genöthigt, eiligst umzukehren, wenn er nicht noch einen Winter im Eise zubringen wollte. Er hatte dabei sich um 30 Längengrade weiter westlich gewagt, als vor ihm irgend ein Europäer.

Gleichzeitig mit dieser Seereise war eine Land-Expedition unter John Franklin unternommen worden; seine Begleiter waren Richardson, Hood und Georg Back. Von England abgesegelt, landeten sie am 13. August 1819 bei der York-Faktorei an der Hudsonsbai und begannen am 9. September eine Wanderung nach dem Norden, welche an Gefahren, Leiden und vielfältigen Entbehrungen wohl schwerlich ihres Gleichen gehabt hat; sie langten am 22. Oktober am Fort Cumberland an, nachdem sie auf einem Wege von 350 Stunden Länge bereits zehn verschiedene Ströme und neun Seen befahren hatten. Sie blieben in ihrem Fort bis zum 18. Januar, wo sie dann weiter nach Norden und Westen reisten und den Kupferminenfluß erreichten. Die Entfernung betrug 420 Stunden, die Kälte, welche sie zu ertragen hatten, zwischen 50 und 62 Grad Celsius. Nun vertrauten sie sich schwachen Kähnen von Birkenrinde an, um das Meer nach Westen zu befahren, mußten aber bei einem Cap, welches sie die Umkehrspitze nannten (Cap Turnagain), ihren Weg zurücksuchen, wo sie dann auf dem Lande wandernd unter den entsetzlichsten Mühseligkeiten und Entbehrungen, oft dem Hungertode nahe und oft nur von dem Leder ihrer eigenen Kleidung lebend, im Fort Entreprise ankamen, kaum noch fähig, sich auf den Beinen zu erhalten.

Parry war mit seinem bisherigen Erfolge nicht zufrieden und unternahm im Jahre 1821 mit den beiden Schiffen „Hekla“ und „Fury“ eine neue Reise, auf welcher ihn Capitain Lyon als zweiter Befehlshaber begleitete. Er drang durch den Foxkanal, entdeckte die Yorksbai, untersuchte

die Repulsebai, überwinterte auf der kleinen Winterinsel, fand im Jahre 1822 die Fury- und Heklastraße, untersuchte dann die Melville-Halbinsel zu Lande und die Amhorst-Halbinsel und überwinterte zum zweiten Male unter 69 Grad N. B. in der Inglobikstraße, von wo er erst im Herbst 1823 zurückkam, um sofort im Jahre 1824 eine neue Reise anzutreten, welche jedoch keine Ergebnisse von besonderer Wichtigkeit brachte.

Die vielen Entdeckungen, welche Parry gemacht hatte, veranlaßten die Admiralität zu neuen Anstrengungen; es wurden vier Expeditionen zu gleicher Zeit ausgerüstet und von den Capitains Parry, Lyon, Franklin und Beechey befehligt. Es fanden sich unter ihnen eine Menge bereits hochberühmter gelehrter Seefahrer, wie James Roß, Sherer, Austin, Richardson, Back u. s. w. u. s. w. Von beiden Seiten, sowohl von der Baffinsbai als von der Behringsstraße her, sollten die Untersuchungen im großartigsten Maßstabe und im innigsten Zusammenhange mit einander fortgesetzt werden. Es wurde aber von allen| zusammen nichts Bedeutenderes geleistet, als dasjenige, was Parry bisher ganz allein gethan hatte. Dieser kühne Seefahrer aber, welcher bis dahin von einem ganz unerwarteten Glück gekrönt worden war, sollte jetzt auf einmal schwer heimgesucht werden; sein Hauptschiff, die „Fury“, scheiterte an der Furyspitze auf der Westküste der Prinz-Regents-Einfahrt. Es blieb übrigens noch Zeit genug, um alles, was dieses überreich versehene Schiff an Lebensmitteln, Werkzeugen, an Munition und sonstigen werthvollen Gegenständen in seinem Schooß gehabt hatte, zu retten. Man brachte die Gesammtmasse auf das Land, thürmte alles zu einem Berge auf, schützte es durch Eis- und Steinblöcke, bedeckte es mit getheertem Segeltuch und hierüber ganz mit tüchtigen Felsblöcken, so daß man sicher sein konnte, daß arktische Thiere, wie Bären oder Wölfe, dieses Bollwerk nicht durchbrechen könnten und die darin geschützten Vorräthe für andere aufbewahrt würden, welche sie etwa zufällig finden und davon Nutzen ziehen, oder welche ausdrücklich zur Bergung derselben ausgeschickt werden würden.

Parry kehrte mit den anderen Schiffen zurück, und er glaubte, so viel und so Bedeutendes auch geschehen sei, so sehr sich die geographischen Kenntnisse von jenen Regionen nach allen Richtungen hin erweitert hätten, doch behaupten zu können, daß diese letzte Expedition mit großer Sicherheit festgestellt, was er, Parry, schon nach seiner ersten Reise gesagt, daß nämlich, wenn auch eine Nordwest-Passage vorhanden sei, dieselbe doch keinen praktischen Nutzen habe, und so gab die Admiralität nunmehr alle ferneren Versuche auf, widerrief durch ein eigenes Edikt den Preis von 20,000 Pfund Sterling, welcher dem Entdecker derselben zugesichert war, und machte hiermit, wie es schien ein- für allemal, einen Abschnitt.

Allein jetzt trat Capitain John Roß wieder auf und erbot sich, nach jenen unwirthbaren Regionen zu reisen. Dies geschah nun im Jahre 1827. Er hatte aber den Credit schon so sehr verloren, der Glaube an ihn, seine Tapferkeit, seine Tüchtigkeit war bereits so tief erschüttert, daß die Admiralität nicht nur auf keinen seiner Vorschläge einging, sogar das Anerbieten, selbst 3000 Pfund Sterling zu den Kosten der Ausrüstung beizusteuern, ganz unbeachtet ließ, sondern auch gewissermaßen als letzten Trumpf, als den höchsten Tarok, die Zurücknahme jener ausgesetzten Belohnung ausspielte.

Der alte Mann (er zählte bereits vierzig Dienstjahre zur See) war dadurch schwer gekränkt; da ihm aber alles daran lag, seine verletzte Ehre wieder herzustellen, seinen verlorenen Ruf als Seemann neu zu begründen, so wandte er sich an seine Freunde, um eine Unterstützung aus Privatmitteln zu erlangen, da ihm eine solche aus Staatsmitteln nicht mehr gewährt werden sollte, und siehe, ein Gärtner, ein Händler mit seltenen Pflanzen und auch mit Georginen, Tulpen und Rosen, Felix Booth (sprich Buhs), legte zu den 3000 Pfd. des alten Roß noch 17,000 Pfd., d. h. 120,000 Thlr., als Geschenk. Er konnte dafür nicht das Geringste erwarten, denn selbst die Aussicht auf Rückzahlung durch den Admiralitätspreis war abgeschnitten, seit der Zurücknahme desselben, es war also eine völlig uneigennützige Gabe, ein Opfer der Freundschaft, welches sowohl für Roß als für Booth ein vortreffliches Zeugniß abgiebt.

Der Mann muß zwar sehr reich gewesen sein, aber wenn man auch noch so reich ist, so pflegt man doch gewöhnlich nicht 120,000 Thlr. fortzuwerfen, falls man nicht ein sehr großmüthiges und von Freundschaft tief erfülltes Herz hat, der Mann aber, dem zu Liebe man dieses Geld opfert, muß wohl auch mehr als einen Schuß Pulver werth sein.

Mit diesem Gelde kam nun eine ziemlich gute Ausstattung des Schiffes „Victory" zu Stande, und John Roß trat im Jahre 1829 auf demselben seine zweite Reise an, wobei ihn sein Neffe James Clark Roß begleitete.

Die Reise begann nicht unter den glücklichsten Aussichten, denn die Dampfmaschine, welche man auf einer Polarreise anzuwenden zum ersten Male versuchen wollte, war so schlecht, daß sie die Fahrt verzögerte und man sich derselben entledigen mußte. Man ging abermals in See, begleitet von zwei kleineren Schiffen, und mit Lebensmitteln für zwei und ein halbes Jahr versehen, allein es war schon viel zu spät, um noch etwas Tüchtiges leisten zu können, und so begannen die eigentlichen Entdeckungen des Seefahrers erst nach der Ueberwinterung.

Roß erforschte und untersuchte eine weit nach Süden und Norden gestreckte Halbinsel, die er seinem Freunde Felix Booth zu Ehren Boothia Felix nannte, ein lateinisches Wortspiel, welches er mit dem Namen Felix und mit der Bedeutung dieses Wortes machte (felix heißt glücklich); das Wortspiel ist aber sehr kühn, und schwerlich würde ein Anderer versucht haben, dieses Stück Land der arktischen Zone ein glückliches zu nennen. Infelix wäre bezeichnender gewesen.

Auf dieser Halbinsel hatte Roß eine so schmale Stelle gefunden, daß die beiden Meere, das östliche sowohl als das westlich gelegene, deutlich und zwar mit bloßem Auge gesehen werden konnten. Er entdeckte das König Wilhelmsland und befuhr eine neue Meeresstrecke, die er gleichfalls nach demselben König benannte. Er zeigte, daß es durch die Prinz-Regenten-Einfahrt keine Westpassage gäbe, und daß man überhaupt dieselbe nicht unter dem 70. Grade der Breite zu suchen habe. Nach seinen Forschungen blieb nur noch eine Strecke von 90 Meilen an der Norküste des amerikanischen Festlandes zu untersuchen. In jenen Gegenden wird die Magnetnadel, welche man gewöhnlich anwendet, um die Richtung des Schiffes zu bestimmen, ein höchst unzuverlässiges Instrument. Man befindet sich in der Nähe des Pols, wo die richtende Kraft nicht in der Verlängerung der Horizontalen, sondern sich beinahe vertikal unter der Nadel befindet. Man bedient sich deshalb auch nicht mehr der horizontal schwingenden Kompaßnadel, sondern der vertikal schwingenden, der sogenannten Inclinationsnadel. Mittelst dieser betrat nun Capitain Roß am 1. Juni 1831 den magnetischen Nordpol unter 70° 5′ 17″ N. B. und 90° 7′ 8″ W. L. Dort stand die Neigungsnadel beinahe senkrecht, es fehlte nur eine Minute an der vollkommenen Perpendicularität, sie zeigte statt 90° nur 89° 59′. Der magnetische Pol und der astronomische Pol liegen also zwanzig volle Grade der Breite von einander entfernt.

Roß fror mit seinen Schiffen fest und wurde durch zwei Sommer nicht erlöst und dadurch gezwungen, die Schiffe zu verlassen, mit den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen kämpfend, sich nach dem Furystrande durchzuschlagen, um daselbst die Vorräthe des gescheiterten Schiffes aufzusuchen und sich dadurch zu erretten.

In der Aussicht, diese unversehrt zu finden, lag ihre einzige Hoffnung; mit den Lebensmitteln, welche für zwei und ein halbes Jahr berechnet waren, hatte die Mannschaft sich bereits ein ganzes Jahr länger kümmerlich und nothdürftig beholfen. Verließ sie dieser Hoffnungsanker, waren die Vorräthe während der acht Jahre verdorben oder waren sie durch wandernde Eskimos gefunden und vertilgt worden, so waren sie sämmtlich dem Hungertode preisgegeben.

So hart wollte das Schicksal nicht mit ihnen spielen, die Seefahrer fanden die Vorräthe gänzlich unversehrt, ja sie fanden dieselben weit über ihre Bedürfnisse gehend, beinahe unermeßlich. Sie fanden auch mehrere große Boote des gescheiterten Schiffes und versuchten nun, auf diesen zu Wasser heimzukehren. Zwar gelang es nicht im ersten Jahre, das Eis verhinderte sie, in die Barrowstraße zu kommen, und sie überwinterten daher am Furystrande unter den aufgefundenen Schätzen und Lebensmitteln, aber im nächsten Jahre wurde es doch möglich, mittelst dieser Boote die Baffinsbai zu erreichen, woselbst der Wallfischfänger „Isabella", von dem Capitain Humfrey kommandirt, die schon für verloren gehaltenen aufnahm. Es war nämlich dasselbe Schiff, welches Capitain Roß auf seiner ersten Reise getragen und es mochten wohl wunderliche Erinnerungen in seiner Seele erwachen, als er endlich seine alte Heimath nach vieljähriger Abwesenheit wieder betrat.

Aber der Mann, der dieses Schiff im Jahre 1818 kommandirte, wurde von der Mannschaft im Jahre 1833 nicht wieder erkannt. Zwar waren viele neue Leute darauf, die mehrsten der älteren aber gehörten noch zu der ursprünglichen Besatzung, denn fast immer wählte man zur Bemannung dieser mit Gefahren aller Art kämpfenden Schiffe gerade solche Leute, die durch jahrelange Beschäftigung mit dem Wallfischfange an diese Art von Beschwerden gewöhnt waren.

Man erzählt:

Als Roß sich so unerkannt unter seinen alten Gefährten sah, zog er Erkundigungen über sich selbst ein und hörte die wunderbarsten und rührendsten Dinge über sich. Man erzählte ihm die staunenswürdigsten Abenteuer, die er bestanden haben sollte, setzte ihm auf das Genaueste die Art des Unterganges seiner Schiffe und seiner Mannschaft aus einander, die erst nach den furchtbarsten Kämpfen sowohl mit jeder Noth, mit Hunger und Frost, als auch mit Millionen von wilden Indianern erlegen waren. Alle erlagen! — nicht einer war übrig geblieben, der die Trauerkunde hätte zur Heimath bringen können.

Die guten Leute schienen den Widerspruch, der in ihrer Erzählung lag, nicht zu fühlen, aber sie erzählten den Verstorbenen zum Troste, daß man sich sehr beeilt habe, zwei Expeditionen auszurüsten, um Roß und die Seinigen aufzusuchen.

Groß war nun aber die Freude unter dem Schiffsvolk, als Roß sich endlich zu erkennen gab, und mit großem Jubel wurde seine Anwesenheit auf dem ehemals unter seinem Befehl stehenden Schiffe begrüßt, auch trat der jetzige Kommandeur desselben von seinem Befehle zurück, um ihn Roß zu überlassen, welcher allerdings für die Ehre, den Wallfischfänger eines

Privatmannes zu kommandiren, dankte und sich begnügte, als Passagier heimzukehren.

Der Empfang, welcher seiner in England wartete, konnte ein ziemlich günstiger genannt werden. Er hatte die Ehre gehabt, eine große Menge Inseln, Buchten und Baien zu entdecken und, mit dem Rechte des Entdeckers ausgerüstet, die Namen derselben auf die Karte des Nordpolarmeeres zu tragen. Man ließ dieselben alle bestehen und drückte ihm den Dank für seine Mühe und Aufopferung mit vielen schönen Worten aus. Von einer sonstigen Belohnung war indessen nicht die Rede.

Dagegen wurde sein Neffe James Roß, welcher die Fahne von England auf dem magnetischen Nordpol aufgepflanzt hatte, zum Baronet ernannt, und er durfte sich von da an Sir James nennen. Die Thatsache der Entdeckung und Feststellung des magnetischen Nordpols wurde als eine höchst wichtige anerkannt.

Auch Felix Booth wurde zum Dank für seine bedeutenden Geldopfer in den Adelstand erhoben, zum Baronet ernannt und ihm erklärt, daß die Admiralität ein weites Landgebiet und einen ausgedehnten Meerbusen nach ihm benannt habe.

Einer genauen und ruhigen Prüfung konnte im Uebrigen doch nicht verborgen bleiben, daß die Entdeckungen des Capitain John Roß für die Erschließung der nordwestlichen Durchfahrt im Allgemeinen ganz ohne Frucht gewesen waren, und daß seine Abenteuer bei weitem mehr persönliches, als seine Entdeckungen wissenschaftliches Interesse hatten.

Die jetzige Reise hatte ihn zwar von dem Verdachte der Zaghaftigkeit, welcher lange auf ihm gehaftet, vollständig gereinigt und befreit, allein er hatte doch nichts gethan, was den Erwartungen, die man von ihm zu hegen sich für berechtigt hielt, entsprochen hätte. Er hatte noch mehr Kränkungen zu erfahren, John Barrow hatte einen tödtlichen Haß gegen John Roß und er benutzte seine hohe Stellung bei der Admiralität, und benutzte den großen Glauben, den man an die wissenschaftliche Unfehlbarkeit dieses gelehrten Mannes hatte, um John Roß alle möglichen Kränkungen anzuthun. Die Lords der Admiralität zeichnen sich zwar durch hohen Rang, durch großen Hochmuth, großes Alter, keineswegs aber durch vieles Wissen aus, sie ließen John Barrow, den sie mit Gründen zu widersprechen außer Stande waren, also gewähren.

Von ihm waren ursprünglich in diesem Jahrhundert die ersten Schritte ausgegangen, und er hatte Capitain John Roß nach dem Norden geschickt, damit er seine Erwartungen, seine Vermuthungen bestätige, und konnte dem unglücklichen Manne niemals verzeihen, daß er ihn so schwer getäuscht, und auch jetzt, nachdem Roß bewiesen hatte, daß es ihm nicht an Muth und

Ausdauer fehlte, war er nicht versöhnt. Er verdächtigte die Aussagen des alten Seefahrers, wo er irgend konnte und schickte dann mehrere Jahre, nachdem Roß zurückgekehrt war, eine neue Expedition unter Capitain Rae auf die Spuren von Roß' zweiter Reise, um dasjenige umzustoßen, was derselbe entdeckt hatte, namentlich um die Behauptung zu widerlegen, Boothia Felix sei eine Halbinsel.

Rae entschied nun die Streitfrage zu Gunsten des Capitain Roß, das gesehene Meer war wirklich eine Bai, nicht eine Durchfahrt, Boothia Felix war wirklich eine Halbinsel, und der gedachte Isthmus, von welchem man das Meer sowohl östlich als westlich sehen konnte, war nur vier englische Meilen breit.

Aber noch vor dieser Untersuchung der Roß'schen Karte beschloß die Regierung eine neue Reise nach jenen Gegenden, man wollte endlich zu einem Ziel kommen und schickte am 19. Mai 1845 einen hochberühmten Mann, John Franklin, dessen Bildniß wir nach der angegebenen Quelle hier beigefügt haben, mit zwei wohlerprobten Schiffen, dem „Erebus" und „Terror", nach dem Westen.

Auch hier war es wiederum John Barrow, der kurz vor seinem Ausscheiden aus einer langjährigen Thätigkeit bei der Admiralität seinen Lieblingsgedanken lebhafter als jemals in Erinnerung brachte. Er zeigte, daß nur noch wenig zur Erreichung des Zieles fehle, welches man seit dem Tage der Königin Elisabeth verfolge, und daß es gewissermaßen ein nationaler Selbstmord sei, auf halbem Wege stehen zu bleiben, wo so außerordentlich viel geschehen sei und nur noch so wenig zu thun bleibe. Man werde alle gemachten Erfahrungen, alle Opfer an Geld, an Schiffen und Menschenleben nur für andere Nationen gemacht haben und werde, nachdem man die Straße gebahnt, anderen Nationen die Ehre überlassen, sie zuerst zu befahren.



Franklin's Bildniß. Nach einer Originalzeichnung von Richor in Mac Clintock's Reisebericht.

Die engländische Eitelkeit war hier angeregt und das ist jeder Zeit etwas, wovon man Erfolg erwarten kann. Wenn ein Engländer nichts mehr thun will, so ist der Gedanke, ein anderer wird dir den Ruhm streitig machen, genug, um ihn zu erneuerten Anstrengungen zu veranlassen. Unter den vielen schlechten Zügen, die man dem englischen National-Charakter nachzusagen hat, doch auch einmal ein guter. Eitel auf seine Nationalität zu sein, ist kein Fehler. Wenn es einer, so wünscht der Verfasser innigst, die deutsche Nation damit behaftet zu sehen, leider wird sie überall mißachtet, weil sie ihn nicht hat.

Die engländische wissenschaftliche Gesellschaft, die sogenannte Akademie, ferner aber die vier berühmtesten Autoritäten unter den Seefahrern, Parry, James Roß, Franklin und Sabine, entschieden sich für eine neue Expedition und so ward dieselbe denn wirklich in's Werk gesetzt.

Der zur Anführung der Expedition erwählte John Franklin hatte schon im Jahre 1819 jene große Landreise gemacht, welche seinem Namen für immer in den wissenschaftlichen Annalen einen Ehrenplatz anweist. Er hatte hier mit allen Schrecken der Entbehrung jeglicher Art zu kämpfen gehabt, er und seine Mannschaft waren beinahe dem Hunger erlegen und sie hatten sich zuletzt nur noch durch das Kochen lederner Bekleidungsstücke und durch einige Moose und Flechten ernährt, in welcher schrecklichen Zeit einer der Leute, ein Engländer aus Canada gebürtig, so weit kam, daß er einen Kameraden schlachtete und ihm Fleischstücke abschnitt, um sie zu verzehren. Der Mord konnte nicht verborgen bleiben und der Mörder wurde zum abschreckenden Beispiel für die anderen hingerichtet.

Kaum zurückgekehrt von der Reise, unternahm Franklin eine zweite in die arktischen Wildnisse und nachdem er eine Zeit lang die nordischen Küsten bereist, mußte er das Weitervordringen am sogenannten Returnriffe unter dem 149° 37′ W. L. aufgeben, wo das Eis ein weiteres Vordringen ganz unmöglich machte. Er war also der Behringsstraße, welche nur noch 18° weiter westlich liegt — und der Grad hat hier nicht mehr funfzehn Meilen, wie unter dem Aequator, sondern sieben Meilen — sehr nahe gekommen, auch Capitain Beechey, welcher durch eben diese Straße ihm entgegenfuhr, gelangte nicht bis zu ihm, sondern nur bis zur Barrowspitze, ungefähr funfzig deutsche Meilen von dem Punkte entfernt, auf welchem Franklin genau an demselben Tage (18. August 1826) angekommen war. Dieser Mann wurde bestimmt, die Schiffe „Erebus“ und „Terror“ zu befehligen. Der Capitain des zweiten Schiffes war gleichfalls ein berühmter Seeheld, Crozier.

Die Schiffe hatten Proviant auf drei Jahre mit sich, sie traten am 19. Mai 1845 die Reise an, am 30. Juni desselben Jahres wurde ein

Schreiben an die Admiralität gerichtet, in eine zinnerne Kapsel geschlossen, verlöthet und dem Meeresstrom übergeben. (Es ward erst im Jahre 1849 gefunden.) Am 16. August 1845 befand sich Franklin an der Nordküste von Grönland, oberhalb des Gilbertlandes, und er wollte dort oder an den arktischen Inseln überwintern. Von dort wurde ein zweites Schreiben an die Admiralität gerichtet, noch am 22. Juli wurde der „Erebus" in der Melvillebai von dem Capitain Martin, einem Wallfischfänger, angesprochen. Bei dieser Begegnung war die Mannschaft in emsiger Thätigkeit, um frisch erlegtes Geflügel einzusalzen; zwölf Männer waren abwesend, um noch mehr zu jagen. Franklin erklärte, daß er Lebensmittel genug für fünf Jahre habe und allenfalls sieben Jahre ausreichen könne. Vier Tage später sah ein anderer Wallfischfänger, Dannet, dieselben Schiffe mehr westlich von der Melvillebai an einem Eisberge ankern. Man suchte nach einer bequemen Stelle zur Ueberfahrt in den Lancastersund. Das Wetter war damals höchst günstig und man konnte glauben, daß die Expedition rasch vorwärts dringen würde.

Mit dieser mündlichen Ueberlieferung schließen alle Nachrichten, die man von Franklin hat.

Im ersten Jahre nach der Ankunft derselben war man gänzlich unbesorgt. Schon Franklin allein galt allgemein als eine Garantie für das Gelingen, nicht nur schien er durch die ganze Unternehmung um zehn Jahre verjüngt, auch alle seine Leute sahen mit solcher Zuversicht, mit solcher Liebe und Hingebung auf ihn, der gewohnt war, überall durch Beispiel und Wort ermunternd und anregend einzuwirken, daß ein Jeder, der mit der Gefahr jener Gegenden vertraut war, aus dieser Persönlichkeit die größte Hoffnung schöpfte. Es schien allen das seit Jahrhunderten vergebens erstrebte Ziel jetzt so gut wie schon erreicht, es galt nur noch, eine unter den vielen wunderbaren Umständen und Wechseln allmälig gereifte Frucht zu pflücken. Der einzige, welcher über Franklin bedenklich äußerte: „der Mann sei doch fast sechszig Jahre alt und man sollte ihn lieber zurücklassen", war der Lord Haddington von der Admiralität, allein der Admiral Parry erwiderte hierauf, daß Franklin ungleich geeigneter zur Führung dieser Expedition sei, als irgend ein anderer, zwanzig Jahre jüngerer. Auch war Capitain Franklin selbst von seiner Aufgabe so durchdrungen und begeistert, daß Parry hinzufügen konnte, er würde vor Kummer sterben, wenn man ihn nicht mitgehen lasse.

Es war von allen anerkannt, daß Franklin die reichsten und mannigfachsten Erfahrungen habe, einen unerschütterlichen Muth, große Ausdauer, hinreichenden Unternehmungsgeist und eine seltene wissenschaftliche Bildung besitze, überdies aber eine fast kindliche Zartheit des Sinnes und die

tiefste Empfänglichkeit für alles Leid und Mißgeschick anderer in seinem Herzen trug.

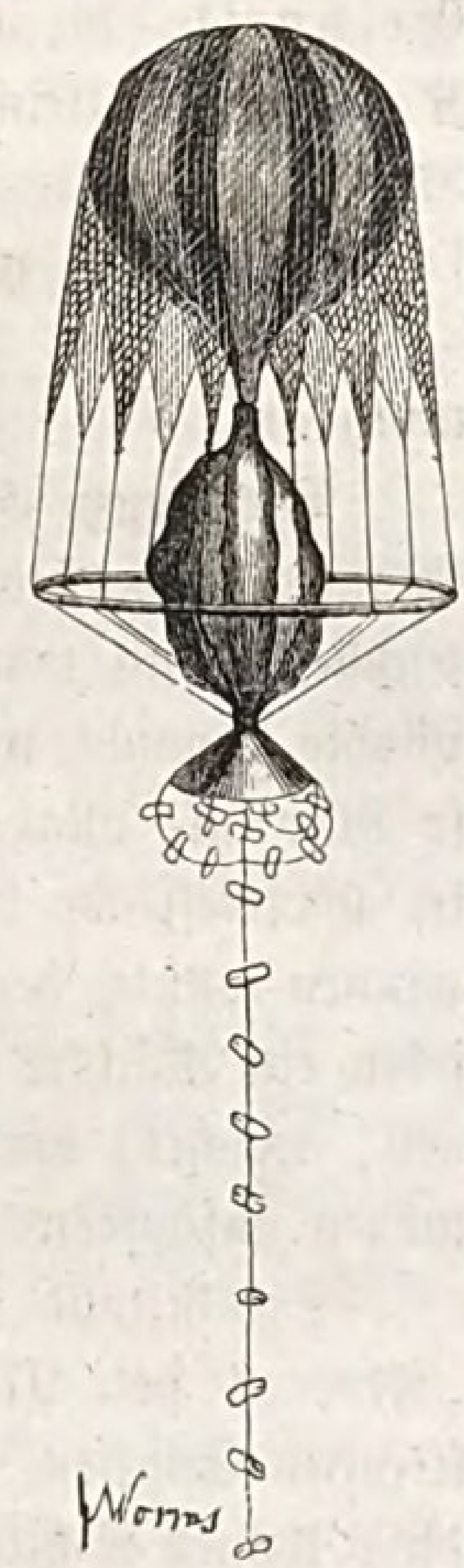
Allein, welche Zuversicht man auch in die treffliche Ausrüstung, in die überaus starken Schiffe, in die kühne, erprobte Mannschaft und in deren gute Führer setzte, so begann doch im Jahre 1847 eine gewisse Besorgniß sich zu regen, weil auch nicht die allergeringste weitere Nachricht von Franklin und seiner Mannschaft verlautete, und es wurden daher am 1. Januar 1848 Schiffe um das Cap Horn herum nach der Behringsstraße gesendet, um denselben wo möglich entgegen zu gehen und ihnen gleichzeitig Lebensmittel zuzuführen. Zu derselben Zeit aber wurde von der Ostküste her eine Expedition unter James Clark Roß ihnen nachgesendet und die Gattin des Vermißten setzte eine Belohnung von 2000 Pfund Sterling auf die Auffindung ihres Gemahls. Es gingen mancherlei Nachrichten ein, alle aber waren so außerordentlich unsicher, daß man nicht viel oder gar nichts auf sie geben konnte.

James Roß hatte ganz besondere Mittel ergriffen, um sich etwa verirrten Leuten bemerklich zu machen. Er war im Winter des Jahres 1848 vom 11. September an eingefroren und brachte bis zum 15. August 1849 im Eise zu. Hier ließ er nun Morgens und Abends Raketen steigen oder brannte blaue Feuer auf der Mastspitze ab. Die Mannschaft fing viel über hundert Füchse ein, man versah sie mit metallenen, aber warm gefütterten Halsbändern, auf denen die Namen der Schiffe und der Capitaine sowohl, als Länge und Breite des Ortes eingegraben waren, wo die Schiffe lagen. Die in Freiheit gesetzten Füchse konnten möglicherweise da oder dort gesehen und gerade des Halsbandes wegen geschossen werden und so konnte den Verunglückten die Nachricht von einem Rettungshafen zukommen. Die Bemühungen hatten aber keinen Erfolg. Eben so die beschwerliche Reise, welche Capitain Roß im Frühjahr 1849 zu Lande auf der nördlichen Küste von Nord-Sommerset während 39 Tage machte. Ein anderer Theil der Mannschaft suchte den Furystrand auf, wo die von Roß übrig gelassenen und wieder wohlverwahrten Vorräthe ganz unbeschädigt gefunden wurden. Ein dritter Theil der Mannschaft durchsuchte die Barrowstraße, alle Bemühungen aber waren vergeblich gewesen und James Roß kehrte in der Ueberzeugung zurück, Franklin sei ohne Hinderniß viel weiter nach Westen gelangt, als er habe kommen können.

Im Jahre 1850 sollten die Untersuchungen fortgesetzt werden, sie verzögerten sich indessen, weil sich von verschiedenen Seiten gleichlautende Nachrichten über die Expedition einstellten, denen zufolge Franklin eingefroren, er aber wohlbehalten entkommen und seine Reise fortgesetzt habe.

Die Nachrichten erwiesen sich alle als unrichtig, und so wurden denn

in eben dem Jahre 1850 zahlreiche Expeditionen sowohl in der Richtung von der Behringsstraße, als auch von der Hudsonsbai abgeschickt. Man kam nun auf andere Mittel, sich bemerkbar zu machen. Es wurden Luftballons emporgelassen, sie trugen kleine Fallschirme mit energisch gefärbtem Papier, welches, wohin es auf den Schnee auch fallen mochte, sich sofort bemerkbar machen mußte. Die Schiffe hatten eine Druckerei mit und durch diese wurde der Aufenthaltsort der Schiffe auf die gefärbten Blätter in Hunderten von Exemplaren gedruckt. Es ist begreiflich, daß solche lose Blätter in ganz unbegrenzte Entfernungen getragen werden mußten, daß es also das beste Mittel war, Nachrichten weit zu verbreiten. Um aber den Finder derselben nicht in Verlegenheit zu setzen, einer veralteten Nachricht zu folgen und die Schiffe zu suchen, wo sie nicht mehr waren, so hatte man vorsichtig genug das Datum des jedesmaligen Aufenthalts und der Absendung der Blätter darauf gedruckt und auch bemerkt, daß und wie oft man früher Nachrichten in ähnlicher Weise ausgesendet.



Luftballon.

Die Regierung setzte einen Preis von 20,000 Pfund Sterling für die Rettung der Franklin'schen Expedition, ja lediglich für eine bestimmte Nachricht über dieselbe aus, doch alles war vergeblich und man gab im Jahre 1850 die Hoffnung, ihn wiederzufinden, auf.

Die Wittwe oder vielleicht noch die Gattin John Franklin's wandte sich jetzt an das Volk von Nordamerika, überhäufte dasselbe mit Schmeicheleien wegen seines großen Muthes, seiner erhabenen Gesinnung und bat um eine Expedition nach dem Norden zur Aufsuchung ihres Gatten.

Ein allgemeiner Schrei des Enthusiasmus für diese That der Hingebung erscholl durch ganz Amerika, von den canadischen Inseln bis zu der Mündung des Mississippi und vom atlantischen Ocean bis nach dem Felsengebirge erhob sich der Ruf der Zustimmung und man that — — nichts!

Es wurde zwar in dem Congresse darauf angetragen, zwei Schiffe, das eine vom stillen Meer, das andere vom atlantischen Ocean her, nach Franklin auszusenden. Die Gattin Franklins sagte dafür den rührendsten Dank. Die Krone Englands richtete an den amerikanischen Gesandten in London ein Schreiben voll der wärmsten Anerkennung.

Uncle Sam*) nahm alles dieses sehr großmüthig und gnädig auf,

*) Eine scherzhafte Bezeichnung für Nordamerika, weil in den Verhandlungen der

es geschah aber auch nicht das Geringste. Die beste Zeit des Jahres verging unter fortwährendem Streit über die zweckmäßigste Art, etwas zu thun, bis endlich ein reicher Bürger von New-York, der Kaufmann Henry Grinnell, die Ehre der Nation rettete, indem er auf seine eigenen Kosten zwei kleine Brigantinen kaufte, ausrüstete und sie dem Congreß zur Verfügung stellte unter der Bedingung, sie als „amerikanische Staatsschiffe" reisen zu lassen.

Auch dieses Anerbieten nahm Uncle Sam mit überraschender Großmuth an.

Die ganze Expedition, welche den prunkvollen Titel „der Vereinigten Staaten Expedition zur Aufsuchung Franklin's" führte, wäre nicht falsch bezeichnet, wenn man sie ein Pasquill auf alles, was in solcher Beziehung anständig genannt werden muß, nennen wollte. Wie eine so hochmüthige und so über alle Maßen hinaus moralische und an Großmuth alle anderen Völker übertreffende Nation, wie die der Vereinigten Staaten, es über sich gewinnen konnte, dergleichen unter ihrem Namen ausgehen zu lassen, wird einem jeden ein Räthsel bleiben. Für den einen Mann, für den Kaufmann Grinnell, welcher, um die Ehre der Nation zu retten, beinahe sein ganzes Vermögen aufopferte, bleibt sie allerdings bedeutend genug.

Sie bestand aus zwei Schiffen, der „Advance" von 144 Tons und der „Rescue" von 91 Tons Tragkraft, d. h. also, sie bestand aus den beiden kleinsten Schiffen, welche vielleicht die amerikanische Privatmarine besitzt, aber diese kleinen Schiffe waren sehr tüchtig gebaut und der wackere Grinnell hatte sie buchstäblich noch verdoppeln lassen. Jedes der beiden Schiffe, aus einem Gerippe von Balken und tüchtigen dreizölligen Bohlen bestehend, war von einem Ende bis zum andern nochmals mit eben solchen Bohlen belegt worden und hatte im Innern von vier zu vier Fuß Entfernung neue Stützbalken erhalten, welche, mit den vorhandenen vereinigt, möglicher Weise im Stande waren, dem Druck der Eismassen Widerstand zu leisten — möglicher Weise, wenn schon keineswegs wahrscheinlicher Weise, denn zwei Eismassen von einiger Stärke zermalmen sich selbst durch gegenseitigen Druck zu Staub, wie sollte ihnen ein Schiffchen von 90 bis 100 Tons Tragkraft widerstehen können.

Das Vordertheil der Schiffe, der sogenannte Bug, war um sieben Fuß verlängert und so außerordentlich verstärkt, daß allenfalls die Schifflein einen Theil desselben verlieren konnten, ohne dadurch leck zu werden, überdies hatte

Vereinigten Staaten die Unterschrift united states durch die Abkürzung U. S. gegeben wird, woraus der Volkswitz Uncle Sam macht; Uncle Steam — Onkel Dampf — wäre besser und bezeichnender.

man die Außenwände mit starken Eisenplatten beschlagen, damit das Eis die Schiffe nicht zersäge, im Innern aber hatte man die Wände alle mit Korkplatten belegt, welche als schlechte Wärmeleiter geeignet waren, die äußere Kälte ab- und die innere Wärme zusammenzuhalten, auch verhindern sollten, daß gar zu viel Feuchtigkeit niedergeschlagen werde.

Auch die Verdecke waren verdoppelt worden und zwischen den beiden Bretterböden befand sich getheerter Filz, welcher wasserdicht genug war, um zu verhindern, daß über die Verdecke schlagende Meereswellen in das Innere des Schiffes gelangten.

Beide Schiffe hatten die lächerlich kleine Bemannung von 25 Personen, dazu 2 Offiziere, der Lieutenant de Haven, welcher die „Advance" und die ganze Expedition, und der Mastre Griffin, welcher die „Rescue" befehligte, 3 Seecadetten, 1 Bootsmann und 2 Aerzte, Dr. Kane auf der „Advance" und Dr. Vreeland auf dem andern Schiffe, erhoben die Bemannung der Expedition auf 33 Köpfe.

Bei so kleinen Schiffen ist von einem zweiten Verdeck natürlich gar keine Rede. Steigt man durch die Luke hinab, so befindet man sich im Schiffsraum, dessen einer Theil vorn für die Mannschaft, dessen mittlerer Raum für den Proviant und dessen hinterer, kleinster Theil für die Offiziere bestimmt ist.

Die Offizierskajüte nahm von dem Spiegel, an welchem das Steuer befestigt ist, bis zu ihrer vorderen Wand eine Länge von sieben Fuß, sonst aber die ganze Breite des Schiffes ein. Diese Breite auf der „Advance" war doch so bedeutend, daß auf jeder Seite der Raum für die Schlafstätten der Offiziere von zwei und einem halben Fuß Breite weggenommen werden konnte und doch noch so viel übrig blieb, daß die vier Bewohner dieser Kajüte an einem langen, schmalen Tisch auf einer Seite sitzen konnten. Hieraus wird dem Leser hervorgehen, daß die Breite der Kajüte inwendig ungefähr neun Fuß hatte.

Vier Menschen sollten diese Kleinigkeit von Raum Monate lang, Jahre lang mit einander bewohnen. Ein jeder hatte dabei eigentlich nur über seine Koye zu verfügen, deren jederseitig zwei über einander waren, von der angegebenen Breite, von sechs Fuß Länge und von drei Fuß Höhe; der Mittelraum, allen gemeinschaftlich, konnte natürlich von keinem ausschließlich benutzt werden.

Die Bewohner machten sich ihre Koyen so bequem wie möglich, sie wurden nun vor allen Dingen inwendig mit wasserdichtem Zeuge beschlagen, dann wurde eine dünne Matratze oder ein Wolfsfell, ein Bärenfell als Bette auf den Boden gebreitet, ein Mantel diente zum Bedecken. In der Koye

des Dr. Kane befand sich noch auf zwei Brettern eine Anzahl Bücher und eine Lampe mit doppeltem Luftzug, welche häufig genug benutzt wurde, um die klamme Feuchtigkeit zu besiegen.


Dr. Kane.

Dr. Kane zeichnete sich später selbstständig als Befehlshaber einer neuen Expedition aus. Der höchst interessanten Beschreibung dieser Reise durch Charton fügte dieser Kane's Bildniß bei, wovon wir dem Leser nebenstehend eine treue Copie geben.

Die Expedition verließ am 22. Mai 1850 den Hafen von New-York und wandte sich sofort nach Norden, sie war aber mit manchen Bedürfnissen so schlecht ausgestattet, daß schon bei der nächsten Landung an der Südspitze von Grönland Versuche gemacht wurden, sich mit Pelzen für den Winter und mit Lebensmitteln zu versehen, weil die vorhandenen kaum für drei Monate ausreichend befunden wurden.

Nachdem die kleine Expedition einiges Nützliche erhalten hatte, zog sie in ziemlich freiem Wasser zwischen Grönland und den amerikanischen Inseln nordwärts, bis am 8. Juli der Versuch gemacht wurde, eine Straße innerhalb des Insellabyrinths aufzusuchen. Es war unter dem 73. Grade nördlicher Breite. Es kam jedoch dieser Versuch den Leuten sehr theuer zu stehen, denn sie wurden innerhalb dieses Kanals von Eisschollen so eingeschlossen und eingeklemmt, daß sie nur um Zolle vorrücken konnten und dieses nur unter den unerhörtesten Anstrengungen, durch Warpen oder Bugsiren, welches beides durch die ganze Mannschaft besorgt werden mußte (selbst der Capitain und der Arzt schlossen sich nicht aus) und welches doch nur dazu führte, daß man an einem Tage um eine Schiffslänge, am andern Tage um hundert und funfzig Schritte vorwärts kam.

Es wird zu diesem Behufe ein starker eiserner Haken mit einem nach den Umständen verhältnißmäßig starken Seile auf das Eis gebracht. Der Haken wird in dasselbe eingesenkt und an dem Seile zieht nunmehr die

ganze Mannschaft vermöge der großen Ankerwinde, oder in weniger beschwerlichen Fällen steigt die Mannschaft auf das Eis und zieht das Schiff an einem langen Tau hinter sich her.

Einundzwanzig Tage hatten die Schiffe in dieser unglücklichen Lage festgesessen, als ein starker Sturm die großen Eisschollen aus einander trieb und weite Kanäle öffnete, in denen, geführt von einem scharfen Südwest, die Schiffe immer weiter nach Nordost hinaufkamen und die Melvillebucht erreichten.

Diese höchst gefährliche Gegend der grönländischen Küste wird zwar jährlich von den Wallfischfängern aufgesucht, fordert aber auch jährlich ihre Opfer, und nicht selten muß von zwanzig und mehr Schiffen die Besatzung auf das Eis fliehen und zusehen, wie die Schiffe, welche sie hierher getragen, vor ihren Augen zerquetscht, zermalmt werden, so daß nichts übrig bleibt, als vielleicht ein paar Mastsplitter, und die armen Seefahrer genöthigt sind, zu Fuß südwärts zu ziehen, um sich bewohnteren Gegenden zu nähern, und die Schönheit des Anblickes des Tagesgestirnes mit Höfen und Nebensonnen kann für die Leiden einer solchen Reise nur wenig Trost gewähren.



Eine Ansicht aus dem Polarmeer mit Nebensonnen.

Durch diese Bucht geht ein tiefgreifender, gewaltiger Meeresstrom, welcher die ungeheuersten Eisberge von 10,000 Millionen Tons im Gewicht den Winden, ja den Stürmen entgegenführt.

Die Angabe über die Größen solcher Eisberge ist nicht aus der Luft gegriffen; Kane beobachtete einen solchen, welcher 140 Fuß hoch und 1800 Fuß lang war. Dies ist eine sehr geringe Größe, und dennoch ergiebt die Berechnung, daß er 2135 Millionen Kubikfuß enthalten müsse.

Nun ist aber bekannt, daß es Eisberge giebt, welche 300 Fuß über

dem Meere erhaben sind, folglich 2500 Fuß im Wasser liegen müssen, da die unter dem Wasser befindliche Eismasse $8\frac{1}{2}$ mal größer ist, als die über Wasser stehende. Solche Eisberge sind ferner eine englische Meile lang, was wiederum nur etwas sehr Geringes ist, aber doch selbst bei nur halber Breite schon die Summe von 62,400 Millionen Kubikfuß giebt. So tief in das Meer gehende Eismassen unterliegen natürlich der Gewalt des Meeresstromes ganz ausschließlich, und der Wind hat auf sie so gut wie gar keinen Einfluß. Dem Strome bieten sie die 8 mal größere Fläche dar, als dem Winde, und das Material des Stromes ist 900 mal so dicht, als das Material des Windes, dieses ist der Unterschied zwischen Meerwasser und Luft. Wenn also auch der Matrose sich wundert, daß er sein Schiff von den Flügeln des Windes getragen, den Eisberg aber, der eine unendlich größere Masse darbietet, seiner spotten sieht, so kann solches uns doch nicht mehr befremden, da wir jetzt mit den Verhältnißzahlen der beiden Gewalten vertraut sind, die auf den Koloß in so ganz ungleicher Weise einwirken.

Bei dieser Expedition zeigte sich das merkwürdige Phänomen des äußerst geringen Zusammenhanges, den solche Massen haben, wenn sie von dem nicht die Frosttemperatur habenden Wasser (sonst würde es nicht flüssig, sondern fest sein) und von den wahrlich nicht milden, aber doch das Thauen hervorbringenden Sommerlüften umspielt sind.

Es galt bei einer solchen Begegnung nicht nur, mit diesem Eisblock gleichzeitig segeln, sondern es galt, in einem Wettrennen denselben besiegen; erreichte er die Einfahrt aus der Melvillebucht in ein anderes Fahrwasser früher als die Schiffe, so waren diese abgeschnitten, in jedem weiteren Fortschritt gehemmt. Er, gegen den Wind mit dem Strome eilend, mußte von den Schiffen überholt werden, und das konnte nicht durch die Segel geschehen, denn der Wind war dem Schiffe zuwider, man zog mithin das Schiff im Trab fort. Das Zweckmäßigste schien jetzt, den Eisberg selbst als Stützpunkt zu nehmen, und es wurden drei Matrosen mit dem Wurfanker an demselben ausgesetzt.

Der eine Matrose hieb ein Loch in das Eis, der andere hatte das Tau in den Händen, um es durch den Ring des Wurfankers zu ziehen, der dritte erhob diesen Anker und stieß ihn mit Gewalt in die eingehauene Oeffnung.

Da spaltete der Berg mit donnerähnlichem Getöse, und ein Stück von der doppelten Größe eines Kriegsschiffes sank in die Fluth.

Der eine Matrose blieb glücklicherweise auf dem Hauptstücke stehen, welches, durch seinen Verlust aus dem Gleichgewicht gebracht, in eine andere Lage kam und im Meere gefährlich auf- und niederschwankte. Der zweite hatte das Glück, sich an dem Tau des dicht an dem Eisfelsen befindlichen

Schiffes halten und emporschwingen zu können, der dritte aber verschwand mit seinem Anker in den Abgrund des Meeres, indem er, auf dem abgesprengten Stücke stehend, mit diesem untersank.

Er dankte seine Rettung nur dem Umstande, daß er sich an der Eismasse angeklammert hatte und so wieder mit ihr emporgehoben wurde. Der Capitain ergriff ihn, als er an dem Bugsprit des Schiffes vorüber kam und brachte ihn glücklich an Bord.

Es gelang den Schiffen, dem Eisberge voran zu kommen, und als sie ihn umgangen hatten, auch in eine Windrichtung zu kommen, welche ihnen schneller vorwärts half als das Warpen oder Bugsiren.

In dieser Gegend beobachtete Kane zuerst die mächtigen Gletscher, welche allerdings wenig Aehnlichkeit haben mit denen, die wir von der Schweiz und Tyrol aus kennen. Ihr unterer Theil grenzt nicht an begrünte, an bebaute Flächen, ihre Seiten sind nicht begrenzt von 4- bis 6000 Fuß hohen, schneebedeckten Felsengebirgen, aber sie sind an Großartigkeit jenen Alpengletschern bei weitem überlegen, denn sie haben eine Ausdehnung von solcher Breite, daß sie den Horizont so weit begrenzen als das Auge trägt.

Diese Gletscher füllen allerdings auch ein Thal aus, gleich den Alpengletschern, aber dieses Thal hat die Breite von fünf oder sechs Meilen, wiewohl nicht alle Gletscher so gewaltig sind, es kommt dieses ganz auf die zufällige Bildung des Bodens an.

Dieser Thalgrund wird zur Frühjahrs- und Herbstzeit mit Schnee bedeckt und dieser Schnee sintert während des Sommers theils durch den Sonnenschein, theils durch nasse Nebel und durch Regen zusammen.

Jedes neue Jahr fügt neue Massen zu den vorhandenen und so entstehen Anhäufungen von mehreren tausend Fuß, welche endlich auf dem geneigten Boden des Thales abwärts gleiten.

Die Schneegrenze liegt hier sehr nahe an der Meeresfläche, bis dahin also findet das Hinabgleiten statt, erst im Meere kann die vielleicht 900 oder 1000 Fuß hoch herabkommende Schneemasse schmelzen; so lange sie noch auf festem Boden, nicht erreicht vom Wasser ist, tritt ein Schmelzen nicht ein, sondern nur ein Zusammensintern, ein Festwerden.

Die immer weiter nachgeschobene Masse, sie möge nun 300 oder 8000 Fuß Mächtigkeit haben, rückt schräg in das Meer hinein, vielleicht fällt die Küste steil ab, vielleicht aber auch neigt sie sich eben so langsam unter den Meeresspiegel, wie sie langsam aus demselben aufsteigt.

In beiden Fällen trägt das Meerwasser das leichtere Eis, und wird die Masse des hineingeschobenen Eises so groß, daß sie nicht mehr unter Wasser bleiben kann, sondern schwimmend getragen werden müßte, so

bricht die bis so weit gehobene Hälfte des Gletschers ab und bildet sofort einen schwimmenden Eisberg, der mit dem achten oder neunten Theil seiner Masse unter Wasser ist und mit einem Neuntheil derselben daraus hervorragt.

Der auf dem Lande bleibende Theil des Gletschers ist nun schroff und scharfkantig und beinahe senkrecht abgebrochen, zwischen gewaltigen schwarzen Basalt- oder rothen Porphyr-Felsmassen eingeengt. Immerfort nachgeschoben durch Schneemassen, die sich während der Sommerszeit auf ihm niederlassen, wächst er, und würde unglaubliche Ausdehnungen annehmen, wenn eben nicht niedergleitend zum Meere dafür gesorgt wäre, daß unten so viel von ihm verloren ginge durch Abbrechen, wie oben hinzukommt durch Schneefall.

Als die Reisenden diese Gegend erreicht hatten, war der Sommer eigentlich schon vorüber, es war am Anfange des August und die Zeit, wo die Zugvögel aus den höheren Breiten von ihren Brütplätzen zurückkehren nach dem Süden, um dort die Winterzeit zuzubringen, welche ihnen im Norden tödtlich sein würde, da sie ihnen ihre Speisekammer verschließt, denn sie leben ausschließlich von Seewürmern und kleinen Fischen.

In dieser Zeit sahen die Seefahrer den kleinen Alk und Seemöven in solcher außerordentlichen Menge auf den das Schiff umgebenden Eisschollen, daß sie diese im buchstäblichen Sinne des Wortes gänzlich bedeckten und unsichtbar machten. Man konnte ganz nahe an sie herangehen und sie mit Stöcken todtschlagen. Es geschah dieses und die schlecht versehene Proviantkammer wurde auf eine glückliche Weise bereichert.

In diesen Gegenden befindet sich auch der berühmte purpurne Schnee, mit welchem John Roß in der Beschreibung seiner ersten Fahrt die Leser vielfältig unterhalten hat. Unter dem 76sten Grad der Breite liegen die sogenannten Beverleyklippen, welche der Fundort dieses rothen Schnees sind. Die Küste ist hoch und schroff, der Strand hat mächtig steile Abstürze und tiefe Einschnitte. Wenn man nicht zu weit davon ist und ein gutes Fernrohr hat, so sieht man ganz deutlich, daß diese Felsmassen aus schönem rothen Feldspath bestehen.

Die Spalten in diesem mächtigen Felslager haben mitunter die Breite von mehreren hundert Fuß; in diesen Vertiefungen sieht man selbst am Ende des Sommers noch Schnee, aber man erkennt ihn nicht dafür, denn er sieht roth aus, allerdings nicht so schön, wie der reinste Purpur und wie es uns John Roß erzählt, sondern ziegelroth oder braunroth, aber doch so ganz entschieden roth, daß eben daher der Name rother Schnee vollkommen gerechtfertigt ist. Die Feldspathmassen sind eigentlich fleischroth, eine schöne Flechte, eine Lepraria von scharlachrother Farbe, trägt auch

bei, den Boden roth gefärbt erscheinen zu lassen. Kane giebt sogar an, daß die Ausleerungen der Vögel, welche in zahlloser Masse die Klippen bewohnen, dazu beitragen, die Färbung zu erhöhen.

Eine Windstille, welche die Schiffe an dieser Stelle beschlich, gab Kane und einigen seiner Gefährten Gelegenheit, an's Land zu gehen und den rothen Schnee zu untersuchen. Der Farbestoff ist jedenfalls auflöslich und kommt von außen her auf den Schnee, denn oben ist er am stärksten gefärbt. Hebt man mit einem Messer diese dunkelste Decke ab, so ist die Farbe heller, noch einen Zoll tiefer ist sie beinahe rosenroth, wird immer klarer und schwächer und verliert sich endlich bei einer Tiefe von acht Zoll gänzlich. Wenn man solchen Schnee zergehen ließ, so sah er aus wie trüber rother Wein. Kane hat nicht untersucht, was eigentlich die färbende Substanz ist, es wäre wohl möglich, daß es nichts weiter ist, als der zu Thon verwitterte rothe Feldspath, welcher, vom Wasser abgeschwemmt, über den Schnee geführt ist und diesen gefärbt hat. Es wäre nichts leichter zu entscheiden, als diese Frage, wenn Kane etwas von dem gefärbten Schnee oder nur den Bodensatz aus dem geschmolzenen Schnee mitgebracht hätte.

Die Reisenden hatten die Freude, in diesen hocharktischen Regionen kleine zierliche Gärtchen, von der Natur säuberlich angelegt, zu finden. Die ganz geschützte Stelle, von fruchtbarer Erde bedeckt und von den Stürmen nicht erreicht, zeigte eine frische Vegetation von Alpenkräutern, wie sie auch bei uns an der Schneegrenze vorkommen. Da war die Vogelmiere, der Hahnenfuß, der Sauerampher, der Entian und manches andere zusammengedrängt auf kleinen Fleckchen wie ein Bogen Papier oder wie ein Tischblatt. Aber wie vollkommen ausgebildet die Pflanzen auch waren, so waren sie doch durchaus so zurückgeblieben, daß man sie nur als Miniaturbilder ihrer, den Alpen angehörigen Verwandten betrachten konnte.

Unmittelbar an die Felsen schlossen sich Ried- und andere Gräser, Haidekraut und Birkenbäume, aber die Bäume waren kaum zehn Zoll hoch und sie hatten sogar das Aufrechtstehen verlernt, sie krochen am Boden; ein paar Weiden waren nicht größer als junge Kleestauden und konnten in ihrer ganzen Höhe und Ausdehnung mit einem Bierglase bedeckt werden.

Die lange Zeit der Unthätigkeit, in welcher die Expedition, von dem Eise gefesselt, stille gelegen, hatte in allen Theilnehmern derselben die traurige Aussicht erweckt, einen Winter in den Polargegenden zubringen zu müssen. Wiederholt waren sie mit anderen Reisenden zusammengetroffen, welche denselben Zweck verfolgten, aber immer wieder von ihnen getrennt,

war auch die Hoffnung verschwunden, den traurigen Winter wenigstens in Gesellschaft befreundeter und gleiche Zwecke verfolgender Seefahrer zuzubringen. Sie waren ganz allein auf sich selbst zurückgewiesen. Um so erfreulicher wurde ihnen die Hoffnung, welche sich aufthat, doch noch dem eisigen Gefängniß zu entrinnen, als sich ein kräftiger Wind erhob, der sie nach dem Lancastersund, also quer über die Baffinsbai, ziemlich an ihre breiteste Stelle führte und ihnen die Aussicht eröffnete, mit der von dort ausgehenden Südwestströmung ihr eisiges Gefängniß zu verlassen. Aber jetzt zeigten sich noch Schönheiten dieser Gegenden, welche über allen Ausdruck erhaben sind. Während des Sommers steht die Sonne ununterbrochen über dem Horizont, sie macht, wie wir bereits wissen, weite, immer höher gehende Kreise, bis sie, vom längsten Tage ab, diese Kreise wieder niedriger zieht. In dieser Zeit ist die Beleuchtung durch die Sonne um so schöner, je niedriger sie steht, und wenn dieselbe nun mit dem sinkenden Herbste (oder im umgekehrten Falle mit dem beginnenden Frühling) in jene Stellung am Himmel kommt, vermöge deren sie für eine halbe, eine ganze Stunde, nach und nach auch länger, unter den Horizont taucht, so würde wohl schwerlich der kühnste Maler es wagen, seinen Pinsel in solche Farben zu tauchen, als zur Darstellung solchen Schauspiels nöthig wären, auch wenn er diese Farben wirklich auf der Palette fände.

Die wunderbaren, ganz phantastischen Formen der Eisberge mit ihren kühnen, gigantischen Umrissen auf der einen Seite im blendendsten, strahlenden Silberweiß, ganz nahe dabei in einem eben so schönen Hochgelb, Goldgelb, im feurigsten Orange, in dunkler Purpurgluth, dann übergehend in ein so schönes Violett, wie nur der Chemiker dasselbe im Dampfe des Jod kennt, dann plötzlich abbrechend in der tiefsten Schwärze, neben welcher wieder das blendende Silberlicht auftaucht — das alles läßt sich nicht malen, eben so wenig wie das tief indigoblaue Meer, auf welchem die gewaltigen, weit gestreckten Eisschollen in majestätischer Ruhe schweben oder in wilder Unordnung durch Sturm gehoben über einander stürzen.

Allenfalls glaubt der Bewohner der gemäßigten Zone noch an solche Erscheinungen und hält sie beinahe für möglich, wenn er aber hört, daß der Himmel der Baffinsbai, welche nur 200 Meilen vom Nordpol entfernt ist, einen so wunderbar warmen Ton hat, wie der Himmel im Meerbusen von Neapel nach einem Juniregen, so schüttelt er gewiß mit dem Kopfe und hält das für eine thörichte Uebertreibung, und doch ist es so und was auch die Maler, welche in Italien und Sicilien waren, von der Schönheit des italienischen Himmels sprechen mögen — der nordische Himmel ist viel schöner. Allerdings kann es in Italien Tage geben, an denen der Himmel tiefer blau ist, als bei uns, aber er ist wolkenlos, es ist ein blauer,

durchsichtiger, überall gleich gefärbter Dom über den ganzen Gesichtskreis gespannt, der nordische Himmel dagegen hat bei einem nahezu gleich schönen Blau die wunderbaren, majestätischen Wolkengebilde mit Silber, mit Gold gesäumt und diese Wolken machen das Blau des Himmels, in dem sie schwimmen, durch den Kontrast bei weitem schöner und kräftiger, als es der reine, ewig wolkenlose italienische Himmel ist, der von seiner Schönheit übrigens auch sehr bald verliert, weil dieselbe so ganz wandellos ist, indessen der nordische Himmel unaufhörlich wechselt und immer eine neue Scenerie darbietet und auf die Landschaft eine immer neue Beleuchtung wirft.

Noch viel mehr als bei uns ist alles dieses in den Polargegenden der Fall.

Auch der ununterbrochene Tag, welcher mit vermindertem Glanze fortdauert, hat seine eigenthümlichen Schönheiten und hat seine vielfältigen Wechsel, denn man vermag sehr wohl den hohen Stand der Mittagssonne von dem niederen Stande der Mitternachtssonne zu unterscheiden, welche den Eindruck macht, den in unseren Gegenden die nahe am Horizont stehende Sonne hervorbringt.

Es ist seltsam, dieses Kreisen des Tagesgestirnes am unbewölkten Himmel zu sehen und zu verfolgen. Man hat immer dasselbe Tageslicht, man mag essen oder schlafen, arbeiten oder sich ausruhen, man kann um Mitternacht zu Mittag essen, zur Frühstückszeit das Abendbrod einnehmen und Mittags schlafen gehen, ohne zu wissen, was man thut, wenn man nicht auf die Uhr sieht, aber selbst wenn diese Aufschluß geben soll, muß es eine Uhr sein, welche nicht 12, sondern 24 Stunden zeigt, der bloße Anblick der Uhr belehrt uns durchaus nicht darüber, ob die Zahl 12, welche sie zeigt, dem Mittag oder der Mitternacht angehört.

Kane, welcher diesen Gegenstand mit großer Lebendigkeit schildert, erzählt, daß er anfangs ein angenehmes Gefühl großer Erleichterung empfunden habe, als ob irgend ein Zwang von ihm entfernt wäre, als ob er das Joch der Stunden abgeworfen habe. Einzelne, sonst vielfältig gebrauchte Gegenstände, wie z. B. die Lampen, kamen ihm vor, wie etwas gänzlich Veraltetes, Urantikes und jetzt nicht mehr Brauchbares. Allein so wunderbar diese Empfindungen anfangs waren, so machten sie doch mit der Zeit anderen, nicht so angenehmen Platz, das unwandelbare, immerfort dauernde Licht störte. Es gestattete keine rechte Ruhe, man fühlte die Wirkung eines unbekannten, immer gegenwärtigen Reizmittels, der Schlaf wurde kurz und unregelmäßig, die menschlichen Gewohnheiten, welche sich nach Tag und Nacht, nach Morgen und Abend richten, kamen in eine förmliche Confusion und man mußte sich selbst ein strengeres Leben nach der Uhr, als man

jemals geführt, auflegen, wenn man nicht selbst total in Verwirrung kommen wollte.

Als dieser ununterbrochene Tag einen Monat lang gedauert hatte, trat eine solche brennende Sehnsucht nach der mildernden, für Geist und Körper beruhigenden Nacht ein, daß dieselbe sich nicht vergleichen ließ mit der Sehnsucht nach irgend etwas Anderem, und man war glücklich, als endlich wenigstens eine Dämmerung bemerkbar wurde, als die Tageshelligkeit wenigstens nicht gleich blieb, sondern ab- und zunahm und doch nun eine Aussicht vorhanden war, ein Ende des ewigen Tages zu erleben, eine Hoffnung, welche die armen Polarreisenden beinahe aufgeben zu müssen befürchtet hatten.

Die Expedition, bei welcher Kane war, ging nun quer über den Meerbusen, welcher Grönland von dem amerikanischen Inselmeer trennt, ging in den Lancastersund und die Barrowstraße und vereinigte sich dort mit mehreren früher von England angelangten Schiffen, welche gleichfalls zur Aufsuchung des vermißten Franklin hierher gekommen waren.

Hier wurden zuerst unverkennbare Spuren der Franklin'schen Expedition gefunden. Auf einer Landzunge der kleinen Insel Beechey erblickte man fünf deutliche Reste von Wohnungen und eine nicht unbedeutende Menge von Ueberbleibseln ihrer ehemaligen Bewohner, wodurch unzweifelhaft dargethan wurde, daß Europäer einmal hier gewesen.

Es konnten dieses Gegenstände sein, welche die Franklin'sche Expedition hier hinterlassen, eine Gewißheit lag freilich nicht vor, allein man suchte und entdeckte bei der Umschiffung der gedachten Spitze neue Spuren einer früheren Bewohnung, welche unzweifelhaft auf Franklin hinwiesen. Es befanden sich daselbst nämlich Büchsen von Zinnblech, gestempelt mit der Firma desjenigen Fabrikanten, welcher dieselben zur Bewahrung des frischen Proviants an die Franklin'sche Expedition geliefert hatte. Es fanden sich ferner einige Stücke von Zeitungen aus dem Jahre 1844, das entscheidendste Merkmal war aber ein mit Bleistift geschriebener Befehl eines Offiziers der Franklin'schen Expedition. Seine Namensunterschrift hob jeden Zweifel.

Noch viele andere Gegenstände wurden gefunden, die Entdecker waren beinahe sämmtlich der Ansicht, daß die Franklin'schen Schiffe hier gescheitert seien und daß die Mannschaft sich an's Land gerettet. Nur Kane theilte diese Ansicht nicht und glaubte im Gegentheil, man habe es nur mit den Spuren einer Streifpartie zu thun, welche ausgesendet worden, um zu recognosciren, während die Schiffe im Winterquartier und vielleicht gar nicht fern gelegen.

Während die Capitains diese Spuren ansahen und sich mit einander

über dasjenige beriethen, was daraus zu schließen, kam ein früher ausgesendeter Bote über das Eis zurück mit der Nachricht, daß Franklin's Winterquartier wirklich entdeckt sei — er hatte Gräber gefunden, welche hierüber keinen Zweifel ließen. Alsbald eilten die Capitains und sonstigen Offiziere über das Eis und ein langgestrecktes Vorgebirge der Insel Beechey, hinter welchem tief im Hintergrunde, gestützt an eine mächtige Felswand, die gedachten Gräber zu sehen waren.



Gräber bei Franklin's erstem Winterquartier auf der Beechey-Insel.
Nach Hamilton.

Inmitten einer unfruchtbaren, öden Einbiegung des Ufers, Angesichts des Meeres und einer gegenüberliegenden Landspitze der Insel Devon und überragt von schwarzen Schieferfelsen sah man drei Hügel, langgestreckt, wie die Gräber zu sein pflegen, nur breiter und höher, mit einer gewissen Symmetrie angelegt, von Schiefertafeln eingefaßt, am Kopfende mit aufrechtstehenden Brettern versehen. Bei der näheren Betrachtung fand man darauf die Grabschriften:

„Dem Andenken des W. Braine gewidmet von Ihrer Majestät Schiff „Erebus", gestorben am 3. April 1846."

„Dem Andenken John Harknels vom „Erebus" gewidmet, gestorben am 4. Januar 1846, alt 25 Jahre."

„Dem Andenken des John Torrington, welcher dieses Leben am 1. Januar 1846 verließ. Gestorben am Bord des „Terror", alt 20 Jahre."

Aus diesen Worten ging unzweifelhaft hervor, daß Franklin nicht Schiffbruch gelitten, sondern daß seine Schiffe beide hier gelegen. Ein Winterquartier so bequemer, so vortrefflicher Art, wie es nur ein so erfahrener

Mann wie Franklin sich aussuchen konnte, zugleich so sicher, wie es die Gefahren dieses Ortes irgend forderten, denn die Schiffe hatten — darüber war unter allen anwesenden Offizieren nur eine Meinung — hier in einer engen, von Gebirgen umschlossenen Bucht gelegen, hatten von Stürmen nichts zu leiden gehabt und waren auch weder dem zerstörenden Gange der gewaltigen Eismassen ausgesetzt, wie sie durch die breiten Straßen des Inselmeeres zogen, noch durften sie besorgen, mit der ganzen Masse des Eises, in welcher sie natürlich eingefroren waren, durch die Fluth aufgehoben und fortgeführt zu werden.

Hier hatte also der kühne Reisende seinen ersten Winter verbracht, hier hatte er sich's so wohnlich gemacht, wie möglich, man fand hier noch viele Ueberreste der Thätigkeit der Mannschaft. Eine Zimmermannswerkstätte war noch an dem Abfall von Spähnen, eine Schmiede war an Kohlen und dem hölzernen Ambosblock zu erkennen. Auch die Stelle, wo das Observatorium gestanden, zeigte sich an den hinterlassenen Spuren; weiter davon lag ein Waschhaus, an einer anderen Stelle lagen mehr als 600 Stück von den gedachten zinnernen Büchsen, in denen man Fleisch aufbewahrt hatte, das zur Nahrung der gelandeten Expedition verwandt worden. Demnächst lagen rings umher Reste von Fässern, Eisenstücke, Tauenden, messingene Beschläge und überhaupt eine große Anzahl von Ueberbleibseln eines Winterlagers, nur nichts, was eine schriftliche Nachricht, ja auch nur eine leise Andeutung über die Lage der Expedition oder über die ferneren Absichten derselben gegeben hätte.

Die anwesenden Aerzte erklärten den Umstand, daß während eines ganzen arktischen Winters von 180 Mann nur drei gestorben seien, für ein äußerst günstiges Zeichen, die Gesundheitszustände der Expedition betreffend, sie muthmaßten auch, daß diese nicht am Scorbut gestorben seien; wäre diese Krankheit so weit vorgeschritten, so würden mehr daran gestorben sein. Es hätte sich die Frage durch Oeffnen der Gräber sogleich entscheiden lassen können, allein eine gewisse religiöse Scheu hielt davon zurück, obwohl man überzeugt sein konnte, daß der Anblick kein gar zu schrecklicher gewesen sein würde, indem diese Leute, in der kalten Jahreszeit gestorben und bestattet, unzweifelhaft vollkommen erhalten, durch Frost in Mumien verwandelt seien, da die Sommersonne selbst im heißesten Sommer nicht einen Fuß tief in die Erde dringt, die Leichen aber wohl mehrere Fuß hoch mit Schnee und Erde bedeckt waren.

Die Vermuthung bestätigte sich, indem im Jahre 1853 der Capitain Inglefield die Beechey-Insel besuchte, die Gräber öffnen ließ und zu dem Ergebniß gelangte, daß keiner der drei Männer am Scorbut gestorben sei; so erzählt die englische Zeitung „Daily News“ vom 28. Oktober 1853 bei

Besprechung einer Vorlesung, welche R. C. Weld am Tage vorher in dem Westminster literarischen Institut gehalten hatte.

Die Merkwürdigkeit, daß keine schriftliche Nachricht gefunden werden sollte, leuchtete Niemandem ein und es wurden die allergenauesten Nachforschungen angestellt; man hoffte wenigstens an den Schieferfelsen irgend etwas eingekratzt zu finden. Bei so langem Aufenthalt, bei so geringfügiger Beschäftigung lag der Gedanke sehr nahe, eine müßige Stunde zu benutzen, — und wie viele mochte es deren geben, — um seinen Namen hier im fernsten, noch nie von eines Menschen Fuß betretenen Norden zu verewigen und kommenden Jahrhunderten anzuzeigen, daß man hier gewesen. Dazu lagen diese Schieferfelsen so bequem und so nahe, wie auch unser Bildchen auf Seite 129 zeigt, doch vergebens wurde darnach geforscht.

Schon am Anfange der Besteigung des Vorgebirges war den Offizieren ein spitzer Steinhaufen aufgefallen, welcher sich oberhalb der Klippen am höchsten Theile der Berggegend erhob, man ging jetzt dorthin, um diesen Steinhaufen zu untersuchen. Es war, was man vermuthete, ein sogenannter Cairn; er wurde niedergebrochen, es wurde die Erde zwölf Fuß weit im Umkreise aufgehackt, doch nirgends fand man das geringste schriftliche Dokument.

Man verließ, wie begreiflich, diesen Punkt nicht alsbald, sondern man suchte in allen möglichen Richtungen fernere Spuren auf. Man fand, daß hier regelmäßig organisirte Recognoscirungsfahrten angestellt worden waren. Auf den bemerkbarsten Punkten hatte man sogar Wegweiser aufgerichtet, welche sämmtlich nach der Stelle zeigten, wo die Schiffe gelegen hatten, um die ausgesandten Patrouillen bei nebliger Witterung zu leiten.

Wahrscheinlich waren diese Recognoscirungen in der Absicht angestellt, um den Weg zu erkunden, welchen man im nächsten Frühjahr würde einschlagen müssen. Diese Partien wurden zu Schlitten gemacht und waren oftmals wiederholt worden, denn nicht allein auf dem Schnee, sondern auch auf dem Kalkstein des Bodens waren die Spuren zu verfolgen.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, die Spuren einer Reise, die vor beinahe sechs Jahren hinterlassen waren, noch unberührt zu finden und zwar in einem so vergänglichen Material, wie der Schnee, vorausgesetzt, daß dieses überhaupt eine Thatsache und nicht etwa eine bloße Fabel ist, im Gebrauche des Vorrechts der Reisenden, Unbegreifliches zu erzählen, erfunden; dem Verfasser wenigstens will nicht einleuchten, wie während sechs Jahre die Spuren nicht sollten vertilgt worden sein, nicht zugeweht durch Stürme, nicht überdeckt durch neue Massen, nicht weggethaut durch die Sonne. Doch wird es erzählt und wir müssen es glauben, da wir es nicht widerlegen können.

Noch etwas anderes, befremdliches zeigte sich bei näherer Untersuchung. Die Niederlassung war sehr ausgedehnt gewesen, man wurde mithin beim ersten Ueberblick nicht fertig mit allem, was sich zur Beobachtung darbot, und hierunter war keinesweges am wenigsten merkwürdig die ungeheure Menge von Gegenständen aller Art, welche nach und nach aufgefunden und zusammengebracht wurden. Man hat dieselben genau verzeichnet und dieses Verzeichniß in den Akten der Admiralität zu London niedergelegt. Es fanden sich darunter Gegenstände, welche theils für das Schiff brauchbar, ja werthvoll sind, wie Segeltuch in ganzen Stücken, kupferne Beschläge, Kohlensäcke, Zinngefäße, deren über tausend zusammengebracht wurden. Es fanden sich ferner darunter Gegenstände, welche Werth für den Privatbesitzer hatten, wie Wäsche, Kleidungsstücke aller Art, unter diesen ein paar wollene Handschuhe, zum Trocknen aufgehängt gewesen und mit Steinchen beschwert, damit der Wind sie nicht wegführe.

Aus allem diesen will man den Schluß ziehen, daß der Lagerplatz in großer Eile habe verlassen werden müssen, vielleicht weil das Eis mit den Schiffen sich plötzlich in Bewegung gesetzt und man daher nur das Wichtigste mitgenommen habe, an Bergung des Privateigenthums im Allgemeinen aber gar nicht habe gedacht werden können. Diese Eile des plötzlichen Aufbruchs soll nun auch erklären, warum man keine Nachrichten findet, in der Eile habe Franklin die Nothwendigkeit vergessen oder er habe keine Zeit mehr dazu gehabt.

Nach diesen Entdeckungen und der momentanen Erfolglosigkeit derselben blieb nichts übrig, als die Forschungen in verschiedenen Richtungen fortzusetzen, um zu sehen, ob es nicht möglich sei, daß wenigstens eines der Schiffe auf die Spur der Vermißten komme; aber auch diese Hoffnung scheiterte und gegen Ende des Sommers blieb nichts weiter übrig, als den möglichst günstigsten Platz zu einem Winterquartier aufzusuchen und dann gemeinsam zu berathen, welche Richtungen man im nächsten Frühjahr einschlagen wolle. Hier verließ die kleine amerikanische Expedition die Gesellschaft der Nordpolfahrer den Befehlen der amerikanischen Behörden gemäß, wiewohl nur um viel schrecklicheren Gefahren entgegen zu gehen.

Sieben Schiffe blieben nun bei einander bei der Griffidinsel, mitten in der Barrowstraße, im Süden von Cornwallisland, natürlich in angemessenen Entfernungen von einander.

Bei diesem Winteraufenthalt wurde wieder jede mögliche Sorgfalt angewendet, um die bösesten Feinde der Nordpolfahrer, die Kälte und Langeweile, kräftig zu bekämpfen. Ueberall hatte man eiserne Oefen angebracht und die Rauchröhren derselben so nahe wie möglich horizontal gelegt, damit

sich die erregte Wärme nach allen Seiten hin gleichmäßig verbreiten könne. Die Oefen, mit Steinkohlen geheizt, forderten nur ein mäßiges Quantum derselben, um eine genügende Wärme zu verbreiten. Sorgfältiger mußte aber gegen die mögliche Gefahr gearbeitet werden, da glühende Röhren innerhalb der Holzwohnungen nicht gerade ganz harmlose Gäste sind.

Um die erzeugte Wärme zusammenzuhalten, ward rund um das Schiff klafterweit Schnee aufgehäuft und an seiner Oberfläche so festgetreten, daß er eine Plattform bildete, auf welcher die täglichen, der Gesundheit wegen nöthigen Spaziergänge gemacht werden konnten, falls große Finsterniß oder Nebel die Entfernung vom Schiffe nicht verhinderten.

In solchem Aufenthalte befanden sich die englischen Matrosen sehr viel besser, als die Offiziere der amerikanischen Schiffe, welche bei ihrer Rückkehr trotz der Beeilung derselben einfroren und alle Schrecken eines arktischen Winters durchzumachen hatten, ohne durch etwas besseres als eine Seehundsthranlampe dagegen geschützt zu sein.

Neben jedem Schiffe waren Löcher tief in das Eis getrieben, um jedenfalls bei einer möglichen Feuersgefahr nicht Mangel an Wasser zu leiden, denn mit Trinkwasser durfte man das Feuer nicht löschen.

Zwischen den verschiedenen aus einander gelegenen Schiffen wurden Wege gebahnt und Wegweiser eingepflanzt, damit man sich bei finsterem Wetter und bei Schneestürmen nicht verirre oder, verirrt, sich zurecht finden könne.

Mit sehr vieler Umsicht war die Lage der Schiffe so gewählt worden, daß man sich nicht von Anfang bis zu Ende der ganzen Linie im Auge hatte. So kam es denn, daß man bei Wanderungen nach einer Stunde oder nach einem paar Stunden den Rauch aus den Röhren eines Schiffes heraufsteigen, die Funken daraus hervorsprühen oder auch wohl die Laterne eines Besuchers sehen konnte, was denn dieser vollständig öden, verlassenen Gegend etwas wohnlich Wohlthuendes gab. Die Mannschaft eines Schiffes fühlte sich nicht vereinsamt, sie hatte Gefährten; wahrscheinlich wäre diese so natürliche als angenehme Empfindung abgestumpft worden, wenn die Schiffe alle beisammen gelegen hätten.

Ist die Beschäftigung der Matrosen während einer gewöhnlichen Seefahrt schon nicht übermäßig groß, so läßt sich wohl denken, daß sie noch geringer sein wird in solchem Winterlager. Nun aber ist Beschäftigungslosigkeit die Mutter der Langeweile und diese in der Polarnacht und bei der Polarkälte der allerböseste Feind des Menschen, darum wurde zehnmal mehr gethan, als vielleicht nöthig. Bei jeder Seefahrt muß die Reinlichkeit auf

den Schiffen sehr groß sein, sie wurde aber jetzt mit einer fast lächerlichen Pünktlichkeit geübt. Oft wurde manches Unzweckmäßige gethan, lediglich um etwas zu haben, was abermals gethan werden mußte; ein Hauptgegenstand der Unterhaltung waren jedoch Spiele aller Art, sowohl auf dem Eise, als unter dem hoch mit Schnee bedeckten Zeltdache, durch welches das oberste Verdeck zu einer großen Arena wurde. Die mehrsten Schiffe hatten ihr eigenes Theater, die mitgenommenen Büchersammlungen lieferten die Stücke oder sie wurden von den Offizieren für bestimmte Gelegenheiten oft mit viel komischer Wirkung geschrieben. Ein paar Schiffe hatten eine Druckerei, welche eigentlich bestimmt war, um jene farbigen Papierstreifen mit der Benachrichtigung über die jederzeitige Lage der Schiffe zu bedrucken, welche durch die kleinen Ballons in alle Winde entführt werden sollten. Mit diesen Apparaten wurden die Theaterzettel gedruckt, so wie auch Polarzeitungen herausgegeben wurden, und so ging das Leben ziemlich erträglich fort, vor allen Dingen erreichte man ein ausgezeichnetes Wohlsein der Mannschaft, welches vielleicht dadurch nicht wenig gefördert wurde, daß die Matrosen jede freie Stunde benutzten, um aus dem festgefrorenen Schnee allerlei Gebilde aufzuführen, Häuser, Paläste, Pyramiden, Moscheen, Pagoden, wie sie sich in dem Gedächtniß der Leute gestalteten, welche zum Theil die Erde mehrmals umreist und mancherlei gesehen hatten. Viele dieser Gebilde waren so schön, daß man nichts weiter bedauerte, als daß sie aus so vergänglichem Material aufgeführt waren.

Man hatte aus dem Taubenschlage einer Miß Dunlop zu Ayr zwei Tauben mitgenommen, welche zurückgesendet werden sollten, sobald die Schiffe eingefroren seien. Es geschah dies am 6. Oktober des Jahres 1850, man brachte die Tauben in ein Körbchen, befestigte dasselbe an einem Luftballon und ließ diesen bei einem günstigen Nordwestwinde aus der Assistencebai aufsteigen. Das Körbchen war mit einem Zunder versehen, welcher sehr langsam brannte und die befestigende Schnur nach 24 Stunden erreichen mußte. Hierdurch wurde das Körbchen von seinem Deckel und dem Ballon getrennt und die Tauben in Freiheit gesetzt.

Allerdings waren diese Thiere ziemlich verkümmert und die Fähigkeit, so weit zu fliegen, wurde mit Recht bezweifelt, doch hoffte man ihnen durch die günstige Richtung des Windes, mit der sie entsendet waren, zu Hülfe gekommen zu sein, man hoffte auch, daß sie sich unterweges auf das Tauwerk ihnen begegnender Schiffe niederlassen und so vor dem Untergange beschützt werden würden.

Sehr merkwürdig ist immer, daß eine dieser Tauben wirklich nach fünf Tagen und nach einem Wege von ungefähr 600 deutschen Meilen zu Ayr

eintraf und in ihren Taubenschlag gelangte, freilich ohne ihre Gefährtin und auch ohne die Nachricht, welche man ihr mitgegeben hatte.

Nachdem man vollständig eingewintert war, sich gewissermaßen heimisch fühlte in der neuen Lage, wurde daran gedacht, die Unternehmungen vorzubereiten, welche den Vermißten — Franklin und seinen Gefährten — zu Gute kommen sollten. Die Schlitten, welche man zu diesem Behufe in England angefertigt, wurden zusammengesetzt und geprüft. Man glich die Schwere derselben und ihrer Belastung mit der Leistungsfähigkeit der Männer, die sie ziehen sollten, durch die Zahl der Mannschaften aus, es scheint aber, als habe man in England, wo man nicht Schlitten fährt, weil es keinen Schnee giebt, den Bau nicht gehörig verstanden. Statt zweier von einander gesonderter Schlittenkufen, welche die vier Räder des Wagens vertreten und welche für lange Schlitten ganz unerläßlich sind, hatte man nur zwei Kufen unter einem jeden, und zwar von 12 Fuß Länge, was für den geraden Weg zwar gleichgültig, aber was für Biegungen eines solchen sie fast unlenkbar macht.

Ferner waren diese Läufer mit Eisen beschlagen und nur $1\frac{1}{2}$ Zoll breit. Ein jeder polnische oder russische Bauer hätte zweckmäßigere Schlitten gebaut, sie würden von Holz und mindestens zwei Handbreit gewesen sein ($\frac{1}{4}$ Elle). Solche Schlittenläufer schneiden nicht ein, sondern gleiten, fliegen beinahe von selbst über den Schnee hinweg. Auf den Schlitten der englischen Expedition lag eine Last, welche, auf sieben Mann vertheilt, für jeden 200 Pfund betrug. Diese Last wurde für das Aeußerste gehalten, was man der Zugkraft eines Menschen zumuthen könne, indeß auf einem polnischen Landschlitten die ganze Last von einem Manne gezogen werden kann. Daß Eisenbeschlag nöthig sei, dürfte nicht zu bestreiten sein, aber er mußte nicht fingerbreit, sondern spannenbreit sein.

Mit großer Anstrengung vermochten die Leute bei Probefahrten in einem Tage zwei deutsche Meilen zurückzulegen, so wenig, daß man kaum glauben sollte, es sei werth, davon zu reden.

Nachdem man sich von der (Un=) Brauchbarkeit der zu Woolwich angefertigten Schlitten überzeugt hatte, wurden sie ausgerüstet, um die Reise nun wirklich zu machen. Im Ganzen waren es 15 Schlitten, welche in drei verschiedenen Abtheilungen in südwestlicher, in nördlicher und in südöstlicher Richtung vordringen sollten, um den Vermißten Hülfe zu bringen.

Jeder Schlitten erhielt ein großes Gestelle, worauf man die Ladung brachte, und war bedeckt mit einem Boot von Gummi=Elasticum, welches also gleichzeitig als schützende Hülle und als Mittel, zu Wasser fortzukommen, dienen konnte.

Jeder Schlitten hatte seine eigene Flagge und jedem war sein eigenes

bezeichnendes Motto mitgegeben, welches den Männern desselben als Wahlspruch diente: „Der Herr beschütze uns“ — „Immer unverzagt“ — „Bedenke das Ende“ — ꝛc.

Die Expedition wurde wie ein Kriegszug betrachtet, zu Hülfe gesendet bedrohten Gefährten gegen den grimmigen König Frost, und es scheint, als habe dieser Gedanke den sämmtlichen Theilnehmern vorgeschwebt und sie ermuthigt und befähigt, die großen Beschwerden zu ertragen, mit denen sie fortwährend zu kämpfen hatten.

Die Schlitten enthielten jeden wirklichen Bedarf sowohl an Nahrungsmitteln, Arzeneien, Feuerung, an Wäsche und Kleidungsstücken, an Zelten zum Obdach während des Tages, als an Werkzeugen oder Geräthen zur Besiegung der im Wege stehenden Eismassen, an Pelzen, welche als Betten dienten und vieles andere. So sorgsam für das Nothwendige gesorgt war, eben so consequent war das Ueberflüssige ausgeschlossen. Zur Beförderung der Beweglichkeit war der Flaggenstock eines jeden Schlittens dazu eingerichtet, ein Segel zu tragen, welches bei günstigem Winde den Männern auszuruhen gestattete, ja sie in den Stand setzte, mehr als doppelte Tagemärsche zu machen. Selbst das Kinderspielzeug, welches im Herbste unsere Schuljugend vor die Thore lockt, der Drachen, wurde nicht verachtet, um als Zugkraft, wenn auch als geringe, zu dienen.

Noch vor der Mitte des April des Jahres 1851 setzten sich die Schlittenzüge in Bewegung. Es geschah Abends um zehn Uhr und schon um zwei Uhr machte man Halt, um sich ein Zelt zu erbauen, das Abendessen einzunehmen und dann zur Ruhe zu gehen.

Wir sehen auf Seite 61 das Innere eines solchen Zeltes und sehen die Art, wie die Männer sich gegen den Frost zu schützen suchen. Wohleingehüllt in ihre Kleidung und nur von den Stiefeln befreit, kriechen sie in die umgekehrten, mit der Haarseite nach innen gewendeten Bärenhäute, der Kopf ist bedeckt mit der großen Pelzmütze und wenn es nicht Tag wäre, so würden sie ganz wohl schlafen, das Licht aber hindert hieran und erst nach längerer Gewöhnung vermögen sie wirklich, sich einem erquickenden Schlafe hinzugeben. Die Kälte thut ihnen nichts mehr, wohl aber ihren Stiefeln, welche wir neben ihnen liegen oder über ihnen hängen sehen, diese frieren so hart zusammen, daß es kaum mehr möglich ist, sie anzuziehen und sie über Feuer erweicht werden müssen. Zweckmäßiger wäre vielleicht gewesen, man hätte sie nicht erhärten lassen, sondern mit sich zu Bett genommen, in den Bärenpelz gesteckt.

Warum reisten die Leute denn bei Nacht? warum nicht bei Tage, wo sie ja auch um sich sehen und wissen konnten, was sie thaten und wohin sie kamen?

Die Schneeflächen, von der Sonne beschienen, geben ein so unerträgliches Licht, daß die Reisenden, als sie es ein einziges mal versuchten, diese Unvorsichtigkeit schwer büßten. Sie hatten vor sich eine endlose blendende Schneefläche und gingen der Sonne gerade entgegen; das Licht, welches ihre Augen traf, schien zwar im ersten Augenblick bezaubernd, denn die ganze Erdfläche funkelte in den prachtvollsten, blendendsten Farben, welche in einem ununterbrochenen Durcheinanderspringen waren, aber nachgerade wurde das Gefühl des Geblendetseins so mächtig, daß sie es kaum mehr ertragen konnten. Als sie ihren Tagemarsch hinter sich hatten und sich unter der schützenden Zeltdecke befanden, stellten sich im Innern der Augen immer heftiger werdende Schmerzen ein, welche ihnen eine schlaflose Nacht und am Morgen die tödtliche Angst bereiteten, ihr Augenlicht verloren zu haben.

Es war die bekannte schmerzhafte Krankheit der Polarzone, welche man die Schneeblindheit nennt, es schien, als ob sich das Auge von außen mit einer Haut überziehe, welche immer dicker und undurchsichtiger werde. So fühlten sie sich völlig hülflos und verlassen, denn die wenigen, welche ausnahmsweise von dieser Augenkrankheit nicht befallen worden, reichten nicht zu, um die Last der Pflege ihrer Kameraden auf sich zu nehmen.

In einer Art von Verzweiflung blieben sie den nächsten Tag auf demselben Punkte, zum Glück verging die Schneeblindheit gegen Abend und hörte in der Nacht vollständig auf, so daß sie ihre nächtlichen Reisen wieder aufnehmen konnten.

Unter den Führern dieser Schlitten-Expeditionen war der bedeutendste der Lieutenant Mac Clintock, welcher eigentlich als der Hauptunternehmer und als die Triebfeder des Ganzen angesehen werden kann. Er hatte den weitesten Weg vor sich, er ging bis zur Melville-Insel, und um dieses zu ermöglichen, hatte er schon im Herbste Depots mit Nahrungsmitteln angelegt. Leider waren sie nicht sicher genug bewahrt worden, denn die Bären hatten sie aufgefunden und zerstört, doch waren sie erneuert und für eine bessere Sicherung Sorge getragen und so gelang das Unternehmen vollkommen. Der Führer besuchte eine ganze Reihe von Punkten, welche seit dem Jahre 1819, wo Parry sie festgestellt und benannt hatte, von keines Menschen Fuß wieder betreten worden waren.

Aber nirgends war eine Spur von Franklin oder seinen Gefährten. Mac Clintock bestieg am 28. Mai eine 700 Fuß hohe Klippe, von welcher aus er bei vollkommen klarem Wetter 10 Meilen weit nach allen Richtungen sehen konnte. Nirgends aber war eine Spur eines Schiffes, eines Mastes, eines Steinhaufens zu entdecken. Auf dem Punkte, auf welchem Parry am 11. Juni 1820 gerastet hatte, wurde der zinnerne Cylinder gefunden, welchen

er damals niedergelegt, allein von Franklin keine Spur. Auch daß hier die Thiere so unglaublich zahm und zutraulich waren, nahm er für einen gültigen Beweis, Menschen seien hier nicht gewesen. Auf der Melville-Insel sah Mac Clintock bei seinen Streifereien mehr als achtzig Bisamstiere und Rennthiere und er konnte deren erlegen, so viel er wollte. Ein Hase kam mehrere Male den Leuten so nahe, daß sie ihn hätten mit den Händen fangen können. Er sagt hierüber: „Ich habe niemals ein Thier im Naturzustande so vollkommen ohne Furcht vor dem Menschen gesehen und dies kann ein sicheres Zeichen genannt werden, daß weder Fremde noch Eingeborne hier gewesen sind."

Mac Clintock hatte sich ungefähr 150 deutsche Meilen von den Schiffen entfernt und war jetzt genöthigt, mit möglichster Eile heimzukehren, da überall sich schon Wasser zeigte und es möglich war, daß die Schiffe, aus dem Eise befreit, durch seine etwaige Zögerung am Aufbruch aus dem Winterlager behindert wurden.

Die nun beginnende Rückreise war in manchen Fällen noch bei weitem beschwerlicher, als die Hinreise. Wie unsere Zeichnung auf Seite 61 uns lehrt, so hatten die Leute, oft fußtief im Wasser gehend, den Schlitten hinter sich zu ziehen, wobei die Gefahr zu fallen nicht nur vorhanden, sondern auch bald die Oeffnungen und Spalten im Eise nicht mehr sichtbar waren, ein Versinken in den Meeresabgrund daher keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Am 4. Juni langten die Männer der Expedition bei den Schiffen an, nachdem sie achtzig Tage entfernt gewesen.

Es war jetzt die Zeit gekommen, wo der Aufbruch der Schiffe nahe bevorstand; da die Bemühungen um die Franklin'sche Expedition so gänzlich erfolglos geblieben, wollte man nun nicht länger zögern mit der Rückkehr. Noch eine allgemeine Berathung wurde gepflogen, sie hatte aber keinen weiteren Erfolg, als daß sie die größte Verschiedenheit in den Ansichten der Offiziere kund gab und Parteizwecke oder Eifersucht oder Eigensinn die ferneren gemeinsamen Unternehmungen unmöglich machten. Die alte Sage vom offenen Polarmeer war abermals aufgetaucht, der eine Offizier wollte es entdecken, der andere wollte es befahren, der eine suchte Franklin dort oben, der andere war überzeugt, daß er niemals dorthin gelangt sei, und so ging es, bis die Fluth, besonders die zur Zeit der Zusammenwirkung von Sonne und Mond stattfindende Springfluth das Eis in den fernen Kanälen brach und nur noch hier im geschützten Hafen die Eisflächen festlagen.

Da wurde denn zu jenen berühmten Hülfsmitteln gegriffen, welche durch die Nordpolfahrer zuerst bekannt geworden. Das Eis wurde durch-

sägt, um den Schiffen eine Bahn zu brechen, eine Arbeit, welche man nicht gerade ganz gering anschlagen darf. Unser Bildchen auf Seite 25 zeigt uns die Handhabung des Instruments, womit sie ausgeführt wird.

Eine Säge von gutem Stahl, wie sie in den Sägemühlen gebraucht wird, nur von größerer Länge, hängt an einem Tau, welches über eine Rolle geht, vermöge deren die Säge durch Herunterziehen emporgehoben werden kann. Diese Rolle hängt in der Mitte eines Gerüstes von dreien Stangen, welches überall eingeschlagen werden kann und so in seiner Einfachheit den Arbeitern nirgends hinderlich wird.

Während nun fünf bis sechs Mann die schwere Säge vermöge des Taues heben, haben zwei andere einen am oberen Ende der Säge befestigten Griff in Händen, mittelst dessen sie die Schwere der Säge vermehren und ihr einen Druck gegen die Eisscholle geben, so daß sich ein Schnitt bildet.

Die Operation wird von den Amerikanern häufig angewendet, um das Eis ihrer großen Süßwasserbecken in Blöcke zu verwandeln und es, in Kisten verpackt, einen nicht wohlfeilen Handelsartikel, nach den Tropenländern zu schicken, woselbst es als eine unschätzbare Erquickung gesucht wird. Dieselbe Operation, nur in etwas größerem Maßstabe, sehen wir hier vollziehen. In den Flüssen der Ostsee ist diese Methode, die Schiffe aus dem Winterschlaf zu befreien, seit Jahrhunderten heimisch. Das Meer ist offen, der Fluß, welcher gewöhnlich den Hafen bildet, ist noch beeist, da kommt dann die Säge zu Hülfe und befreit das Fahrzeug.

Es gelang auf diese Weise, den Schiffen die erforderliche Bahn zu eröffnen, aber auch dieser ganze Sommer verging in erfolglosem Suchen und man kehrte nach zweimonatlichen ganz vergeblichen Irrfahrten nach England zurück.

Diejenigen, welche vorher, das heißt ein ganzes Jahr früher, sich von der Gesellschaft der, jene Gegenden durchforschenden Schiffe getrennt hatten, die Amerikaner, sollten dies auf eine schmerzliche Weise büßen. Sie waren in das Packeis gerathen, in demselben eingefroren und mußten einen Winter in jenen arktischen Gegenden, fern von menschlicher Hülfe und ohne vorbereitet zu sein auf solch Ereigniß, ertragen. Jede erdenkliche Noth überkam sie und sie wurden aus dieser Lage selbst dann noch nicht befreit, als das Eis aufging, denn die ganze Scholle, welche sich um sie her gebildet hatte, viele Quadratmeilen groß, trieb mit ihnen die Baffinsbei entlang, zwar glücklicherweise nach Süden, doch so langsam, daß sie durch dieses Einschließen in dem Eise geradezu dem Hungertode preisgegeben gewesen wären, wenn sie nicht auf ihren meilenweiten Spaziergängen hin und wie-

der einen todten Seehund gefunden hätten, dessen Fleisch und Thran sie erhalten.

Als nach und nach das wärmere Meerwasser die Scholle mürbe gemacht hatte, brach sie so plötzlich und in so viele tausend Stücke, daß die Schiffe vollständig frei wurden bis auf eine Quantität festgebliebenen Eises, welche sich am Hintertheile des Hauptschiffes angesetzt hatte und nur der Axt wich.

Die ungünstigen Nachrichten, welche diese weitverzweigte und kostspielige Expedition mit nach Hause brachte, mußten begreiflicher Weise einen sehr üblen Eindruck hervorbringen; bei alle dem war für die Geographie immer sehr Bedeutendes gewonnen und auch ein wenn schon negatives Resultat war für das eigentliche Ziel, für die Entdeckung der Franklin'schen Expedition, erreicht worden. Man hatte sie zwar nicht gefunden, aber man kannte jetzt einen sehr großen Raum und ein großes Labyrinth von Wasserstraßen, Kanälen und Baien, auf und in denen allen Franklin nicht gewesen. Bei einer neuen Expedition wußte man also wenigstens mit Sicherheit, wo er nicht mehr gesucht zu werden brauchte.

Lady Franklin bat den wackeren Kaufmann Grinnell, welcher die beiden amerikanischen Schiffe unter dem Namen der Expedition der Vereinigten Staaten ausgerüstet hatte, um nochmalige Hülfe. Sie ward auch gewährt, indem der Arzt Kane eine neue Reise in jene Gegenden unternahm, dieses mal selbstständig und als Befehlshaber auftretend, doch blieb auch diese so erfolglos, wie alle vorhergehenden und nachfolgenden. Man hatte den „Erebus" und den „Terror" stets weit im Norden gesucht, man hatte sogar behauptet, er sei durch das offene Polarmeer nach Asien gelangt und müsse an dessen Nordküste gefunden werden, indessen immerfort von Seiten der Wittwe Franklin's nach den südlichen Theilen des großen Inselmeeres und nach dem Festlande von Amerika gewiesen war und so hatte man denn außer der einen Spur des ersten Winterlagers keine andere mehr aufgefunden.

Da brachte im Oktober des Jahres 1854 Dr. Rae eine Nachricht, welche auf die richtige Spur wies. Eskimos hatten demselben erzählt, daß ungefähr sechzig weiße Männer vor vier Sommern (d. h. 1850) mit einem Boote an der Küste von King Williamsland dahin gezogen seien, sie hätten versucht, Wild zu erjagen, seien aber schon zu sehr abgemattet und abgemagert gewesen. Später habe man nur noch die Hälfte derselben gesehen, jetzt seien sie aber alle todt. Am Anfange hätten sie einander begraben, dann seien die Leichen unter ein umgestülptes Boot gelegt worden, dann im Zelt geblieben, was den Gestorbenen zum Schutze während der letzten Nacht gedient, endlich hätten sie einzeln umhergelegen, ohne irgend wie bestattet zu

werden. Einige dieser Weißen hätten sich von dem Fleische ihrer Brüder genährt.

Man wollte in England diese Nachrichten nicht glauben, die neueste Zeit aber hat die Richtigkeit aller derselben nachgewiesen, außer vielleicht die von der Menschenschlächterei. Selbst Dr. Rae kaufte von den Eskimos Knöpfe, Silbergeschirr, einen Compaß u. dgl. m. Gegenstände, die nur Europäern gehört haben konnten.

Die Admiralität wollte nichts mehr in der Sache thun. Neunzehn Expeditionen, zum Theil sehr kostspielig ausgerüstet und sehr großartig bezahlt, waren unternommen worden, lediglich um Franklin aufzufinden. Ueber 150 Expeditionen waren seit dem funfzehnten Jahrhundert ausgesendet worden, um die nordwestliche Durchfahrt zu ermöglichen, die Admiralität glaubte jetzt für beide Gegenstände reichlich genug gethan zu haben und einen Abschluß machen zu können, um so mehr, als außer den aufgewendeten Millionen Pfund Sterling auch acht Schiffe mit deren Mannschaften untergegangen waren, man also vier mal so viel Schiffe und Menschen aufgeopfert hatte, als man möglicher Weise retten konnte.

Alle diese Argumente genügten der Liebe einer edlen, vortrefflichen Frau nicht, sie beschloß, auf eigene Kosten, und zwar mit ihren letzten Mitteln, noch ein Schiff zu kaufen und nach dem Norden zu senden. Die Schraubenyacht „Fox" wurde angekauft und jener ausgezeichnete Seemann Mac Clintock zum Befehlshaber erkoren. Dieser Mann war schon drei Mal in den gefährlichen Gegenden gewesen und er ging mit freudigem Herzen daran, eine vierte Reise zur Rettung oder wenigstens zur Auffindung der letzten Spuren Franklin's zu machen. Dabei hatte sich bei ihm die Ueberzeugung festgesetzt, eine Durchfahrt müsse vorhanden sein und diese wollte er finden, um so die große Reihe höchst wichtiger geographischer Entdeckungen zum endlichen Abschluß zu bringen.

Es handelte sich nur noch darum, Urlaub von der Admiralität zu erhalten und die Yacht in einen Zustand zu versetzen, der sie fähig machte, den Gefahren doch einigermaßen zu trotzen, welchen sie im Polarmeere entgegenging. Beides gelang vollkommen und in möglichster Eile, man war am 1. Juli segelfertig.

Es waltete über dieser kleinen, man möchte sagen unbedeutenden, Unternehmung ein glücklicher Stern. Nicht nur boten sich von allen Seiten tüchtige Matrosen zur Mitreise an, sondern auch die Offiziere waren durchweg bewährte Männer, welche schon den Norden von Amerika, das heißt das Inselmeer daselbst besucht hatten. Der erste Lieutenant war Hobson, der erste Deckoffizier war der Capitain Allen Young. Arzt und Naturforscher war Dr. Walker. Ferner hatte Christian Petersen, welcher auf einer der

vorigen Expeditionen als Dolmetscher von Grönland nach den fernen arktischen Gegenden mitgenommen worden war, sich bereit finden lassen, diese neue Reise mitzumachen.

Das Schiff wurde reichlich mit Vorräthen und Lebensmitteln für 2½ Jahre versehen, Waffen, Schießbedarf, Arzneien, wissenschaftliche Apparate, Kleider ꝛc. waren in reichlicher Menge vorhanden. Die Expedition kostete mehr denn 75,000 Thaler, wovon ein großer Theil durch Freunde der Lady Franklin hergegeben worden war. Capitain Allen Young hatte nicht allein seinen Rang, seine Thätigkeit, kurz seine Person, sondern auch noch 4000 Thaler der Expedition zum Opfer gebracht.

Was geleistet wurde, können wir am besten und kürzesten aus der Depesche des Capitains Mac Clintock an die geographische Gesellschaft in London entnehmen. Sie lautet:

„Abgereist von Aberdeen am 1. Juli 1857, waren wir nach mehr als fünf Wochen (den 6. August) in Uppernavik, der nördlichsten Niederlassung der Dänen in Grönland, angelangt. Ich versorgte mich dort mit 35 Ziehhunden und 2 Eskimos zu deren Bedienung, welche uns für unsere ferneren Untersuchungen unentbehrlich waren, denn der Zwischenraum von Erde und Meer, welcher im Westen von Boothia Felix übrig geblieben war zwischen den Entdeckungen von James Roß, Austin und Belcher im Norden, denen von Collinson und Mac Clure im Westen, und endlich den Untersuchungen von Rae und Anderson im Süden, war nicht anders als im Schlitten zu bereisen, und ich hatte mir vorgenommen, dieses in jenem Sinne zu thun.

„Am 18. August befanden wir uns auf halbem Wege zwischen der Melvillebai und dem Lancastersund, als wir uns plötzlich von einer ungeheuren Anhäufung von Eisschollen und Bergen umringt fanden. Wir sahen uns verurtheilt, den Winter in der Mitte eines weiten Feldes schwimmender Schollen zuzubringen. Unfähig, ein Ufer zu erringen, auch nur auf der fortwährend bewegten Eisfläche einen festen Standpunkt zu einem Observatorium zu gewinnen, sahen wir uns lediglich darauf angewiesen, die Winde und die Strömungen zu studiren, welche mit uns ihr Spiel trieben. Ein Resultat, welches wir hieraus gezogen, war, daß die Einflüsse der Luftströmungen auf das Eis sich viel stärker zeigten, als die Meeresströmung. Wir konnten nicht die geringste Spur eines unterseeischen Gegenstromes erkennen, welcher die Eisberge nach dem Norden hätte führen sollen, im Gegentheil begleiteten dieselben uns gerade so, wie wir von dem Winde getrieben wurden, in einer bei weitem mehr erschreckenden als beschützenden Nähe vom 75sten Grad nördlicher Breite bis zum Polarkreise.

„Während des Winters bringen die Wellenbewegungen des Meeres

(wahrscheinlich durch Ebbe und Fluth hervorgebracht, da der Sturm die gänzlich mit festem Eise bedeckte Fläche nicht erreichen kann) ganz eigenthümliche Erscheinungen hervor. Die ganz unabsehbar weit ausgedehnte Scholle sprang plötzlich unter einem betäubenden Krachen aus einander und bildete einen offenen Kanal. Herausgeworfen wurde mit einer unglaublichen Gewalt eine solche Masse auf das Geringste zerkleinerter Eisstücke, daß die beiden Ufer dieses Kanals aussahen wie eine Chaussee von weißem Marmor. Glücklicherweise befand sich der „Fox" niemals in der Linie einer solchen Berstung oder Zerreißung, wiewohl einige Sprünge demselben bis auf funfzig Fuß nahe kamen.

„Diese Kanäle, so sehr sie uns bedroheten, wurden uns doch sehr nützlich, indem wir während des Winters ungefähr siebzig Meeressäugethiere verschiedener Größe darin fingen, aber wir mußten uns immer beeilen, denn der Kanal wurde überraschend schnell durch eine neue Eisdecke geschlossen.

„Wir erhielten unsere Freiheit erst am 25. April 1858 und zwar schon außerhalb der Davisstraße unter 63′ 30″ nördl. Br. und unter Umständen, welche allen an Bord Anwesenden im Gedächtniß bleiben werden.

„Ein gewaltiges Ungewitter erhob sich im Südosten, der Ocean, bis in seine Tiefen aufgerührt, zerbrach die unermeßlich scheinende Eistafel, wie eine Spiegelscheibe zerbricht, wenn sie flach zu Boden fällt. In einer chaotischen Verwirrung schlugen die zerbrochenen Eismassen gegen einander und droheten zwanzig Mal dem „Fox" durch einen unabweisbaren Stoß den Untergang. Wir dankten unsere Errettung nur der kräftigen Dampfmaschine und dem vortrefflichen Bau des Vorderbuges unseres Schiffes, welcher, in einem scharfen Winkel geschnitten, die Schollen abwehrte und trennte.

„Endlich Herr unserer Bewegungen geworden, hatten wir nichts Eiligeres zu thun, als nach den Grönländischen Niederlassungen zurückzukehren, um uns dort wo möglich mit neuen Vorräthen zu versehen; aber die in Folge der vorjährigen Mißerndte eingetretene eigene Bedürftigkeit und die Jahreszeit selbst, in welcher alle Vorräthe aufgezehrt zu sein pflegen, man sich daher selbst auf das Meer und dessen Hülfsmittel und auf das europäische Mutterland gewiesen sieht, verhinderten eine Proviantirung wenigstens in der Art, wie wir sie zu wünschen Ursache hatten, da ein ganzer Jahresantheil unserer Vorräthe schon verzehrt worden war, ohne daß wir uns dem Felde unserer eigentlichen Thätigkeit nur um einen Schritt genähert hätten.

„Nachdem wir hinter einander die bedeutendsten dänischen Niederlassungen gleich erfolglos besucht hatten, erreichten wir die Melvillebai am Anfang des Juni, kamen am Kap York am 26. Juni an und setzten uns

mit den Eingebornen in Verbindung. Sie erkannten sofort Petersen, unsern Dolmetscher, dessen Bekanntschaft sie gemacht hatten, als er mit Dr. Kane die zweite Grinnell'sche Expedition mitmachte.

„Wir überschritten die Baffinsbai dieses Mal ohne einen neuen Unstern und gelangten nach North-Devon zum Kap Waran, mit welchem der Lancastersund beginnt; auch hier unterhielten wir uns mit den Eingebornen und erfuhren, daß an den Küsten ihrer Insel kein Schiffbruch stattgefunden. Seit vier Jahren hatten sie überhaupt kein Schiff gesehen.

„Zum Eingang der Pondbai konnten wir nicht vor dem 27. Juli gelangen wegen der großen Masse beweglichen Eises, welches sich uns entgegenthürmte, immer aus dem Norden der Baffinsbai herabkommend. Dasselbe war seit unserer Abreise von Holsteinburg uns fortwährend hinderlich gewesen, verzögerte unsern Gang außerordentlich und würde uns vollständig am Weitervordringen gehindert haben, wenn nicht die kräftige Dampfmaschine uns in den Stand gesetzt hätte, vorwärts zu kommen. Wir fanden am Eingange in diesen Kanal eine alte Frau und einen Knaben, welche uns als Wegweiser dienten in einem Dörfchen, das ungefähr 25 Meilen weit im Innern dieses Wasserweges liegt. Da auf dem feuchten Moos eines tiefen Einschnittes und von allen Seiten umringt durch mächtige emporsteigende Felsmassen, fanden wir eine Gruppe von etwa zwanzig Zelten, aus Seehundsfellen gemacht, welche Sommerwohnungen der Eskimos waren.

„Während einer Woche waren wir in ununterbrochenem freundschaftlichem Verkehr mit den gastfreundlichen Leuten, welche auf diesem ganz vereinsamten Punkte wohnen. Der Name desselben, Kapawroklulik, ist nicht gerade für ein europäisches Ohr gemacht, aber es scheint, als befänden sich die Leute darum nicht schlechter.

„Der kleine Nomadenstamm hatte keine Kenntniß von Franklin und den Seinigen, aber er bewahrte eine Tradition über drei untergegangene Schiffe, welche vor langer Zeit hier gewesen sein sollten. Zwei derselben schienen mir die „Dexterity“ und die „Aurora“, welche im Jahre 1821 ungefähr 70 bis 80 Meilen in der Tiefe des Pond untergegangen sind; das dritte Schiff, jetzt vollständig im Sande begraben, liegt einige Meilen östlich vom Kap Hay.

„Diese Völkerstämme stehen während des Winters über Land und Eis im Verkehr mit denen der Melville-Halbinsel, sie wußten sämmtlich, daß Parry's Schiffe daselbst zwischen 1822 und 1823 überwintert hatten. Sie hatten von dem Besuch des Dr. Rae in der Repulsebai gehört und machten von seinem Schiffe und seiner Begleitung eine ganz gute Beschreibung; sie hatten gesehen, wie dieselben in Schneehäusern wohnten, Taback rauchten, Rennthiere

jagten ꝛc., während des Winters, daß Rae dort gewesen, hatte er keinen Mann verloren.

„Die Umgegend dieses Kanals wimmelt von mächtigen Wallfischen, wird daher von den Jägern darnach so oft besucht, als die Witterung ihnen erlaubt, sich der Küste zu nähern. Wir fanden bei diesen Leuten eine große Menge Wallfischrippen und Stoßzähne des Narval. Diese letzteren benutzen sie als Zeltstangen, waren aber sehr geneigt, dieselben gegen Messer, Sägen, Zwirn oder Wolle zu vertauschen. Sie zeichneten uns auch in etwas groben Zügen eine Karte von diesem Sund und deuteten uns an, daß derselbe nach einer breiten Straße führe, welche wahrscheinlich die Prinz-Regentstraße ist.

„Wir konnten nur bedauern, daß die Wallfischjäger, von denen wir schon oft wichtige Beweise von Freundschaft erhalten hatten, nicht hier waren, um die Gelegenheit, einen reichen Fang zu machen, wahrzunehmen. Wir hatten dazu weder die Veranlassung noch die Hülfsmittel und verließen daher am 6. August Ponds-Inlet und gelangten am 11. desselben an die Beechey-Insel, woselbst das erste Winterlager Franklin's gefunden worden war, und brachten die Marmortafel, welche Lady Franklin dem Andenken ihres Gatten und seiner Begleiter gewidmet hatte, an ihren Bestimmungsort, ganz nahe an die dort vorhandenen Gräber.

„Die Inschrift dieser Marmortafel lautet:

DEM ANDENKEN
FRANKLINS
CROZIERS, FIZJAMES
UND ALLER IHRER TAPFEREN BRÜDER,
OFFIZIERE UND TREUEN GEFÄHRTEN, DIE IHR LEBEN GEOPFERT
HABEN FÜR DIE BEREICHERUNG DER WISSENSCHAFT UND DIE EHRE
IHRES VATERLANDES,
IST DIESER STEIN ERRICHTET AN DEM ORTE, WO SIE IHR ERSTES
LAGER IM ARKTISCHEN WINTERREICHE AUFGESCHLAGEN HATTEN,
UND VON WO SIE AUFGEBROCHEN SIND, UM ALLE HINDERNISSE
ZU BESIEGEN ODER ZU STERBEN.
DIES DENKMAL BEZEUGT DAS MITGEFÜHL IHRER LANDSLEUTE UND
FREUNDE, WELCHE SIE BEWUNDERN,
UND DEN NUR DURCH DEN GLAUBEN BESIEGTEN SCHMERZ
DERJENIGEN, WELCHE IN DEM FÜHRER DIESER MUTHIGEN SCHAAR
DEN GELIEBTESTEN UND GETREUESTEN GATTEN VERLOR.

ALSO HAT DER HERR SIE GEFÜHRT
ZU DEM LETZTEN HAFEN, WO ALLE RUHEN.
1855.

„Die Vorräthe und die auf der Insel errichteten Magazine, welche unsere Vorgänger hier zurückgelassen hatten, schienen uns in vollkommen wohlerhaltenem Zustande, nur ein kleines Boot war umgeworfen und in die Nähe der Küste geführt, wahrscheinlich durch einen Sturm; es hatte einige Beschädigungen erlitten. An den Dächern der Gebäude besserten wir Einiges aus, nahmen uns von dem Inhalte der Häuser Kohlen und diejenigen Lebensmittel, deren wir nicht entbehren konnten, und segelten dann am 17. August in die Peelstraße, welche wir jedoch so sehr durch festes Eis verstopft fanden, daß ich mich entschloß, durch die Bellotstraße vorzudringen. Unterwegs untersuchte ich die Vorräthe, welche am Leopoldshafen zurückgelassen waren, auch brachte ich daselbst ein Wallfischboot an's Land, welches ich vom Cap Hotham mitgenommen hatte, um einen Rückzug möglich zu machen, falls wir etwa durch irgend ein Unglück gezwungen werden sollten, den „Fox" zu verlassen.

„Wir fanden die Prinz-Regentstraße ohne Eis und sahen desselben sehr wenig auf dem Wege nach der Brentfordbai, welche wir am 20. August erreichten.

„Die Bellotstraße, welche mit dem Westmeere zusammenhängt, hat eine mittlere Breite von einer Meile auf 18 der Länge, sie war mit beweglichen Eisschollen beinahe verstopft, aber wie die Jahreszeit vorrückte, wurde sie mehr und mehr schiffbar. Die Ufer sind theils mit mächtigen Felsen, theils mit losgetrennten Granitblöcken bedeckt. Benachbarte Berge erhoben sich bis auf 1600 Fuß, Ebbe und Fluth sind hier sehr stark und strömen reißend durch die engen Straßen.

„Am 6. September hatten wir die Bellotstraße hinter uns ohne Unglücksfall und wir brachten das Schiff in die Mitte feststehender Eisberge. Hier beobachteten wir fortwährend die Bewegung der auf- und abfließenden Schollen in der Hoffnung, daß wir unsern Weg würden weiter fortsetzen können. Allein dies war leider nicht möglich, wir hatten vor uns eine feststehende Eisdecke, welche, wie es schien, durch Sandbänke und Inseln gestützt, sowohl den krausen und kurzen Wellen des Kanals als auch der Gewalt der Herbstwinde Widerstand leistete. Wir warteten von Tag zu Tag, daß der Weg frei würde und wir unsere Segel aufspannen könnten, aber obschon das Meer den Fuß der Eisfelsen umspülte, neben denen wir lagen, und obwohl offene Fahrt in der Entfernung von zwei Meilen vor uns lag, blieben wir doch eingeschlossen und mußten an dem Eingange der Bellotstraße überwintern.

„Während des Herbstes brachten wir, so lange das Tageslicht es uns gestattete, Lebensmittel auf das Land, um sie nach der Richtung des mag-

netischen Pols zu befördern, ein Magazin anzulegen und so die projectirten Schlittenreisen zu erleichtern, aber wir konnten damit nicht zu Stande kommen, weil das Eis in jener Gegend noch nicht fest stand. Der Lieutenant Hobson kehrte mit den Seinigen im Monat November zum Schiffe zurück, nachdem er viel von dem bösen Wetter gelitten und die größten Gefahren bestanden hatte. Das Eis, auf welchem sie übernachteten und welches sie für feststehend gehalten hatten, brach einstmals ab vom Ufer und führte sie in den Kanal.

„Der kleine, ganz verborgene Hafen, in welchem wir überwinterten, wurde von mir Port Kennedy genannt, nach jenem würdigen Offizier, welcher diese Gegenden in Gesellschaft des französischen Lieutenants Bellot im Jahre 1851 untersuchte. Die Bellotstraße trennt die Insel Nord-Sommerseth von der Halbinsel Boothia Felix.

„Obwohl der Pflanzenwuchs in dieser engen Straße verhältnißmäßig seiner Lage ziemlich reichlich genannt werden kann und obwohl unsere beiden Eskimos täglich auf der Lauer auf dem Anstand gewesen sind, so war unsere Ausbeute von Genießbarem während 11½ Monaten nur sehr gering. Wir erhielten im Ganzen 2 Bären, 8 Rennthiere, 18 Seekälber und einige Wasserhühner. Wahrscheinlich verjagten die wüthenden Stürme die belebten Wesen aus dieser Gegend.

„Der Winter, welchen wir hier zubrachten, war der härteste von allen, welche ich je in diesen Gegenden erlebt. Wir machten während seiner Dauer unsere Vorbereitungen zu den ferneren Untersuchungen. Ich hatte es mir selbst vorbehalten, die Insel Matty zu untersuchen und die Prinz-Regentinsel so weit zu befahren, als ihre Küsten bei früheren Expeditionen noch nicht berührt worden waren. Der Lieutenant Hobson wollte auf Boothia Felix Untersuchungen anstellen und bis zum magnetischen Pol gehen. Dem Capitain Allen Young, einem vortrefflichen Seemann, übertrug ich die Sorge, die Küsten des Prinzwallislandes zu untersuchen, auch Nord-Sommerseth mußte befahren werden von der Bellotstraße bis zu den letzten 1849 durch James Roß erreichten Punkten.

„Unsere ersten Nachsuchungen begannen am 17. Februar 1859. Capitain Young brachte seinen Lebensmitteldepot auf Prinzwallisland, während ich mich nach Süden zum magnetischen Pol hinwendete, in der Hoffnung, mit Eskimos in Verbindung zu kommen und durch dieselben so weit belehrt zu werden, um unsere Untersuchungen zu einem glücklichen Ende zu leiten.

„Ich war begleitet von unserm Dollmitscher Petersen und Alexander Thompson, unserm Quartiermeister. Wir hatten zwei von Hunden gezogene Schlitten bei uns.

„Schon am 28. Februar begegneten wir Eingebornen in der Nähe des Kap Victoria, ihre Zahl stieg nach und nach auf 45. Während vier Tage blieben wir mit denselben in Verbindung und erhielten von ihnen die ganz bestimmte Nachricht, daß mehrere Jahre zuvor ein Schiff im Norden von der König Wilhelmsinsel durch das Eis zerstört worden sei, daß aber die ganze Mannschaft ohne Unfall entkommen und sich in der Richtung auf den großen Fischfluß in Bewegung gesetzt habe. Auf diesem Wege seien alle Leute bis auf den letzten Mann umgekommen. Die Eskimos waren sehr reich mit Holz versehen, welches von einem Schiffe genommen war, das am großen Flusse durch die weißen Männer verlassen worden sei.

„Wir kehrten nach 25tägiger Abwesenheit im besten Wohlsein zu unserem Schiffe zurück, wiewohl keineswegs ohne stark angegriffen zu sein, denn die langen Märsche und die große Kälte thaten eben nicht wohl. Das Quecksilber unserer Thermometer war gefroren.

„Am 2. April begannen unsere letzten Untersuchungen. Herr Lieutenant Hobson begleitete mich bis zum Kap Victoria; wir hätten ein jeder außer einem Schlitten, gezogen durch vier Menschen, noch einen anderen Proviantschlitten, durch sechs Hunde gezogen. Dies war alles, worüber wir verfügen konnten.

„Bevor wir uns trennten, begegneten uns zwei Eskimofamilien, welche auf dem Eise in Schneehütten lebten; sie unterrichteten uns davon, daß ein zweites Schiff ganz nahe bei der König Wilhelmsinsel gesehen und im Laufe desselben Jahres zertrümmert auf die Küste geworfen sei. Dasselbe sei für sie eine unerschöpfliche Fundgrube von Holz und Eisen gewesen.

„Nach dem Plan, der während des Winters für unsere Nachsuchungen entworfen worden war, sollte der Lieutenant Hobson längs des Victorialandes die Küsten so weit untersuchen, um die Reisen von Collinson mit denen von Winniatt zu verbinden, aber nach den Anzeigen, welche wir durch die Eskimos erhalten hatten, gab ich ihm Auftrag, über diesen Schiffbruch Untersuchungen anzustellen und allen denjenigen Spuren zu folgen, welche er von diesem Punkte nach Norden und nach Westen finden würde.

„Von meiner kleinen Gesellschaft begleitet, ging ich längs derselben Küste südlich, indem ich alle verlassenen Schneehütten untersuchte. Nirgends aber fand ich Eingeborne, als bis am 8. Mai, wo nahe am Kap Norton wir 30 Eingebornen begegneten. Sie kamen auf uns zu ohne den geringsten Anschein von Furcht, obgleich keiner von ihnen in seinem Leben einen weißen Mann gesehen hatte. Sie zeigten sich sehr eifrig im Handel, sie wollten ihre Produkte gegen unser Besitzthum austauschen und so würden sie uns alles, selbst des Nöthigsten, beraubt haben, wenn wir nicht sehr auf unserer

Hut gewesen wären. Von ihnen haben wir eine große Menge von Gegenständen erhalten, welche einmal unsern Landsleuten gehört hatten, und wir würden noch viel mehr haben eintauschen können, wenn ich Platz auf meinem Schlitten gehabt hätte.

„Indem sie uns auf Nord-Nordosten zeigten, erklärten sie uns, daß nach fünf Tagemärschen, wovon einer auf dem gefrorenen Meere, wir an die Stelle des Schiffbruches ankommen würden. Keiner von ihnen war nach dem Winter des Jahres 1857 mehr dort gewesen, das will sagen, seitdem sie nichts mehr zu plündern fanden, ihre Landsleute hatten bereits alles Bewegliche fortgetragen.

„Der größte Theil unserer Instructionen wurde uns durch eine alte, sehr gescheudte Frau gegeben, welche niemals die Fragen Petersen's zu beantworten zögerte, und was sie aussagte, wurde stets von einem ihrer Landsleute, der Zeuge der Unterredung war, bestätigt.

„Sie sagte uns, daß das Schiff auf die Küste geworfen worden und daß mehrere weiße Leute auf dem Wege nach dem großen Flusse gestorben wären. Wann dieses aber geschehen, wußte sie nicht, denn erst im vorigen Winter seien ihre Leichen von den Eskimos aufgefunden und sie auf diese Weise von deren Schicksal unterrichtet worden.

„Sie versicherten uns, daß wir Eingeborne auf dem südlichen Ufer des großen Flusses finden würden und vielleicht am Orte des Schiffbruchs selbst. Leider war es nicht so, wir fanden Niemanden und erst an der Boothiaspitze eine einzige Familie und Niemanden auf der Insel Mont Réal oder in irgend einem andern später besuchten Orte.

„Wir bereisten nach einander die Oglespitze, die Mont Réal-Insel und die Barrow-Einfahrt, aber wir fanden daselbst nichts, ausgenommen einige Stücke Eisen und Kupfer in einem Versteck der Eskimos. Wir hatten jetzt die Grenzen des Feldes unserer Untersuchungen erreicht, wir waren dort angekommen, wo Anderson und Stewart aufgehört hatten, wir fanden auch keine Hoffnung, in dieser Richtung noch auf Eingeborne zu stoßen und kehrten daher zur König Wilhelmsinsel zurück, deren Südküste wir verfolgten, ohne irgend etwas zu finden, bis am 24. Mai ungefähr zehn Meilen östlich vom Cap Herschel wir das gebleichte Gerippe eines Menschen entdeckten, in dessen Nähe einige Fetzen europäischer Kleidung umherlagen.

„Nachdem wir mit Sorgfalt und Behutsamkeit den Schnee entfernt hatten, fanden wir auch ein kleines Taschenbuch, einige Briefe enthaltend, welche, obwohl vielfältig verletzt, doch noch lesbar waren. Es schien uns, nach den Ueberbleibseln seiner Kleidung zu urtheilen, ein junger Mensch, wahrscheinlich im Dienste eines der Offiziere. Seine Lage im Schnee be-

stätigte auf's Genaueste das, was die Eskimos über die Unglücklichen aussagten, daß sie auf ihrem weiten Wege einer nach dem andern umgefallen seien, wie ihre Kräfte sie verließen." —

Zum besseren Verständniß dessen, was wir hier erzählen, geben wir eine Karte jener öden Gegend, wie dieselbe von den Offizieren des „Fox" aufgenommen worden ist.



Karte der Gegend, in welcher die Franklin'sche Expedition unterging.
Nach der Zeichnung Mac Clintock's.

„Am nächsten Tage gelangten wir zum Cap Herschel und untersuchten daselbst den Steinhaufen (Cairn), welchen Simpson 1839 errichtet hatte. Derselbe war nur 4 Fuß hoch und die mittleren Steine waren sichtlich herausgenommen gewesen, als ob man etwas darunter verborgen oder auch wohl hervorgesucht habe, es kommt mir vor, als hätten die Schiffbrüchigen dort Gegenstände niedergelegt und dieselben seien später von den Eingebornen herausgenommen worden.

„Ich komme jetzt zurück auf den Lieutenant Hobson, welcher, nachdem er sich von mir am 28. April in der Gegend des Victoria-Vorgebirges getrennt, nach dem Cap Felix gezogen war.

„Auf einer geringen Strecke seines Weges traf er unzweifelhafte Spuren der Franklin'schen Expedition. Es fiel sogleich in die Augen ein sehr

großer Steinhaufen und unfern davon ein kleines Zelt, mit Decken, Kleidungsstücken und anderen Gegenständen angefüllt, man fand auch ein Stück weißes Papier innerhalb des aus einander genommenen Steinhaufens, ferner auch zwei zertrümmerte Flaschen, aber sonst nichts, obwohl man den Steinhaufen gänzlich abtrug und die Erde rund um ihn wenigstens um 10 Fuß Entfernung aufhackte.

„Ungefähr zwei Meilen weit von diesem Cairn traf man zwei andere kleinere, welche weder Schriftliches noch sonst irgend etwas Merkwürdiges enthielten, nur eine zerbrochene Steinhaue, mit welcher wohl die Blöcke zur Bildung des Steinhaufens vom gefrornen Boden gelöst sein mochten, und eine gefüllte Theebüchse lag dabei.

„Als John Roß auf seiner zweiten Nordwestreise im Jahre 1829 bis zu dem Victoria-Vorgebirge, dem entferntesten westlichen Punkte, gelangt war, errichtete er auf diesem Punkte einen Steinhaufen von 6 Fuß Höhe, in dessen Schooß er eine gedrängte Erzählung alles dessen niederlegte, was er und die Seinigen geleistet, seitdem England von ihnen verlassen worden war. Er sagt hierüber: es sei so die Gewohnheit der Seefahrer und er befolge sie, obwohl er sehr wohl wisse, daß nicht die geringste Hoffnung vorliege, seine Erzählung werde jemals zu den Augen eines Europäers gelangen; wenn indessen eine Entdeckungsfahrt irgend Jemanden in diese Gegend führen sollte und er fände daselbst die Beweise, daß eine solche Reise bereits gemacht und lange vor ihm Landsleute hier gewesen wären, so sei er überzeugt, daß der Reisende, hier in dieser Einsamkeit umherwandelnd, einen großen Werth legen werde auf das geringste Zeichen, welches ihn an sein Vaterland und an seine Freunde erinnere und es sei ihm fast, als könnte er ihn um dieses Glück beneiden.

„Neunzehn Jahre später kam Sir John Roß, zur Aufsuchung Franklin's geschickt, zwischen die Inseln der Nordwest-Passage, aber er gab sich vergeblich Mühe, dies nämliche Victoria-Vorgebirge zu erreichen und noch zehn Jahre verflossen, bevor der Lieutenant Hobson im Angesichte des von dem ersten Entdecker errichteten Steinhaufens sein Zelt aufschlug.

„Er beeilte sich, den Steinhaufen aus einander zu legen und er fand schon unter den oberen Steinen eine eiserne Büchse, welche ein Pergamen einschloß, auf welchem ein kurzer Bericht der Expedition stand.

„Dieses wichtige Schriftstück ist datirt vom 18. Mai 1847. Es sagt, daß am Bord des „Erebus“ und des „Terror“ Alles vollkommen gut gehe, daß sie im Laufe des ersten Jahres (1845), in welchem sie von England abgereist, in den Wellingtonkanal gedrungen, bis zum 77sten Grad vorgerückt und dann westlich von der Insel Cornwallis ihr Winterquartier genommen hätten

(Insel Beechey). Am 12. September des nächsten Jahres seien sie ungefähr 15 Meilen von der Nordwestküste der König Wilhelmsinsel eingefroren und hätten daselbst ihr zweites Winterquartier gehalten. Der Lieutenant Dore und Herr de Veaux sei mit sechs Mann abgeschickt worden, um dieses Dokument in einer Steinpyramide zu bergen, eben so wie ein zweites, ganz gleichlautendes, das man um eine Tagereise weiter südlich niedergelegt habe.

„Rings um das erste dieser Pergamenblätter waren viele verschiedene Bemerkungen dazugefügt und man ersah daraus, wie es der ganzen Expedition gegangen."



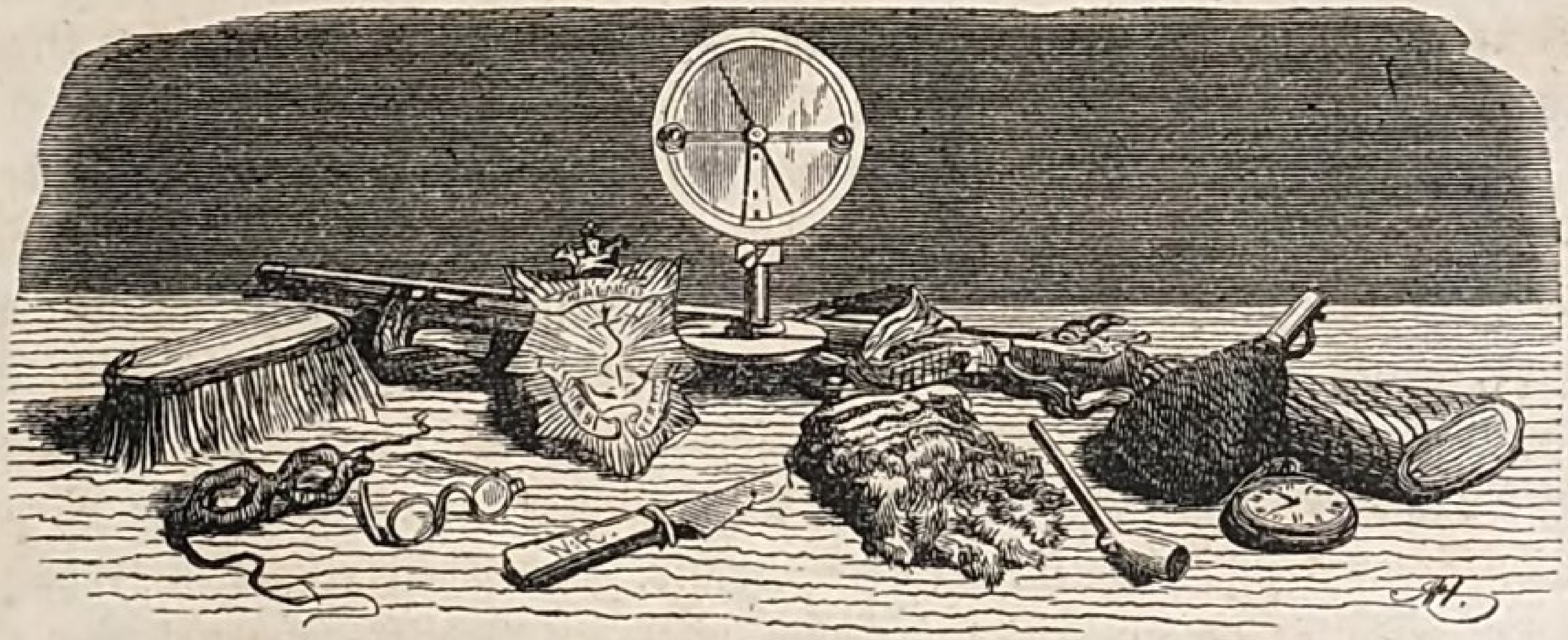
Auffindung der letzten Nachrichten über die Franklin'sche Expedition.

Die wackeren Leute, welche wir hier auf unserem Bilde den Cairn zerstören sehen und welche eben die Entdeckung des Dokuments gemacht haben, waren nicht wenig erstaunt, den kaum gedachten guten Nachrichten so traurige Bemerkungen beigefügt zu sehen, als sie jetzt lasen.

„Die Randschriften waren zwanzig Monate nach der Hauptschrift gemacht, der Cairn war eröffnet und die Nachrichten des Pergamens waren ergänzt worden durch Capitain Crozier; man hatte während dieser Zeit nur funfzehn Meilen nach Süden hin zurückgelegt. Sir John Franklin war am 11. Juni 1847 gestorben, 9 Offiziere und 15 Mann waren ihm vorangegangen oder gefolgt. Die überbleibenden 105 Mann waren unter Capitain Crozier hier gelandet und hatten den früheren, wahrscheinlich durch die Eskimos zerstörten Steinhaufen so wieder hergestellt, wie er jetzt stand. Die Absicht des Capitains ging dahin, am nächsten Tage die Reise nach dem großen Backflusse anzutreten. Unterzeichnet war der Bericht durch Crozier, Capitain des „Terror", Oberbefehlshaber, und durch Fizjames, Capitain des „Erebus".

„Es scheint, als hätten die drei Tagemärsche von dem Verlassen ihrer Schiffe bis zur Ankunft auf diesem Punkte bereits die Kräfte dieser Unglücklichen so sehr erschöpft, daß sie, um mit Bequemlichkeit weiter zu reisen, eine große Menge von Kleidern, Decken und Lebensmitteln aller Art hier zurückgelassen hätten.

„Jetzt, nach zehn Jahren, nachdem dieser Punkt von ihnen verlassen worden, sah man Hacken und Schaufeln, Küchengeräthe, Holz, Stricke, Leinwand und selbst einen Sextanten, mit dem Namen des Verfertigers Friedrich Hornby bezeichnet, umherliegen auf dem Boden oder in demselben eingefroren."



Reliquien der Franklin'schen Expedition, durch Mac Clintock nach England zurückgebracht.
Nach einer Abbildung von H. Valentin.

Unsere Zeichnung giebt uns eine kleine Uebersicht dieses Fundes. In der Mitte des Bildes steht eine magnetische Neigungsnadel, neben dieser zeigt sich ein Ordensstern. Ist derselbe in der richtigen Größe, so muß er, verhältnißmäßig zu der Magnetnadel, die ganze Brust des tapferen Inhabers bedeckt haben. Da, so viel wir wissen, Franklin mit Gibraltar nichts zu thun gehabt hat, der Name dieses Felsenblockes aber unter der Krone zu sehen ist, so mag dieser Stern wohl eine andere Bedeutung als die eines Ordens gehabt haben. Vorne liegt ein Pulverhorn und eine Taschenuhr. Die übrigen Gegenstände, Flinte, Handschuh, Bürste, Schneebrille 2c., erklären sich von selbst.

„Der Lieutenant Hobson ging bis auf einige Tagereisen vom Kap Herschel, ohne irgend eine Spur der Schiffbrüchigen oder eingebornen Amerikaner zu finden. Er ließ für mich (Mac Clintock) einen genauen Bericht dessen, was er gesehen hatte, zurück, solchergestalt, daß ich, vom Westen der König Wilhelmsinsel hierher gelangt, auf das Genaueste von allem unterrichtet war, was man aufgefunden hatte.

„Nachdem ich das Kap Herschel verlassen hatte, hörten auch die Spuren der Eingebornen nach und nach gänzlich auf. Dieser Theil der Insel ist außerordentlich niedrig und zeigt fast gar keine Vegetation, eine große Menge von Inselchen umringt die Westküste und erstreckt sich weit in die Victoriastraße hinein, diese selbst aber war ganz angefüllt mit einer unglaublichen Masse schwimmender Eisberge.

„Unter dem 69sten Grad der Breite und dem 99sten Grad W.-L. von Greenwich angelangt, bemerkten wir ein großes Boot, welches Lieutenant Hobson einige Tage vorher entdeckt hatte. Es scheint, als ob dasselbe eingerichtet gewesen wäre, um den großen Fischfluß hinauf zu fahren, daß es aber verlassen sei, weil es den Unglücklichen nicht möglich gewesen, es mit sich zu schleppen. Es maß 28 Fuß in der Länge und 7½ Fuß in der Breite und stand auf einem schweren, von Eichenholz gemachten Schlitten.

„Eine große Menge verschiedener Gegenstände wurde hier gefunden, auch zwei Skelette lagen in dem Boote, das eine im vorderen Raume, das andere in der Nähe des Steuers. Durch Kleider und sonstige Decken geschützt, waren diese Leichname gänzlich vertrocknet, ohne zerstört zu sein; ein anderes Gerippe, mehr beschädigt, wahrscheinlich durch Thiere, lag in einiger Entfernung auf dem Erdboden. Fünf Taschenuhren, eine beträchtliche Menge silberner Löffel und Gabeln, mehrere Bücher, zum Theil religiösen Inhalts, wurden zerstreut umher gefunden, aber nicht ein Schiffs-Journal oder ein Taschenbuch oder auch nur irgend ein Gegenstand, mit dem Namen des Besitzers versehen.

„Zwei Doppelflinten, geladen und mit Zündhütchen versehen, standen, an die Seiten des Bootes gelehnt, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo elf Jahre vorher ihre unglücklichen Besitzer sie hingestellt hatten. In dem Boot fand ich auch Munition im Ueberfluß, so wie ungefähr 40 Pfund Chocolade, Thee und Taback.

„Das Boot konnte bequem 20—30 Mann fassen, es ist daher zu bewundern, daß man nicht mehr Leichen in demselben oder in der Umgegend gefunden hat, doch da der Boden gefroren war und das Begraben schwere Arbeit gekostet hätte, so mögen dieselben wohl im Freien geblieben und von reißenden Thieren gefressen worden sein.

„Das Boot stand mit seinem Vordertheil nach Nordosten gerichtet und es ist wahrscheinlich, daß seine Bemannung nach dem verlassenen Schiffe hat zurückkehren wollen; wahrscheinlich hatten die Leute nicht mehr Kraft, das schwere Boot zu schleppen und ließen es deshalb mit den kranken, nicht mehr marschfähigen Leuten zurück, nachdem sie denselben Nahrung und Schießbedarf gegeben. Vielleicht wollte man vom Schiffe aus gestärkt wiederkehren, allein die Leute haben weder die Schiffe erreicht, noch sind sie überhaupt

weiter gekommen und die Eskimos erzählten, auf den von ihnen beraubten gestrandeten Schiffen sei keine lebende Seele gewesen, sie fanden am Bord nichts weiter als eine einzige Leiche.

„Der Bucht, in welcher das Boot gefunden wurde, gab man den Namen Erebusbai, das Vorgebirge wurde Kap Franklin genannt.

„Man verließ die Gegend, nachdem man die hauptsächlichsten Sachen aufgenommen hatte. Unter sechs und zwanzig gefundenen silbernen Löffeln trugen acht Franklin's Wappen, die übrigen die Namen anderer Offiziere. Als im Jahre 1830 Sir James Roß das Victoria-Vorgebirge entdeckte, bezeichnete er die beiden Landspitzen, welche er von dort aus sehen konnte, mit dem Namen des Capitain Franklin und seiner Gattin. Sechzehn Jahre später gingen Franklin's Schiffe gerade vor diesen beiden Vorgebirgen zu Grunde."

Die Rückkehr nach den Schiffen wurde nunmehr angetreten und die ferneren Nachforschungen zur Auffindung der Vermißten aufgegeben. Man hatte die Ueberzeugung von dem gänzlichen Untergange derselben erlangt. Von Eskimos war die Gegend nicht besucht worden, denn die Steinpyramiden waren unverletzt und es lagen rings umher eine Masse von Gegenständen, welche die Eskimos sicher nicht liegen gelassen hätten, da sie für sie zum Theile von ganz unschätzbarem Werthe waren.

Was europäische Werkzeuge für Vorzüge haben vor denen der Eskimos, geht z. B. daraus hervor, daß, als Mac Clintock in der Nähe des magnetischen Pols sich von drei Eskimos zwei Schneehütten bauen ließ, er einem jeden derselben eine starke Nähnadel gab und die Leute sich damit für reichlich bezahlt hielten. Er macht die Bemerkung, daß in den Jahrbüchern der Baukunst ein solcher Preis für Erbauung zweier Häuser wohl noch nicht vorgekommen sei.

Nicht ohne Beschwerde, aber doch vollkommen glücklich, wurde die Rückreise nach dem „Fox" angetreten und derselbe bald erreicht.

Hinsichtlich der nordwestlichen Durchfahrt bemerkt Mac Clintock, daß nach den Erzählungen der Eingebornen das Eis um das Kap Victoria her in jedem Jahre fortgehe und das Wasser freilasse. Die Victoriastraße ist wenig über 20 Meilen breit und wohl zu befahren, aber es drängt sich aus dem offenen Meere her eine solche Masse Eis darin zusammen, daß man es nur so bewerkstelligen kann, daß man mit dem Packeise treibt, während ostwärts von der König Wilhelmsinsel ein bei weitem weniger gefährlicher Kanal um die Insel führt, die James Roßstraße, welche Franklin jedoch nicht befuhr, da nach den Angaben von John Roß die König Wilhelmsinsel nicht als eine solche, sondern als festes Land zusammenhängend mit Amerika bezeichnet wurde.

Auf diesem Wege ist das Zwischenglied gefunden zwischen den Entdeckungen an der Nordküste von Amerika, welche man von der Behringsstraße aus machte, und dem Inselmeer, welches man von Osten her befuhr. Die Entdeckungen von Parry reichen so weit nach Westen und die von Franklin und Richardson so weit nach Osten, daß beide über einander hinausgreifen. Dadurch, daß Franklin in die Victoriastraße hineinfuhr, hat er das Mittelglied wirklich aufgefunden und er wäre glücklich gewesen auf seiner Fahrt und wäre durch die Behringsstraße zurückgekehrt, wenn er nicht westlich, sondern östlich von König Wilhelmsinsel gefahren wäre. Mac Clintock war es nun, der den richtigen Weg, wenn auch nicht zu Schiffe, gemacht hat. Für die Geographie ist die Sache jetzt festgestellt und die lange gesuchte Durchfahrt ist da, es ist sogar unzweifelhaft, daß es sehr verschiedene Wege giebt, um sie zu machen, aber eben so unzweifelhaft, daß die ganze Entdeckung für die Schifffahrt auch nicht die allergeringste Wichtigkeit hat, denn im Laufe eines Sommers kann die Reise nie gemacht werden und will man zwei Sommer mit dem ganzen dazwischen liegenden zehn bis elf Monate langen Winter daran wenden, so hat man keine Zeit gespart, sondern um die Hälfte mehr verschwendet, als wenn man um das Kap der guten Hoffnung gereist wäre, abgesehen davon, daß dieser Weg der bei weitem weniger gefahrvolle und beschwerliche, der bei weitem weniger kostspielige ist.

Nachdem die ausgesendeten Expeditionen wieder zum Schiffe zurückgekehrt waren, wurde alles zur Rückkehr nach Europa vorbereitet, aber erst am 9. August, nachdem das Meer schon über einen Monat offen war, gestattete der Wind die Abreise, der bisher immer gegen das Land gedrängt hatte und stets ein Scheitern an den felsigen Küsten befürchten ließ. Zwanzig Tage dauerte die Reise durch das Labyrinth von eisvollen und eisfreien Kanälen. Am 29. August lag der „Fox" an der Küste von Grönland, setzte daselbst seine Eskimos aus und kehrte nunmehr nach England zurück, woselbst er am 21. September zu Portsmouth ankerte. Mac Clintock eilte sofort nach London, um sich der Admiralität zu stellen, und brachte wenige Tage darauf die arktische Denkmünze zurück.

So ist denn das große Kapitel von der Durchforschung des Nordens von Amerika zugleich mit der Auffindung der traurigen Ueberbleibsel der Franklin'schen Expedition geschlossen. Es ist eine Durchfahrt vorhanden, aber man kann sie nicht benutzen, die Franklin'sche Expedition ist gefunden, aber was man fand, waren Leichen und Trümmer.

Die nordischen Völker.

Eskimos.

Welche Anstrengungen, welche Kosten und welchen ungeheuren Aufwand von Kräften und von Geldmitteln fordert das Befahren dieser Gegenden durch Europäer und wie geringfügig sind die Mittel, durch welche der Eingeborne die Schwierigkeiten besiegt.



Kajak eines Grönländers, die Brandungswellen durchschneidend. Nach Kane.

Solche Brandung zu durchschneiden, wie wir auf der kleinen Zeichnung vor uns sehen, würde ein europäisches Schiff, und wäre es eisenfest gebaut, nicht wagen können, weil, wo die Wellen in solcher Art branden, gewöhnlich nicht genug Tiefe ist, um dem Schiffe Fahrbahn zu geben, und ein gutes, tüchtiges, seefähiges Boot, von zwanzig Matrosen geführt, würde es nicht wagen wollen, weil das Umschlagen allen den Tod in den Wellen bringen müßte.

Der Eskimo durchschneidet mit seinem leichten Kahn, aus Fischbein und Wallfischrippen zusammengesetzt und mit Seehundsfell überzogen, die Wellen furchtlos, er allein regiert mit seinem Doppelruder das Schiffchen, nicht der Schaum der Woge, nicht die Eisklumpen, welche ihn umtanzen, jagen ihm Furcht ein, er hat einen Seehund vor sich und er wird ihn trotz Wind und Wellen und trotz aller Eisschollen und Eisberge erlangen

und damit zu seiner Familie zurückkehren und sie für acht Tage mit Nahrung versorgen.

Erinnern wir uns an das, was wir oben über den Proviant für die Schiffe gesagt haben, welche nach dem Norden abgesendet wurden. Welche Massen von Nahrungsmitteln man dort aufgeführt, welche unglaubliche Menge von eingebildeten Bedürfnissen wurden da befriedigt und waren wirkliche Bedürfnisse geworden dadurch, daß sie befriedigt wurden. Was von allen diesen kennt der Eskimo, er hat weder Brot noch Chocolade, weder Pemmikan noch getrocknete Gemüse, weder Weine aller Art noch gesalzenes Fleisch, weder Thee noch Kaffee, weder Bier und Branntwein noch eingemachte Früchte oder Fruchtsäfte oder Zucker ꝛc. ꝛc.

Zu seiner gefährlichen Reise stärkt er sich durch eine gute Portion getrockneter und frischer Fische und wenn er heimkehrt von seiner Jagdpartie, vielleicht zehnmal umgeschlagen, mit dem Kopf nach unten, mit dem Kahne oben schwimmend und nur durch seine Geistesgegenwart und Kraft seines mit dem kurzen Ruder bewaffneten Armes sich wieder erhebend und aufrecht sitzend — wenn er zurückkommt von dieser Jagd, so legt er sich in seinem Zelte oder in seiner Schneehütte nieder, er und seine liebe Frau liegen auf dem bloßen Boden, mit dem Gesichte zu einander gekehrt, haben lange Streifen Speck aus der Seehundshaut geschnitten und schieben sie einander gegenseitig in den Mund so lange, bis dieser ganz gefüllt ist, dann wird der übrig bleibende Speckstreifen dicht vor dem Munde abgeschnitten und hierauf saugen die Glücklichen den frischen, saftigen Thran aus dem Speck, schlucken ihn mit Entzücken hinunter und drücken auch die ausgesogenen Fasern noch den Schlund hinab, und ist dieses geschehen, erzeigt ein Jeder dem andern von neuem den gedachten Liebesdienst und so schlucken und essen sie, bis sie außer Stande sind, noch etwas hinabzubringen; dann hängt die Frau noch ein gewaltiges Stück von dem Fleisch recht in und über dem Qualm der großen Schüssel, welche ihnen als Lampe und als Feuerheerd dient und dann legen sie sich schlafen und wenn sie am Morgen erwachen, finden sie den Seehundsbraten köstlich geschwärzt durch den Qualm der dreißig Dochte und die Dochte wiederum genährt durch das Fett, welches sie selbst aus dem Seehundsbraten geschmolzen haben, und sie erfreuen sich eines Frühstücks, welches ihnen besser schmeckt, als dem Könige sein Moccakaffee oder seine Vanillechocolade, und die geschwärzten, thranglänzenden Gesichter geben Zeugniß von dem Eifer, womit sie sich der süßen Arbeit des Frühstückens hingegeben haben.

Oder die guten Leute wollen ein Rennthier, ein Elenn, vielleicht gar einen weißen Bären erlegen; sie brauchen dazu nicht Schlitten, welche fortzuziehen man dreißig Menschen anspannen muß, sie binden sich ein Paar

Rippen eines Wallfisches unter die Füße oder sie machen sich ein noch viel leichteres Gerüste von Fischbein und Holz und überziehen dieses mit Seehundsfellen. Darauf stehend sind sie nicht nur im Stande, dem Bären zu entkommen, wenn der Angriff ihnen zu gefährlich sein sollte, sondern sie verstehen auch, das Rennthier und das Elenn einzuholen und sie brauchen keine Doppelflinten und keine gezogenen Büchsen, um diese Thiere zu schießen, ihr Speer, dessen Spitze aus einem Feuerstein und dessen Schaft aus einem Narvalzahne gemacht ist, genügt zu jeder solchen Jagd.


Eskimos auf Schneeschuhen. Nach Kane.

Um in größerer Ferne zu treffen, haben sie sehr starke Bogen und verstehen einen 5 bis 6 Fuß langen, mit Feuerstein bewehrten Pfeil auf große Entfernungen fortzusenden. Ueberhaupt ist der Eskimo bei weitem geschickter, als man glaubt, seine Geräthschaften, seine Waffen, seine Ruder sind äußerst sauber gearbeitet, oft mit Schmuck von Wallfischzähnen, von Fischschuppen, von den Zahnspitzen der Hunde ausgelegt. Sie zerschlagen die glasharten Hauer der Meeressäugethiere und verstehen die Splitter in beliebige Formen zu bringen, worauf sie dieselben schleifen und poliren.

Ist ihr Kajak schon etwas meisterhaft Gearbeitetes, so ist es noch mehr das Omiak oder das Weiberboot. Das Gerippe desselben ist gewöhnlich aus langen Holzscheiten zusammengesetzt, welche sie mit unsäglicher Mühe dadurch machen, daß sie ein ihnen passend scheinendes Stück Holz der Länge nach so viel mal spalten, bis die einzelnen Scheite die erforderliche Dünnheit und Schlankheit haben.

Aber wie spalten sie solch' ein starkes Stück Holz ohne Axt oder Beil? ohne Säge?

Sie bohren ein Loch neben dem andern durch das Holz, bis es seiner ganzen Länge nach in einer Linie Loch an Loch zeigt, dann treiben sie einen Feuersteinkeil in die so geschwächte Stelle und fahren, wenn der Spalt gelungen ist, bei den einzelnen Hälften eben so fort, wie sie es mit dem Ganzen machten.

Nun erst wird die rauhe Oberfläche durch das Messer oder durch Feuersteinsplitter oder endlich durch Schleifen auf Sandstein geebnet.

Das Gerippe solch' eines Bootes ist stark genug, um einen kleinen Mast und ein Segel, aus Seehundsdärmen zusammengenäht, zu tragen, und es ist groß genug, um 50 Personen zu fassen; es wird aber nie von Männern

geführt, dieselben würden eine solche Zumuthung für die größte Schande halten. Als die Eskimos zuerst mit europäischen Schiffen in Berührung kamen und ein Dutzend Matrosen die Ruder führen sahen in einem Boote, fragten sie ganz verwundert, ob alle Frauen der Engländer Bärte hätten, so wenig kam es ihnen möglich oder denkbar vor, daß Männer in einem großen Boote gemeinschaftlich ruderten.

Das nachstehende Bild zeigt uns ein solches Omiak, im Begriff, seine Ladung aufzunehmen, ein Paar Weiber sind bereits darin, die anderen Eskimos nähern sich demselben, die Scenerie zeigt uns ein Paar jener wunderbaren Felsobelisken, wie sie in der Melvillebai nicht selten sind.



Omiak oder Weiberboot in der Melvillebai. Nach einer Zeichnung von Kane.

Die äußere Umkleidung des Omiak besteht aus Robben- oder Wallroßfell und es wird gewöhnlich gebraucht, um die ganze Familie mit ihrer gesammten fahrenden Habe für den Sommeraufenthalt vom Festlande nach den Inseln zu führen.

Südlich von den Eskimos wohnen auf dem Festlande von Amerika einige wilde Stämme von Louchux und Tinné, von Hundsripp-Indianern u. s. w. Diese sich für sehr viel erhabener haltenden Wilden haben einen blutdürstigen Haß gegen die Eskimos, welcher so entsetzlich ist, daß er immer mit Mord endet. Mehrere Missionaire haben sich alle ersinnliche Mühe gegeben, diesem Hasse Einhalt zu thun, doch ganz vergeblich. Es gehört nicht etwa eine Beleidigung dazu, es genügt, daß zwei Leute so verschiedener Stämme sich begegnen, um sich zu ermorden. Der Nordpolreisende Hearne hatte am Kupferminenfluß Gelegenheit, Proben dieses Ingrimmes zu sehen. Es begleiteten ihn einige Indianer vom großen Bärensee nord-

wärts. Es kehrte einer ihrer Kundschafter von einem Zuge zu ihnen zurück und verkündigte, daß sich an der Mündung des Flusses einige Familien von Eskimos aufhielten.

Hearne sah, welche Wuth diese Nachricht in ihnen erregte, er sah ihre Augen leuchten, er hörte ihre Zähne knirschen, eine wahre thierische Wuth malte sich auf ihren Gesichtern. Er fragte nach der Ursache und sie standen nicht einen Augenblick an, ihm zu sagen, daß vor ihnen Eskimos lagerten und daß sie dieselben ermorden wollten.

Durch Bitten sie zu bewegen, von diesem furchtbaren Vorhaben abzustehen, war ganz vergeblich, das Herz eines hungrigen Wolfes, welcher der Mutter das Kind geraubt hat, wäre eher zum Mitleid zu bewegen gewesen, als die Herzen dieser grimmigen Wilden, und mit Gewalt sich ihrem Vorhaben zu widersetzen, würde nur Hearne's Tod herbeigeführt haben, ohne die anderen zu retten. Um Hearne zu hindern, die Eskimos zu warnen, erklärten sie, heute nicht weiter gehen zu können, mit der sinkenden Sonne aber schlichen sie lautlos den Zelten näher und überfielen dann, als die Sonne tief am Horizont stand, die armen schlafenden Leute; alle, welche dort waren, Männer, Weiber, Kinder, wurden ermordet.

Als die Bösewichter aufgebrochen waren zu ihrem Mordwerke, hinderten sie den Reisenden nicht, mit ihnen zu gehen, denn jetzt, wo ihre Opfer schliefen, konnte selbst lautes Schreien sie nicht mehr retten und so wurde er Zeuge der gräulichsten Schandthat. Die unglücklichen Opfer wurden nicht getödtet, sondern todt gemartert, sie starben langsam unter den zerfleischenden Beilen und Messern. Ein junges Mädchen floh zu Hearne's Füßen, um dort Schutz zu suchen, aber ganz vergeblich bemühte er sich, dieselbe vor dem ihr drohenden Schicksal zu bewahren, die Wilden nagelten die Unglückliche auf dem Rücken liegend mit Armen und Beinen durch ihre langen Speere am Boden fest und während dieselbe sich in den entsetzlichsten Schmerzen krümmte, zeigte der Häuptling lachend auf sie und sagte zum Reisenden, wenn er ein Eskimomädchen heirathen wollte, so befände sie sich jetzt in der bequemsten Lage dazu.

Im gelegenen Falle machen natürlich die Eskimos es eben so. Auf einem Jagdzuge begegneten sich zwei solcher feindlichen Trupps von Eskimos und Kutschins. Die Zahl der streitbaren Männer mochte auf beiden Seiten gleich groß sein, darum griffen sie einander nicht an, denn im offenen Kampfe besteht kein Wilder seinen Feind, er versteht nichts anderes, als zu schleichen, zu überfallen, aus dem Hinterhalte zu morden.

Nachdem die beiden Trupps sich friedlich neben einander gelagert, ausgeruht und einen Theil ihres Mundvorraths verzehrt hatten, machten die Eskimos den Vorschlag, ihre jungen Leute sollten mit einander tanzen, ein

Vergnügen, welches man in der Behringsstraße so gut wie in der Rivolistraße kennt, wenn schon die Art des Tanzes eine gewisse Verschiedenheit haben mag.

Der Vorschlag wurde angenommen, die Waffen auf beiden Seiten abgelegt und unter schallendem Gelächter wurde der Tanz aufgeführt.

Da klatschte der Eskimohäuptling in die Hände und in demselben Augenbick blitzten die Messer der Eskimos, welche sie nach ihrer Landessitte im Aermel tragen, plötzlich in ihren Händen und eben so plötzlich waren die jungen Indianer sämmtlich ermordet.

Ein furchtbares Geheul erhob sich unter den Wilden, sie waren erstarrt vor Schreck, sie mochten den kleinen fetten Eskimos eine solche Verwegenheit gar nicht zugetraut haben; nun aber ergriffen sie ihre Waffen und stürzten auf jene zu und ein blutiger Kampf entstand, in welchem sich die Eskimos, durch die jetzt vorhandene Uebermacht ermuthigt, ganz besonders tapfer zeigten, aber sie hatten nur Speere und Bogen, die Kutschins aber hatten Feuergewehre und so siegten sie vollständig und keiner der Eskimos entkam, der da hätte erzählen können von dem Vorfall. Die Indianer scalpirten ihre Feinde und überließen sie den Wölfen zur Beute, dann begruben sie die Opfer ihrer Nachlässigkeit und zogen, Klagelieder singend und Rache drohend, davon. Auf solche Weise reiben die Wilden einander auf und ihre Reihen werden mit jedem Jahre lichter.

Die erste Bekanntschaft mit den Eskimos machte man durch die Entdeckung von Grönland und bald nachdem diese große Insel in den Besitz von Dänemark gekommen und von dort her colonisirt wurde, ist auch das Christenthum unter ihnen eingeführt und von den Missionairen, welche von Zeit zu Zeit dorthin gehen und welche in der Sprache der Eskimos und ihren verschiedenen Dialekten wohl unterrichtet sind, stammt unsere ganze Kenntniß von diesem eigenthümlichen Volke her.

Die Leute wohnen in einem Lande und unter Einflüssen eines Klima's, wovon wir in den vorliegenden Blättern schon manche schöne Probe gesehen haben. Sie haben mithin aus dem Pflanzenreiche kaum irgend eine Nahrung zu ziehen, höchstens kann man das Löffelkraut als ein Medicament, keineswegs als eine Speise anführen. Von Wurzeln, von Früchten oder Getreide ist nur im Gärtchen des Missionairs der Colonie die Rede, ein regelmäßiger Gemüse- oder Getreidebau wäre dort ganz unmöglich, nicht, weil ihr Wohnsitz innerhalb des Polarkreises liegt, sondern weil er in Amerika oder dessen Nähe liegt, woselbst die Temperatur eine bei weitem niedrigere ist, als unter gleichen Breiten in Europa.

Die Eskimos sind mithin ausschließlich auf Fleischnahrung angewiesen, da aber wieder dieses ihr Gebiet so überaus arm an Pflanzen ist, so ge-

währt es auch der Thierwelt eine äußerst spärliche Nahrung. Das Rennthier in Grönland, dieses und der Bisamstier so wie das Elenn auf dem Festlande von Amerika und den daran grenzenden Inseln sind nicht zahlreich genug, um die Eskimos, obschon sie gegenwärtig kaum mehr als 30,000 Köpfe zählen, zu ernähren; der Polarbär ist ein zu gefährlicher Feind, um gerade aufgesucht zu werden und vermehrt er auch ihre Hülfsmittel am Lande keineswegs, da er als ein sehr gefräßiges Raubthier noch vieles Wild vertilgt oder verscheucht.

Hieraus geht hervor, daß die Eskimos zwar auf thierische Nahrung, aber eigentlich ausschließlich auf Nahrung von den Seethieren angewiesen sind und diese sich zu verschaffen ist das ganze Ziel und Bestreben der armen Leute.

„Welch' ein Meer aber es ist, dem sie die Beute abzujagen haben, wissen wir auch bereits und in diesem furchtbaren, von Stürmen durchwühlten, mit tanzenden Eisklippen besäeten Meer geht der Eskimo seiner Jagd nach in einem Kahn von der Haut des Seehundes, welchen er sich mit Riemen um die Hüften schnallt und bindet, um den unteren Theil seines Körpers vollkommen gegen das Wasser zu schützen. Mit diesem schwächlichen, leicht zerstörbaren Fahrzeuge, welches einen Theil seines Körpers auszumachen scheint, durchschneidet er die Wellen, greift er Seelöwen und Wallrosse, ja selbst das größte Thier der Erde, den Wallfisch, an und besiegt dieselben lediglich durch Pfeile und Bogen von Fischbein und Speere mit Spitzen von Fischgräten, welche zwar nur leicht verwunden, aber da sie unzählige Widerhaken haben, nicht wieder aus der Wunde herausgehen und das Thier dadurch an der Flucht verhindern, daß ein Riemen aus Wallroßhaut, mit einem stark aufgeblasenen Seehundsfell versehen, daran befestigt ist, welches dem Thiere das Untertauchen äußerst schmerzhaft macht und es zwingt, an die Oberfläche zurückzukehren, wo dann sofort ein zweiter Speer es trifft und ein neuer Schlauch ihm das Untertauchen noch mehr erschwert, bis es endlich verblutet und der Eskimo in seinem kleinen, kaum 8 Fuß langen Kahn den Seelöwen von 12 Fuß Länge oder das Wallroß von 20 Fuß Länge hinter sich herschleppt.

Die Jagden auf die größeren von diesen Thieren sind immer sehr gefährlich und nicht selten gehen die Jäger dabei zu Grunde. Wunderbar aber ist die Zähigkeit, die Widerstandsfähigkeit dieser Leute. Es trifft sich oft, daß zwei mit einander nicht im Kajak, sondern auf dem Eise diesen Thieren nachstellen. Sie legen sich auf die Lauer, kriechen langsam bis an den äußersten Rand des am Lande festsitzenden Eises und warten das Auftauchen des Wallrosses ab. Sobald dieses sich zeigt, so nahe, daß ein Speerwurf es erreichen kann, sitzt demselben natürlich die Lanze zwischen den

Rippen, denn der Eskimo ist in Führung dieser Waffe außerordentlich geschickt.

Das verwundete Seeungeheuer geht nun seinerseits zum Angriff über, es erklettert sofort die Eisscholle und man darf nunmehr nicht fliehen, sondern man muß ihm Stand halten, weil es andernfalls in das Meer zurückkehrt und dann die Beute verloren ist.

Wie ungeschickt das Thier auch sein möge, so ist doch seine Kraft und seine Größe immer höchst gefährlich.

Sind nun die Jäger Sieger geworden, so heißt es, das riesige Thier nach Hause schaffen; dies geschieht natürlich nur stückweise, bei der Arbeit aber überrascht die Leute ein Sturm, der in jedem Augenblick bereit ist, Unheil anzurichten und dessen Erscheinung so vollkommen unerwartet ist, daß sie jeder Beobachtung und Berechnung spottet.

Der erste Windstoß erregt das Meer und die Wogen brechen die Eismasse vom Ufer ab. Da treiben die Unglücklichen mit sammt der Beute ihrer Jagd auf dem Eise dahin; das immer unruhiger werdende Meer schleudert die Scholle auf und ab, der Wind droht sie wegzufegen und sie müssen sich an dem eben erlegten Meeresthiere festhalten, um nicht fortgeblasen zu werden.

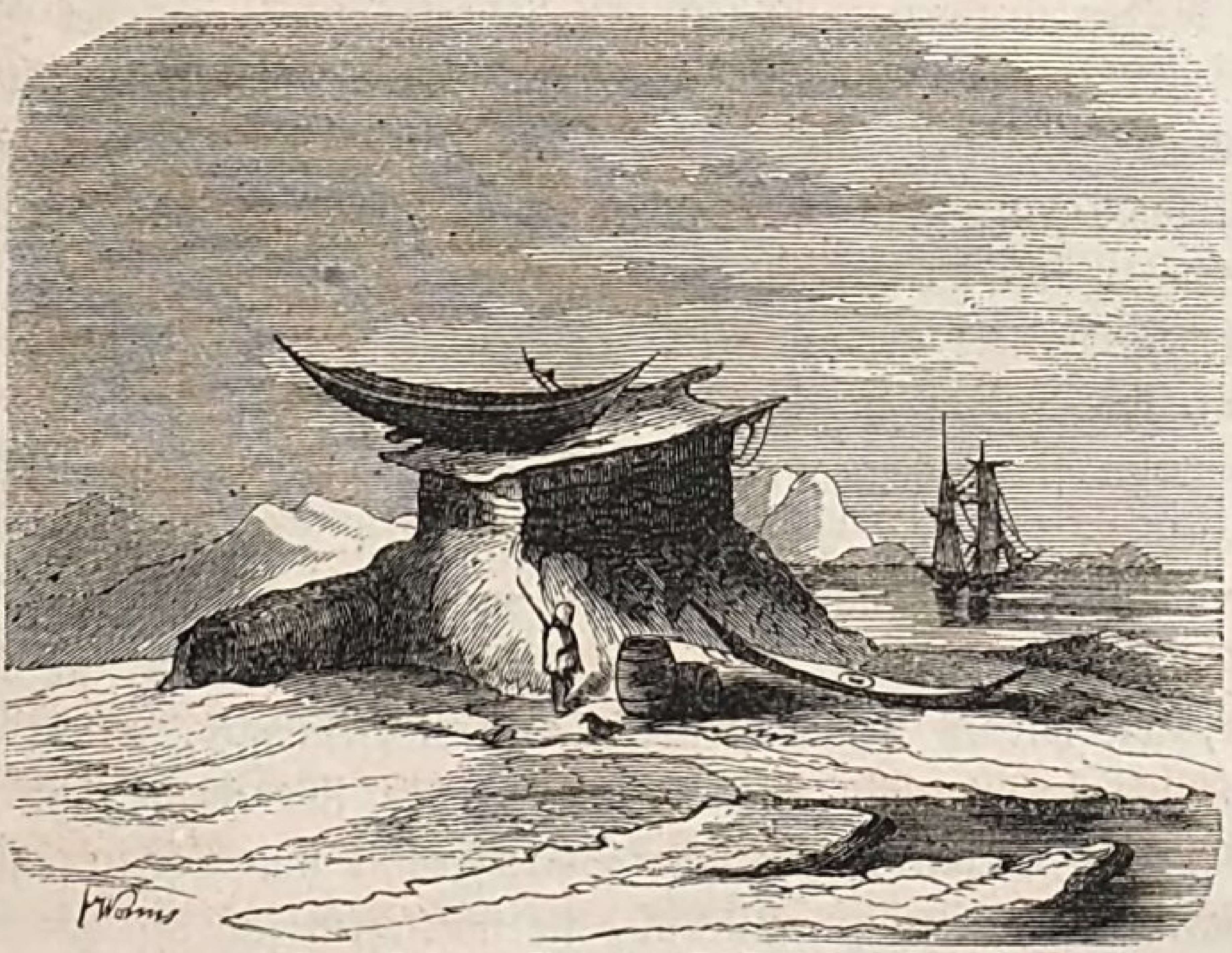
Begegnen sie einem Eisberge, so können sie sich vielleicht retten, denn solcher Eisberg zertrümmert nicht so leicht, die Scholle aber würde bei dem nächsten Zusammenstoß mit einer anderen zertrümmert werden und sie in das kalte Grab sinken.

Retten sie sich auf einen Eisberg und gelingt es ihnen nicht, das Wallroß mit hinaufzuschaffen, so erliegen sie, wenn sie auch dem nassen Tode entgehen sollten, doch dem Hunger. Alles, was sie also davon mit hinaufbringen können, bergen sie auf der rettenden Insel und genau in dieser Weise geschieht es hundertfältig, daß die Eskimos die Hälfte der Baffinsbai entlang treiben, bis am südlichen Grönland oder an der Küste von Labrador der Eisberg auf den Grund geht. Dann haben sie wieder eine Landreise von hunderten von Meilen zu machen, um in ihre Heimath zu kommen.

In der Regel besorgen sie die ganze Arbeit der Fischerei und Jagd nur während des Sommers und häufen dabei so viele Vorräthe auf, als irgend möglich, und zwar meistentheils mehr, als sie für den folgenden sehr langen Winter brauchen; wenn aber einmal der Fischfang nicht reichlich genug ausfiel und sie also während des Winters ihre Lebensmittel erneuern müssen, sind sie gerade solchen Fährlichkeiten, wie die eben gedachten, häufig ausgesetzt.

Ihre Vorräthe werden nicht in Kellern oder Gruben, sondern auf Gerüsten hoch über der Erde aufbewahrt, um dieselben gegen die Raubthiere

und gegen ihre eigenen Hunde zu schützen. Diese Gerüste werden von Treibholz gemacht und der Eskimo nimmt Pfähle und Dachsparren von demselben Holz, von welchem unsere Tischler ihre feinsten und theuersten Fourniere schneiden; die Meeresströmung führt ihnen nämlich das Holz zu aus dem mexikanischen Meerbusen und so erhalten sie Grenadilleholz, Brasilienholz, Mahagoni-, Cedern-, Palmen- und anderes Holz aus den südlichsten, segensreichsten Gegenden, meistentheils mehr als sie irgend wie, selbst wenn sie damit feuern wollten, vertilgen können; mitunter aber wird es allerdings auch nicht in solcher Menge ausgeworfen und darum brennen sie selbst bei sonstigem Reichthum daran doch dieses Treibholz nicht, es ist ihnen Nutzholz und sie brennen statt dessen den Thran der Meeressäugethiere.



Eskimowohnhaus. Nach einer Zeichnung von Kane.

Ihre Häuser, von denen unsere Zeichnung eine getreue Ansicht giebt, sind gewöhnlich in die Erde vertieft, falls es die Oertlichkeit erlaubt, oder wenn sie über derselben stehen, auf flacher Erde. Da kein Abhang, kein Hügel das horizontale Eindringen gestattet, sind sie wenigstens bis über die Hälfte ihrer Höhe mit Erde beschüttet. Sie sind aus über einander gelegten Bäumen von Treibholz gemacht, haben eine ähnliche Bedachung und auch einen aus Holz gebildeten Kanal, welchen wir auf der linken Seite sich öffnen sehen und der als Eingang dient und zugleich der Aufenthalt der Hunde ist. Auch dieser Gang ist ganz mit Erde bedeckt. Das Dach dient gewöhnlich zur Aufbewahrung des Weiberbootes, der Kajak steht immer unten,

in der Nähe des Wassers. Unsere Zeichnung läßt noch ein Paar Tonnen sehen; diese sehr geschätzten Gefäße sind natürlich nicht von der Arbeit der Eskimos, sondern sind von Wallfischfahrern, welche stets im Verkehr mit denselben stehen, eingetauscht.

Es scheint, als seien die Eskimos ein ziemlich gutartiger Menschenschlag und jene Grausamkeiten, von denen wir weiter oben sprachen, kommen wohl nur zum Vorschein, wenn sie mit so grimmigen Feinden, wie jene Indianer sind, zusammentreffen. Man findet z. B., daß sie ihre Frauen freundlich behandeln, etwas, wovon der nordamerikanische Wilde schon gar keinen Begriff hat. Die Frau ist dem Eskimo Gefährtin, Freundin, Gehülfin, aber nicht Sklavin, was man schon immer ein Zeichen von Gesittung nennen muß, von einer Gesittung, die man selbst im südlichen Europa, z. B. bei den christlichen Serben, Montenegrinern &c. nicht findet.

Die Wilden in Nordamerika strecken sich, sobald sie von der Jagd kommen oder überhaupt wenn sie nichts zu thun haben, auf ihrer Wolfs- oder Bärenhaut aus und thun nichts, ja sie würden es für eine Entehrung halten, wenn man ihnen zumuthen wollte, irgend etwas zu thun. Nicht so mit den Eskimos, welche die Hütten bauen, Pfeile und sonstige Waffen schnitzen, Kähne ausbessern, die großen Felle der Meeressäugethiere spannen, um sie zu trocknen, ihre Hunde abrichten, kurz, sich beschäftigen.

Und wenn sie beschäftigungslos sind, wenn ihre Arbeiten alle gethan, so überlassen sie sich den Freuden der Geselligkeit. Beinahe niemals steht eine Eskimohütte allein, immer sind ihrer mehrere zu einem Dorfe vereinigt und abwechselnd kommen sie bei dem oder jenem zusammen, sie halten ein Kränzchen, wie wir es nennen würden, eine Gesellschaft, welche in einem gewissen Kreise herumgeht. Hier unterhalten sie sich zwar nicht über das Gleichgewicht der Staaten, oder über Völkerfreiheit und Völkerfrühling, aber sie sind darum nicht weniger glücklich, sie überlassen sich der ausgelassensten Freude, dem herzlichsten Gelächter, denn sie sind voll Laune, voll Witz und Satyre und ihre Gespräche, wie eng auch der Kreis ist, in welchem sie sich bewegen, sind stets voll versteckter Anspielungen auf dieses oder jenes Ereigniß, auf diese oder jene Untugend eines der Anwesenden, nur bis so weit sind sie in der Civilisation noch nicht vorgeschritten, um auch die Abwesenden zu hecheln und in dieser Hinsicht haben sie von uns Europäern noch sehr viel zu lernen.

Die Eskimos singen und zwar meistentheils satyrische Lieder, welche sie im Augenblicke des Vortrages selbst dichten und componiren, sie sind Improvisatoren in dem Sinne, wie es Steyermärker und Tyroler sind, sie ahmen dabei vortrefflich die Eigenheiten anderer Menschen, vorzugsweise der Europäer, in Worten, Mienen und Geberden nach, sie halten aber auch

förmliche Wettgesänge, wobei es darauf ankommt, die Pointe des Vorsängers glücklich aufzufassen und eine gescheidte, witzige und doch in ihrer Art metrische Antwort zu geben, worauf der erste, oder wenn es im Kreise herumgeht, der dritte, vierte oder fünfte wieder in gleicher Weise scherzhaft satyrisch antworten muß.

So halten sich die Leutchen ganz wohl die Langeweile fern und heiteres Gelächter und lauter Beifall belohnt denjenigen, der die gescheidtesten Antworten gegeben hat und es mag wohl sein, daß eine grünlich bräunliche und sowohl räucherige wie fettige Eskimoschöne mit gleicher Liebe und gleichem Stolz von ihrem Anbeter spricht, wie im Mittelalter das deutsche Edelfräulein von dem Ritter, der ihre Farben im Turnier über alle anderen siegen machte.

Es verkürzt sich auch wohl der Eskimo einen Wintertag, indem er auf seinen Schneeschuhen zur nächsten Niederlassung eilt oder indem er sich von fünf Hunden pfeilschnell dahin ziehen läßt. Wenn ihm in diesem Falle nur nicht die Hunde seinen Schlitten auffressen; das kann nämlich wohl geschehen, nicht, weil eben die Kufen des Schlittens von Wallfischrippen gemacht sind, sondern weil die Seitenwände desselben, zwischen denen der Eskimo sitzt, aus Tafeln von zusammengefrorenen Fischen bestehen, welche, härter und fester als Bretter, zu dem gedachten Behufe nicht nur sehr wohl zu brauchen sind, sondern eigentlich allein gebraucht werden können, da es an Brettern und allem, was diesen ähnlich ist, gänzlich mangelt.

Der Geselligkeitstrieb führt die Eskimos gewöhnlich zum Zusammenwohnen mehrerer Familien in einer Hütte. In diesem Falle ist dieselbe in so viele Theile getheilt, als Familien darin sind und jede Familie hat ihre eigene Thranlampe, welche sowohl als Kochheerd wie als Erleuchtungsmittel gebraucht wird. Aber wenn auch in solcher Behausung ein entsetzlicher Qualm, eine furchtbare Hitze und der allerübelste Geruch vorwalten sollte, so waltet doch auch der Friede darin. Die drei oder vier bei einander wohnenden Familien wechseln nie ein unfreundliches Wort mit einander und was vielleicht noch auffallender ist, es kommen gar keine Unsittlichkeiten vor, nie giebt eine Familie der andern Gelegenheit zur Eifersucht und der Begriff „uneheliches Kind“ ist dem Eskimo völlig unbekannt; nicht etwa, weil sie überhaupt keine Ehe haben, sondern weil Verbindungen, die einmal geschlossen sind, es für immer sind und weil sie nicht geschlossen werden ohne Einwilligung der beiderseitigen Eltern.

Wie die mehrsten Fischervölker, welche während einer bestimmten Jahreszeit den Vorrath häufen müssen für die anderen Zeiten, sind sie sorglich, denken sie an die Zukunft, überlassen sie sich nicht unbesonnen dem Moment. Wie die mehrsten Völker, welche stets mit Gefahren zu kämpfen haben, sind

auch die Eskimos überlegend und dadurch geschickt, Gefahren zu bekämpfen oder sich ihnen zu entwinden; sie sind ferner nicht jähzornig und auch, außer gegen räuberische und blutgierige Feinde, wie die nordamerikanischen Wilden, nicht rachsüchtig, aber sie sind tapfer und zugleich schlau und darum von ihren Nachbarn als Feinde sehr gefürchtet. Sie sind gastfrei, gutmüthig und, wie es scheint, ohne Mißtrauen. Jene Fabel, daß sie dem Gaste, der bei ihnen einkehrt, alles, selbst Frau und Töchter, zur Disposition stellen, ist längst widerlegt, wenn sie ja der Widerlegung werth war.

Es giebt einige wenige Eskimostämme, welche, vom Meere zurückgedrängt, in das Innere des nordamerikanischen Festlandes geschoben sind, diese haben allerdings größtentheils den Charakter der Fischer-Eskimos verloren. Sie unterscheiden sich nur noch in Sprache und Gesichtszügen von den übrigen Nordamerikanern, denn sie sind aus dem natürlichen Element, sie sind von dem Boden, auf dem sie sich heimisch fühlten, verdrängt und haben mit dem Verlust desselben zugleich die Eigenthümlichkeiten verloren, welche damit verknüpft waren. Sie sind zu Jägervölkern geworden.

Die Lappen.

Wir haben unsere Aufmerksamkeit bis hierher vorzugsweise der westlichen Hälfte der Erdkugel zugewendet, aber auch die östliche hat ihre Eigenthümlichkeiten und schon der Norden von Europa, Lappland, bietet derselben viele, höchst bemerkenswerthe dar. Dort wohnt ein kleines Völklein, die Samolatschen, welche sich sehr gekränkt fühlen, wenn man sie kurzweg Lappen nennt. Sie sind kein Fischervolk, wie die Eskimos, sie sind Nomaden; es giebt zwar unter ihnen auch welche, die von der Fischerei leben und man nennt sie von dieser Beschäftigung auch Fischer-Lappen, aber es ist dies nicht ein gewisser, abgesonderter Volksstamm, welcher eine besondere Neigung zu dieser Lebensart hat, sondern es ist die ärmere, die nichtsbesitzende Klasse, welche zu dieser Art, sich zu ernähren, durch ihre Armuth verurtheilt ist.

Der Rennthier-Lappe ist ein reicher Mann, er hat 100, 200, man sagt, er habe mitunter 1000 Rennthiere als sein Eigenthum, er hütet sie

mit einigen Hunden und mit Hülfe seiner Kinder und sie versorgen ihn mit allem, was er irgend braucht.

Das Winterhaar dieser Thiere ist außerordentlich dick und dicht, man könnte es Wolle nennen; zur Sommerszeit lassen es die Thiere fallen, dann sammelt es der Lappe oder er kämmt auch wohl die Thiere mit seinen fünf Fingern und sucht ihnen so ihr Winterkleid etwas früher abzunehmen. Hiermit polstert er seine Betten und er bereitet sich aus zwei zusammengenähten und mit dieser Wolle gestopften Rennthierfellen ein vortreffliches warmes und weiches Lager.

Das Geweih dient ihm zu Geräthschaften mancher Art, der Schädel wird zu Trinkgeschirren gebraucht, das Fell verwendet man zu Kleidungsstücken und zu Decken, gegerbt wird es benutzt, um die Sommerwohnungen daraus zu bauen; die Därme werden gespalten und gedreht als Faden zum Nähen verwendet, die Blase ist der Hauptmilchbehälter und endlich, nachdem das geduldige Thier alles dieses hergegeben hat, wird ihm auch noch sein Fleisch abgeschnitten und gekocht, gebraten oder roh gegessen. So sieht man, daß das Rennthier für den Lappen ein unschätzbares Kleinod ist, man sieht aber auch zugleich, daß er viel solcher Thiere haben müsse, wenn er wohlhabend genannt werden soll, denn alles dieses gewährt ihm das Thier nur mit seinem Tode, die Milch ausgenommen, welche aber nur mit Gewalt erobert werden kann, indem man das weibliche Rennthier mit einer ledernen Schlinge, mit einem Lasso fangen und es damit irgend wo fest anbinden muß, auch ist nöthig, daß das Kalb dabei stehe, sonst giebt die Mama ihre Milch nicht ab.

Diese ist so außerordentlich fett, daß die allervortrefflichste Sahne einer Niederunger Kuh nicht so fett und so consistent ist, als diese Milch.

Dieselbe wird den Thieren so viel als möglich entzogen, denn sie dient dem Lappen hauptsächlich als Winternahrung. Die Milch wird gekocht und dann in eine Rennthierblase gefüllt, zugebunden und hierauf an der Decke der Hütte zum Räuchern aufgehängt. Die neuere Zeit hat gelehrt, dieses Produkt unter dem Namen Rennthierkäse auf die Tafeln der reichen Leute in den Hauptstädten zu bringen.

Wir haben bereits weiter oben davon gesprochen, daß es den asiatischen Stämmen, welche die Polarzone bewohnen, gelungen ist, die Rennthiere so an sich zu gewöhnen, daß sie aus dem Walde, den sie, um sich Futter zu holen, frei durchlaufen, zu den Eigenthümern wieder zurückkehren. Wir haben auch von der muthmaßlichen Ursache dieser Anhänglichkeit gesprochen.

Etwas ganz anderes muß es jedenfalls mit den Rennthierheerden der Lappen sein. Wir wissen bereits, daß die einigermaßen Bemittelten mehrere

hundert, ja daß sie bis über tausend solcher Thiere besitzen. Bei einer solchen Anzahl läßt sich nicht denken, daß dieselbe Ursache, wie bei den vereinzelten Rennthieren der Tschucktschen, sie anhänglich an das Haus mache, doch liegt hier die Thatsache vor und sie wird von allen Naturkundigen angestaunt und in den Lehrbüchern als Merkwürdigkeit angeführt, daß diese Hirschgattung unter allem Wilde dieser Klasse die einzige sei, welche sich habe zähmen lassen.

Das Verhältniß ist aber ein ganz anderes, als man nach diesen Aeußerungen glauben sollte. Es ist nämlich nicht das wilde Rennthier, welches in den norwegischen Wäldern eben so gut gejagt wird, als der Hirsch in den unsrigen, sondern es ist dasjenige Hausthier, welches die Lappen seit Jahrtausenden so gezähmt haben, daß es in ihren Hürden erzeugt und geboren wird, gleich unserem Rind und Schaf, welche beide auch einmal wild gewesen sind und in manchen Ländern noch ursprünglich wild oder von neuem verwildert vorkommen, wie es auch mit den Pferden eben so ist. Noch immer wild, d. h. noch nie gezähmt gewesen, sind die Pferde in der Ukraine, wieder wild geworden sind sie und die Rinder in Südamerika, ein Beispiel von Halbwildheit derselben liefert uns Ungarn, wo die Zahl der Heerden dem Herrn so wenig bekannt ist wie dem Hirten, wo doch aber alle die Thiere, die auf einem gewissen Raum versammelt sind, einen gewissen Besitzer haben.

Die Lappen nun wohnen weit genug aus einander, um sich nicht gegenseitig in's Gehege zu kommen. In diesen Waldstrecken, in diesen weiten Moosgründen ergeht sich die Heerde nach Belieben, sie wird aber jeden Abend in der Hürde nahe der menschlichen Wohnung versammelt, vor Wolf und Luchs bewacht und sie hat sich in diese Art von halbwilder Lebensweise um so leichter gefunden, als es unter der Heerde eines jeden Lappen seit den Jahrtausenden, daß sie überhaupt existirt, kein einziges Rennthier giebt, das nicht in der Hürde geworfen worden wäre, mit welchem die Kinder nicht gespielt hätten und welches nicht jedes Mitglied der Familie kennte. So erklärt sich das Wunder höchst einfach.

Das Völklein, dem diese Heerden angehören, wird zwar von den Eskimos unterschieden, genauere Untersuchungen dürften indessen eine auffallend nahe Verwandtschaft zwischen denselben und ihren Nachbarn rechts und links ergeben. Daß sie mit den Samojeden und den übrigen Asien bewohnenden finnischen Stämmen verwandt sind, unterliegt keiner Frage. Ob sie nicht auch mit den Eskimos eben so nahe verwandt sind, ist zwar fraglich, aber es ist auch wahrscheinlich, daß diese Frage mit Ja zu beantworten ist und die Unterschiede, welche sich etwa finden ließen, würden auf das leichteste und einfachste dadurch zu erklären sein, daß die Eskimos n u r von der Fischerei

leben, also Strandbewohner, die Lappen aber zu den nomadisirenden Völkern zu zählen sind.

Die Wohnungen der Lappen sind fast ganz so eingerichtet, wie die der Eskimos; sie bestehen aus einem viereckigen Steinhaufen, so viel als möglich in der Erde, die Dächer sind von Holz, aber mit Erde und Rasen so hoch bedeckt, daß sie kleine konische oder pyramidenförmige Hügel bilden, welche sich über die Seitenmauern hinab bis auf die Erde erstrecken. In diesen viereckigen Höhlen leben die Lappen, blos darum nicht ganz so schmutzig als die Eskimos, weil sie nicht ganz so viel Thran und Speck zu ihrer Verfügung haben. Sich zu waschen scheint ihnen etwas so reichlich Ueberflüssiges, daß sie es von Kindesbeinen an unterlassen, aber einmal in seinem Leben wird selbst der Lappe gewaschen, nämlich bei der Geburt.

Seine Unreinlichkeit ist so trockener Natur, wie die des Eskimos fettiger; er räuchert sich bei Lebzeiten. Da er die Wärme sehr liebt, so verschließt er seine Höhle bei Nacht oder während des Winters auf das Sorgfältigste und gestattet dem Rauch seiner Feuerung nur durch die wenigen Ritzen des Daches, die der Arm des Hausvaters nicht erreichen kann, zu entweichen. In dieser Rauchkammer bringt er drei Viertheile seines Lebens zu, denn nur während des kurzen Sommers wohnt er in einem Zelt und macht das Feuer vor demselben an.

Die Lappen sind äußerlich höchst ungeschickt aussehend, in der That aber haben sie viel Kraft, Gewandtheit, Geschicklichkeit und wissen mit ihren kurzen dicken Fingern so zierliche Körbchen und Taschen zu flechten, ihre Kleider mit gefärbten feinen Riemen so zierlich und symmetrisch zu sticken, daß man diese Arbeiten nicht ohne Erstaunen sieht. Sie, welche sich nicht gerne rühren, wenn sie einmal stillsitzen, sind doch beweglich genug, wenn es die Nothwendigkeit fordert. Sie wissen ihre Rennthierheerde rasch genug zu umkreisen auf weite Strecken über Fels und Gestein, über Abgründe und Sümpfe zu springen, sind also nur faul und ungeschickt, wenn sie nichts zu thun haben, keineswegs aber dann, wenn ihr eigener Vortheil ihnen Thätigkeit gebietet.

Eine Charaktereigenschaft dieser nordischen Halbwilden kann nicht hoch genug geschätzt werden, dies ist große Verträglichkeit und Friedfertigkeit in ihren Familien. Die Leute gehen mit einander um, als wären sie lauter geborene Hofmänner, nie hört man einen Zank oder überhaupt nur ein böses, unfreundliches Wort unter ihnen, dagegen sind sie ungewöhnlich mißtrauisch gegen Fremde und sobald sie nun gar sehen, daß Jemand etwas schreibt, daß er sich Notizen macht, so glauben sie sofort, er sei ein Steueraufseher, und das ist allerdings ein sehr schlimmer Titel bei Leuten, welche

außer ihrer Heerde nichts weiter haben und sich dieses Wenige nicht gerne wollen abschätzen und entziehen lassen.

Ein Bauer, der in unsern Gegenden hundert Rinder, Kühe, Ochsen und Kälber hätte, würde mit Recht ein reicher Mann genannt werden; ein Lappe, dessen Heerde nur hundert Köpfe stark ist, gehört zu den ärmeren und das kommt daher, daß unser Landmann mit diesem Vieh einen großen Landstrich bewirthschaftet, welcher ihm Erndten abwirft, die ihm jährlich mehrere tausende von Thalern bringen, abgesehen von dem Vieh, welches er mästet, der Milch, der Butter, dem Käse, die er zur Stadt schickt.

Nicht so der Lappe, welcher den Landbau gar nicht kennt, sondern nur von dem Ertrage seiner Heerde lebt, und will er essen, so muß er ein Stück Vieh schlachten und er muß bei dem Besitz von hundert Rennthieren schon sehr wirthschaftlich sein, wenn sich die Anzahl derselben im Laufe des Jahres nicht bedenklich vermindern, sondern durch den jungen Nachwuchs auf gleicher Höhe gehalten werden soll.

Die Lappen sind seit mehreren Jahrhunderten in Verbindung, in Berührung mit den übrigen Bewohnern von Schweden und Norwegen; immer feindlich von ihnen bedrängt, waren sie den beiden Völkern doch gut genug, um sie zu besteuern und um bei ihnen ihren schlechten Branntwein abzusetzen, daher sind die Lappen an den Branntweingenuß gewöhnt und für diesen geben sie leider ihren ganzen Besitzstand hin.

Während des Winters werden in mehreren der kleinen Städtchen in der Nähe des Polarkreises Märkte gehalten, so in Tornea, Umea, Cola; dorthin fährt der Lappe in seinem Schlitten, von einem Rennthier gezogen, ohne irgend einen Weg, quer über alle Hügel, Schneeflächen und Sümpfe. Der Schlitten ist wie ein Kahn gestaltet, hat nicht zwei Sohlen, sondern nur eine, daher eine große Geschicklichkeit dazu gehört, denselben zu regieren, aber er ist groß und stark genug, um in einem Paar Packeten den ganzen Sommervorrath an Fellen, Geweihen und Rennthierkäse, an getrocknetem Fleisch zu bergen. Dann spannt der Lappe ein Rennthier vor dieses leichte, wunderliche Fahrzeug und nun geht es pfeilschnell dahin, wobei der Mann im Schlitten mittelst eines Ruders, einer 8 bis 10 Fuß langen Stange, und durch die geschickte Bewegung seines Körpers den schwankenden Schlitten aufrecht erhält. Das Rennthier scheint solch einen Spaß gerne zu haben, denn zur Reise wird es mit kleinen Glöckchen behangen, deren Geklingel sein Ohr sichtlich erfreut.

Der Lappe hat keinen Weg zur Stadt, denn er schlägt seine Wohnung bald da, bald dort auf, wo ihm die bessere Weide verlockend erscheint, was um so leichter möglich und auch nur dadurch erklärlich wird, daß in dem

ganzen schwedischen und russischen Lappland schwerlich über 9000 Individuen wohnen, ein Jeder sich also nach Belieben ausbreiten kann.

Dieser Mangel an Weg hindert den Lappen aber nicht, sein Ziel vollkommen genau zu finden. Ein Fels, ein einsam stehender Baum, eine Schlucht, ein so oder so gestalteter Berggipfel sind seine Merkzeichen, nach denen er durch die Einöde mit solcher Sicherheit steuert, wie der Capitain auf dem Meere nach den Sternen und der Magnetnadel.

Langt er nach einer halben oder ganzen Tagereise in der Jahrmarktsstadt an, so beginnt er sofort seinen Handel, aber bei jedem Fell, bei jedem Geweih, das er zu sehr billigen Preisen verkauft, bedingt er sich ein Glas Branntwein aus, welches der Käufer auch willig giebt, da sein eigener Vortheil dabei im Spiele ist. Bald nun hat der dieses Giftes nicht gewohnte Lappe mehr als er vertragen kann und so verkauft er denn alles, was ihm bleibt, nachdem er sich berauscht, nicht mehr für blanke Thaler, sondern für Gläser Branntwein, bis er völlig bewußtlos niedersinkt.

Wenn er am andern Morgen mit den schrecklichsten Kopfschmerzen erwacht, so hat er zwar hierin eine süße, genugthuende Erinnerung an den verflossenen glücklichen Tag, aber in den wenigen Thalern, welche in den tiefsten Winkeln seiner Pelzkleider stecken, auch den nagenden Vorwurf, einen ganzen Sommerertrag verloren, in einem Tage verpraßt zu haben.

Was er an Silber nach Hause bringt, wird zu dem früher gewonnenen und gesammelten gethan und vergraben, in der Regel so, daß Niemand als er selbst etwas davon weiß, und da dieses von allen Lappen und seit undenklichen Zeiten so getrieben wird, so mag der Boden der Lappmarken wohl manches schöne Silberstück bergen.

Neben der Rennthierzucht beschäftigen sich die Lappen auch noch mit der Jagd und zwar sind dieselben sehr tüchtige und muthige Leute. Einige derselben besitzen Feuergewehre; mit diesen Waffen versehen gehen sie einzeln selbst den Bären zu Leibe. Bei ihrer unstäten Weise zu leben führt der Zufall oft einen oder den anderen zu dem Lager eines solchen Thieres, das sich, aufgeweckt, alsbald auf den Hinterbeinen erhebt und auf seinen Feind zugeht. Es kommt nun darauf an, auf den ersten Schuß oder durch den ersten Stoß der Lanze das Thier zu tödten; mißlingt dieses, so ist der Angreifer verloren, aber in der Regel ist er so kaltblütig, daß er der Führung seiner Waffe gewiß ist und Sieger bleibt, was um so mehr zu verwundern ist, da der Bär ihnen immer ein Gegenstand des Aberglaubens, eine Art Dämon ist. Darum wird eine solche That auch als etwas Hochwichtiges und Heldenhaftes gerühmt. Die ganze Gemeinde oder, besser gesagt, die ganze Familie, vom Patriarchen bis zu den Enkeln und Urenkeln hinab, nicht selten

vierzig Köpfe zählend, stimmt ein Jubellied an und preist die Kraft und die Geschicklichkeit des Jägers, man stellt sich aber auch um den Bären her, um ihm zu danken, daß er sich so gutwillig hat tödten lassen und man verspricht demselben, ihm seine Liebe und Freundschaft nie zu vergessen, sondern an Kindern und Kindeskindern zu belohnen, natürlich dadurch, daß man sie je eher je lieber tödtet und verspeist, denn das Bärenfleisch gilt für den größten Leckerbissen, den man kennt.

Die Festlichkeiten, welche man wegen der Erlegung des Bären hält, dauern je nach der Zahl der Familie drei bis zehn Tage, d. h. so lange, bis er verzehrt ist, das Rennthier aber, welches ihn nach Hause geschleppt hat, wird während eines ganzen Jahres nicht wieder an den Schlitten gespannt. Die Hunde, welche den Herrn begleitet und den Bären gestellt haben, bekommen ein Halsband von Leder, wo möglich von rothgefärbtem, der Jäger selbst aber schmückt sich mit einem Orden. Auf dem nächsten Jahrmarkt kauft er sich einen bleiernen Bären in der Art und Größe, wie man für die Kinder bleierne Soldaten als Spielzeug hat. Dieses Abzeichen trägt er mit so viel Stolz an seiner Mütze, wie der Ritter sein Kreuz oder seinen Stern auf der Brust.

Die Lappen hängen mit einer unbesiegbaren Liebe an ihrem rauhen Vaterlande, wie stiefmütterlich dasselbe sie auch behandeln oder versorgen möge. Es ist dies eine Erscheinung, welche sich überall da wiederholt, wo die Verhältnisse der Natur sich ungünstig gegen den Menschen gestalten. Je glücklicher ein Land bedacht, desto weniger anhänglich sind seine Bewohner daran. Man staunt, mit welcher Leichtigkeit Deutsche, Franzosen, Engländer ihrem Vaterlande für immer den Rücken kehren und man findet, je rauher das Land, je weniger es seinen Kindern bietet, je mehr Liebe dafür in denselben — jenes sind verzogene Kinder des reichen Mannes, diese sind die bescheidenen Sprößlinge des armen.

Aber das Land, von welchem wir hier reden, hat auch seine Schönheiten, ja seine wahren Wunder.

Betrachtet man den fernen Norden von Norwegen vom Meere aus, so sieht man das Land wunderbar tief ausgezackt. In die ungeheuren Felsmassen schneidet das Meer ein, mit langgestreckten Armen hineinreichend. Das Wasser ist daselbst so klar, so blau und durchsichtig und doch so ruhig, daß man das Spiegelbild der Felsen, die solchen Meeresarm säumen, darin erblickt und zu gleicher Zeit die Fortsetzung der Felsen unter dem Wasserspiegel sieht. Die Felsen haben zum Theil ein tief dunkles Roth, was bei ihrer Höhe von tausend und mehr Fuß seltsam absticht gegen die grüne Fläche des Meeres. Der Fuß dieser Berge taucht in saftiges Grün, Wiesen und Krautsteppen umsäumen denselben, das Haupt aber ist mit ewigem

Schnee bedeckt, denn hier im Polarkreise sinkt die Schneegrenze bis zu, ja bis unter fünf hundert Fuß hinab. Der Sulitelma, der höchste Berg in der Lappmark, 6000 Fuß über dem Meere, ist weiter als zwölf Meilen weit sichtbar.

Wenn nun hier der Sommer mit seinen langen Tagen kommt, wenn die Sonne um halb zwölf Uhr Nachts untergeht und um halb ein Uhr wieder auftaucht und eine Glorie von Farben zurückläßt, welche nachzuahmen ein ganz vergebliches Bestreben wäre, so mag ein solches Schauspiel wohl auch das Auge des Lappländers ergötzen und sein Herz erfreuen. Die Schneegebirge verwandeln sich in Pyramiden von scharlachrothem Feuer, wogegen die prächtigste Beleuchtung der Alpen durch den Sonnenuntergang in Schatten tritt.

Der Himmel kleidet sich in prächtiges Hochgelb, Rosa und Purpur; der Sonne gegenüber, dort, wohin sie untergehend ihre Strahlen sendet, ist der Himmel jedoch in ein durchsichtiges tiefes Blau gekleidet, auf welchem als Hintergrund sich die rosenfarbenen und purpurnen Schneegipfel in unbeschreiblicher Herrlichkeit abzeichnen.

Geht man weiter gegen Norden, so bleibt die Sonne mehrere Tage und zuletzt wochenlang über dem Horizont, was man am Meere jederzeit sieht, im Innern des Landes dagegen machen die Berge und Felsen einen Unterschied, hinter ihnen verbirgt sich die Sonne, dadurch hat man das prächtige Schauspiel des Sonnenunterganges, der in Sonnenaufgang übergeht.

Einer der neuesten Reisenden in jenen Gegenden, ein Amerikaner Bayard Taylor, beschreibt eine solche Scene mit so dichterischen Worten, daß wir uns nicht enthalten können, die Stelle wörlich zu geben.

„Die Beleuchtung der Ufer war in ihrer Herrlichkeit wahrhaft überirdisch und die wunderbaren Effekte des orangegelben Sonnenlichtes, das auf den dunklen Farben der Klippen spielte, kann weder beschrieben noch gemalt werden. Die Sonne stand niedrig zwischen zweien Inseln im Meer, welche sich wie mächtige Kuppeln daraus erhoben und deren ungeheure Massen von durchsichtigem purpurrothem Glase zu sein schienen, das sich allmälig am Fuße der Insel in carmoisinrothes Feuer umwandelte.

„Die See war durchsichtig und mit goldenen Blüthen bestreut und die furchtbaren Abgründe an der Mündung eines Fjord, in dem wir uns befanden, waren in ein dunkles Roth getaucht und mit Pinselstrichen von rein rosenfarbenem Lichte bestreut, so daß ihre nackten Seiten in kaiserlichen Sammet gekleidet zu sein schienen.

„Als wir in den Fjord hineinfuhren und südwärts die Ufer entlang steuerten, fiel ein Wasserfall, den die Sonne beschien, in feurigem orange-

farbenem Schaum die rothen Wände herab und die blauen Eispfeiler eines schönen Gletschers füllten die Schlucht jenseits aus. Wir waren alle auf dem Verdeck und alle Gesichter waren entzückt von dem göttlichen Glanze der Scene, waren von denselben wunderbaren Regenbogenfarben übergossen, alle sahen wie verklärt aus, in meinem ganzen Leben habe ich kein so überaus schönes Schauspiel gesehen.

„Weit nach Norden lag die Sonne in einem Bett von safrangelben Licht über dem klaren Horizont des arktischen Meeres, einige Lagen von blendend orangegelben Wolken schwammen darüber hin, und noch höher am Himmel, wo das Safrangelb durch zartes Roth in tiefes Blau überging, hingen leichte Dunstkreise, wie Perlen und Opale in schönen Farben schillernd und in Gold gefaßt.

„Die See war bestreut mit goldenen Fäden und Flittern und der Tanz von Milliarden wechselnder, blitzender Wellenköpfe blendete das Auge. Die Luft war mit der weichen, geheimnißvollen Gluth erfüllt, welche man sonst nur an dem Azur des südlichen Himmels wahrnimmt, aber dieses feurige Blau schien durch ein Netz von goldener Gaze zu glänzen.

„Die Landspitzen der tief eingeschnittenen Küste, die Vorgebirge lagen um uns in verschiedenen Entfernungen, aber bei allen war die hohe Stirn mit einem übernatürlichen Glanze umflossen. So zeigte sich auch das Nordcap, ein langes, steiles, purpurfarbiges Ufer, das eine senkrechte Front von 900 Fuß über dem Polarmeere erhob. Dorthin schien die Sonne in einem gedämpften Feuer und mit der prächtigen Färbung einer Stunde, für die wir keinen Namen haben, da es weder Sonnenuntergang noch Sonnenaufgang, sondern die verschmolzene Herrlichkeit beider ist, aber sie schien zugleich mit der Gluth und dem Glanze des Mittags auf die Inseln des stillen Meeres.

„Dies war die Mitternachtssonne, von der ich geträumt hatte, wie ich sie zu sehen gehofft hatte.

„Etwa funfzehn Minuten nach Mitternacht trat ein wahrnehmbares Steigen der Sonne ein und in weniger als einer halben Stunde war der ganze Ton des Himmels ein anderer, das Gelb wurde zu Orange und die Safranfarbe verwandelte sich in das blasse Scharlachroth der Morgenröthe, doch es war weder die Farbe noch derselbe Charakter des Lichtes, das wir eine halbe Stunde vor Mitternacht hatten. Der Unterschied war so unmerklich, daß er sich kaum beschreiben läßt, aber es war der Unterschied zwischen Abend und Morgen. Der schwächste Uebergang einer vorherrschenden Farbe in die andere hatte den ganzen Ausdruck des Himmels und der Erde verändert und zwar so unmerklich und wunderbar, daß bereits ein neuer Tag vor unserm Bewußtsein stand, ehe wir uns über die Ver-

wandlung Rechenschaft gegeben. Unser Anblick der wilden Klippe vor einer Stunde gehörte dem gestrigen Tage an, wiewohl wir während der ganzen dazwischen liegenden Zeit auf dem Verdeck im vollen Sonnenschein gestanden hatten.

„War das Gefühl einer Nacht in einem Augenblick durch unser Gehirn geschlüpft oder war die alte Gewohnheit des Bewußtseins unserer Natur so fest eingeprägt, daß der Anblick eines Morgens ein genügender Beweis war, daß eine Nacht vorhergegangen sein mußte? Möge das Phänomen erklären wer es kann, aber ich fand meine physischen Sinne völlig im Kampf mit der geistigen Wahrnehmung, womit sie übereinstimmen sollten. Das Auge sah nur einen endlosen Tag, der Geist kerbte die vierundzwanzig Stunden in seinen Kalender ein wie zuvor.“ *)

An diesen Küsten, welche im Sommer so wunderschön sind, — freilich im Winter desto grauenhafter, — wohnt der Fischerlappe, dem das Meer und die Fjords Nahrung und Feuerung bieten. Allerdings wachsen hier keine Bäume, werden hier keine Gemüse so weit gezeitigt, daß sie eine Speise abgeben, und die Stürme, aus allen Ecken und Winkeln des Eismeeres daherblasend, vernichten das letzte bischen Pflanzenleben, was noch möglicher Weise aufkommen möchte, und dennoch haben sich hier Menschen angesiedelt und sie brauchen nicht den Thran der Seehunde als Heizmaterial anzuwenden, sondern sie brennen die Palmen von Haiti, das Mahagoniholz von Honduras und die kostbaren Hölzer des Amazonen- und des Orinoccostromes, welche ihnen der Golfstrom zuwirft, der hierher den mächtigsten seiner Arme versendet. Den Thran und die getockneten Fische verkauft der Lappe an die Schiffe, welche von allen Seiten hierher kommen, es sollen deren in jedem Frühling über achthundert hier sein.

In den tief eingeschnittenen, oft mehr als zwölf deutsche Meilen in das Land reichenden Fjords fehlt es übrigens keineswegs an Gras und Blumen und sogar schnell reifende Gemüse und Wurzeln können hier gezogen werden, in der Regel geschieht dieses aber nur von den Geistlichen, welche in solche Fernen von der civilisirten Welt verbannt sind.

Der Lappe selbst, besonders wenn er das wechselvolle Leben des Ennara-Lappen führt, d. h. wenn er zugleich Fischer und Jäger oder Fischer und Rennthierbesitzer ist, begnügt sich mit Fleisch- und Fischkost und fragt nicht nach Gemüse oder nach Brod, welches er nur an hohen Feiertagen, d. h. wenn er auf die Jahrmärkte fährt, in seine Hütte bringt, wo es denn, auch wenn es das gröbste Schwarzbrod wäre, als Kuchen gilt.

---

*) Nordische Reise. Sommer- und Winterbilder aus Schweden, Lappland und Norwegen von Bayard Taylor.

Der Jägerlappe, der sich zugleich dem Fischfang widmet, scheint gescheidter als seine Stammverwandten, welche nur eines dieser Gewerbe betreiben. Er baut sich eine bessere und größere Hütte, welche er inwendig der Wärme wegen mit Torf ausfüttert. Die Hütte selbst ist geräumig genug, um in mehreren verschiedenen Abtheilungen den größten Theil seiner Vorräthe zu bergen; neben dem Hause aber hat er noch einen hochgelegenen Schuppen, in welchem er die Vorräthe an Fischen, von denen er während des Winters leben will, vor den Wölfen verwahrt. Man rühmt diesem Lappen nach, daß er sich regelmäßig jeden Sommer einmal wasche, wenn er nämlich von den Bergen zum Meere hinabsteigt, um dort mit norwegischen Fischern einen Accord zu schließen, nach welchem er ihnen seine Dienste, seine Kräfte anbietet und sie ihm dagegen einen Antheil an dem Fange gewähren; auch die Frau dieses Lappen soll sich das lange Haar in Zöpfe flechten und dann und wann sich mit einem Blümchen schmücken, lauter Dinge, welche den andern Lappen niemals einfallen. Dieses scheint ein Beweis von einem Bewußtwerden des Behagens und Wohlgefühls. Sobald der Mensch daran denkt sich zu putzen, hat er schon etwas mehr erreicht, als die unabweisbaren Bedürfnisse.

Ein solcher Wohlstand oder ein solches Sichbehaglichfühlen wird zum großen Theile dadurch bedingt, daß die nächsten Bedürfnisse leicht zu befriedigen sind und dies gerade ist hier der Fall, denn nicht nur das Meer und der Wald bieten einen reichlichen Ertrag, sondern in den Landseen wimmelt es von wohlschmeckenden Fischen und die Felsen der Meeresküste sind der Sitz zahlloser Vögel aller Art. In den weit einschneidenden Fjorden finden sie Schutz, und bequeme Wohnungen in den natürlichen kleinen oder größeren Höhlen, welche das Gestein entweder von Natur bietet oder welche durch die unermüdlichen Arbeiten dieser Thiere gemacht worden sind.

Auf welche Weise diese Fjorde entstanden sein mögen, welches gewaltige Naturereigniß sie geschaffen hat, wahrscheinlich sämmtlich auf einmal, wird wohl für immer ein ungelöstes Räthsel bleiben. Etwas durchaus Gewaltsames muß es gewesen sein, ein Erheben der Erdrinde zu Hügeln und Bergen und nach dem vollständigen Erstarren der vielleicht noch weichen, bildsamen, schwach gehobenen Decke, ein nochmaliges, viel stärkeres Erheben, wodurch die nicht mehr nachgiebige Masse an tausenden, an ganz unzähligen Stellen brach, borst, tief in die Bergmassen eindringende Sprünge bekam, welche nun das nachstürzende Meer auswusch und umgestaltete bis zu seinem jetzigen Aussehen.

Da findet man nun überall Höhlungen verschiedener Größe, an manchen Punkten große weite Gewölbe und alle diese sind bewohnt von der ge-

fiederten Bevölkerung des Polarmeeres, welche alles ähnliche weit übertrifft, was man in anderen Zonen zu sehen bekommt.

Zwischen Drontheim und dem Varanger Fjord, der äußersten Ostgrenze Norwegens, sind immer Schiffe unterwegs, welche das Nordcap umkreisen; sie sind zwar klein, aber ziemlich bequem eingerichtet und vermitteln den Verkehr jener ferneren Regionen mit dem mehr bewohnten Süden.

Auf diesem Wege pflegt man durch die enge Straße zu ziehen, welche die Insel Mageröe, deren Spitze das Nordcap bildet, von dem Festlande scheidet. Dort sieht man zu beiden Seiten die Ufer senkrecht aus dem Wasser emporsteigen, die Schluchten sind vom Meere bis zum Gipfel der Felsen mit Schnee gefüllt. Kein Baum, kein Strauch macht einen vergeblichen Versuch, Vegetation zu spielen, es ist keine solche da, falls man nicht einige graue und gelbe Flechten auf den kahlen Felsen für Pflanzenwuchs gelten lassen will, und doch ist hier das Meer so voller Fische, daß sich mehr als 5000 recht eigentliche Fischer mit dem Fange beschäftigen und außer der Verproviantirung für ein ganzes Jahr noch einen Umsatz von ungefähr 200,000 Thaler (300,000 Gulden) machen können.

Hat man die Straße südlich vom Nordcap verlassen, so findet man zunächst auf seiner Tour den Persanger Fjord, welcher sich 25 Meilen tief in das nördliche Lappland hineinzieht. Im südlichsten Winkel desselben giebt es eine Niederlassung von acht bis zehn Häusern und einer Kirche, welche über einen Bergabhang zerstreut sind, aber auch hier giebt es keine Spur von Vegetation und sind die Berge einmal bewaldet gewesen, so muß das ziemlich lange her sein. Fährt man an diesem Fjord vorbei, so erreicht man das Laxe Fjord, dessen Ufer wo möglich noch steiler und zackiger sind, als die des eben verlassenen.

Mehrere Stellen derselben gleichen cyclopischen Befestigungen, welche halb zusammengestürzt sind, die hochstrebenden Wände ruhen auf Gewölben von riesiger Ausdehnung, welche unmittelbar aus dem Meere aufsteigen, so daß man gar nicht begreift, wie es möglich war, die schräg liegenden mächtigen Pfeiler zu fundamentiren, bis man sich erinnert, daß diese Gewölbe gar nicht gebaut, sondern daß sie die Ueberbleibsel der Zerstörung mächtiger Felsen durch Wassergewalt sind. Aber die Täuschung ist so groß, daß man in den Steinhaufen am Fuße der Pfeiler und in den Rissen und Narben derselben die Zeichen von Kugeln und Granaten zu sehen glaubt, welche einstmals dagegen geworfen wurden und die Zerstörung bewirkt haben.

Diese Felsen sind so bedeckt mit Möven und mit Eisvögeln aller Art, daß sicherlich ein jeder, auch der kleinste Vorsprung, wo nur der Fuß einen Halt hat, seine Bewohner zählt, sie sitzen auf den Kanten der Felsen der-

gestalt dicht gedrängt, wie man nur zur Winterszeit bei uns die Dächer der kleinen Landstädte besetzt findet, auf denen die Krähen der ganzen Umgegend ihre Nachtruhe halten.

Aber auch die großen Höhlen, die von der See ausgewaschenen Gewölbe, welche diese Felsen tragen, sind von Myriaden Schutz suchender Seevögel bewohnt und wenn man ihre Menge überblickt, so erscheint es immer weniger faßlich, wo die ungeheure Masse derselben Platz zum Sitzen, wo sie eine Stütze für ihren Fuß findet.

Die Schiffe, welche jene Gegenden befahren, pflegen eine Signalkanone bei sich zu haben und sie zu lösen, wenn sie gerade vor einem solchen Gewölbe vorbeifahren. Die Höhlung erbebt von dem krachenden Wiederhall, dann entsteht ein entsetzliches, myriadenstimmiges Geschrei, wie aus einer von Panduren eroberten Stadt. Auf dieses Geschrei folgt ein sausender Ton, ähnlich dem Sturm, welcher durch die Wälder braust und ihre höchsten Tannen niederbricht. Eine weiße Wolke erhebt sich aus dem weiten Thorweg, als wäre es der Rauch eines mächtigen Geschützes, welches die Antwort hervordonnert auf den herausfordernden Kanonenschuß, und eine Secunde später ist die Luft dergestalt mit Vögeln angefüllt, daß sie einander stoßen, überstürzen, gegenseitig am Fliegen hindern und Bewegungen machen, wie die von einem Orkan durch einander gejagten fallenden Blätter zur Herbstzeit.

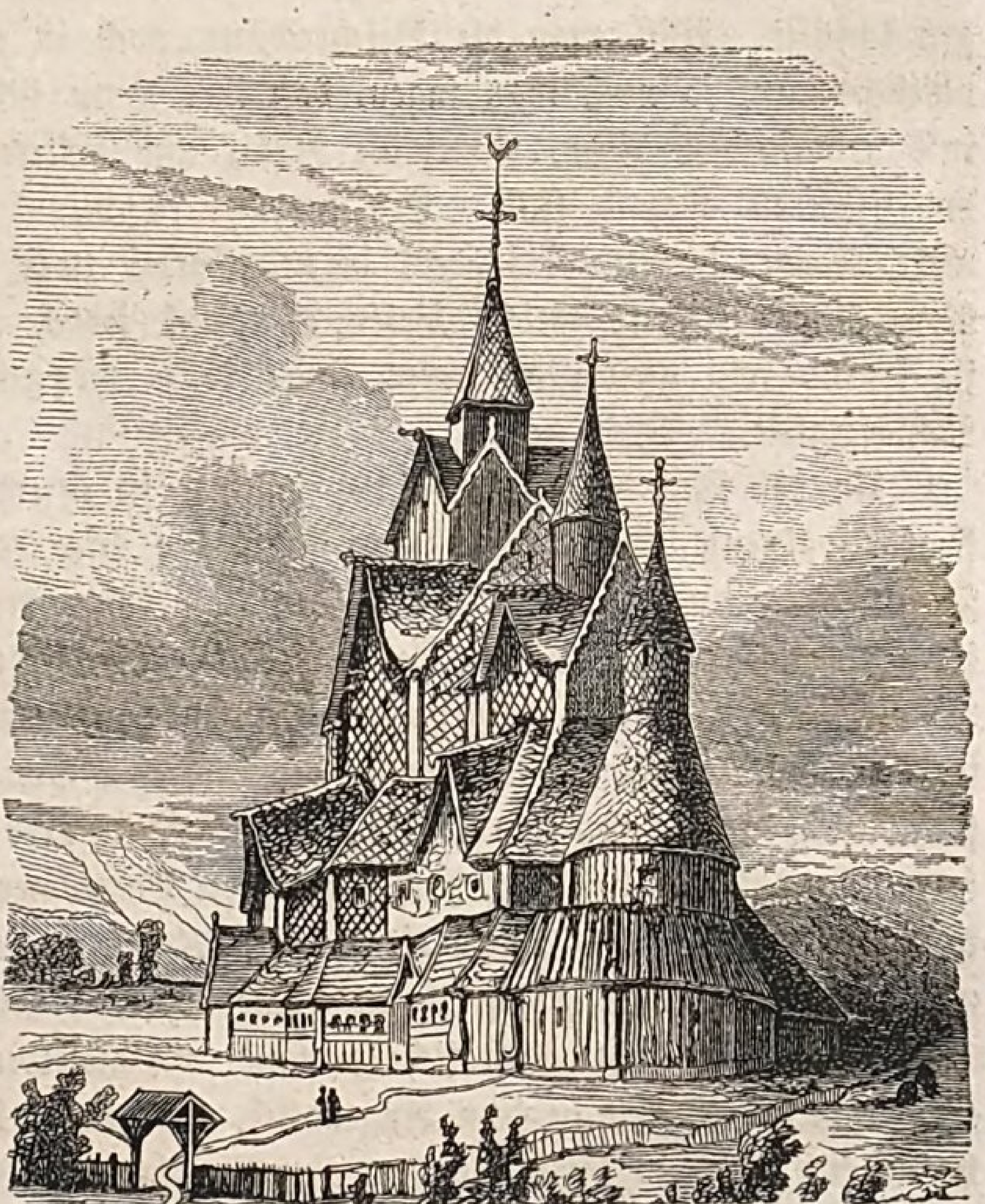
Das Schwirren, Rauschen und Schreien der Vögel, welche aufgeschreckt in Todesangst umherfliegen oder wie dicke Wolken von Schneeflocken auf das Wasser fallen, ist furchtbar und erregt das Entsetzen des Zuschauers, denn er kann sich nichts anderes denken, als daß sie in ihrer Zahl von Hunderttausenden über ihn herfallen werden, um sich zu rächen für die grausame Störung.

Fährt nun das Dampfschiff ruhig weiter seines Weges, so sieht man auch die tumultuarischen Schaaren der Seevögel nach ihren Wohnungen zurückkehren und nach und nach in den Höhlen verschwinden, aber ähnliche Scenen würde man alle hundert Schritt erleben können, wenn man den Versuch mit der Kanone wiederholen wollte, so überaus reich ist das animalische Leben in diesem hohen Norden und wenn der Mensch alle die Quellen zu benutzen versteht, welche für ihn geöffnet sind, so dürfte er sich leicht besser befinden, als man wahrnimmt, daß dies bei den Lappen der Fall ist.

An der äußersten Grenze der Dampfschiffroute im östlichen Norwegen (Lappland) liegt die Stadt Vadsöe von etwa 800 Einwohnern an einem guten Hafen, welcher mit Fischerbooten und russischen Fahrzeugen aus dem

weißen Meere angefüllt ist. Die Gegend ist völlig öde, kein Baum, kein Busch, kein Grasfleck zu sehen, der einzige Sommerduft ist der von getrockneten Fischen. Hier und da vor den Häusern der reichen Kaufleute sind ganz kleine Gärtchen angebracht, in denen man das Kraut einiger naseweisen Radieschen und einiger leichtsinnigen Kartoffeln wahrnimmt, welche sich aus der Erde herausgewagt haben, ohne die mindeste Hoffnung, zur Blüthe zu gelangen, denn am Anfange des Juni liegt der Schnee noch vier Fuß hoch in den Straßen und am Ende des Juli kommt er schon wieder.

Hierher kommen die Lappen von allen Seiten, um sich trauen zu lassen. Die Mitte des Sommers, die Johanniszeit, ist der Hochzeitsmonat der Lappen, während dessen alle die jungen Paare, welche sich verheirathen wollen, mit ihren Freunden und Verwandten herbeikommen, um ihr Vorhaben durch den hier residirenden Geistlichen einsegnen zu lassen.


Eine Kirche in den Lappmarken. Nach P. Riaßt.

Sie erscheinen alle in ihre besten Sachen gekleidet, ein weiter Rock von hellgrünem Tuch bildet ihren Sommer- und zugleich Festtagsanzug, weshalb er so weit ist, daß er während des Winters über die Pelzbekleidung gezogen werden kann.

An Aermeln, Handgelenken, an den Nähten überhaupt und besonders vorn am Halse ist dieser Rock mit gelben und rothen wollenen Bandstreifen besetzt, gewissermaßen gestickt. Aber auch der Sommer ist unfreundlich genug, um sie zu veranlassen, zu diesem Kleidungsstück eine Kappe zu tragen, welche, so weit sie sich über dem Kopfe befindet, der phrygischen Mütze oder der Freiheitsmütze der Franzosen ähnlich sieht, von beiden Seiten aber sich so

weit herunterzieht, daß sie gleich der Halsberge der alten Ritterrüstungen auf den Schultern und dem Nacken aufliegt.

Auch dieser Hauptschmuck ist natürlich auf das grellste mit schreienden Farben geziert und sie fühlen sich beglückt und geschmeichelt, wenn man sie ansieht, die würdigen Lappen, von denen Heine in einem seiner tollen Lieder sagt:

In Lappland die Leute sind schmutzig,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie sitzen um's Feuer und rösten
Sich Fische und schwatzen und schrei'n.

Der Dichter hätte in vier Zeilen kaum mehr und kaum Besseres sagen können. Will man die Beschreibung noch in einem paar Worten vervollständigen, so muß man sagen, daß ihre Haut sich von dem Lohefarbenen in's Lehmfarbene zieht, wobei die Natur am Ersteren, Thran und Schmutz am Letzteren Schuld sind. Ein ungeheures Maul ist überragt von einer nicht weniger breiten Nase, an deren Wurzel zwei schräg geschlitzte, listige blaue Augen stehen, welche diesen Ausdruck jedoch nur dann zeigen, wenn sie irgend wie geistig aufgeregt sind, denn ihr gewöhnlicher Ausdruck ist Schläfrigkeit.

An den Tagen, welche die Lappen hier in ihrem Mecca zubringen, sind sie fortwährend im Rausch, kaum kann der Pfarrer durch Androhung, die Trauungsceremonie nicht zu vollziehen, es dahin bringen, daß sie sich vor derselben doch nicht bis zur Bewußtlosigkeit berauschen. Sind die kirchlichen Verpflichtungen erfüllt, so geht das Trinken von heißem Wasser mit Branntwein (das ist engländischer Grogk, der uns, die wir an guten Rum gewöhnt sind, nicht gerade munden würde, in England aber von den ärmsten Matrosen so gut wie von den wohlhabendsten Bewohnern der Städte getrunken wird) so lange fort, als noch die kleinste Münze in der ledernen Tasche steckt, um die Götterfreude zu bezahlen. Die Betrunkenen liegen hier auf allen Straßen umher, ohne daß sich Jemand um dieselben bekümmert, und fällt ein Lappe zu Boden in dem Augenblick, wo er die Thür des Wirthshauses hinter sich hat, so bleibt er dort liegen, ohne daß sich irgend ein Mensch damit abgiebt, ihn auf die Seite zu schieben. Wer aus- oder eingehen will, steigt über den Betrunkenen hinweg, bis ihm selbst einfällt, sich von neuem zu erheben und nochmals einzukehren.

Unter solchen Umständen kann man sich nicht gerade wundern, daß die Unglücklichen nach und nach aussterben, denn bekanntlich ist unter allen Pestarten die Branntweinpest die gefährlichste, weil ihr Gift nicht Geschwüre und offene Schäden, sondern einen angenehmen Kitzel verursacht, aber fast alle nordischen Völker unterliegen derselben in ihrer Rohheit und in der

traurigen Lage, welche sie von jedem körperlichen und geistigen Genusse edlerer Art ausschließt.

Die Samojeden und die Jakuten.

Rücken wir einige Schritte weiter nach Osten, so finden wir ein ganz ähnliches Volk, verwandt mit diesen so eben verlassenen Lappen, vielleicht ganz desselben Stammes. Von Natur sind sie klein, ganz gleich den Lappen, sie haben eine niedere Stirn, kleine Augen, breit vorstehende Backenknochen, eine platte Nase, einen ungeheuren großen Mund, borstiges Haar und einen dünnen Bart.

Auch ihre Kleidung ist derjenigen der nördlichsten Bewohner von Europa ganz ähnlich, sie besteht aus Pelz von einem beliebigen Schnitt, aus Pelz, von welchem der Samojede gleich den polnischen und ungarischen Bauern sowohl Schutz gegen die Kälte als gegen die Wärme fordert. An äußeren Schmuck wird dabei nicht gedacht, außer etwa bei den reichen Leuten, die mit dem Ertrag ihrer Heerden oder ihrer Jagd nach den südlich gelegenen Städten ziehen, wohl bis Kasan oder Tobolsk, in der Regel aber nicht weiter als bis Archangel oder Beresow, und sich daselbst mit Gegenständen des Luxus, wie Tuch, Glasknöpfe, goldene Tressen u. dgl., versehen.

Aber die Mädchen verstehen es, sich zu putzen, so einfach ihre Mittel auch sind. Die Jacke von Rennthierfell schließt eng an den Oberkörper und verräth dessen Form, so wie sie dort, wo sie sich in die Schöße erweitert, hinlänglichen Raum für die breiten Hüften gewährt. Der Kopf ist mit einer Mütze von Marder oder Zobel bedeckt, worunter die Stirne weiß genug aussieht, um so mehr, als die Backen des kleinen runden Gesichts voll und beinahe hochroth sind, das Haar ist in zwei lange Zöpfe getheilt, welche in der Regel über den Rücken hinabhängen, aber sobald die Dame sich in ihrer ganzen Schönheit zeigen will, hinter den Ohren hervorgeholt und über die pralle Brust gelegt werden. Das muntere, blitzende Auge fordert einen jeden auf, diese Schönheiten zu bewundern und ein junger verliebter Samojede giebt für einen achtzehnjährigen Engel, wie der hier beschriebene, gerne seine halbe Rennthierheerde, denn gekauft wird das Weib, wie man eine Sklavin kauft. Es wird darum gehandelt durch einen Bevollmächtigten, es wird vorgeschlagen, geboten, abgelassen, die Forderung verringert, das Angebot vermehrt, gerade wie man auf unseren Viehmärkten

um eine Kuh oder ein Schwein handeln sieht. Wird das Gebot angenommen, so bringt der Bräutigam den Kaufpreis und führt die Braut heim, wird es nicht angenommen, so geht er nach einem anderen Zelt, wo vielleicht mehrere Töchter sind, also die Waare nicht so theuer ist; deshalb behandelt der Samojede seine Frau auch hart und grausam, er ist eigentlich mit Haß und Verachtung gegen das Weib überhaupt erfüllt, weil dasselbe ja doch nichts weiter als ein Thier ist, aber ganz besonders verachtet er sein eigenes Weib und wirft ihr nach den ersten Tagen der Ehe, welche sich niemals zu Flitterwochen ausdehnen, vor, daß er sie viel zu theuer bezahlt habe und sucht sich schadlos zu halten dadurch, daß er sie unbarmherzig kantschut, ja er prügelt sie, falls es ihm nicht leid thut um die vielen Rennthiere, welche er um ihren Besitz geopfert hat, unbedenklich todt, was in der Regel auch gar keine weiteren Folgen nach sich zieht. Ist die That in der Nähe eines größeren Ortes geschehen, der einen Richter hat, und er ist nicht gescheidt genug, diesem Richter zur rechten Zeit den Mund zu stopfen, so wird er allerdings bestraft, mitunter sogar mit dem Tode, wo er sich dann nicht genug wundern kann über diesen unerhörten Mißgriff des Gerichtsherrn, der doch weiß, daß es *nur* seine Frau war, die er erschlagen, und mit seinen Sachen könne doch ein jeder anfangen, was er wolle.

Wir wundern uns zwar über dergleichen Ansichten, aber wie lange ist es denn her, daß in Polen und Rußland der Sklave auch nur eine *Sache* war, mit welcher ein jeder, der sich im Besitze befand, machen konnte, was er wollte. Rohe Menschen sind überall roh, nicht blos unter dem Polarkreis. Im Jahre 1834 erschlug zu Ludwigsburg ein Unteroffizier einen Juden. Als er deshalb zum Tode verurtheilt wurde, konnte er sich gar nicht fassen, den Urtheilsspruch gar nicht begreifen. Er ging händeringend vor dem verkündigenden Richter auf und ab und wiederholte immerfort: „aber mein Gott, hören Sie denn nicht? *es war ja nur ein Jude*, ich habe das immer und gleich von Anfang an gesagt, es war ja *nur ein Jude*! Wie kann man mich deswegen hinrichten!“

Abgesehen von dieser schauderhaften Rohheit, sind die Samojeden bei aller Lasterhaftigkeit — Trunksucht, Faulheit, Gefräßigkeit — ziemlich gutmüthige Leute. Sie theilen ihren letzten Bissen mit dem Hungernden, sind hülfreich gegen einander, sind dankbar gegen genossene Wohlthaten, nehmen ihre Verwandten, wenn sie hülflos sind, in ihre Hütten auf und sind frei von Grausamkeit, Rachsucht, Mordlust, wie sie den Bewohnern des südlichen Europa's von Cadix bis zu den Dardanellen eigen sind.

Die Lebensweise ist vollkommen die der Lappen, sie besitzen entweder Heerden von Rennthieren oder sie wohnen am Strande des Meeres und

der großen Flüsse, oder sie sind Jäger und Fischer zugleich, verbringen den Winter mit der Jagd, namentlich der Pelzthiere, und leben den Sommer über vom Fischfang.

Ihre Zahl wird äußerst verschieden angegeben; der eine sagt, in Europa und Asien zusammengenommen wohnten kaum 10,000 Samojeden, der andere sagt, Asien allein zähle mehr als 70,000.

Weiter nach Osten, recht eigentlich im nördlichen Sibirien, wohnen die Jakuten, von denen wir genau genommen nichts Anderes sagen können, als was wir so eben von den Samojeden gesagt haben, außer daß sie etwas geschickter in Handarbeiten sind.

Aber das Land, was sie bewohnen, so weit es innerhalb des Polarkreises liegt, hat seine ganz besonderen Eigenthümlichkeiten; als solche können wir gewiß bezeichnen die elfenbeinernen Inseln und die hölzernen Berge.

Diese Ausdrücke sollen durchaus nicht einen Spaß einleiten, sondern die Thatsache bezeichnen, daß es im nördlichen Sibirien Inseln giebt, auf denen Elfenbein in ungeheuren Massen gefunden wird, und daß es Strandgegenden giebt, auf denen Treibholz sich zu Bergen aufgehäuft hat. Im Eismeere, nördlich von dem heiligen Vorgebirge, Swiatoi Noss nennen es die Russen, liegt eine Inselgruppe; welche berühmt ist wegen der ungeheuren Vorräthe von Knochen vorweltlicher Thiere. Dieselbe wurde zufällig dadurch entdeckt, daß ein Kaufmann Laechow, an dem gedachten Vorgebirge mit Aufsuchung solcher Knochen beschäftigt, eine ganze Rennthierheerde über das Eis her auf sich zukommen sah.

Ganz richtig schloß er, daß da, wo diese Rennthiere gewesen, Land sein müsse und er verfolgte ihre Spuren zurück und gelangte so zu jener Inselgruppe, deren eine nach ihm benannt worden ist.

Hier sah er zu seinem äußersten Erstaunen, daß die Inseln fast ganz aus Elfenbein bestanden; die Reste vorweltlicher Thiere größter Art, Elephanten und Nashörner, waren hier in einer solchen Menge auf einander gehäuft, daß, wohin man die Hand legte, ein Knochen berührt wurde. An manchen Stellen sah man 20, 30, 40 und mehr Stoßzähne dieser ungeheuren Thiere so neben und auf einander gelegt, daß man hätte glauben mögen, es seien schon einmal Menschen hier gewesen und sie hätten die Zähne gesammelt und aufgespeichert und wären nur verhindert worden, dieselben wegzuführen.

Die Knochen und Zähne waren sämmtlich durch Eis und durch ein wenig Sand oder Erde mit einander verkittet, auch auf der Oberfläche der Inseln lag etwas Erde, welche mit Rennthiermoos bewachsen war, daher diese wilden Hirsche dasselbe aufgesucht hatten.

Der Kaufmann kehrte nach Moskau zurück (es war im Jahre 1770) und ließ sich von der Regierung ein ausschließliches Privilegium geben, welches ihn allein befugte, auf den gedachten Inseln Elfenbein zu graben, wodurch er bald ein Millionair wurde.

Dieses wäre nun nicht das Merkwürdigste und Interessanteste für uns, wenn schon gewiß für Laechow, für uns aber ist von größerer Wichtigkeit, daß in jenen Gegenden eine ganze ferne Vorwelt begraben liegt.

In ganz Nord-Sibirien, nicht nur längs der Küste des Eismeeres, sondern tief in das Land hinein an den Ufern des Obi, des Jeniseisk und der Lena (wahrscheinlich eben so in dem festen Lande, welches zwischen diesen mächtigen Strömen liegt und nicht so zugänglich ist, wie die abgestürzten Ufer derselben) findet man Stoßzähne, Knochen, Schädel, ja ganze Skelette von riesigen Elephanten, bei weitem größer, als das ungeheuerste Thier der Jetztzeit dieselben hat. Das Eis hat zum Theil die ganzen Thiere bewahrt, so daß nicht nur ihre Knochen und Zähne keineswegs fossil geworden sind (nicht in Steine verwandelt), noch mit dem ganzen Gehalt an thierischem Leime versehen, welcher sie eben zu Knochen macht, sondern auch das Fleisch, die Haut, die Haare wohlerhalten sind. Von den riesigen Hauern oder Stoßzähnen, welche man findet, sind viele da, wo sie in den Kopfknochen steckten, noch mit Fetzen von Haut und weichem Fleisch versehen; dies ist der Grund, warum die Jakuten glauben, die Thiere kämen noch lebend vor. Sie sagen, dieselben wohnten unter der Erde und lebten nur von Wurzeln, wühlten mit ihren gewaltigen Stoßzähnen die Erde vor sich auf und drückten sie mit dem Kopf und den übrigen Gliedmaßen seitwärts von sich. Wenn sie nun bei dieser Arbeit an das abgebrochene Ufer eines Flusses kämen, so wirke die Luft sofort tödtlich auf sie, sie stürben und erstarrten in dem Eise.

Der Grund zu diesen Fabeln ist die Thatsache, daß man alljährlich beim Nachstürzen der von den reißenden Strömen unterwaschenen Uferränder von neuem Thiere entdeckt, welche in der Sand- und Sumpfschicht, durch die der Strom geht, begraben sind, und daß die Jakuten, überhaupt die Bewohner jener unwirthbaren Gegenden, mit dem Fleische dieser Riesenthiere oft Jahre lang ihre Hunde füttern.

Im Jahre 1806 erfuhr Adams, daß ein solches Mammuth mit Fleisch, Haut und Haaren bedeckt an der Lena aufgefunden und von den Bewohnern in Angriff genommen worden sei. Es war nicht mehr möglich, das ganze Thier zu retten, weil schon viel davon verzehrt worden war, allein das Skelett war noch vollständig, die Haut war auf einer Seite ganz, auf der andern zum größten Theile erhalten; ein Ohr, noch im gefrorenen Sande verborgen, war vollständig erhalten, die Augen lagen

noch in ihren Höhlen, das Gehirn noch in seiner Schale. Es war ein Männchen mit langer Mähne am Halse, die dunkle, graue Haut war mit röthlichen Haaren von weicher, wolliger Beschaffenheit und mit hindurchdringenden schwarzen Borsten bedeckt, welche viel stärker waren, als das dickste Roßhaar. Einen Rüssel hatte es nicht, derselbe war als der weichste und am besten zugängliche Theil zuerst verzehrt worden. Das Thier maß 9 Fuß Höhe und 7 Fuß Länge; die Hauer waren 9 Fuß lang und wogen jeder 175 Pfund. Adams ließ die Haut abziehen, welches Geschäft zehn stämmige Männer forderte, das Fleisch absondern und die Haut und Skelett nach Petersburg schaffen, woselbst es in dem großen zoologischen Cabinet aufgestellt wurde.

Pallas fand Stoßzähne von Elephanten, welche viel mehr als doppelt so lang wie die des oben gedachten, nämlich 21 Fuß lang waren. Vergleicht man diese Größe mit den 2 Fuß langen Zähnen der afrikanischen und den 3 oder $3\frac{1}{2}$ Fuß langen Zähnen der indischen Elephanten, so wird man doch versucht, die vorweltlichen Thiere groß, riesig, colossal zu nennen.

Die Bedeckung mit einer doppelten Haarschicht läßt fast mit Gewißheit schließen, daß diese Thiere auf den Norden angewiesen waren; die Verwandten derselben in den heißen Gegenden sind alle haarlos und auch diejenigen, welche nicht im Entferntesten der Familie angehören, haben doch lediglich deshalb, weil sie den heißen Erdstrichen angehören, nur eine eng anliegende und schwache Haarbedeckung.

In derselben Gegend findet man auch die Knochen eines anderen Elephanten, dessen Gebiß darauf zu deuten scheint, daß er ein fleischfressendes Thier gewesen ist, falls dieser Schluß, der von den stark hügeligen Kauzähnen hergenommen ist, nicht ein voreiliger genannt werden darf, indem die pflanzen=, namentlich die zweige= und wurzelfressenden Thiere sehr tüchtiger Kauzähne nicht entbehren können.

Auch Nashornknochen, einem Thiere angehörig, welches dem jetzt lebenden indischen Nashorn sehr ähnlich gewesen sein muß, findet man dort mit den Elephantengebeinen untermischt und eben so häufig als diese.

An manchen Orten liegen diese Ueberbleibsel einer untergegangenen Thierwelt in so ungeheuren Massen, als wenn ganze Heerden versunken oder mit Sand= und Steingeröllen überschüttet worden wären. Als Pallas im März des Jahres 1772 nach Jakutsk gelangte, wurde ihm in dem Hause des Gouverneurs der Vorder= und Hinterfuß eines Nashorns und der Kopf eines solchen gezeigt, alles sehr wohl erhalten und noch vollständig mit der Haut versehen. Nach der Angabe des berühmten Reisenden soll der Kopf 15 Spannen lang und 10 Spannen hoch gewesen sein. Ohne Zweifel liegt

dieser Angabe ein Mißverständniß, ein Schreib- oder Druckfehler zum Grunde; eine Spanne ist ein ziemlich allgemein bekanntes Maß desjenigen, der nicht gerade einen Zollstock bei sich hat, und man kann die Weite zwischen Daumenspitze und Spitze des kleinen Fingers, welches eben eine Spanne ist, auf 8 Zoll anschlagen, dann wäre der Kopf dieses Ungeheuers 10 Fuß lang und 6 Fuß 8 Zoll hoch gewesen. Beim ersten Blick auf diese Zahl erkennt man das Unsinnige einer solchen Annahme.

Diese Reste des Rhinozeros waren in dem abgestürzten sandigen Ufer des Wilniflusses gefunden worden und sie wurden nunmehr nach Petersburg geschafft. Den übrigen Körper des Riesenthieres hatte man unbeachtet gelassen.

Es ist hier nicht der Ort, näher einzugehen auf die Art, wie diese Thiere in solchen Schaaren hierher gekommen sein und wie sie untergegangen sein mögen, wir wollen daher auch die verschiedenen Hypothesen darüber durchaus nicht beleuchten und nicht einmal fragen, ob die untergegangenen Thiere ursprünglich hier gewohnt haben und ob sie entweder ein wärmeres Klima gehabt oder vielmehr für das kalte Klima eingerichtet gewesen sind durch Bekleidung und ähnliche Verhältnisse, denn alles dieses hat keinen Einfluß auf die Frage: wie sind dieselben untergegangen? Nur dies wollen wir anführen, daß ihre ungeheure Menge mit großer Sicherheit auf eine gewaltsame Katastrophe schließen läßt.

Jene Thiere waren nicht Zeitgenossen des Menschen, sie waren seine Vorgänger, es gab daher noch Niemanden, der die Leiche eines gefallenen Mammuth begraben hätte; es blieb mithin auf der Oberfläche der Erde liegen und mußte dort verwesen. Wir würden also von dem Thiere so wenig etwas zu sehen kriegen, als von einem Hirsch, der im dicksten Walde, wohin des Jägers Fuß nicht dringt, gefallen ist. Wenn einmal zwanzig oder allenfalls auch hundert Jahre vergangen sind, so ist selbst aus den Knochen die letzte Spur von Leim weggeschwemmt und diese zerfallen an der Luft zu Kalk, düngen den Boden aber nicht mehr in der Form, welche sie als Knochen hatten.

Findet man nun doch solche Thiere, deren Alter man vielleicht auf 100,000 Jahre schätzen kann — vielleicht ist dieses auch nicht einmal annähernd genug — und findet man sie in solcher Menge vollkommen wohl erhalten, so läßt sich dieses zwar durch den Frost erklären, aber damit ist nicht erklärt, wie sie in die gefrorene Erde gekommen, denn sicher haben sie dieselbe nicht aufgegraben, um sich da hinein zu betten und sich mumificiren zu lassen. Durch irgend eine jener gewaltsamen Katastrophen, denen die Erde ihre Bildung verdankt, sind sie auf diesen Raum zusammen-

geschwemmt, im Meer versunken, mit Sand und Geröllen überdeckt und dann auch sofort eingefroren. Von ihrem gewaltsamen Untergange bis zur Erstarrung durch die Kälte verlief nicht einmal so viel Zeit, daß sie hätten in Verwesung übergehen können, denn die noch ganz erhaltenen Thiere sind zugleich auch noch frisch erhalten, ohne Spuren von Verwesung, und verschiedene Male haben in Nordasien reisende Gelehrte es versucht, das Fleisch dieser Thiere zu kochen oder zu braten und sie haben es vollkommen genießbar gefunden.

Dergleichen Ereignisse führen uns ganz einfach auf die Frage, wer uns dafür stehe, daß es uns gelegentlich nicht auch einmal so gehe und unsere Knochen nach 50,000 Jahren in einem Mineraliencabinet als besondere Merkwürdigkeit als Ueberbleibsel einer untergegangenen Menschenrace, welche große Aehnlichkeit mit der gegenwärtig lebenden hatte, gezeigt werden, nur hatte die untergegangene, nämlich unsere Race, ein längeres Nasenbein, oder, einer versteinerten Ohrmuschel nach zu schließen, längere Ohren, und was solcher kleinen Unterschiede mehr sein mögen. Die Erde leidet an Blähungen, werden diese stark, so giebt es ein Erdbeben; entladen sie sich auf den gewöhnlich offenen Wegen, so nennen wir das einen vulkanischen Ausbruch. Entladen sie sich nicht und werden sie immer stärker und dringender, so entstehen Kolik, schmerzhafte Krämpfe, und ganze Länder, ganze Welttheile werden umgestaltet, das sind Katastrophen. Tausenden solcher Katastrophen dankt die Erde ihre jetzige Gestalt, kein Mensch kann sagen, ob diejenige, welche die Andes schuf oder welche das mächtige Gebirge vom nördlichen Persien bis nach Tybet schuf, die letzte war, kein Mensch kann sagen, ob die jetzige Gestalt der Erde ihre endliche, ihre definitive ist.

Langsame Veränderungen solcher Art gehen fortwährend und überall vor, auch Sibirien, auf dessen Boden wir jetzt verweilen, ist solchen Umwandlungen ausgesetzt. Man hat vielfältig versucht, den Nordrand von Asien zu befahren, sehr tüchtige Seemänner sind nach einander an vielen Stellen gewesen, so daß mancher Punkt im Laufe eines Jahrhunderts fünf, sechs und mehr Mal untersucht worden ist. Hierbei hat sich ergeben, daß das Meer an den Küsten an Tiefe bedeutend abgenommen hat, jeder nachfolgende Reisende fand die Küstenlage anders, konnte dort nicht mehr reisen, wo sein Vorgänger es ohne Gefahr vermochte. Dies beweist mit Sicherheit, daß der Boden des Meeres sich gehoben hat; wir haben ganz ähnliche Ereignisse in unserer Nachbarschaft vor uns. Die südliche Küste der Ostsee senkt sich unter Wasser, die nördliche Küste desselben Meeres steigt empor und es ist dieses seit der Zeit, daß man darauf aufmerksam geworden ist, schon höchst beträchtlich, es ist bis 30, 40, 50 und mehr Fuß gestiegen.

Dieses Steigen der Erde aus dem Meere bringt neue Zeugen einer

von der jetzigen verschiedenen vorweltlichen Beschaffenheit dieses Bodens zum Vorschein.

Auf der nördlichsten Küste liegt viel Treibholz; das findet man überall, wenn es sich aber zu Bergen von 180 bis 200 Fuß Höhe anhäuft, so sagen wir mit Recht, so hoch trägt keine Welle den von den Flüssen niedergebrochenen Baum und wir müssen etwas anderes aufsuchen, um uns die Erscheinung zu erklären.

In einer Erstreckung von vielen Meilen Länge und in Entfernungen von halben und ganzen Meilen von der Küste sieht man Hügelreihen, welche in ihrer ganzen Masse aus vermoderten Bäumen bestehen, welche, in allen möglichen Lagen durch einander geworfen, durch Lehm, Sand, Kalk rc. alle zu Stein geworden, verkittet sind. Der Schlüssel zu diesem Räthsel scheint eben in der langsamen Erhebung des Bodens gefunden zu werden. Alle diese Bäume mit sammt der Küstenstrecke, auf welcher sie ruhen, standen einst unter Wasser. Die nach und nach mit Wasser vollgesogenen Treibholzstämme, von den Flüssen aus dem Süden herabgeführt, nachdem sie bei Ueberschwemmungen vom Ufer losgebrochen waren, sanken irgend wo in einer stillen, nicht von Wellen bewegten Meeresbucht nieder. Neue Stämme brachte das nächste Jahr und mit ihnen zugleich Schlamm und Sand, welche sich zwischen der gelagerten Holzmasse niedersenkten.

So ging das Jahrtausende lang fort und es häufte sich unter Wasser die Holz- und Erdmasse vielleicht, bis das Meeresbecken, bis die Bucht gefüllt war.

Da trat im Innern der Erde eine jener Veränderungen ein, welche wir in Italien noch in historischer Zeit vorgehen sahen, wo ein Tempel sich senkte, bis sein Fußboden 30 Fuß tief unter dem Meere lag, worauf er sich eben so wieder hob und zwar so langsam, daß Seegewürme die Säulen desselben hundertfältig anbohrten, und auch wieder so vollkommen ruhig, daß diese Säulen nicht umstürzten. Es war also kein Erdbeben, welches diese Erscheinung begleitete.

Eine solche langsame Erhebung fand nun auch an der Nordküste von Sibirien statt. Die ruhigen Wasserbecken verloren nach und nach ihr flüssiges Element, bei weiterer Erhebung zeigte sich das abgelagerte Holz über dem Wasserspiegel, nach abermals vielen hundert Jahren war es ganz daraus hervorgetreten, und nach mehrmals vielen hundert Jahren hatte die See sich so weit davon zurückgezogen, daß es jetzt von diesen hölzernen Bergen meilenweit zur See ist.

Aber die Stelle, auf welcher diese hölzernen Berge liegen, die sich aus dem Meere erhoben haben, ist schon einmal früher Land gewesen, ist

dann unter Meer gesunken und hier erst mit Treibholz bedeckt, darauf aber wieder erhoben worden. Dies geht daraus hervor, daß unter der horizontal geschichteten Masse senkrechte Stämme in Sandstein eingeschlossen zu vielen Tausenden vorkommen, also auf dieser Stelle gewachsen, welche jetzt mehr als zehn Grade über den nördlichsten Baumwuchs hinausliegt, und zwar ist dieser Baumwuchs nicht ein solcher, wie derjenige, welcher die aufrechtstehenden vermoderten Bäume erzeugte, sondern es ist der des Knie- und Zwergholzes.

So hat denn hier einmal wirklich ein wärmeres Klima geherrscht, haben hier prächtige Wälder gestanden und da, wo jetzt kein Strauch und kein Grashalm wächst und wo kein Thier auch nur die spärlichste Weide findet, lebten Büffel, Pferde, Schafe, hirschartige Thiere in ungeheuren Heerden, denn mitten in diesen untergegangenen Wäldern fand man die Knochen dieser Thiere in unglaublicher Anzahl.

Auch auf der Tundra, weit südlich von dem Meeressaum, findet man solche unterirdische Wälder, in die Erde gesenkte, aufrechtstehende, mächtige Birkenbäume, von Sandstein, bei welchem theils Thon, theils Kalk das Bindemittel ist, umgeben. Das Holz derselben giebt keine Flamme, glimmt aber sehr gut und wird zur Feuerung von den Bewohnern jener Gegend gebraucht. Sie nennen dieselben ahnungsvoll „Adamowschtschini“, das heißt adamitisch. Wo diese mächtigen Bäume jetzt unterirdisch stehen, wächst kein Baum und kein Strauch und erst drei Grad südlicher tritt die kleine verkrüppelte Zwergbirke auf.

Die nördliche Küste dieses weit ausgedehnten Landes leidet unter den schrecklichsten Extremen von Hitze und Kälte. Wenn der Sommer nahe an seinem Gipfelpunkte ist, am Anfange des Juli, sieht man im Sonnenschein überall den Schnee von den Bergen rieseln und im Schatten steht an demselben Tage das Thermometer 36 Grad C. unter Null. Die beiden letzten Wochen im Juli und die ersten Tage des August bilden den eigentlichen Sommer auf der gegen das Meer gekehrten nördlichen Spitze von Asien; dann ist zwar die höchste Temperatur im Schatten auch nur 11 Grad über Null, aber in der Sonne möchte man am liebsten nackend gehen. Die wenigen Reisenden, welche das Tajmur-Land durchzogen haben, pflegten in Unterkleidern und barfuß dem Wilde nachzujagen. Die Temperatur des Erdbodens überstieg 30 Grad. Am Anfange des Juli aber und in der Mitte des September ist die mittlere Tagestemperatur schon 20 Grad unter Null.

Die Feuchtigkeit der Atmosphäre ist dabei so groß, daß die Sonne in der Regel mit einer oder der anderen der bekannten Erscheinungen, Höfe, Ringe oder Nebensonnen versehen ist, selbst aber gar keinen Glanz zeigt,

weil sie immerfort hinter einem Nebelschleier verborgen ist, also ungefähr aussieht, wie eine Sonne im Theater, das heißt ein in die Dekoration geschnittenes, rundes, mit Oelpapier verklebtes Loch, hinter welchem ein Licht brennt.

Auf den geringfügigen Höhen, besonders auf der Seite, welche den Nordstürmen abgewendet ist, sieht man selbst unter dem 74sten Grade der Breite noch Gras, wenn schon kaum 3 oder 4 Zoll hoch; auf den Ebenen zeigt sich nur Moos; von irgend einer Strauch- oder Baumgattung ist nirgend die Rede.

Der lange Winter macht die mehrsten Seen ausfrieren und läßt sie erstarren bis auf ihr Bette hinab, denn sie sind meistens so flach, daß sie 8 Fuß Tiefe nicht erreichen. Ist dagegen ein See mehr als 8 Fuß tief, so friert er nicht aus; dies scheint also die äußerste Grenze, bis wohin das Eis noch die Temperatur leitet, daher haben die Bewohner jener Gegenden auch im härtesten Winter nicht Mangel an Wasser, sie hauen das Eis durch und haben nichts weiter zu thun, als die jede Nacht sich erzeugende etwa sechszöllige Decke wieder wegzunehmen, um immer frisches Wasser zu haben. Die Flüsse frieren niemals ganz aus, auch wenn sie bei weitem die gedachte Tiefe nicht haben, denn das Wasser derselben, immerfort mit einer höheren Temperatur aus seiner Quelle kommend, verhindert bei einer gewissen Dicke des Eises das fernere Kälterwerden desselben.

Wenn der schrecklich lange Winter sein Ende erreicht hat, dauert es noch sehr lange, bevor die Wärme der höher rückenden Sonne bemerkbar auf die Vegetation wirkt. Zuerst sieht man dieselbe sich zeigen an der Höhle des Eisfuchses, aus welcher fortwährend ein reichlicher Ammoniakdunst, die sehr üble Ausdünstung des Thieres, empfunden wird, wahrscheinlich ist auch der Boden sowohl von den Excrementen als von den Ueberbleibseln der Mahlzeit des Thieres gedüngt.

Hat aber die Sonne den Wendepunkt überschritten, ist sie wieder seit einigen Wochen im Abwärtsschreiten, hat sie also während fünf oder sechs Wochen ihres höchsten Standes, etwa von Anfang des Juni bis zur Mitte des Juli, auf den Boden gewirkt, so ist dieser auch nunmehr so durchwärmt, daß die dort heimischen Pflanzen mit einer an das Wunderbare grenzenden Schnelligkeit wachsen.

Middendorf, welcher diese unwirthbaren Gegenden in den Jahren 1843 und 1844 bereiste, sagt scherzweise: man könne das Gras wachsen sehen und die Richtung nach Norden oder Süden, kurz nach einer Himmelsgegend, ist beinahe gleichgültig, weil die Sonne nicht auf- und untergeht, sondern am Himmel einen großen Kreis beschreibt, also einen Hügel von allen Seiten bescheint; nur Schutz vor den kalten Winden ist dasjenige,

was den Pflanzenwuchs befördert. Der gedachte Reisende fand an vielen Punkten, von dem Tajmurlande angefangen bis zur Behringsstraße, eine große Menge verschiedener Pflanzen in solchen Species, die dem Norden angehören, äußerst schön blühend und zwar beinahe in größerer Pracht, als man sie in dem cultivirtesten Theile von Europa sieht. Ein Kreuzkraut von 1½ Fuß Höhe hatte über vierzig prächtig entwickelte Blumen von einem Zoll Durchmesser und das Stämmchen der Pflanze selbst hatte gleichfalls einen Zoll Dicke; eine kleine Insel im Eismeere unter 74½ Grad Breite schien vollkommen mit Blüthen dieser Pflanze bedeckt; ein absichtlich gut bestelltes Saatfeld hätte nicht reicher aussehen können. Auch das schöne freundliche Vergißmeinnicht fand er noch dort, zwar ein kurzes, aber ein heiteres Leben verblühend.



Zelte der nordasiatischen Nomaden. Nach G. Sarltscheff.

Den Nordsaum von Asien, vom Jeniseisk angefangen, von den Grenzwohnungen der Samojeden bis zur Lena und noch weiter östlich, bewohnen die Jakuten; sie mögen vielleicht an Zahl 180,000 erreichen, sind eigentlich ein Hirtenvolk, allein sie haben nicht, wie ihre westlichen Nachbarn, das Rennthier, sondern sie haben auch das Pferd und das Rind gewählt und, wie es scheint, acclimatisirt in diesem rauhen Lande. Man glaubt, sie selbst seien einem milderen Himmelsstrich entsprossen, seien aus den großen Steppen des mittleren Asiens vertrieben durch die Tartarenhorden und seien immer weiter nordwärts gezogen, bis das Meer ihren Wanderungen eine Schranke gesetzt habe.

Dort wohnen sie jetzt auf der kahlen Steppe, auf dem Moor- und dem

Mooslande, aber sie sind glücklich, denn sie halten sich für frei, obwohl von den Russen unterjocht und diesen tributpflichtig. Sie leben in höchst merkwürdiger Weise vereinsamt, nie in Dörfern bei einander, sondern immer nur zu je einer Familie, welche mitunter aus mehreren Zelten und Haushaltungen besteht. Im Sommer haben sie Zelte von Fellen, für den Winter machen sie ihre Wohnung größer und graben sich dabei in die Erde. Auch einige Vorrathshäuser fehlen ihnen nicht, denn sie müssen während eines überaus kurzen Sommers so viel getrocknetes Gras sammeln, um ihren Viehstand den Winter über ernähren zu können.

Aber dieser ist so abgehärtet, wie die Leute selbst. Sinkt die Temperatur bis in die Nähe des Gefrierpunktes des Quecksilbers, so werden allerdings die Kühe zur Familie gezogen, d. h. man bringt sie in der Wohnung unter, die Pferde aber bleiben unter allen Umständen im Freien und sie haben dazu einen ordentlichen Pelz, den sie mitten im Sommer ähnlich den Rennthieren abwerfen, worauf ihnen sofort neues, starkes, flockiges Haar wieder wächst, vermöge dessen sie im Stande sind, die Temperatur des gefrierenden Quecksilbers im Freien zu ertragen. Dabei sind sie kräftig, wohlgenährt, obschon sie bei den monatelangen Reisen nur Gras bekommen, welches auf dem Halme vertrocknet ist und welches sie sich selbst aus dem Schnee scharren. Sie bleiben dabei viel länger jung, als unsere Pferde und sind noch im dreißigsten Jahre thätig und kräftig. Sie machen ohne Anstrengung einen Weg von sechs deutschen Meilen im vollen Rennen, gelangen schäumend an Ort und Stelle, bekommen einiges Heu zur Kräftigung und bleiben dabei unter 40 Grad Kälte ohne Decke im Freien stehen.

Aber man muß nicht glauben, daß der Jakute selbst es besser haben wolle. Der Reisende Wrangel übernachtete einmal mitten im Dezember bei 40 Grad unter Null auf einer vollkommen offenen, nirgend geschützten Haide. Die Jakuten, seine Begleiter, hatten keine Pelze, sondern nur ihre gewöhnliche Hauskleidung. Um zu schlafen, legte sich jeder auf seine Pferdedecke, den hölzernen Sattel zum Kopfkissen nehmend. Seine Jacke zieht er aus und deckt sie sich über Schultern und Rücken, den vorderen Theil des Körpers wendet er gegen das gut erhaltene Feuer.

Hat er eine Weile so gelegen, bis er sich erwärmt fühlt, daß er dem Schweiß nahe ist, so verstopft er sich Nase und Ohren mit kleinen Stückchen Pelz, bedeckt sein Gesicht mit den Aermeln der Jacke, so daß nur ein ganz kleines Winkelchen offen bleibt zum Athemholen und damit ist alles gethan, was erforderlich ist, um diese grimmige Kälte zu ertragen; er erfriert sich dabei nicht die Zehenspitze, viel weniger sonst etwas anderes. Ja es kommt wohl vor, daß die Jacke ihm von den Schultern gleitet und er also nun beinahe ohne alle Bedeckung liegt, daß ferner das Feuer

längst verlöscht ist und sein Körper sich nach und nach mit Reif bedeckt von seiner Ausdünstung, der bald in Schnee und dann in eine Eiskruste übergeht. Wenn er nun erwacht, klopft er sich mit den Händen die Eissplitter ab und ist bereit, nach einem mäßigen Mahle eine Reise von beliebig vielen Meilen wieder anzutreten.

Dieser Abhärtung entsprechend sind die Wohnungen, welche im Sommer nur aus leichten kegelförmigen Hütten, Zelten bestehen, die mit Birkenrinde oder mit Fellen bekleidet sind, wie unser Bild auf Seite 193 zeigt. Während sie auf den Steppen umherziehen, sammeln sie Gras, um ihre Kühe zu ernähren, denn diese sind nicht so klug, wie Pferde oder Rennthiere, welche sich die Nahrung unter dem Schnee hervorsuchen.

Sobald sie den Winter nahen fühlen, ziehen sie südwärts nach dem Waldsaume und bauen sich die sogenannte warme Jurte, welche etwa einen Fuß tief in der Erde steht, aus dünnen Balken zusammengefügt, eine stumpfe Pyramide bildet, mit Fellen, darüber mit Birkenrinde, dann aber mit Rasen, Lehm und Gras dick belegt wird, so weit es die Zeit gestattet.

Um in dem finsteren Raume doch einigermaßen sehen zu können, spart er ein paar Oeffnungen aus, welche mit angemessenen Eisschollen zugesetzt werden. Trotz der starken Hitze, die in der Jurte herrscht, schmelzen diese Scheiben nicht, im Gegentheil belegen sie sich von innen dick mit Reif und werden dann und wann mit warmem Wasser abgethaut, um die vorige Helligkeit wieder herzustellen. Wenn die Sonne aber zu wirken beginnt, schmelzen diese Eistafeln allerdings und dann werden sie durch Fischblase oder durch eine durchsichtig gegerbte Kalbshaut, das heißt durch Pergamen ersetzt.

Auf der Hütte steht ein Schornstein, welcher den Rauch des im Mittelpunkte derselben brennenden und fortwährend unterhaltenen Feuers ableitet. Rundum an den Wänden sind die Sitze oder Lager für die Familie angebracht, an den Wänden hängen die Waffen und Kleidungsstücke, am Boden liegt in der wildesten Unordnung und im reichlichsten Schmutz alles, was sonst im Hause gebraucht wird, aber in dieser Unordnung befinden sie sich äußerst wohl, sie verlangen nichts besseres.

Uebrigens sind diese Leute außerordentlich geschickt, sie verfertigen Dolche, Aexte, Messer von solcher Güte und Trefflichkeit, daß sie, selbst bei der größten Kälte benutzt, nicht zerspringen. Die Griffe ihrer Waffe oder ihres Werkzeuges legen sie geschmackvoll und kunstreich mit Zinn aus, ihre Felle verwandeln sie in ein vollkommen wasserdichtes Leder, indem sie es mit Blut tränken.

Sie sind die vortrefflichsten Jäger, bezahlen nicht nur ihren Tribut in den Fellen der Pelzthiere, sondern sie erlegen auch so viel davon, daß

sie, nach den Städten Sibiriens kommend, sich alle ihre Bedürfnisse im reichsten Maße verschaffen können, aber sie sind auch leidenschaftlich für das Reisen eingenommen und ohne sie und ihre Pferde würde man niemals bis an das nördlichste Ende von Asien gelangt sein. Vom Südrande ihres Meeres, d. h. von dem nördlichsten Punkte des Festlandes, machen sie Reisen durch ganz Sibirien bis nach Ochotsk am stillen Meere (Meerbusen von Ochotsk zwischen Kamschatka und der Mandschurei). Sie haben hier keine Spur von Weg, es ist daher auch von Fahren kaum irgend wie die Rede, denn der Bär, den sie ihren vielgeliebten Onkel nennen, ist ihr bester Wegebaumeister, sie folgen mit ihrem Pferde seinen breiten Spuren nach und dennoch gehen jährlich tausende von beladenen Jakutischen Rossen durch die Steppe und über das Stanowoi-Gebirge, wobei allerdings so viele Pferde zu Grunde gehen, daß die ganze Steppe mit Gerippen bedeckt ist; aber weder die Kälte des Nachtlagers, noch der Sturm, noch der endlose Wald, noch der tiefe Morast, noch selbst der Hunger schrecken ihn ab, er will seine Felle verwerthen und er erreicht, was er gewollt hat, sollte er, nachdem seine Rosse gefallen, auch jedes Fell einzeln nach Ochotsk tragen.

Aber hat er tüchtig hungern müssen, so weiß er sich nachher bei der vollen Schüssel desto besser zu pflegen und es ist fast unglaublich, was diese Leute an Fleisch, Speck, geschmolzener Butter zu vertilgen im Stande sind. Nur auf die Autorität des Reisenden Simpson wagt der Verfasser zu erzählen, was dieser gesehen oder vielmehr veranlaßt zu haben behauptet. Er ließ in Jakutsk zwei anerkannte Künstler in diesem Fache zu sich kommen und setzte ihnen 2 Pud gekochtes Rindfleisch und 1 Pud geschmolzene Butter vor. Von Fleisch bekam jeder seinen Theil 40 Pfund zugewogen, von der Butter durften sie nach Belieben löffeln und trinken. Der eine war alt, der andere jung, dieser hatte daher den Vorsprung. Seine Zähne sind gut, sagte der Alte, aber das thut nichts, ich werde ihn bald wieder einholen, und, sich bekreuzigend, setzte er hinzu, natürlich mit Hülfe meines Heiligen.

In Gegenwart Simpson's verzehrte ein Jeder dieser Leute mehr als ein halbes Pud, dann überließ der Reisende die Aufsicht über dieselben seinem Secretair, welcher ihm bei seiner Rückkehr nach zwei Stunden sagte, daß alles vollständig verzehrt worden sei. Ein jeder dieser Menschen hatte also 60 Pfund Fleisch und Butter zu sich genommen und der Verfasser nimmt es Niemand übel, wenn es nicht geglaubt wird.

Auf dem Boden lagen die Vielfraße ausgestreckt und suchten ihre Dankbarkeit für das Tractament dadurch auszudrücken, daß sie verschiedene Male versuchten, die Stiefel ihres Wohlthäters zu küssen; sie lagen dann

in einem halbbewußtlosen Zustande drei oder vier Tage lang, ohne zu essen oder zu trinken, und sie mußten, um die Verdauung zu befördern, häufig auf dem Boden herumgerollt werden.

Daß die Jakuten nicht alle so entsetzlich schlingen, geht daraus hervor, daß man dergleichen gefräßige Leute zur Unterhaltung der Gäste füttert; so wird keine Hochzeit gefeiert, ohne daß zwei Eßkünstler dabei sind, deren einen der Bräutigam, den andern die Braut tractirt. Je mehr sie vertilgen, desto größer ist die Freude der Gäste; aber gewiß ist, daß von dem, was ein nicht unmäßiger Jakute an einem Tage verzehrt, unser Bauer oder Tagelöhner eine ganze Woche leben könnte.

Die Tschuktschen.

An der fernsten Grenze von Asien liegt das Land der Tschuktschen, seine östliche Spitze bildet das eine Ufer der Behringsstraße; zwischen ihnen und den Jakuten wohnen auch die Jakugiren und der Mittelpunkt dieser beiden Länder oder die Grenze zwischen beiden ist das Flußgebiet der Colyma. Nishnei Colymsk ist der Hauptort dieses Landes und ist eine wirkliche Poststation.

Sibirien hat ein rauhes Klima, aber in Sibirien selbst ist das Klima dieser Gegend berühmt oder berüchtigt. Die Durchschnittstemperatur des ganzen Jahres ist 10 Grad C. unter Null, die Colyma friert schon in den ersten Tagen des September zu, nie löst sich die Eisdecke vor dem Juni, aber oft kann man noch in der Mitte des August den Fluß auf dem Eise passiren und ehe die Colyma sich an's Fließen gewöhnt hat, bleibt sie schon wieder stehen. Die Sonne geht zwar vom 15. Mai bis zum 25. Juli nicht unter, steht aber so niedrig, daß sie nur leuchtet und nicht wärmt. Auch das Leuchten ist ein sehr schwaches, denn man kann sie ohne alle Beschwerde von ihrem niedrigsten bis zum höchsten Standpunkte verfolgen, ohne daß das Auge darunter zu leiden hätte.

Obgleich es hier nur einen überaus langen Winter und eine Art von Entschuldigung für einen fehlenden Sommer giebt, reden sich die Leute doch ein, daß sie eben so gut vier Jahreszeiten hätten, als mitten in Deutschland. Sie nennen Frühling die Zeit, wenn die Sonnenstrahlen um Mittag anfangen, fühlbar zu werden, was ungefähr zur Zeit der Tag- und Nacht-

gleiche stattfindet. Es macht ihnen nichts aus, daß es während der Nacht dieses schönen Frühlings noch eine Kälte von 36 Grad giebt. Der Sommer wird vom Mai angefangen, aber es ist nur ein Kampf zwischen nächtlicher Kälte und zwischen mäßiger Wärme des Tages. Mitten im Juni steigt das Thermometer zur Mittagszeit bis auf 18 Grad und dabei entwickeln sich die Pflanzen um so schneller, als die Sonne von hier ab nicht mehr untergeht; wenn aber nun ein angenehmer Nordwind die Polarkälte hereinführt, so schrumpfen die herausgelockten zarten Keime zusammen und sehen dann wie verbrüht aus.

Im Juli ist die wärmere Sommerszeit und Sommer nennen die Bewohner überhaupt diejenige Zeit, in welcher die Sonne nicht untergeht. Wären nunmehr die Nordwinde nicht, so könnte man dieses Sommerleben allenfalls erträglich finden, vorausgesetzt, daß es auch keine Süd- oder Westwinde gäbe; diese nämlich bringen zwar nicht Kälte, aber aus den Morästen eine so entsetzliche Menge von blutdürstigen Mücken, daß man sich nur dadurch zu schützen weiß, daß rings um die Stadt große Haufen von abgefallenen Blättern, Moos und feuchtem Holz angezündet werden und man in einem fortwährenden bittern Qualm lebt, welcher beinahe eben so beschwerlich ist, als es die Stiche dieser ungeheuren Mücken sind, allerdings Stiche, von denen unter der Haut der Rennthiere faustgroße Beulen entstehen, Stiche, durch welche Rinder und Pferde zur Raserei kommen. Diese Mücken, wer sollte es glauben, sind die Wildlieferanten und die Hirten der Bewohner von Nishnei Colymsk.

Geplagt von diesen entsetzlichen Thieren, flüchten die Hirsche und die Rennthiere aus den Wäldern über die Tundra hinweg nach dem Norden, nach der Meeresküste, wohin sie von den Mücken nicht mehr verfolgt werden. Da sind denn die Menschen so freundlich, sich ihrer anzunehmen, sie mit wohlgezielten Büchsenschüssen zu empfangen und sie für den Winter aufzuspeichern in ihren Kellern, d. h. in Vertiefungen, eingehauen in den ewig gefrorenen Boden, wo sie sich denn halten, nicht blos einen Winter, sondern beliebig viele Winter und Sommer.

Und die Hirten spielen diese Insekten gleichfalls mit großer Geschicklichkeit.

Die Reisig- und Blätterhaufen, welche in einem großen Kreise um die Stadt her angezündet werden, bilden das geschützte Gebiet, hier weiden Rinder und Pferde ungestört von den bösen Plagegeistern. Ist einmal eine Kuh oder ein Pferd so naseweis, aus dieser Umhegung zu treten, um etwas frische Luft zu schöpfen oder besseres Gras aufzusuchen, so sind sofort die Mücken da, welche die Ausreißer wieder in ihre Umzäunung jagen. Bei der Annäherung der wilden Schwärme kehren sie brüllend

um und jagen mit hochgehobenem Schweif und schnaubend vor Todesangst auf die schützende Rauchmasse zu, hinter der sie verschwinden.

Wenn das Gras abgeweidet ist, so wird eine entferntere Stelle mit Reisighaufen umgeben und das Vieh da hineingebracht. Dort sterben alljährlich viele Thiere, geradezu umgebracht durch die blutdürstigen Insekten.

Sobald die Sonne wieder auf- und untergeht, beginnt der Herbst und mit ihm eine Kälte, welche sich bis unter 30 Grad erstreckt. Am 22. November beginnt eine zwei Monate lange Nacht, d. h. eine Abwesenheit der Sonne unter dem Horizont, welche am Anfange und am Ende allerdings dadurch gemildert wird, daß um die Mittagszeit die Sonne sich dem südlichen Horizonte weit genug nähert, um die Dämmerung hervorzubringen.

Mitten in diesem Winter und dieser zwei Monate langen Nacht kommen mitunter Windstöße von dem Ochotskischen Meere her, welche die Temperatur so mildern, daß sie von 50 Grad unter Null bis auf 2 Grad über Null steigt. Das giebt große Freude, dann geht man spazieren; in der Regel aber dauert eine solche Freude nicht länger als 24 Stunden. Es ist die Meerestemperatur, welche herübergetragen wird, und zwar die Temperatur von Kamschatka. Das Meer hat zwar, so weit es offen ist, niemals eine geringere Temperatur als 4 Grad über Null, die Südspitze von Kamschatka liegt aber beinahe 20 Grad südlicher als Nishnei Colymsk; dorthin, d. h. bis zum 50. Grad der Breite, dringt das Eis niemals in solcher Masse, um das ganze Meeresbecken gefrieren zu machen, wie auch die Ostsee, obwohl sie nördlicher liegt als 50 Grad, nur alle drei- oder vierhundert Jahre zufriert. Trägt nun der Wind die Temperatur des Ochotskischen Meerbusens herauf nach der Mündung der Colyma, so glaubt man natürlich, der Frühling breche an, wohl gar der Sommer, denn der Frühling bringt selten in seiner Eigenschaft als solcher eine Temperatur von dieser Höhe.

Die zwei Monate lange Nacht — in welcher man nicht sagen kann, die längste Nacht sei am 21. Dezember, dieser Tag ist nur die Mitternacht der hochnordischen Nacht — bringt Temperaturen von schauererregender Niedrigkeit, das Athmen wird dabei schwer, man schützt sich durch doppelte und dreifache Bekleidung mit Pelz aller Art und bedeckt sogar das Gesicht, damit nicht die vorspringenden Theile der Backen oder die Nase erfroren werden, und dennoch, wer sollte es glauben, gehen die Leute im Winter spazieren und treibt der Schalk Amor an den dortigen Brunnen so gut wie an denen von Madrid oder Rom sein Spiel.

Diese Letzteren sind gewaltige Marmorbassins, in welche sich das Wasser aus den Röhrenleitungen ergießt und zu denen allabendlich die

Mädchen kommen, um sich ihren Wasservorrath für den nächsten Tag zu holen. Natürlich werden sie hierbei von ihren Liebhabern unterstützt und es giebt täglich viele Fälle, wo sich die Liebhaberei erst an Ort und Stelle ausbildet.

Gerade so ist's in Nishnei Colymsk, nur daß den Brunnen die Marmorbecken fehlen. Man haut dort tiefe Löcher von ziemlicher Ausdehnung in das Eis, bis die Decke durchbrochen ist. Sobald dieses geschehen, quillt das Wasser empor, bis es den oberen Rand der Oeffnung erreicht. Hier versammelt sich nun die Einwohnerschaft, so weit sie zur dienenden Klasse oder doch zu derjenigen gehört, welche sich selbst bedienen muß. Es sollten allerdings nur die Mädchen sein, aber wer möchte es den jungen Männern übel nehmen, daß sie galant genug sind, um zu versuchen, ihren Damen die kleine Last zu nehmen; wer es diesen wiederum übel nehmen, daß sie sich dieses gerne gefallen lassen. Hieran ist also nichts zu verwundern, nur daß es bei 40, 50 und mehr Grad unter Null geschieht, ist das Wunderbare und ist zugleich ein Beweis, wie die Liebe, welche bekanntlich weder Rang noch Stand achtet, sich auch nicht an die Temperatur kehrt, also nicht ein Gegenstand der Geographie ist, wenigstens von keiner Zone ausgeschlossen bleibt.

Das Land ist über alle Begriffe dürftig, seine Höhenzüge, seine weiten flachen Ebenen sind nur mit Moos bewachsen, dagegen sind die Thäler zwischen diesen Höhenzügen besser bedacht, sie sind gegen die alle Vegetation vernichtenden kalten Stürme geschützt und es mag sich dort während der paar warmen Monate schon das Gras bis auf einen Fuß Höhe erheben, es wachsen dort unendlich verschiedene Beerenarten, welche zur Zeit der Reife von den wenigen Bewohnern den wilden Gästen, nämlich den Zugvögeln, streitig gemacht werden und dazu dienen, um den Nachtisch zu versorgen. Es sind alle die uns bekannten Waldbeeren, mitunter wohl von etwas herberem Geschmack, doch werden sie, um sie zu erhalten, in Wasser gelegt und dem Froste ausgesetzt. Das Wasser zieht die herbe Säure aus, färbt sich mit dem Safte und giebt nach dem Aufthauen eine ganz angenehme Limonade, welche bei den Tanzunterhaltungen, um nicht zu sagen bei den Bällen, herumgereicht wird; die Beeren aber, aus dem Wasser oder dem Eise genommen, erscheinen als Confitüre zum Nachtisch, aber nicht, wie wir sie vielleicht auch genießen würden, reichlich gezuckert, sondern gerade so, wie sie durch das Ausreifen und den Frost geworden sind. Der Zucker ist theuer, es kostet das Pfund 4 Rubel, da geht man denn schon sparsam damit um.

In den Thälern wachsen auch Birken, Pappeln, Weiden, Cedern und jene Kräuter, welche die südlichen Steppen von Rußland bedecken, Thymian,

brennende Liebe, Wermuth, Königskerzen u. dgl. kommen hier sehr häufig vor, wenn schon nicht so hoch. Da und in den eigentlichen Wäldern nähren sich Elenne, Rennthiere, Eichhörnchen, verschiedene Mäusearten, Hasen und von ihnen leben wieder Füchse, Zobel, Wölfe und Bären. Sobald das Frühjahr naht, rücken die Zugvögel herauf und kommen in solchen Schaaren an, daß man sie mit Steinen todtwirft. Unter diesen sind besonders werthvoll Schwäne, Gänse und Enten, welche zu vielen Tausenden daherziehen und dazu dienen, den Tisch der Bevölkerung zu versorgen.

Die Bevölkerung? kann man sie so nennen die geringe Anzahl von Menschen, welche hier auf einem Flächenraum von 11,000 Quadratmeilen, d. h. auf einer Ausdehnung beinahe so groß als ganz Deutschland vertheilt sind? Die Bevölkerung besteht aus 4000 Jakuten und Jukahiren und 350 Russen. Und doch, wie wenig deren sind auf einem Raume, wie vier kleine und ein großes Königreich ihn einnehmen, gerathen sie zu Zeiten in Hungersnoth, weil sie nur von den Thieren, nicht von den Feldfrüchten des Landes leben. Ihre ganze Existenz beruht auf Fischfang und Jagd, denn das Mehl, welches von fern her aus dem Süden und Westen von Sibirien gebracht wird, kostet sehr viel und bleiben etwa die Caravanen, welche den Norden mit diesen Schätzen versorgen, länger als gewöhnlich aus, so steigern sich die Preise der wenigen noch vorhandenen Vorräthe bis zum Ungeheuren und sind für die ärmere Klasse gänzlich unerschwinglich.

In solchen Zeiten der Noth, welche übrigens mehr oder minder heftig auftretend fast in jedem Frühjahr vorhanden sind, wenn die alten Vorräthe verbraucht und neue noch nicht erlangt werden können, wenden sich die unglücklichen Landleute schaarenweise nach der Hauptstadt, das heißt eben Nishnei Colymsk, von den paar hundert Bewohnern erhoffend, daß sie ihnen Hülfe gewähren gegen die Hungersnoth, meistens aber erfolglos, denn diese Leute sind selbst in eben solchem Elend.

Sobald aber die ersten Zugvögel erscheinen, strahlt die Freude leuchtend aus aller Augen, jeder sucht mit dem Gewehr, was er hat, ein paar Thiere zu erlegen, um die dringendste Noth zu befriedigen und man verschmäht natürlich auch das Fleisch der Raben und der Nachteulen nicht, denn es handelt sich nicht um Delicatessen, sondern nur um Befriedigung des unabweisbarsten Bedürfnisses.

Es ist schwer zu erklären, warum der Wald, welcher von Rennthieren und Elennthieren wimmelt, nicht mehr in Anspruch genommen wird, wenn auch nicht während der Nacht, so doch am Ende des Januar, von wo ab die Sonne täglich aufgeht und täglich länger über dem Horizont verweilt. Die Leute behaupten, das Wild vergrabe sich im Schnee und man könne es

nicht finden. Dies ist um so weniger wahr, als dasselbe keinen Winterschlaf hat, wie der Bär, sondern täglich nach Nahrung ausgeht. Es mag zum großen Theil wohl abergläubische Furcht daran Schuld sein, welche die Jakuten hindert, in den nächtlich von Geistern bewohnten Wald zu gehen. Tapfer gegen einen jeden Feind, den sie sehen, sind sie doch über alle Begriffe verzagt, sobald sich's um Geister handelt, mit denen sie gleich den alten Griechen Bäume, Flüsse, Quellen, Steine 2c. bevölkern.

Wenn aber die Sonne so weit ihre Kraft ausgeübt hat, daß Gras oder Moos auf den Tundren und endlich auf den Inseln im Eismeere zu wachsen beginnt, so verlassen die hirschartigen Thiere in ganzen Schaaren ihren unerfreulichen Winteraufenthalt, die düsteren Wälder, in denen sie nur eine dürftige Nahrung gefunden haben, daher man sie dann auch weder ihres Pelzes wegen noch wegen des Fleisches besonders schätzt, welches letztere einen starken Harzgeschmack haben soll, da diese Thiere sich während des langen Winters beinahe nur von Kiefern- und Cedernzweigen genährt haben.

Sie wissen nicht nur, daß ihnen jetzt draußen im Freien bessere Weide gewährt wird, sondern sie werden auch von den Mücken daran erinnert, daß es Zeit sei, aufzubrechen, und so ziehen sie denn in großen Schaaren nordwärts bis an die kühlere Meeresküste.

Von den bedürftigen Jakuten und Jukahiren, auch von den ärmeren Stadtbewohnern werden sie allerdings auch jetzt gejagt, doch nur in so weit es das unabweisbare Bedürfniß fordert. Während des Sommers läßt man sie in Ruhe, dabei mästen sie sich so, daß sie ganze Talgklumpen an den Eingeweiden hängen haben, was besonders in der Gegend der Nieren auffällig ist; sie bekommen auch einen prächtigen Pelz und sind nunmehr doppelt geschätzt, sowohl des wohlschmeckenden Fleisches wegen, als auch wegen des wärmenden, reich behaarten Felles.

Sobald die Zeit heranrückt, in der die Thiere zu den Wäldern zurückkehren, beobachtet man sie sorgfältig und besetzt vor allem die Uebergänge derselben über die Flüsse. Gleich allem Wild haben sie nämlich sogenannte Wechsel, sie kommen und gehen jederzeit auf dem nämlichen breit ausgetretenen Pfade, reisen in großen, dichtgedrängten Haufen und vertheilen sich erst zu vereinzelter Weide, wenn sie an Ort und Stelle angelangt sind.

Dieses wissend, werden zur Zeit, wo die ersten Tagfröste beginnen, die Wechsel, die Uebergänge über die Flüsse von geschickten Büchsenschützen, Bogenschützen oder Speerwerfern besetzt, demnächst finden sich ganze Schaaren von Leuten ein, die bei dieser Jagd im Trüben fischen wollen.

Es ist nämlich hier ein uralter Brauch, daß das erlegte Wild nicht demjenigen gehört, der es erlegte, sondern demjenigen, der das erlegte Thier in Sicherheit bringt.

Die Jäger nähern sich der Heerde, so weit ihre verschiedenen Waffen es von ihnen fordern; ein Jeder könnte nun das geschossene Thier sofort ergreifen und nach Hause bringen. Unterdessen würde aber der Zug vorüber sein und der geschickteste Schütze würde kein zweites Stück Wild erhalten.

Daher tödtet ein Jeder so viel, als in der ihm gewährten Zeit möglich ist, d. h. von dem Augenblick, wo die Heerde die Fuhrt betreten hat, bis dahin, wo das letzte Stück Wild auf das Land gestiegen ist.

Was nun augenblicklich todt, wird sofort vom Strome weggeführt und wird die Beute derjenigen, die in ihren Kähnen darauf warten; was aber nur mehr oder minder schwer verwundet ist, sucht sich durch Schwimmen an's Ufer zu retten und bleibt erst dort liegen, wo seine Kräfte ihm nicht mehr gestatten, den Körper zu tragen, welcher bis hierher ohne Anstrengung für das Thier vom Wasser getragen wurde.

Dies gehört nun ausschließlich den Jägern; was auf dem Lande fällt, rührt keiner von denen an, die im Wasser der herabschwimmenden Rennthiere warten und auf diese Art wird der Jäger noch immer reichlich belohnt für die Arbeit, welche ihm die Versorgung der anderen gemacht hat.

Die Jagd sowohl als das Auffangen der Thiere ist durchaus nicht ohne Gefahr; wer sich der Schußwaffe bedient, kann allerdings aus der Ferne treffen, wer aber nur einen Speer hat, muß das Thier direkt angreifen und dieses wehrt sich; die Männchen lassen sich sofort auf einen Kampf ein, der zwar in der Regel tödtlich für sie ausgeht, aber doch auch manchem Jäger das Leben gekostet hat, denn ein Schlag mit dem Geweih, wenn er den Kopf trifft, hat immer Betäubung zur Folge, in welcher der Jäger aus seinem Kahne fällt und ertrinkt. Aber die wilden Thiere schreiten auch wohl ihrerseits zum Angriff, sie drängen aus den geschlossenen Reihen heraus und springen mit den Vorderläufen in den Kahn, der, auf solch eine Last nicht eingerichtet, sofort umgeworfen wird, wo dann dem Jäger nichts anderes übrig bleibt, als das Rennthier irgend wo bei den dicken Haaren zu fassen und sich von ihm durch den Fluß tragen zu lassen. Hierbei pflegt das Rennthier so in Schrecken gesetzt zu werden, daß es die Last, welche an ihm hängt, nicht abzuschütteln sucht, wie es ganz leicht geschehen könnte, wenn es seitwärts mit dem Geweih nach seinem Verfolger hauen wollte.

Auf dem Lande angelangt, bekommt es zum Dank für die Rettung des Mannes dessen langes Messer zwischen die Rippen.

Viele tausende von Rennthieren werden jährlich auf diese Art erlegt,

viele tausende, denn man rechnet durchschnittlich auf jeden Menschen drei Rennthiere während des Jahres. Man würde nicht begreifen, wo die Zahl des Wildes herkäme, wenn das Land nicht so gewaltig groß und die Einwohnerschaft nicht so überaus unbedeutend wäre.

Diese sogenannte Erndte, dieses Abschlachten der armen Thiere findet gegen Ende des August und Anfang des September statt. Die Wechsel sind stets so gewählt, daß die Thiere sehr bequem in das Wasser gehen und auf der anderen Seite sich eben so bequem aus dem Wasser erheben können. Sie haben ihre Furth stets sehr glücklich angelegt. Die Rudel bestehen immer aus 200 bis 300 Stück, welche sich ziemlich nahe an einander schließen. Sind die Flüsse mit frischem Eise belegt, so wagen sich die Thiere nicht gern darauf, weil sie nicht gute Schlittschuhläufer sind; in diesem Falle mißlingt auch häufig die ganze Jagd, eben so, wenn sich etwa die Jäger nicht gut verborgen haben und hervortreten, ehe die Thiere im Wasser sind. Hat der Hauptthirsch mit seinen unmittelbaren Nachfolgern erst einmal den Fluß beschritten, so weicht er nicht mehr von seinem Pfade ab, so lange dies aber noch nicht der Fall war, kehrt er wohl um und dann folgt wie bei einer Schafheerde alles noch auf dem Ufer stestende Gethier diesem, seinem Führer und die Jagd ist mißglückt; es kann leicht sein, daß ein solcher Fehler die Existenz mehrerer Familien in Frage stellt.

Die Mittel der geselligen Unterhaltung sind in jener fern gelegenen Stadt von 400 Einwohnern allerdings gering genug, doch verstehen sie mit dem Wenigen, was sie haben, so gut hauszuhalten, daß sie immer ihr Jährchen auskommen. Dies ist nämlich so zu verstehen, daß sie nur alle Jahre einmal Neuigkeiten erfahren und von diesen das ganze Jahr zehren müssen.

Man kann in diesem Lande nur während des Winters reisen, weil keine Brücken über die Flüsse und keine Chausseen über die Sümpfe führen, in denen der Wanderer gänzlich versinken und ertrinken würde, wenn die gefrorene Erdmasse tiefer als eine halbe Elle aufthaute.

In dieser Zeit wandert man viel und nicht allein zu Fuß, sondern auch im Schlitten und dann immer mit Hülfe der Rennthiere. Sind die Entfernungen nur gering, betragen sie nicht über 150 Werst (einige zwanzig Meilen), so hält man es nicht der Mühe werth, Gepäck mitzunehmen oder einen Schlitten anzuwenden, in welchem man warm säße und sich zudecken könnte. — Der Schlitten ist aus Rippen von Wallfischen und Stoßzähnen des Narvals zusammengesetzt und sieht aus wie von Eisenstangen gemacht. So fährt der Jakute und der Tschuktsche zu seinem

Freunde zum Besuch auf eine Schale Ziegelthee; die zwanzig Meilen kosten ihm fünf Stunden — zehn bringt er bei seinem Freunde zu und dann führen ihn seine Rennthiere wieder zurück in seine Grenzen.



Reisende auf kurzen Strecken.

Im Frühjahr, wenn noch gerade so viel Zeit übrig bleibt, um auf gefrorener Erde wieder zurückkehren zu können, kommt die einzige Caravane, welche Nishnei Colymsk und das dahinter liegende Land der Tschuktschen mit der civilisirten Welt in Verbindung setzt, an. Diese Caravane bringt nun Thee, Kaffee, Zucker, Rum und Branntwein anderer Art, bringt Mehl und trockene Gemüse, Butter und sonstige Lebensbedürfnisse, welche an der Colyma nicht zu haben sind. Die etwa vierzig Kaufleute, welche sie bilden, jeder mit zehn bis vierzig Kibitken hinter sich, bringen wenigstens eine Kibitke voll absonderlicher Neuigkeiten, lauter Sachen, welche man vor einem Vierteljahr in Jakutsk, vor einem ganzen Jahre in Moskau und noch etwas früher in Petersburg oder dem übrigen Europa gewußt oder erfahren hat.

Nun wird Krieg und Frieden gemacht, nun wird politisirt, dieser oder jener Minister mit einem Portefeuille beschenkt, welches er längst hat niederlegen müssen, dieser oder jener Krieg begonnen, der unterdessen längst ausgefochten worden ist. Es kommen dann auch die Zeitungen des ganzen Jahres und sie gehen bandweise von Haus zu Haus, so daß der letzte Band, der zwölfte etwa, wenn man die Zeitungen monatsweise geheftet hatte, gerade seine Tour gemacht hat, wenn die neue Caravane erwartet wird.

Mit den so erlangten Neuigkeiten, zu denen natürlich Personalien aus dem Munde der Kaufleute in genügender Menge und zu denen auch Com-

mentare pikanter Art durch die Handlungsdiener und Fuhrleute kommen, geht man von Gesellschaft zu Gesellschaft und theilt sich dieselben mit.

Der Russe ist sehr gastfrei, ein Freund besucht nie den andern, ohne daß ihm etwas vorgesetzt wird, aber Thee und Zucker sind sehr theuer, daher ist der Thee, welcher nie fehlt in der Abendgesellschaft, ziemlich dünn und der Candis ist in sehr kleine Bröckel zerschlagen und der Gast nimmt ein kleines Stückchen von diesem Candis in den Mund und läßt den Thee daran vorbeifließen, worauf man das übrig bleibende Stückchen Zucker sauber aus dem Munde nimmt und auf den Rand der Untertasse legt, um es für die folgende Schale Thee zu benutzen.

Mit dem Branntwein geht man weniger sparsam um und wenn getanzt wird, fließt die Fruchtlimonade reichlich.

Daß man es selbst dort aushalten könne, auch wenn man nicht gerade in Nishnei Colymsk geboren ist, hat der russische Contre-Admiral, damalige Capitain-Lieutenant Wrangell bewiesen, welcher drei Jahre lang daselbst freiwillig zugebracht hat, nicht in der Verbannung, sondern in wissenschaftlichen Beschäftigungen über die Geographie jenes Landes.

Dieser verdienstvolle Reisende hat während dieser Zeit beinahe die Hälfte der Nordküste von Asien aufgenommen und geographisch bestimmt und hat sich in jedem Sommer so weit als irgend möglich in das Polarmeer hineingewagt, um das Polarland, welches er vermuthet, zu entdecken, doch ist ihm dieses nicht gelungen.

Im alleräußersten Osten lebt noch ein ganz freies Urvolk, wahrscheinlich desselben Ursprungs, wie alle seine Nachbarn um den Polarkreis her, das Volk der Tschuktschen, welches man die Kaukasier des Nordens nennen könnte. Vielfältig sind ihnen große Wohlthaten von der russischen Regierung geboten worden, wenn sie sich unterwerfen und einen mäßigen Tribut zahlen wollten; sie haben dieses verschmäht, kein Kosak darf ihre Grenzen überschreiten ohne die Gefahr, sofort ermordet zu werden, und das Land ist zu arm, als daß es der russischen Regierung einfallen könnte, darum einen Krieg zu beginnen, der doch nur damit enden könnte, daß das Volk der Tschuktschen ausgerottet würde und was hätte man dann an der kahlen, eisbedeckten Erdfläche.

Der Tschuktsche ist ein ächter Nomade, er zieht mit seinen Rennthierheerden von Ort zu Ort und lebt immer in Zelten, ist daher immer zu Hause; aber er ist auch zugleich Kaufmann, denn er wandert mit seinen Rennthierfellen nach weiter östlich gelegenen Gegenden, d. h. nach Amerika, und vertauscht dieselben dort gegen Wallroßzähne und die Felle von Seeottern und er bringt seine Handelswaare zurück auf den großen Jahrmarkt

von Ostrownoje, vertauscht sie hier gegen Taback, der ihm sehr hoch angerechnet wird, aber mit diesem Taback kehrt er wieder zurück zu den Eskimos und vertauscht an dieselben seinen Taback gegen Wallroßzähne und Otternfelle und so geht das sein ganzes Leben hindurch. Die Familie wartet der Heerde, der Vater und der älteste Sohn machen die Reisen zu Schlitten mit Rennthieren bespannt über das Land, dann in ledernen Kähnen über die Meerenge.

Und die Russen kommen aus Irkutsk und Ochotsk und Jakutsk herbei, um ihm seine Bedürfnisse zu bringen und ihm abzutauschen, was er dafür zu bieten hat.

Die Handelsprodukte der Tschuktschen sind hauptsächlich die Felle vom schwarzen, blauen, silbergrauen und weißen Fuchs, vom Luchs, Vielfraß, Biber, von der Fluß- und Seeotter und von einer sehr schönen Gattung Marder, welche dem sibirischen Zobel sehr ähnlich ist. Es kommen hierzu noch Bärenfelle, Kleidungsstücke aus Rennthierhäuten und Mantelsäcke aus dem wasserdichten Seehundsfell.

Das Pelzwerk, welches aus Amerika kommt, ist gewöhnlich in solchen Säcken verpackt, es ist die Haut, welche man dem Seehund über die Ohren gezogen hat, ohne ihm den Bauch aufzuschlitzen, es ist also ein Schlauch ohne Naht. Demnächst bringen sie noch Riemen aus Wallroßleder, Zähne dieser Thiere und Schlittenkufen aus den Rippen des Wallfisches zu Markte.

Die Russen liefern ihnen dagegen vor allen Dingen abscheulichen Taback, dann auch Thee und Zucker so wie Branntwein, endlich aber eiserne Geräthschaften, Töpfe, Kessel, Beile und Messer.

Die Messe in Ostrownoje ist ein wunderseltsames Ding und es lohnt wohl, einen Blick darauf zu werfen. Die Statistiker sagen, der Ort habe zehn Einwohner und doch versammeln sich auf der kleinen Insel, auf welcher er liegt, einmal im Jahre viele tausende von Menschen und zehnmal so viel tausende von Thieren aller Art.

Die Insel liegt in dem Flusse Aniuj unter dem 68. Grad N. B. Es befindet sich hier eine russische Kirche, ein Schenk- und ein Zollhaus. Im März, wenn der Markt beginnt, kommen mit der Caravane von Jakutsk einige russische Soldaten, welche bestimmt sind, die Ordnung aufrecht zu erhalten, hauptsächlich wohl aber, um die Marktabgaben einzuziehen. Aus einem wie dem andern geht hervor, daß die Tschuktschen doch unterjocht sind, sonst würde sich kein Regierungscommissair mit seinen Soldaten in ihr Land wagen dürfen, um sie zu schatzen.

Es wird nunmehr der Tag und die Stunde bestimmt, an denen der Markt eröffnet werden soll. Die herbeikommenden Tschuktschen halten sich

von allen Anderen auf das Strengste abgesondert, sie bilden mit ihren Schlitten eine Festung, in deren Innern sie in Zelten wohnen. Auch ihre Rennthiere befinden sich in diesem Kreise, dem Niemand zu nahen wagt, da die Leute alle sehr reichlich bewaffnet sind.

Der Tag der großen Messe bricht an, in der kleinen Kapelle wird ein feierliches Hochamt gehalten. Während desselben breiten die Tschuktschen ihre Waare auf den Schlitten aus und stellen sich hinter dieselben, immer wohl bewehrt, als ob sie diese gegen einen Gewaltstreich vertheidigen müßten.

Das Hochamt ist nunmehr beendet und jeder Russe nimmt diejenige Waare zur Hand, von der er hofft, daß sie den meisten Reiz für die Tschuktschen haben werde. Jetzt ertönt eine Glocke zum Beginn des Marktes und alsbald stürzen die Leute wie rasend auf die Festung, auf die Schlittenburg zu, schon von weitem schreiend und die Vortrefflichkeit ihrer Waaren anpreisend, indeß die Tschuktschen diesem tollen Treiben mit der größten Ruhe zusehen und die sich überstürzenden Käufer erwarten.

Jetzt geht das Fordern und Bieten seinen Gang, der Tschuktsche hat sich einmal vorgesetzt, so und so viel für seine Felle, für seine Zähne haben zu wollen, das will der Russe nicht geben und in einem unsäglichen Tumult vergeht der erste Tag der Messe, meistens ohne eigentliches Resultat. Am zweiten sehen die Russen, daß mit dem steifen Ernste der Tschuktschen nicht viel auszurichten ist, sie machen bessere Gebote und die Hälfte der Waaren geht aus einer Hand in die andere. Am dritten ist der Markt beendet und nun sind die Tschuktschen den russischen Kaufleuten völlig gleichgültig, sie bekümmern sich nicht mehr um sie, sondern packen ihre Schlitten und eilen mit Hunden, Rennthieren oder Pferden, nach Hause zu kommen.

Bevor wir sie jedoch fortlassen, wollen wir uns ihre Art zu leben ein wenig ansehen, denn obwohl die Lebensweise der sämmtlichen nordischen Völker große Aehnlichkeit unter einander hat, so sind doch viele davon in einer oder der anderen Art von allen übrigen unterschieden, so schon die Tschuktschen darin, daß auch die ansäßigen nicht in festen Holz- oder Erdhütten, sondern in Zelten wohnen und merkwürdiger Weise wissen sie sich dieselben wenigstens nach ihrer Art so wohnlich einzurichten, daß sie sich ganz wohl dabei fühlen, sicher aber uns um unsere Wohnung und sämmtliche damit verbundene Luxusgegenstände nicht im Mindesten beneiden, eine Thatsache, welche sich daraus ergiebt, daß die einzelnen Tschuktschen, welche weit nach Westen oder Süden gelangen und also eine russische Stadt mit hölzernen Häusern, doppelten Fenstern und wohlschließenden Thüren kennen lernen, doch ihre eigenen Wohnungen denen der Russen bei weitem vorziehen.

Ihre Art zu bauen ist folgende: sie stecken sich einen Raum ab, auf welchem zwei Zelte stehen könnten. Der ganze Umfang wird mit Stangen entweder von Holz oder von den Narvalzähnen oder allenfalls auch von Fischbein besteckt. Die nach Norden gerichtete Seite geht dabei fast senkrecht in die Höhe, die anderen Seiten neigen sich sämmtlich zu dieser nach Norden gerichteten Spitze hin, so daß der ganze Bau schließlich aussieht wie die Düte eines Krämers, welche nicht auf einer runden, sondern ovalen Fläche, auf der sich ganz natürlich ergebenden, ausläuft. Man darf sich nur eine solche Düte drehen, so wird man sofort erkennen, was der Verfasser meint.

Dieses Gerippe wird nun mit ausgespannt getrockneten Rennthierfellen umkleidet. Man fängt dabei von unten an, sieht darauf, daß von jedem Fell eine mäßige Strecke auf dem Boden liegt, untergießt dieselbe mit Wasser und beschwert sie mit Steinen, worauf sie sofort festfriert.

Um diesen ersten Abschnitt von Rennthierfell wird etwas höher an den Stangen ein zweiter Abschnitt befestigt, welcher wiederum das ganze Zelt umläuft, so daß die unteren Enden der Felle die schon vorhandenen bedecken.

Man geht so weiter fort, bis ganz nach oben, so daß immer jede nächste Reihe von Fellen zur Hälfte über dem oberen Theil der nächsten unteren Reihe liegt, ungefähr so, wie sich die Biberschwänze eines Ziegeldaches decken. Die oberste Spitze läßt man offen, damit der Rauch entweichen könne.

Dieses Zelt ist für die gewöhnlichen Bedürfnisse der Tschuktschen doppelt zu groß, daher wird innerhalb desselben ein zweites Zelt gebaut; dies aber ist nur halb oder dreiviertel rund, auch viereckig, wie sich's gerade bequem macht, ist auch keinesweges spitz, sondern hat eine ganz flache Bedeckung und ist ungefähr so hoch wie ein Schreibepult, an welchem man stehend schreibt, es ist also nicht möglich, daß selbst der kleinste ausgewachsene Tschuktsche oder auch nur die zierlichste von ihren Damen darunter stehen könne.

Dieser innere Raum heißt Pollog, ist gleichfalls mit Fellen ganz bekleidet, welche aber doppelt zusammengenäht sind.

Der Fußboden ist ganz mit Fellen belegt und die nach außen gerichtete Seite des Pollogs ist genau eben so eingerichtet, wie das große Zelt selbst, nur stecken die Enden der Felle nicht unter Steinen, Schnee und Eis, sondern unter den Fellen des Bodens. Die nach innen gerichtete Seite der Felle ist ebenfalls zu lang, liegt auf dem Fußboden und wird bedeckt von den weichen, gegerbten Rennthierfellen, welche den Teppich der

inneren Wohnung bilden. Von einem Rauchfang ist keine Rede, alles, was dort verbrannt wird, muß von den Lungen der Bewohner absorbirt werden.

Das Aeußere des Zeltes bildet die Küche und den gewöhnlichen Sommer- und Tagesaufenthalt, zur Nachtzeit kriecht alles in den Pollog, aber dieser ist zugleich das Staats- und Empfangszimmer der Familie. Die Leute sind zu stolz, um ihre Gäste in der Küche oder dem Vorzimmer oder dem Aufenthalt der Hunde und Dienstboten (wiewohl es dieser letzteren kaum giebt, denn die dienende Klasse besteht aus den weiblichen Mitgliedern der Familie) zu empfangen, man weiß, was man dem geehrten Gaste schuldig ist und führt ihn daher aus dem Zelte, in welchem er aufrecht stehen kann, nach dem Pollog, in welchen er auf allen Vieren kriechen muß und in dem er auch nur sitzend oder liegend sich aufhalten kann.

Hier ist nun die Familie des Besitzers versammelt, hier ist die Frau vom Hause oder sind die mehreren Frauen mit der weiblichen Arbeit beschäftigt, welche man als die feinere zu bezeichnen hätte, sie nähen Felle zusammen, sie machen Stiefel oder Kleider, während draußen im Vorzimmer die gröberen Handarbeiten abgefertigt werden, auch der Kessel über dem Feuer, d. h. wie immer über der Thranlampe, kochend erhalten wird.

In dem Staatszimmer herrscht eine Temperatur, welche an das russische Schwitzbad erinnert. In dieser Temperatur kann man keine Kleider brauchen, darum befinden sich die Anwesenden durchweg im Naturzustande, im Costüm des Adams vor dem Sündenfall, und sie halten das für so natürlich, daß der Eintritt eines Fremden sie auch nicht im mindesten in Verlegenheit setzt; doch um zu zeigen, daß sie sehr wohl wissen, was Anstand sei, pflegen sie in solchem Falle sich ihren besten Schmuck, mehrere Schnüre Glaskorallen oder auf Riemen gezogene messingene Knöpfe, in die fetttriefenden Haare zu schlingen und sie glauben sich nunmehr nicht nur anständig, sondern so bedeckt, daß der Fremde erstaunen wird über die feine Gesittung, die er hier so weit im fernen Norden gefunden hat.

Die Atmosphäre ist schwer und dick, man könnte sagen, sie sei mit Messern zu schneiden, die Lampe, welche nicht zum Kochen, sondern nur zur Erleuchtung dient, aber Tag und Nacht brennt, erfüllt das ganze Gemach mit einem schwarzen Qualm, der sich, da er nicht entweichen kann, an den Wänden und an den Körpern der Bewohner niederschlägt, so daß hier eine vollständige Lampenrußfabrik vorhanden ist und die Leute, wenn sie den Niederschlag an den Wänden benutzen wollten, unzweifelhaft ein gutes Geschäft machen würden.

Die Leute alle haben eine ziemliche Dicke, befinden sich in wohlgenährtem Zustande, befinden sich in einer Hitze von wenigstens 50 Grad C., schwitzen daher unbarmherzig und was nicht an Schweiß an ihnen herunterläuft und die Haut zebrastreifig macht, das verdunstet und erfüllt die Luft mit einem äußerst kräftigen Düngergeruch, der solchergestalt in die Nase steigt, daß der Fremde fortwährend an heftigem Thränen der Augen leidet.

Die gastlichen Bewohner bieten dem Eingetretenen sofort das Beste, was sie haben, z. B. rohe Stücke von Wallfischhaut, eine der ausgesuchtesten Delicatessen, vielleicht auch Bären- oder Rennthierfleisch, in altem Thran gekocht, aber alt muß der Thran allerdings sein, wenn dem Gerichte nicht die eigentliche Würze fehlen soll, und hierin haben die Frauen der Tschuktschen eine große Geschicklichkeit, sie haben immer ein Gefäß, d. h. eine ohne Einschnitt abgezogene Seehundshaut, damit angefüllt. Das verwesende Fleisch der inneren Seite der Haut setzt den Thran in Gährung, die man bei der Einrichtung einer Wirthschaft durch etwas Urin unterstützt. Nach vierzehn Tagen ist der Thran reif, sehr wohlriechend und unvergleichlich lieblich bitter, etwas, das dem Fremden von dem Herrn vom Hause gewiß gerühmt wird, da Niemand den Thran so gut zu säuern versteht, als die Frau vom Hause.

Später, wenn die Gährung einmal im Gange ist, wird täglich so viel frischer Thran zugegossen, als am verlaufenen Tage verbraucht worden ist, so daß über Nacht das neue Gemisch die gewünschte Delicatesse erlangt.

Mögen sich unsere geehrten Leser hierüber nicht verwundern, sondern sich einfach daran erinnern, wie sie Drosseln, Leipziger Lerchen und andere kleine Vögel braten, ohne sie vorher auszunehmen und den Darm- und Mageninhalt als etwas besonders Pikantes essen; noch einen Schritt weiter geht man bekanntlich mit der Schnepfe, deren Gedärm man mit allem, was darin enthalten ist, bratet und auf Buttersemmel als das Höchste, was es an Delicatessen giebt, genießt. Warum sollte einem Tschuktschen der Thran, den seine Geliebte durch die einfachsten und natürlichsten Zusätze bereitet hat, nicht schmecken.

Die Bevölkerung dieses fernen Landes theilt sich in Rennthiertschuktschen und Fischertschuktschen; die letzteren heißen Onkilon, was eigentlich Seeleute bedeutet, die Rennthierbesitzer heißen Tennygk. Die ersteren sind sehr dürftig und scheinen weniger den Tschuktschen als dem benachbarten Eskimostamme anzugehören, der auf der anderen Seite der Behringsstraße seinen eigentlichen Wohnsitz hat und wie wir wissen bis nach Grönland reicht; sie leben aber mit den eigentlichen Landbewohnern, den Heerdenbesitzern,

in sehr gutem Vernehmen und beide Völkerstämme ergänzen einander, indem die einen die Bedürfnisse der anderen durch Handel und Tausch an sich bringen oder abgeben; die Rennthiertschuktschen vertauschen Rennthierfelle oder auch schon fertige Kleider an die Fischer und führen ihnen das köstlichste ihrer Güter, den Taback, zu. Die Onkilon dagegen liefern an die Tschuktschen Thran, Wallfischfleisch, Robbenfleisch, Wallroßzähne, Riemen, aus der Haut der Wallrosse geschnitten, Seehundsfell, mitunter auch wohl mäßige Stücke von Treibholz zum Bau der Hütten, auch Narvalzähne und ähnliche Meereserzeugnisse; sie leben aber trotz dessen, daß die Tschuktschen ihrer bedürfen, in einer erschrecklichen Abhängigkeit von denselben, wodurch Wrangell zu beweisen glaubt, daß sie die später Eingewanderten seien.

Wunderbar ist übrigens diese Härte gegen so nützliche Leute, wie ihnen die Fischer sind, denn ohne deren Vermittelung würden sie nicht nur die vorgedachten Bedürfnisse keinesweges befriedigen können, sondern sie wären auch von allem Handel abgeschnitten, da die Fischer die Vermittler des Tausches mit den Eskimos und Aleuten in Nordamerika sind. Dies hindert aber die Tschuktschen nicht, sich für bei weitem erhabenere und edlere Wesen zu halten und von den Fischern mit der Verachtung und dem Abscheu zu sprechen, wie man von Hunden spricht, die an einer ekelhaften Krankheit leiden.

Unter den Rennthiertschuktschen giebt es welche, die über tausend Rennthiere in ihrem Besitze haben und damit auf den Tundren umherziehen, damit dieselben während des Sommers sich mästen können und ihnen für den langen Winter ein dürftiger Vorrath von Gras und Moos gesammelt werde.

Diese ansäßigen Leute wohnen meistentheils in der Nähe der Küste in kleinen Dörfern von 10, 20 und mehr Hütten, welche man sich jedoch nicht nahe bei einander, sondern auf ganzen Quadratmeilen zerstreut denken muß. Sie unterscheiden sich von den lediglich nomadisirenden zwar weder hinsichtlich ihres Stammes oder ihrer Sprache, noch hinsichtlich ihrer sonstigen Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten, aber sie zeigen sich entschieden bildungsfähiger, empfänglicher für den Luxus, für die Freuden der Geselligkeit, für gutes Essen und Trinken, wohlverstanden nach ihrem Sinne. Sie geben einander z. B. Festlichkeiten, wobei sie sich am Tanz solcher Dirnen erfreuen, die ein Leben führen, welches sie entfernt denjenigen ähnlich macht, welche man in Europa prostituirt nennen würde.

Wo die Vielweiberei Sitte ist, steht das Weib in keiner Achtung, es ist daher auch für den Mann nichts Unrechtes, wenn er sich zu den drei oder vier Frauen, welche er ernähren kann, noch mit Mädchen abgiebt,

die er nicht zu ernähren, sondern nur für ihre Dienste zu beschenken braucht.

Bei jeder Festlichkeit, die immer gehalten wird, wenn ein Nachbar den andern besucht, spielen die Tänzerinnen so gut eine wichtige Rolle, wie in Indien die Bajaderen (so heißen sie aber freilich nicht, sondern Dewedaschis, Gottestänzerinnen), welche gleichfalls bei Privatfestlichkeiten aus den Pagoden geholt, zur Unterhaltung der Gäste dienen. Dort wie hier ist es der Tanz, für den sie gemiethet werden, sie bleiben aber ohne Bedenken auch noch zu anderen Zwecken in der Wohnung, in welcher sie getanzt haben.

Aber was ist das für ein Tanz! Man muß sich zwar unter dem Tanz der Bajaderen durchaus nicht das vorstellen, was wir etwa in einem Ballet zu sehen bekommen, das in Indien spielt, doch sieht man überaus reizende Gestalten in den anmuthigsten Bewegungen mit den weichen Armen, mit dem schmiegsamen Körper, irgend einen indischen Roman aufführend, wobei man zwar nicht jene unanständigen Stellungen mit den Beinen, die gleich Wegweisern in die Luft gestreckt werden, dagegen desto anmuthigere graziöse Stellungen und Bewegungen sieht.

Die Tänzerinnen der Tschuktschen sind etwas anderer Art. In Pelz gekleidet von Kopf zu Füßen, durchaus unförmlich gestaltet, stehen sie in einem Kreise ungefähr so weit von einander, daß sie sich nicht mehr mit den Händen erreichen können. Nun trippeln sie, springen sie, knicken sie mit den Füßen, Knien und Hüften und hauen sie mit Händen und Füßen um sich, schreiten auch ganz kurze Strecken vor und zurück, schneiden die gräulichsten Grimassen, verdrehen die Augen, reißen den Rachen auf, blöken die Zähne und geben in Schreien, Grunzen, Quiken und Händeklatschen die Musik zu ihrem Tanze, welche die Zuschauer um so mehr entzückt, je mehr die Tänzerinnen in Schweiß gerathen, so daß sie nach und nach während des Tanzes die mehrsten ihrer Kleidungsstücke ablegen, von sich werfen, bis sie beinahe eben so nackt sind, wie die Frauen im Zelte, welche mit ihren Männern dem interessanten Schauspiel zusehen.

Je nach der Freude, dem Entzücken, welches der liebliche Anblick bei den Männern erregt, beschenken sie die Tänzerinnen mit Taback, mit Glasperlen, mit Branntwein, auch wohl für größere Dienste mit einem Rennthier- oder einem Wolfsfell.

Wie sind die Begriffe so verschieden; ein Türke, welcher zum ersten Male ein Ballet in Paris oder Berlin sähe, würde vor Entsetzen über die abscheuliche Entheiligung des weiblichen Geschlechts aufspringen und das Haus mit Abscheu verlassen; wir Europäer, die wir nach der Türkei kämen und dort junge griechische Knaben die Rolle der Mädchen übernehmen sähen, würden einen ganz gleichen Abscheu gegen die schändliche Unsittlichkeit empfinden. Bei

uns dagegen sieht man die junge, vornehme, feingebildete christliche Dame dem von den Türken verabscheuten Schauspiel (wie der Türke in seiner Heimath den Tänzen und sonstigen Dienstleistungen der Knaben) mit Entzücken beiwohnen. So ist es auch mit den Tänzen der Tschuktschen, welche für sie nicht im Geringsten weniger entzückend sind, als für uns die des Ballets, als für die Türken oder Indier die Tänze der griechischen Knaben oder der Dewedaschis (Bajaderen).

Die Kleidung der Jakuten hat viel Eigenthümliches, weshalb wir in der beigegebenen Zeichnung mehrere Trachten derselben so wie ihre Bewaffnung geben. An den Speeren, welche offenbar Sensen mit gerade gestrecktem Oehre sind, mögen sich die polnischen Sensenmänner ein Muster ge-



Zauberer und Hexen.

nommen haben. Die Frau mit den langen Haaren ist eine Zauberin, welche am Anfange dieses Jahrhunderts lebte. Sie hieß Ogröpönö (Agrippina), hatte sich in ihrem Alter in das Gebirge, in eine Höhle zurückgezogen und lebte dort gefürchtet und verehrt in allem Ueberfluß, welchen das Land nur gewähren kann, denn Jeder wollte sich ihrer Gunst versichern und brachte ihr an Lebensmitteln und sonstigen Bedürfnissen, was er irgend auftreiben konnte. Einem solchen wurde ihr Segen; wer aber diese Verpflichtung unter-

ließ, erlag den schrecklichen Folgen ihres Fluches; sie verwandelte sich in einen Raben, erhob furchtbare Gewitter, führte sein Zelt und seine ganze Habe in den Strom, stürzte seine Heerde von den Felsen hinab in den Abgrund und beraubte ihn des Verstandes. Noch jetzt, wo sie längst todt ist, bringen die Jakuten Opfer nach ihrem ehemaligen Wohnsitz. Sie wurde über hundert Jahre alt, noch bis zuletzt hatten ihre Augen ein Feuer, das überirdisch war, „sie glänzten wie der Stern des Morgens. Ihre Stimme war hell wie der Klang des Eises, auf welches man mit der Axt schlägt, um den Stör zu tödten.“ Man weiß übrigens nicht, daß sie gestorben ist, denn Niemand hat sich noch in ihren Zufluchtsort selbst gewagt; vielleicht findet ein Reisender dort ihr Gerippe und ihre Schätze, ein Jakute wird sie wohl nicht heben.

Es ist schwer anzugeben, wie stark die Bewohnerzahl sein möge; der Admiral Wrangell glaubt, man könne 1500 Jurten der Fischer und etwas mehr der Jäger und Heerdenbesitzer annehmen und er rechnet auf eine Jurte 6 bis 7 Personen, so daß im Ganzen die Zahl der Tschuktschen etwa 20,000 betragen dürfte. Sie sollen zwar getauft sein, da sich jedoch weder Missionaire noch Popen dort aufhalten, da sie ferner in Vielweiberei leben und ihre Frauen so oft wechseln, als es ihnen gefällig ist, da sie ferner hinsichtlich der mißgestalteten Kinder das lykurgische Gesetz angenommen zu haben scheinen, dieselben nämlich tödten, da sie ferner die schwächlichen Leute, die alten Frauen, die Greise, welche nicht mehr den Strapazen des Nomadenlebens gewachsen sind, hier erbarmungslos ihrem Schicksal überlassen, so mag das Christenthum derselben wohl nicht weit her sein.

Jäger pflegen dem Wilde, den Pelzthieren des Landes nachzustellen und es ist vielleicht nicht am unrichtigen Ort, von den wichtigsten dieser Thiere zu sprechen.

Die ansässigen Tschuktschen jagen nicht, sie stellen nur dem Bären nach, wenn sie seine Spur auffinden, weil sie sein Pelzwerk sehr schätzen und weil sein Fleisch eine ihrer größten Leckereien ist; sie greifen dieses mächtige Thier mit der Lanze an und versenken ihm dieselbe gewöhnlich, noch ehe er sich aufgerichtet hat, in die Brust. Steht er einmal auf den Hinterbeinen so ist ihm schwer beizukommen, weil er die stärkste Lanze mit seiner breiten Tatze zerbricht. Deshalb gehen gewöhnlich zwei Männer gleichzeitig auf die Jagd, der eine greift ihn von der rechten, der andere von der linken Seite an und während er sich gegen den einen wendet und ihn in der Regel wehrlos macht, stößt der zweite von der andern Seite ihm den Speer zwischen die Rippen. Ein solcher Fall giebt allemal ein Fest für das ganze Dorf.

Den Wolf, der ihren Heerden ein gefährlicher Feind ist, fangen sie sehr

schlau. Sie wickeln zwei oder drei kurze Stücke Fischbein mit scharf zugespitzten Enden zu einem kleinen Knäuel zusammen und begießen dieses mit Wasser, worauf es bald mit einer Eiskruste überzogen wird, nun schneiden sie den Faden durch, der das Fischbein zum Knäuel macht und wickeln es in sehr dünne Speckstreifen ein.

So wird das Knäuel auf die Fährte des Wolfes gelegt, der bei der Rückkehr nach seinem Lager es findet und sogleich verschlingt.

In wenigen Secunden thaut das haltende Eis im Magen des Wolfes auf und das davon zusammengehaltene Fischbein spreizt sich aus einander, durchbohrt die Magenwände und verursacht, daß das Raubthier unter den schrecklichsten Qualen verendet.

Mit einem anderen Fange als diesem geben sich die ansässigen Tschuktschen nicht ab, wohl aber die Jäger, welche den Wiesel, den schwarzen Fuchs, den Hasen, den Zobel, den Hermelin, das Eichhörnchen und die Seeotter zum Gegenstande ihrer Verfolgung machen.

Die Krone aller Pelzthiere ist unzweifelhaft der Zobel, ungefähr von der Größe des Marders, auch wohl kleiner, aber von ganz anderer Farbe, nämlich glänzend schwarz. Die Haare sind lang und dicht und bilden eine atlasglänzende Decke über dem braunen Pelz, welcher sammetweich, der eigentlich wärmende ist. Besonders hoch werden jene dichten schwarzen Felle geschätzt, an deren äußeren deckenden glänzenden Haaren sich häufig silberweiße Spitzen zeigen. Was unsere Kürschner jetzt Zobel nennen, ist in der Regel der Baum- oder Edelmarder, das Zobelfell kommt gar nicht bis zu uns, es möge der Kürschner sagen, was er wolle. Ein schönes Zobelfell kostet schon in Kamtschatka und Ochotsk 40 Silberrubel, ist es einmal bis nach Moskau gelangt, so bezahlt man es gern mit 80 bis 90 Rubel und in Petersburg kostet es um die Hälfte mehr. Wer kann dieses Pelzwerk hier bezahlen? Ein großer Pelz mit Zobel gefüttert würde 10,000 Thaler wenigstens kosten, wer einen solchen während des Winters zehn mal trägt — öfter wird es wohl im mittleren Europa nicht nöthig sein, muß für dieses Vergnügen jedesmal funfzig Thaler zahlen. So viel beträgt der Zins von dem Kapital, abgesehen davon, daß das Kapital selbst sich in seinem Werthe alljährlich mindestens um fünf Prozent vermindert, also in zwanzig Jahren verloren ist.

So braucht ein reicher Russe natürlich nicht zu rechnen, dennoch findet man auch dort den Zobel nicht als Futter der Pelze, wie unsere Kürschner häufig für reiche Banquiers den Marder verwenden, sondern nur als Besatz, als äußeren Schmuck.

In früheren Zeiten wurde allerdings der Zobel nicht so theuer bezahlt.

Ein kupferner Kessel war den Tungusen eine solche Kostbarkeit, daß sie für denselben so viele Zobelfelle gaben, als man bequem hineinpacken konnte.

Mehr nach der Grenze von Europa zu, hat der Zobel nicht mehr eine schwarze, sondern eine dunkelbraune Färbung, auch ist das Thier größer als der schwarze kamtschadalische oder der aus dem Lande der Tschuktschen.

In Europa liebt man nun vorzugsweise die schwarzen Felle, in China sucht man die größeren braunen und bezahlt sie beträchtlich besser als die schwarzen. So werden denn die Zobel vom Obi und von der Lena durch ganz Asien bis nach China, indessen die schwarzen Zobel von der Grenze von China nach Moskau und Petersburg gebracht.

Diese Thiere werden gewöhnlich mit Pfeilen geschossen, um das Fell aber nicht zu verletzen, hat der Pfeil eine Kugel statt der Spitze und damit der Schlag tödtlich sei, muß der Bogen sehr stark gemacht werden. Es gehört viel Kraft und Geschicklichkeit dazu, um ihn zu führen.

Das Hermelin ist ein sehr kleines, weißes Thierchen mit schwarzer Schwanzspitze. In früheren Zeiten war es der ausschließliche Schmuck der Fürstenmäntel, jetzt kann dieses Pelzwerk tragen, wer es schön findet und bezahlen mag. Es ist übrigens nicht besonders theuer, man verkauft zehn bis zwölf Felle in Petersburg für einen Rubel Silber. Das Thier ist merkwürdig wegen seines Blutdurstes, es fällt sogar den schlafenden Bären an, beißt ihm in das Ohr und martert ihn zu Tode; auch schlafende Adler und Auerhähne soll es anfallen, sich von ihnen in die Luft erheben lassen und sie so lange beißen, bis sie getödtet niederfallen, worauf es gewöhnlich davonläuft, indem es seine Neigung, Blut zu trinken, schon vorher gestillt hat. Das Fell ist während des Sommers bräunlich, im Winter wird es zwar weiß, doch hat es immer einen schmutzig gelben Schimmer. Allein noch in China ist es in so hoher Achtung, daß es bei Todesstrafe verboten ist, sein Fell zu tragen, es ist ausschließlich dem Kaiser vorbehalten.

Das gewöhnliche Wiesel in Nordasien unterscheidet sich von dem unsern fast gar nicht. Das Thierchen ist so schlank, daß es in jedes Mäuseloch kriecht. Mäuse sind seine vorzüglichste Nahrung, aber es ist auch ein unbarmherziger Feind alles kleinen Geflügels und es scheint, als hätten die Jakuten von ihm ihre Gefräßigkeit gelernt, denn es frißt auf eine Mahlzeit mehr, als es selbst wiegt.

Die drei genannten Thiere haben in der Nähe des Afters eine Drüse, aus welcher, wenn sie geängstigt sind, sie einen höchst übelriechenden Saft absondern, welcher die Verfolger sofort in die Flucht schlägt.

Ein ebenfalls sehr kostbares Pelzwerk liefert der schwarze Fuchs, ein Thier, welches kleiner ist, als der europäische.

Ein hochberühmtes Thier jener Gegend ist die Seeotter, welche nicht zu verwechseln ist mit unserer Fischotter. Die erstere, in dem nordischen Meere, vorzugsweise zwischen Asien und Amerika heimisch, wird gegen 4 Fuß lang und 80 Pfund schwer; sie ist ein äußerst possirliches Thier, welches im Meere spielt, stehend schwimmt, auf der Seite, auf dem Bauche, auf dem Rücken liegend Possen und Kunststücke macht, auf dem Lande äußerst schnell läuft, obschon seine Füße nur 12 Zoll lang sind.

Die Thiere sind schlau, munter und es ist sonderbar zu sehen, wie sie sich benehmen, wenn sie auf dem Lande schlafend durch die Jäger vom Meere abgeschnitten werden. Sie suchen natürlich zu entkommen, nach dem Meere hin die Reihe der Jäger zu durchbrechen. Wenn dieses nicht gelingt, so kriechen sie zu dem Jäger hin, als wollten sie ihm schmeicheln, sie streicheln ihm auch wohl mit einer Pfote den Fuß, es ist aber sehr vernünftig, dieses nicht erst abzuwarten, denn plötzlich beißt die heuchlerische Bestie so heftig zu, daß die Fußbekleidung von Seehunds- oder Rennthierfell nicht dagegen schützt. Nun laufen sie davon und wenn sie in Sicherheit sind, setzen sie sich auf die Hinterbeine, sehen den Jäger an, machen Männchen, rollen sich im Sande umher und scheinen ihn geradezu foppen zu wollen, bis er in eine gefährliche Nähe kommt, worauf sie wieder eiligst davonziehen.

Das Fell ist schwarz, so außerordentlich dicht behaart, daß es in der Sonne glänzt wie schönes blankes Seidenzeug. Trotz dieser glatten dichten Haare, die im äußeren Ansehen beinahe an den Seehund erinnern, ist dieses Haar doch einen bis anderthalb Zoll lang und deckt eine ganz dichte sammetweiche Pelzart von schwarzer oder brauner Farbe, aber das Fell ist schwer, es wiegt getrocknet 3½ bis 4 Pfund, giebt also, selbst als Besatz verwendet, sehr schwere Kleider.

Die reichen Tschuktschen tragen als Feierkleider solche, die von Rennthierhaut verfertigt und mit breiten Streifen des Seeotterpelzes verbrämt sind, aber reich müssen die Leute schon sein, denn selbst an Ort und Stelle hat ein gutes Fell den Werth von 80 Rubel Silber und in Moskau und Petersburg kostet es 200 bis 300 Rubel.

Das Fleisch der Thiere wird gegessen und gilt als etwas sehr Köstliches.

Ein sehr wichtiges Pelzthier des asiatischen Rußlands ist, was man kaum glauben sollte, der Hase. Der Preis, den man im Ganzen für die Hasenfelle bekommt, beträgt reichlich die Hälfte alles dessen, was überhaupt für Pelzthiere eingenommen wird. Gewöhnlich nimmt man denselben nur in seinem Winterkleide, er ist dann nämlich nicht nur so dicht behaart, daß er an Schönheit dem Eisfuchs gleichkommt, sondern ist auch weiß von

Farbe und hat dazwischen einzelne schwarze Stachelhaare. Während des Sommers ist sein Fell schlecht und dem des europäischen Hasen an Farbe sehr ähnlich.

Zu den schönsten Fellen gehören auch die der Eichhörnchen, deren es verschiedene Arten giebt; sie werden in solcher Menge gefangen, daß ihrer jährlich über fünf Millionen auf den Markt kommen.

Luchs, Hamster, Bär und Wolf zählen zwar immer mit, machen jedoch keinen wesentlichen Unterschied im Ertrage der Jagd; man glaubt, daß in Europa für viertehalb Millionen Silberrubel lediglich sibirischen Pelzwerkes aufgekauft wird.

Man kann sich vorstellen, von welcher Wichtigkeit dieser Erwerbszweig für die besitzlosen Jägervölker ist. Sie, die keinen Ackerbau und keine Viehzucht treiben, leben ganz ausschließlich vom Ertrage der Jagd und die Arbeit ist nicht gering, der größte Theil der Thiere wird in Fallen gefangen, welche alle nur von Holz, mit dem Beil behauen, doch so geschickt, so mannichfaltig und so ganz auf die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Thiere berechnet sind, daß man über die Erfindungsgabe sowohl, als über die technische Fertigkeit der einfachen Leute erstaunen muß.

Mancher Jäger hat in seinem Gebiet mehr als 500 Fallen aufgestellt und er pflegt dieselben regelmäßig zu begehen, so daß er ziemlich alle Monate eine jede visitirt hat; in der Regel fängt er während des Winters mehr Thiere, als er Fallen aufgestellt hat, denn begreiflich nimmt er bei der Visitation die erschlagenen oder gefangenen Thiere aus den Fallen und stellt dieselben von neuem auf.

So wie das Frühjahr kommt, geht er mit seinem ganzen Vorrath nach der nächsten Stadt, d. h. er macht einen Weg von 200 deutschen Meilen hin und eben so viel zurück. Hier zahlt er an den Regierungsbeamten seinen Tribut und für das, was dieser ihm übrig läßt, tauscht er sich seinen Vorrath an Mehl, Hülsenfrüchten, Branntwein und Taback, an rothem Tuch zur Verzierung der Bekleidung, an eisernen Geschirren, Messern, Töpfen, Kesseln u. s. w. ein, theils so viel er dessen für sich braucht, theils so viel er glaubt an diejenigen los zu werden, welche nicht zur Jagd gegangen sind und also auch keine Tauschgegenstände auf den Markt bringen können.

Das mehrste Pelzwerk wird übrigens doch im Lande des Frostes verbraucht, daher kommt es, daß der Preis der Felle so äußerst schwankend ist. Zuerst wird nämlich der eigene Bedarf vollständig gedeckt, wenn dann noch so viel übrig bleibt, daß es der Mühe werth ist, damit eine Reise zu unternehmen, so geschieht dieses natürlich. Je nachdem nun der Ertrag der Jagd war, kommt mehr oder minder viel auf die Stapelplätze.

China ist ein sehr guter Markt für Pelzwerk und gewöhnlich wird dasselbe gegen Thee ausgetauscht, wovon die Russen gewaltige Liebhaber sind; besonders angenehm scheint ihnen der grobe Ziegelthee zu sein, etwas, das unserem Geschmacke gerade nicht entsprechen würde. Er besteht nämlich aus den gröbsten und schlechtesten Blättern der Theestaude, welche gesammelt werden, nachdem alle übrigen Thee-Ernten vorüber sind. Diese Blätter und die von vielen anderen Pflanzen, Birken, wild wachsenden Sträuchern, werden mit geronnenem Rindsblut gemengt und zu einem steifen Teig geknetet und dann in die Form von Ziegelsteinen gebracht, daher sein Name Ziegelthee. Der Ziegel ist die Münzeinheit, die Einheit des Tauschmittels, man bezahlt einen Gegenstand mit drei, vier, mit zehn Ziegeln oder auch mit einem halben Ziegel, und man vertauscht zwei ungleiche Gegenstände gegen einander nach dem Preise, den sie in Theeziegeln haben und gleicht das Fehlende durch Theestücke aus. Dieser Thee ist etwas sehr Sonderbares und wird zerkleinert, mit Roggenmehl, Schafsfett und Salz zu einem Brei gekocht, welchen man Salamat nennt und als eine große Delikatesse genießt.

Die Angaben über die Ausdehnung oder die Wichtigkeit des Pelzhandels sind leider so verschieden, daß man gar keinen richtigen Maßstab dafür hat; der eine Berichterstatter sagt, der Gesammtwerth belaufe sich auf fünf Millionen Rubel, der andere giebt an, lediglich nach dem ersten chinesischen Jahrmarktsorte Kjachta würden für mehr als sieben Millionen Rubel Silber Pelz ausgeführt.

Das nordamerikanische Festland.

Schreiten wir von der äußersten Ostspitze Asiens noch weiter östlich, so müssen wir eine Meerenge übersetzen, welche nach ihrem Entdecker Behring genannt worden ist. Dieselbe liegt fast genau unter dem Polarkreise, ein wenig südlich von demselben, und ist so schmal, daß, wenn man in der Mitte derselben auf dem Verdeck des Schiffes steht, man die Küsten beider Welttheile sehen kann, allerdings vorausgesetzt, daß man nebelfreies Wetter hat, was in diesen Gegenden nicht gerade häufig ist.

Das Land ist öde, kalt, man möchte fast sagen sogar ohne Vegetation, wenn nicht dennoch sich Gras und Wiesenwuchs unter den wunderbarsten Verhältnissen zeigte, nächstdem daß das Meer von den riesigsten Tangarten belegt ist.

Die ganze Nordküste ist bergig und je weiter man nach Süden kommt, desto höher werden die Gebirge, denn es sind die Ausläufer jener mächtigen, 2000 deutsche Meilen langen Bergkette, welche von Patagonien und dem Feuerlande unter dem 54. Grad S. B. anfängt und bis zum 68. Grad N. B. nur mit einer einzigen kleinen, ganz kurzen Unterbrechung sich erstreckt.

Das Land ist hier vielfältig eingeschnitten und bildet eine große Menge Baien und Buchten, in denen sich sehr häufig mächtige Gletscher finden, Gletscher ganz in jenem Sinne, wie wir dieselben in den grönländischen Gewässern gefunden haben, ganz wie wir dieselben in der Schweiz und in Tyrol sehen, nur mit dem Unterschiede, daß diese fünf, sechs und mehre Tausend Fuß über dem Meere bleiben, indessen die Gletscher dieses nördlichen Theils von Amerika sich in die Baien und Buchten hinabsenken und erst darin schmelzen oder abgebrochen werden, um als schwimmende Eisberge den Befahrern des Polarmeeres so überaus gefährlich zu werden.

Der Entdecker dieser Durchfahrt, Behring, hat diese Gegenden bei weitem nicht so durchforscht, als es lange nach ihm, als es in dem jetzigen Jahrhundert geschehen ist.

Wie wenig in jener fernen Zeit das Entdecken von Ländern anders als zufällig geschah, beweist, daß erstens Behring ganz unentschieden ließ, ob Amerika mit Asien im Norden zusammenhänge (man weiß jetzt, daß dieses nicht der Fall ist) und daß er vier Wochen lang südlich von der Behringsstraße kreuzte, ohne die Alëuten-Inseln zu entdecken. Ein tüchtiger Gelehrter, Steller, freilich ein Deutscher und deshalb von den Russen verlacht, machte ganz erfolglos Bemerkungen über die Anzeichen von Land, man hörte nicht auf ihn.

Aus den Angaben dieses deutschen Arztes bekommt man ganz wunderliche Ansichten über den Charakter des Seefahrers Behring, welcher zehn Jahre in einem so entvölkerten, von Hülfsmitteln entblößten Lande wie Sibirien damit zubrachte, eine Expedition nach Amerika vorzubereiten, der dabei viele Tausende von Menschenleben opferte, indem er die armen Unglücklichen als Lastthiere brauchte und sich die Balken und Bäume, die Seile und die Eisengeräthschaften durch die ganze Breite von Asien tragen ließ, um sie endlich am Meere zum Schiffsbau zu verwenden und dann, nachdem wirklich Amerika gesehen worden war, umkehrte, ohne das Land betreten zu haben, aber so wenig von Länge und Breite verstand, daß er

nicht einmal Kamtschatka und einen dortigen Hafen zu erreichen vermochte, sondern auf einem elenden, unwirthbaren, weit nördlich davon gelegenen Strande landete und dort unter den furchtbarsten Qualen, die der Scorbut bringt, überwinterte. Die Todten wurden von den Füchsen verstümmelt, bevor sie noch begraben werden konnten, die Kranken überließ man ihrem Schicksal auf dem bloßen Schnee, sie wurden zum Theil, noch ehe sie todt waren, angefressen.

Unter solchen Umständen wurde ein entsetzlicher, neun Monate langer Winter zugebracht und als im August des nächsten Jahres es gelang, aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes ein Boot zu bauen und mit dem geringen Theil der Mannschaft, der noch am Leben war, Kamtschatka zu erreichen, hatte man Behring und seine Begleiter für todt gehalten oder ausgegeben und hatte ihre ganze Habe vertheilt, so daß die Unglücklichen, welche von allen Hülfsmitteln entblößt nach dem Hafen zurückkehrten, von welchem sie ausgefahren, nicht einmal Kleider besaßen, um sie mit den von Ungeziefer wimmelnden zu vertauschen.

Steller wollte nunmehr nach Petersburg zurückreisen, wurde aber in Kasan beordert, sich sofort nach Irkutzk zu begeben, um sich dort über ein unerhörtes Verbrechen zu verantworten. Er sollte bei seiner Landung in Amerika Pulver, Blei und Schießgewehre an die Wilden ausgetheilt haben. Es dauerte ein Jahr, bevor er nach der Heimath entlassen wurde, als er nun in Moskau angelangt war, wurde ihm befohlen, sofort nach Ochotsk in der Nähe von Kamtschatka zurückzukehren, um sich daselbst auf irgend einen anderen Unsinn zu verantworten; er mußte die Reise also jetzt zum vierten Male machen und blieb dabei in der Kibitke erfroren liegen. Wohl ihm, daß es noch zeitig genug geschah, denn er hatte sich durch seine Offenheit und Freimüthigkeit viele Feinde in Kamtschatka zugezogen und er würde, wenn er nicht unterwegs gestorben wäre, doch Petersburg nimmer wiedergesehen haben, denn man fürchtete, daß er eine große Reihe der schrecklichsten Bedrückungen, deren sich die allmächtigen Herren gegen die unglücklichen Einwohner schuldig machten, zur Sprache bringen würde, und so wurde er denn zu Tode gehetzt.

Es fehlte nicht viel, daß unser edler Adalbert von Chamisso ein gleiches Schicksal gehabt; er, ein Naturforscher ersten Ranges, war durch Vermittelung eines Freundes, Hitzig, der Expedition zugetheilt worden, welche Kotzebue, der Sohn des berühmten Theaterdichters, um die Erde durch das stille Meer bis nach den Polarländern und dann wieder zurück nach Europa befehligte.

Die Scherereien, denen der arme Deutsche unter dem Befehle des russisch

gewordenen Deutschen Kotzebue ausgesetzt war, gleichen sehr denjenigen, welche Steller unter Behring zu ertragen hatte.

Diesem verdienten Gelehrten verdanken wir eine sorgfältige Beschreibung der ganzen Reise, welche leider nicht in der Art gedruckt werden durfte, wie er sie gegeben hat, indem Herr von Kotzebue in seinem 1821 erschienenen Werke, die Arbeit Chamisso's für die seinige haltend, sie auch so gemodelt hat, als ob er sie geschrieben, d. h. jedes Wort, das nicht in seinen russischen Kram paßte, ausgestrichen hat, so daß Chamisso viele Jahre später ein selbstständiges Werk über diese Reise herausgab, worin er wenigstens alle diejenigen Auslassungen wiedergab, welche für ihn, den Deutschen, ohne einen begreiflichen Grund gestrichen waren.

Vergleicht man die beiden Werke mit einander, welche sich gegenseitig ergänzen, so findet man über diesen nördlichsten Theil von Amerika gegenüber der Nordostspitze von Asien manches so Interessante, daß es wohl der Mühe werth ist, einen Blick darauf zu werfen.

Die beiden Vorgebirge, welche die Behringsstraße begrenzen, bilden bedeutend hohe Berge und liegen einander so nahe, daß man den einen von dem andern aus sehen kann. Chamisso macht hierüber die Bemerkung, daß in Folge dieser großen Nähe es möglich sei, eine Triangulation, d. h. eine Erdvermessung, von Asien nach Amerika fortzusetzen, indem es unzweifelhaft ist, daß es nicht nur heitere Tage giebt, an denen die Vorgebirge einander gegenseitig im Gesicht liegen, sondern eben so sicher bei den außerordentlich klaren Winternächten Signalfeuer gesehen werden würden. Das Vorgebirge auf der asiatischen Seite fällt steil in das Meer hinab, auf der amerikanischen Seite ist es von einem ziemlich breiten, niederen Vorlande umgeben, von einer angeschwemmten Niederung umsäumt. Die Berghäupter überragen übrigens gewöhnlich die Nebeldecke, welche während des Sommers auf dem Meere zu ruhen pflegt, man sieht schon von einem Mast größerer Schiffe über die Nebelschicht hinweg; überdies befinden sich zwischen den beiden Vorgebirgen zwei Inseln, wovon die größte die Insel Ratmanoff, die kleinere die Insel Gwozgeff heißt; sie liegt beinahe genau in der Mitte zwischen dem Cap Oriental (Asien) und dem Cap Prince de Galles. Bei dieser Gelegenheit macht Chamisso unter Anderm eine Bemerkung, welche freilich in Kotzebue's Buch nicht gefunden wird:

„Ich habe hier eine Frage zu beantworten, die in dem Gedanken der Wissenschaft den unaufhaltsamen Fortschritt der Zeit und der Geschichte bezeichnet.

„Ihr Starren, die ihr die Bewegung leugnet und unterschlagen wollt, seht, ihr selber schreitet vor. Eröffnet ihr nicht das Herz Europas nach allen Richtungen der Dampfschifffahrt, den Eisenbahnen, den telegraphischen

Linien und verleihet den sonst kriechenden Gedanken Flügel? Das ist der Geist der Zeit, der mächtiger als ihr selbst euch ergreift."

Hieran schließt sich nun die vorhin berührte Bemerkung über den möglichen Anschluß geodäsischer Arbeiten von Asien und Amerika.

Chamisso beschreibt die Niederung der amerikanischen Küste als stark bewohnt, von Jurten übersäet, die von Gerüsten und Hängeböden umringt sind, deren Pfeiler aus Wallfischknochen oder angeschwemmten Baumstämmen die Böden, welche sie tragen, weit überragen.

Die Küste nach dem Innern zu ist frei von Schnee und, wie es scheint, mit Rasen bedeckt. Bei der Landung fand man die vorhandenen Wohnungen verlassen; eine solche wurde genau untersucht und bei weitem besser gefunden, als die Häuser der Eskimos sonst zu sein pflegen. Vor allem war sie geräumiger, höher, ganz von Holz und hatte mehrere Nebenabtheilungen.

Der Eingang an der Südostseite war eine drei Fuß hohe Oeffnung, welche nach außen von beiden Seiten durch Erdwälle verlängert war, so daß man sich in einem geschützten Gange befand. Das an die Thür stoßende Gemach war so hoch, daß der größte der Männer die Decke mit den Händen nicht erreichen konnte, war auch ungefähr eben so breit und fünf Schritte lang. Wände und Decke waren mit Holz bekleidet, die letztere zeigte deutlich eine Wölbung. Eine Grube an einer Seite, welche die ganze Länge des kleinen Raumes einnahm, enthielt, wie es schien, die Vorräthe der Familie; es lagen darin sehr große Stücke Seehunds- und Wallroßspeck und einige Fischergeräthschaften.

An einer Seite befand sich ein schmaler Kanal von sieben Fuß Länge, durch welchen man, da er kaum über eine Elle hoch war, kriechen mußte. Er wurde dann höher, so daß man aufrecht darin gehen konnte und endete an einer hölzernen Wand, an welcher eine runde Oeffnung befindlich, die wiederum zu einem zweiten Gemach, vielleicht zum Staatszimmer führte. Dasselbe hatte nicht ganz die Höhe des vorderen, aber es war fünf Ellen lang und fünf Ellen breit. In der Ecke befand sich ein viereckiges Loch mit einer Thierblase bezogen, dies war das Fenster.

Der Thür gegenüber und nicht voll eine Elle über dem Fußboden erhöht lagen Bretter, welche zu Schlafstätten dienten. An der anderen Seite befanden sich schmale Gestelle für die verschiedenen Geräthschaften. Wände und Decke waren aus Balken zusammengesetzt und die nach innen gerichtete Seite derselben war eben behauen.

Der Fußboden, gleichfalls von Brettern, ist drei Fuß über dem Erdboden erhaben, der hohle Raum darunter ist abgetheilt und dient einerseits als Vorrathskammer, andererseits als Stall für die Hunde.

Genau auf dieselbe Weise waren alle übrigen Hütten eingerichtet, welche von den Reisenden besucht wurden, eine einzige ausgenommen, welche noch ein paar Gemächer mehr hatte, wahrscheinlich weil sie einer größeren Familie gehörte.

Unter den Geräthschaften, welche in den Häusern umherlagen, fielen zwei Schlitten, sehr zierlich von Wallroßknochen und von Fischbein gearbeitet, auf. Sie bewiesen die Geschicklichkeit der Arbeiter und zugleich durch ihre Kleinheit, daß sie nicht von Rennthieren, sondern von Hunden gezogen werden mußten.

Da die Bewohner entflohen waren, so war über sie vorläufig nichts festzustellen. Soll man von dem Aussehen der Hunde einen Schluß auf die Gemüthsart der Menschen machen, so würde man diese letztere loben müssen, denn die Hunde, deren hier viel in der Nähe der Hütten umherliefen, waren sämmtlich wohlgenährt und gegen die Menschen nicht im geringsten scheu oder furchtsam.

Das Schiff segelte weiter nach Norden und Osten und befand sich stets gegenüber einer so niedrigen Küste, daß sich Brandung zeigte auf viele Meilen weit in See hinein.

Es wurde hier viel Treibholz von sehr verschiedener Art bemerkt, es kam mit der nördlichen Strömung des Meeres durch die Behringsstraße und wurde von diesem Strome so stark nach Osten getragen, daß Kotzebue von dem seltsamsten Gefühl ergriffen wurde bei dem Gedanken, daß sich hier eine Meeresdurchfahrt nach dem atlantischen Ocean fände und er bestimmt sei, diese viel gesuchte Durchfahrt zu entdecken. Kotzebue sagt darüber:

„Ich fühlte mich beklemmt und zugleich bemächtigte sich meiner eine Ungeduld, die sich nicht bemeistern ließ und die durch die vollkommene Windstille noch erhöht ward. Um wenigstens an's Land zu fahren und von einem Hügel aus die Richtung des Ufers deutlich zu erkennen, ließ ich zwei Boote ausrüsten, worüber auch unsere Naturforscher sehr erfreut waren.

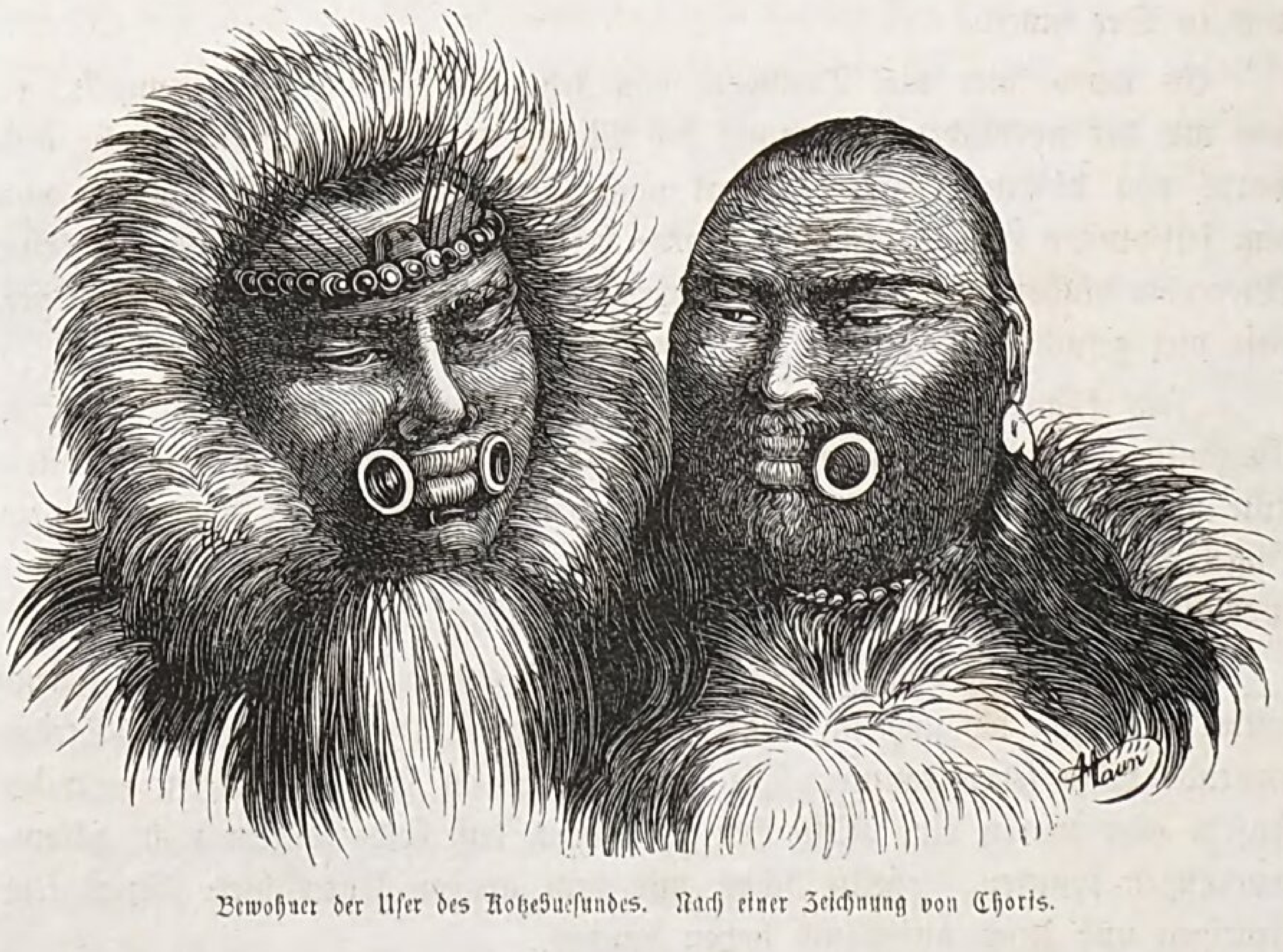
„Wir landeten ohne Schwierigkeit neben einem Hügel, den ich sogleich bestieg und von wo aus ich innerhalb der neu entdeckten Bai oder Straße nirgends Land sehen konnte. Die hohen Berge im Norden bildeten entweder Inseln oder waren eine Küste für sich, denn daß beide Küsten nicht zusammenhängen konnten, erhellte schon aus dem großen Unterschiede dieses sehr niedrigen und jenes auffallend hohen Landes.

„Von meinem Hügel hatte ich eine weite Aussicht in das Land, welches in einer großen Ebene fortlief, nur zuweilen unterbrochen von Morästen, kleinen Seen und einem Flusse, der sich in allerlei Krümmungen schlängelte und in unserer Nähe in das Meer mündete.

„So weit das Auge reichte, war alles grün, hin und wieder blühten Blumen, denn Schnee sah man nur in weiter Ferne auf den Gipfeln der Berge, dennoch war einen halben Fuß tief unter unserm Standpunkt unter dem Rasen, auf welchem wir standen, alles eisig und gefroren.

„Es war meine Absicht, die Küste auf den Böten weiter zu untersuchen, aber eine Menge von stark bemannten Lederbooten (Baydar), die von Osten längs des Ufers auf uns zukamen, hielt mich davon ab. Bald landeten fünf derselben, jedes mit acht bis zehn Mann, alle mit Lanzen und Bogen bewaffnet, in unserer Nähe. Auf der Spitze jedes Bootes befand sich an einer hohen Stange ein Fuchsbalg, mit dem sie unter lautem Geschrei uns zuwinkten.

„Meine Mannschaft mußte sich zur Vertheidigung bereit halten und ich selbst ging mit den Herren Gelehrten den Amerikanern entgegen, welche sich, sobald sie uns kommen sahen, wie die Türken in einem großen Kreise auf die Erde setzten, wodurch sie ihre friedliche Absicht bezeichnen wollten. Zwei Anführer hatten sich von den übrigen abgesondert niedergelassen."



Bewohner der Ufer des Kotzebuesundes. Nach einer Zeichnung von Choris.

Die beiden hier gegebenen Bilder stellen diese Häuptlinge dar. Der eine derselben zeigt eine so entschieden mongolische Gesichtsbildung, daß man beinahe glauben möchte, er sei nicht von reiner Race. Wie wir sehen, tragen diese Leute kurz abgeschorenes Haar, wahrscheinlich wird es mit dem

Messer abgeschnitten, denn der Gebrauch der Scheere ist ihnen gänzlich unbekannt. Der Pelzschmuck um das Haupt des einen, so wie um den Hals des andern rührt meistentheils von dem Fuchse her, die sonstigen Verzierungen ihres Gesichts bestehen aus Glaskorallen und Scheiben von Wallroßzähnen. Das Kopfhaar ist stark, das Barthaar überaus dünn.

Kotzebue fährt in seiner Erzählung fort:

„Wir traten wohlbewaffnet in den Kreis und bemerkten, daß sie zwar die mehrsten ihrer Waffen in den Böten zurückgelassen, daß sie aber in den Aermeln lange Messer versteckt hielten. Auf ihren Gesichtern war Mißtrauen, Neugier und Erstaunen zu lesen, sie sprachen sehr viel, wovon wir aber leider nicht ein Wort verstanden.

„Um ihnen meine freundschaftliche Gesinnung zu beweisen, ließ ich Taback austheilen, die beiden Anführer erhielten eine doppelte Portion und aller Freude über dieses kostbare Geschenk war sehr sichtbar. Sie schätzen den Taback sehr und kauen ihn eben so gern, als sie ihn rauchen. Es war ein wunderlicher Anblick, diese wilde Horde im Kreise sitzen und aus weißen steinernen, mit hölzernem Rohr versehenen Pfeifen rauchen zu sehen. Auffallend ist es, den Gebrauch des Tabacks schon in diese so fern von Europa gelegenen und wohl niemals von Europäern besuchten Gegenden gedrungen zu sehen. Sie erhalten dieses kostbare Kraut aus Asien in Tausch gegen ihre Felle von den Tschuktschen."

Die sonderbare Sitte des Tabackrauchens, deren Ursprung zweifelhaft bleibt, ist uns offenbar erst aus Amerika herübergekommen und hat hier in Europa erst seit anderthalb Jahrhunderten Anerkennung und erst seit etwa dreißig Jahren eine an das Fabelhafte gehende Ausbreitung gefunden. So wie sie von Amerika zu uns gekommen, so ist sie von uns weiter gegangen und ist zur allgemeinsten Sitte geworden, dergestalt, daß auf zwei Personen, die nicht rauchen, wenigstens fünf kommen, welche rauchen, ja vielleicht ist dieses noch bei weitem nicht genug gesagt, denn man muß nicht vergessen, daß im südlichen Europa und in ganz Asien nicht bloß die Männer, sondern auch alle Frauen und Mädchen rauchen und daß in unseren großen Städten (in Norddeutschland, Dänemark, England) nicht nur die Männer und Jünglinge, sondern auch die Schuljungen und Lehrjungen schon ihre Cigarre quälen und sich mit ihr, weil dieser überschwenglich köstliche Genuß immer mit großen Opfern an Wohlbefinden erkauft werden muß — und doch! es ist daher fast unerklärlich, wie diese Verbreitung gekommen, weil das Stadium des Uebelseins, des Erbrechens, des Schwindels, der Kopf- und Leibschmerzen keinem gespart wird, also jahrelange Quälerei vorher empfunden wird, bevor man dazu gelangt, einen eigentlichen Genuß darin zu finden.

Trotz dessen, wie gesagt, ist der Gebrauch des Tabacks über die ganze Erde, von den Polarländern bis zu den glücklichen Südsee-Inseln, gedrungen. Alle Völker glauben diesem Kraute Trost und Lust des Lebens zu verdanken, alle Völker der Welt haben sich gleich begierig erwiesen, diesen Brauch sich anzueignen, die zierlichen, reinlichen Lotophagen von den Freundschafts- und Gesellschafts-Inseln so gut, wie die schmutzigen Ichthyophagen des Eismeeres.

Wer den diesem Kraut innewohnenden Zauber nicht ahnt, möge den Eskimo seinen kleinen steinernen Pfeifenkopf mit dem kostbaren Kraut füllen sehen, das er sparsam halb mit Holzspänen vermischt hat, möge sehen, wie er es behutsam anzündet und dann mit zugemachten Augen in langen, tiefen Zügen den Rauch begierig in die Lungen einathmet und langsam gegen den Himmel ausbläst, während aller Augen auf ihn haften und der nächste schon die Hand ausstreckt, das Instrument zu empfangen, um auch einen Freudenzug auf gleiche Weise daraus zu schöpfen.

Chamisso macht hierüber die Bemerkung:

„Der Taback ist bei uns, hauptsächlich in manchen Ländern Europas, ausschließlich Genuß des gemeinen Volks. Ich habe immer nur mit Wehmuth sehen können, daß gerade der kleine Antheil von Glückseligkeit, welchen die dürftigere Klasse vor der begünstigteren vorausnimmt, mit der drückendsten Steuer belastet wird, und empörend ist es mir vorgekommen, daß, wie z. B. in Frankreich“ (oder in Oestreich) „für das schwer erpreßte Geld die schlechteste Waare geliefert wird, die nur gedacht werden kann.“

Wenn Chamisso jetzt lebte, würde er nicht mehr sagen, daß nur das gemeine Volk raucht. Das Tabackrauchen ist in die vornehmsten Klassen so tief eingedrungen, daß die Prinzen und ihre Kammerherren, die Grafen und ihre Kammerdiener gleich viel Cigarren consumiren und der Handwerker in dieser Hinsicht nichts mehr voraus hat.

Bei dem hier erwähnten Besuche machte man die Bemerkung, daß die Scheeren den Leuten gänzlich unbekannte Gegenstände waren, welche ihnen aber sofort als vortreffliche Werkzeuge zum Kürzen der Haare einleuchteten und als solche von Hand zu Hand gingen, indem ein Jeder die Schärfe der Scheere an seinen eigenen Haaren versuchte.

Die Leute dieser Gegend sind zwar nur von kleiner Statur, aber von sehr starkem Körperbau und sehr gesundem Ansehen. Ihre Bewegungen sind rasch und lebhaft, sie scheinen sehr zum Scherz geneigt, lachen viel, ihre Gesichter sind häßlich und schmutzig, zeichnen sich durch kleine Augen und sehr hervorstehende Backenknochen aus, aber es liegt nichts Dummes, sondern im Gegentheil etwas Pfiffiges und Verschmitztes darin. Die Ver-

zierungen in den Mundwinkeln sind dadurch angebracht, daß sie Löcher in die Backen geschnitten haben, in welche sie runde Stücke von Wallroßzähnen so stecken, wie die Botokuden ihren Holzpflock in die Ohrläppchen oder in die Unterlippe.

Welch eine Macht die Gewohnheit über den Menschen hat, sahen die Reisenden dort. Es war zwar Sommer, aber die Temperatur betrug um die Mittagszeit und im Sonnenschein doch nicht mehr als 10 Grad C. und dennoch gingen diese Leute fast nackt, durchweg barfuß, ohne Kopfbedeckung und mit einem Kleide, welches sie Kamleika nennen und welches aus der feinen Darmhaut verschiedener Robben und Seehunde gemacht ist.

Die Kleidung besteht aus spiralförmig an einander genähten, kaum handbreiten Streifen, welche so dünn und so durchsichtig sind, daß man darunter den nackten Körper sehen kann. Das Kleidungsstück soll wasserdicht sein, aber gegen die Kälte kann es unmöglich schützen und doch war es den Leuten nicht nur genug, sondern es war den meisten zu viel bei der unbequemen Hitze von 10 Grad! Allerdings ist die gewöhnliche Temperatur 20 Grad unter Null und die ungewöhnliche wohl 40 bis 50, und so wird denn ganz gut erklärt, wie sie 10 Grad über Null für sehr heiß ansehen mögen.

Ein solches Kleid aus Därmen genäht ist eine Arbeit, selbst für die fleißigste Eskimofrau, von Wochen, ja von Monaten. Der Taback ist ihnen aber ein so kostbares Gut, daß sie unbedenklich die schönste Kamleika weggeben für eine kleine Hand voll Taback.

Capitain Kotzebue war der Meinung, hier einen Sund, eine Einfahrt zu einer neuen Meeresstrecke zu finden, wie wir bereits oben gesehen haben, und fuhr also in diesen Sund, der seinen Namen trägt, hinein, immer in der Hoffnung, eine Durchfahrt zu finden. Es wurde mit Booten sowohl als zu Lande nach allen Richtungen hin gefahren, es wurden Berge bestiegen und beinahe immer kam man auf den Gedanken zurück, es müsse irgend wo eine Durchfahrt sein und deshalb wurden auch die Eingebornen darüber examinirt; allerdings wollte es nicht gar zu gut mit dem Verständniß gehen, endlich gelang es Chamisso, sich verständlich zu machen. Er sagt hierüber:

„Wir warfen die Anker, als es dunkelte, und wurden von Eingebornen besucht; es geschah an einem Vorgebirge, von welchem aus der Capitain einen Kanal in das Innere des Landes verlaufen zu sehen glaubte." (Weil dieses sich als unrichtig erwies, nannte man es späterhin Cap des Betruges.) „Es war schon spät am Nachmittage und man konnte kaum noch die Landung bewerkstelligen. Der Capitain versuchte vergeblich, sich über die Rich-

tung und die Länge und Beschaffenheit jenes Einschnittes zu verständigen. Er hatte nur einen Mann vor sich, daher nicht darauf zu rechnen war, daß aus dem vielleicht zufälligen Zusammentreffen des Verständnisses vieler Verschiedenen sich ein Resultat ergeben würde.

„Als man an das Land ging, war dieser Mann, der mit seiner Familie allein sein Zelt hier aufgeschlagen hatte, dem Capitain kampffertig, den Pfeil auf dem Bogen, entgegengetreten und hatte sich muthig und klug benommen, wie einem tapferen Manne gegen Fremde geziemt, die ihm an Kraft überlegen sind und deren Gesinnung er nicht zu durchschauen vermag.

„Der Capitain entfernte seine Begleiter und ging allein und ohne Waffen auf ihn zu. Dadurch ward der Mann beschwichtigt und der Frieden wurde durch einige Geschenke besiegelt.

„Der Eskimo hatte den Capitain gastlich unter seinem Zelte aufgenommen, wo er sein Weib und zwei Kinder hatte, doch schien ihm nicht heimlich bei den zudringlichen Fremden zu werden.

„Als alle Fragen vergeblich waren, maßte ich mir auch hier mein altes Dolmetscheramt an. Ich stellte mich pantomimisch, als ruderte ich den Strom entlang landeinwärts und fragte dann mit Blick und Hand, wohin? und wann? Er faßte sogleich die Frage und beantwortete sie sehr verständig. Er setzte sich auf die Erde und ruderte eifrig mit dem Arm, dann hörte er auf, legte den Kopf in die Hand, schloß die Augen und that, als ob er schliefe. Hierauf begann er das Rudern wieder und dann das Schlafen und wechselte so neun mal mit einander ab, zeigte Land zur rechten und Land zur linken Seite, dann aber nach der neunten Nacht kein Land, freien Horizont, freies Meer. Dies brachte Kotzebue auf den Gedanken, daß der Kanal nach dem Nortonsund führen möchte, welcher freilich südlich von uns lag, also keine Nordostdurchfahrt gewährte."

Die Wohnung des Mannes gab einen Begriff von den Sommerzelten, unter denen sie auf Reisen zu leben pflegen. Dieselbe war geräumig genug, vollständig kegelförmig, mit Wallroßhäuten bedeckt. In einer Ecke saß die Frau des Eskimo mit zwei Kindern, an der Seite des Vaters befanden sich zwei Boote, ein großes für etwa zehn Menschen, welches dazu dient, das Zelt sammt der ganzen Wirthschaft von einem Orte zum andern zu tragen, und ein kleines Boot für einen Menschen, wie es überall von den Bewohnern des Polarkreises zur Jagd auf dem Meere gebraucht wird.

Die Frau des Amerikaners schien für nichts Sinn zu haben, als für die blanken Knöpfe an dem Ueberrocke des Capitains, welche sie bewunderte und mit ihren Fingern abzudrehen versuchte. Da dies nicht gelang, so gab sie ihren Kindern einen Auftrag und sie krochen nunmehr an dem Capitain herum und versuchten die Knöpfe abzubeißen.

Nachdem die nöthigen Erkundigungen eingezogen waren und der Mann sein Geschenk hatte, wollte er sich entfernen, der Capitain aber bewog ihn, bis an den Strand und zum Boot zu kommen, wofür er ihm noch einige Messer schenkte. Dabei wurde nun erörtert, auf welche Weise er zu den Glaskorallen, Messern und anderen europäischen Gegenständen gekommen. Dies gab Anfangs ein Mißverständniß; der Capitain hatte auf die in Knochen gefaßten Perlen in den Mundwinkel gezeigt und der Mann glaubte, man wünsche sie zu haben und nahm sie daher heraus.

Dabei zeigte sich ein höchst ekelhafter Anblick, die Löcher gingen durch das Backenfleisch und es lief alsbald der Speichel aus beiden Oeffnungen hernieder und verlor sich erst längs des Kinns unter der Kinnlade nach dem Halse zu.

Als man sich verständigt hatte und die ekelhaften Löcher wieder verstopft waren, beschrieb der Mann den Handel auf folgende Weise. Die Fremden — der Mann zeigte nach Asien — kommen dorther, sie bringen ihre Waaren und legen etwas davon an's Ufer, dann fahren sie mit ihrem Boote wieder zurück. Die Eskimos kommen herbei, besehen die hingelegte Waare, Taback, Glasperlen, Messer, und legen daneben so viele Felle, als sie dafür zu geben denken.

Nunmehr ziehen sie sich zurück und dann kommen die Fremden wieder heran, besehen die zum Tausch angebotene Waare und nehmen sie entweder mit, wenn sie zufrieden sind, oder sie lassen die eigenen Sachen unberührt liegen und gehen zu ihrem Boot.

Nun kommen die Eingebornen wieder, legen entweder zu, und so wird der Handel geschlossen, oder sie nehmen ihre Felle zurück und deuten damit an, daß sie nicht mehr geben wollen; dann ist der Handel zu Ende und die Fremden fahren weiter, bis sie ein besseres Resultat für ihre Waaren erzielen.

Um sein Tauschmittel zu zeigen, brachte der Mann einige Felle zum Vorschein, in welchen Kotzebue mit Erstaunen das sibirische Eichhörnchen erkannte, welches nicht auf den Bäumen, sondern wie der Maulwurf in der Erde lebt. Es wurde ein solches auch vor den Augen der Europäer erlegt. Von Landthieren ist es immer seltsam, sie auf zwei so verschiedenen, durch einen gewaltigen Meeresstrom getrennten Welttheilen zu finden, aber freilich ist auch das Rennthier und das Elennthier beiden gemeinschaftlich, so wie Wolf und Luchs, Fuchs und Vielfraß, es scheint also, das Vaterland dieser Thiere sei nicht Amerika oder Asien, sondern die kalte Zone.

In dieser Bucht war es, wo Eschscholz und Chamisso einen Gletscher entdeckten, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, auf welch unsicherem

Boden sie sich befanden. Die beiden Naturforscher waren von der Landseite her auf einen Berg gestiegen, auf welchem sie einen schönen Rasen und eine Menge Alpenpflanzen entdeckten, welche ihnen das Vaterland wieder in's Gedächtniß zurückriefen. Indem sie des Weges nach dem Meere zu gingen, senkte sich der Berg abwärts und bald so, daß das Weiterschreiten höchst unsicher wurde. Sie zogen sich daher zurück und als sie am Fuße angekommen waren, suchten sie den Berg zu umgehen, dann aber, da dies nicht gelang, ihn im Boote zu umschiffen. Da entdeckte sich denn, daß der steile Absturz des Berges lediglich aus Eis bestand und doch hatte derselbe auf seiner Höhe eine Decke von Erde und Lehm, welche mit einer starken Vegetation versehen war.

Von wannen stammt dieses Eis, daß es eine so bedeutende Erdschicht trägt? Der Eisberg muß also wenigstens hunderte von Jahren alt sein und sich so lange gegen die Sonne gewehrt haben, denn es ist hiermit nicht wie mit den Gletschern, welche während des Winters um so viel zunehmen, als sie während des Sommers schwinden, — diese Eisberge erleiden kein Wachsthum, sondern nur eine Verringerung. Wie alt mögen sie also sein?

Diese Frage hat uns Chamisso beantwortet. Es reichen nicht hunderte, es reichen nicht viele tausende von Jahren, es sind urweltliche, präadamitische Eisberge, denn sie enthalten im blanken Eise eingeschlossene Zähne von urweltlichen Elephanten und von vielen anderen recht eigentlich urweltlichen Thieren. Das Eis tritt hier als ein Glied der angeschwemmten Formation, tritt als Diluvialformation auf, ist gleich anderem steinigen oder felsigen Grunde mit fruchtbarer Erde bedeckt und ist begrünt und bewachsen, und zwar ist dieses Eis älteren Ursprungs als der Sand an seinem Fuße, denn dieser enthält nur Rennthiergeweihe, also Ueberreste von Thieren, die noch gegenwärtig die Welt bevölkern, so wie er auch in Treibholz dasselbe zeigt, nämlich nur Pflanzen der Jetztzeit, wenn auch tief genug eingebettet.

Chamisso hatte mehrere fossile Bruchstücke von Elfenbein gesammelt und sorgfältig bei Seite gelegt; damit wurde in der Nacht das Bivouakfeuer unterhalten, er mußte zufrieden sein, noch einen Stoßzahn und einen Mahlzahn zu finden. Schildwacht hat er dabei stehen und selber die Last bis in das Boot tragen müssen! Jede Hülfe und selbst ein schützendes Wort wurde ihm verweigert. Der arme Mann hatte überhaupt verschiedene Male das Vergnügen, seine Kisten mit den gesammelten Naturalien über Bord geworfen zu sehen, sobald es in dem Schiffe an Raum für irgend etwas anderes gebrach. Es war jedenfalls ein sehr geringes Vergnügen, unter Capitain Kotzebue Naturforscher zu sein.

Ueber die Rohheit, mit welcher bei vielen Gelegenheiten verfahren wurde, giebt er uns in Folgendem ein interessantes Beispiel:

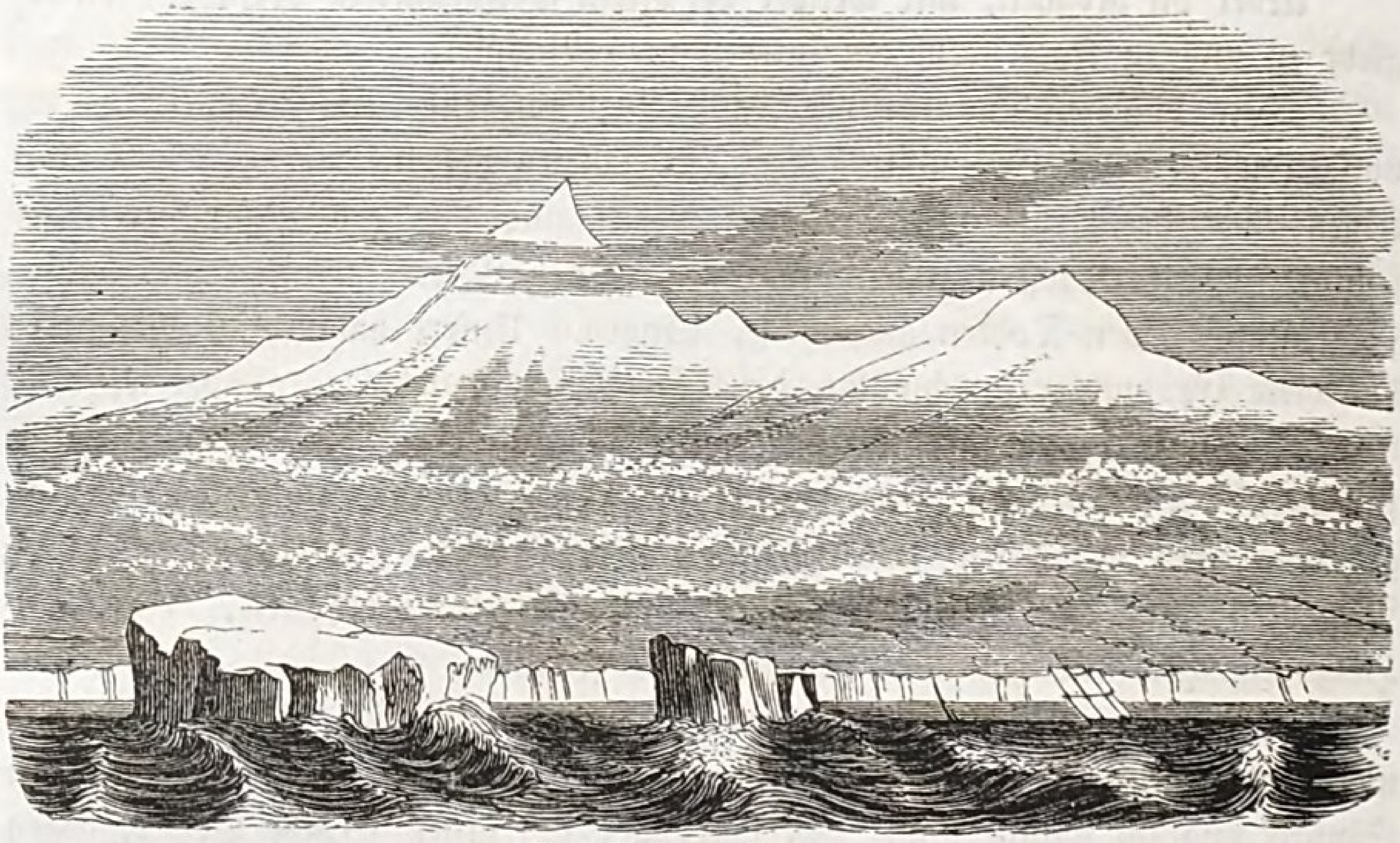
„Wir richteten uns für die Nacht ein, am Fuße eines Hügels zu bivouakiren, der mit Grabmälern der Eingebornen gekrönt war. Die Todten liegen über der Erde, mit Treibholz bedeckt und vor den Raubthieren geschützt. Etliche Pfosten ragen umher, an denen Ruder, Waffen und andere Gegenstände, den Todten angehörig, hängen. Unsere habsüchtige Neugierde hat diese Grabmäler durchwühlt, die Schädel sind daraus entwendet worden; was der Naturforscher sammelte, wollte der Maler, wollte jeder für sich sammeln. Die Geräthschaften, welche die Hinterbliebenen ihren Todten mitgegeben, sind aufgelesen und fortgenommen worden. Endlich sind unsere Matrosen, um das Feuer zu unsern Bivouaks zu unterhalten, dahin nach Holz gegangen und haben die Monumente zerstört.

„Es wurde zu spät bemerkt, was besser unterblieben wäre. Ich klage uns darob nicht an, wahrlich, wir waren voll des menschenfreundlichsten Sinnes und ich glaube nicht, daß Europäer sich gegen fremde Völker, gegen Wilde (Herr von Kotzebue nennt auch die Eskimos Wilde) musterhafter betragen können, als wir aller Orten gethan." (Namentlich die russischen Matrosen verdienen in vollem Maße das Lob, das ihnen der Capitain jederzeit giebt, gerade so wie die engländischen Matrosen.)

Aber hätte dieses Volk der Eskimos wegen der Schändung der Gräber seiner Todten zu den Waffen gegriffen — wer mochte da die Schuld des vergossenen Blutes tragen?

So fragt der edle Chamisso. Und was hätten — wenn die Eskimos die Entehrung der Ruhestätten ihrer Vorfahren zu rächen gesucht, die Europäer gethan, welche berufen sind, die Civilisation über die Welt zu verbreiten? Sie hätten die Armen, welche so vollkommen in ihrem Rechte waren, mit Flinten und Kanonen niederschießen lassen, hätten ihre Hütten niedergebrannt und dann sich gerühmt, daß sie die Ehre der russischen Waffen gegen diese verrätherischen Wilden aufrecht erhalten und ihnen für alle Zukunft eine heilsame Lehre gegeben worden sei.

O diese gerühmte Civilisation! so weit sie durch Kosaken und engländische Matrosen verbreitet wird, wie viel des Guten hat sie schon gestiftet!



Berg Minto und Adamspic.

Die Südpolarzone.

Es ist kaum zwanzig Jahre her, daß man weiß, daß es auch im südlichen Polarkreise noch Land giebt; die Südspitze von Amerika, ungefähr in der Breite nach dem Südpol, wie Berlin nach dem Nordpol zu befindlich, galt seit der Endeckung von Amerika für das südlichst gelegene Land und da dieses Land durchaus nichts Verlockendes hat, so war man lange Zeit nicht gerade begierig auf die etwa südlicher noch zu machenden Entdeckungen. Als nun endlich das Kerguelen-Eiland, ähnlich wie Amerika, aber demselben gegenüber gelegen, aufgefunden wurde (es führt den Namen seines Entdeckers und ist seit dem Jahre 1772 bekannt), fühlte man die Richtigkeit der früheren Annahme, die Insel ist von Menschen gänzlich unbewohnt, obschon sie 600 Quadratmeilen umfaßt, also beinahe doppelt so groß ist, als das Königreich Würtemberg; nur Vögel nisten darauf und einige wenige Säugethiere, denn sie ist selbst an Pflanzen sehr arm.

Die Gelehrten aber, denen gar nicht daran liegt, daß Datteln und Orangen in dem neu entdeckten Lande wachsen, behaupteten, dort, weit nach Süden zu, jedenfalls aber innerhalb des Polarkreises, vielleicht um den Pol selbst her, müsse eine große Ländermasse liegen, das nothwendige

Gleichgewicht der Erde fordere dies. Wenn der ungeheure Raum zwischen der Südspitze von Amerika und Afrika, ferner von Neuholland ganz mit Meerwasser erfüllt sei, so habe die Erde nach Norden zu ein so starkes Uebergewicht von fester schwerer Masse, daß sie nothwendig umstürzen müßte.

Der Verfasser weiß nicht, wer so glücklich war, diese Entdeckung zu machen, aber gemacht ist sie und man hat sich lange bemüht, zu erklären, wie es denn wohl zugehe, daß die Erde nicht umfalle, vorausgesetzt, es gäbe kein Südpolarland.

Dergleichen Speculationen gehören jetzt zu den müßigen, um nicht zu sagen thörichten, denn der Gelehrte weiß, daß die Centrifugalkraft, vermöge der die Planeten sich um ihre Axe drehen, die Schwere solchergestalt aufhebt, daß es gar nicht der Geschwindigkeit braucht, mit der sich die Erde um ihre Axe dreht, um ein Fallen zu verhindern, denn man kann sehr wohl mittelst Drehstuhl und Drehbank ein Instrument machen, welches durch eine Schnur wie ein Kreisel in Bewegung gesetzt, diese Aufhebung des Gewichts zeigt; zudem aber würde man auch jetzt fragen: „wenn denn diese Centrifugalkraft nicht wäre und die Erde fallen könnte, wohin sollte sie fallen? wo ist für einen Planeten — wo ist im Weltraum oben oder unten?

Man hat in Folge solcher Betrachtungen die Idee von der Nothwendigkeit eines Südpolarlandes längst aufgegeben, es ist nicht mehr ein physikalisches, es ist aber wohl ein geographisches Problem; man fragt sich, da die Erde so weit nach Norden zu mit Land bedeckt ist, da auf der Nordhälfte das Land beinahe überwiegend ist, sollte die Südhälfte wirklich ganz frei davon sein? und diese Frage, nichts weiter, sucht der Geograph, sucht der Reisende zu lösen.

Ob es viel Lohnendes dabei giebt, ist allerdings eine andere Sache, denn die Südpolarländer, obschon man sich lange mit ihnen beschäftigte, konnten doch in keines Geographen Phantasie als bewohnt oder bewohnbar erscheinen; sie sind ferner mit keinem der bekannten Welttheile in Verbindung und haben nicht die geringste politische Bedeutung, aber wissen mußte man immer, ob hinter dem geheimnißvollen südlichen Polarkreise irgend etwas Nennenswerthes verborgen sei und so wurde denn von der Zeit, wo man überhaupt die Gegenden südlich von den auslaufenden Welttheilen befuhr, ein möglichst weites Vordringen versucht; aber es war nur dem berühmten Cook vorbehalten, dorthin zu gelangen. Es war am 1. Februar 1774, daß er unter dem 90. Grad W. L. von Ferro den 70. Grad S. B. überschritt, dort aber allerdings nichts weiter als gewaltige Eismassen sah. Ein Jahr später erreichte er unter dem 60. Grad O. L.

den Südpolarkreis, wurde aber auch gehindert, weiter vorzudringen, weil dort unüberwindliche Eismassen ihm den Weg versperrten. Noch einige andere Seefahrer der Franzosen und Russen machten gleich vergebliche Versuche und man gab es eigentlich auf, ein Weiteres zu finden; indessen wurden doch gelegentlich einzelne kleine Inseln südlich vom 60. Grad der Breite bekannt, so z. B. Süd-Shetland, im Jahre 1819 gefunden; zwei Jahre später entdeckte man Süd-Orkney; 1831 Enderby-Land und das Jahr darauf Grahamsland; alle diese Entdeckungen wurden von Engländern gemacht. Die Nordamerikaner, welche in der Nähe ihres Welttheils sich in der Fischerei behindert sahen, indem sie den übrigen seefahrenden Nationen die Baffinsbai oder die Hudsonsbai nicht streitig machen konnten, suchten im Süden von Amerika die Wallfische auf, welche im Norden schon beinahe vertilgt oder wenigstens verjagt waren, und da bei diesen Seefahrten sich manches nützliche Thier zeigte, so wurde auch beschlossen, auf Staatskosten eine Expedition nach dem Süden zu schicken, um wo möglich dort gelegenes Land aufzufinden und für Amerika in Besitz zu nehmen. Es konnte nicht geleugnet werden, daß dieses in mancher Art wichtig sein mochte; es war auf diese Weise vielleicht möglich, amerikanischen Seefahrern eine feste Station zu gewähren und sie in den Stand zu setzen, einen Theil ihrer werthvollen Ladung dort schon so zu verwandeln (z. B. den Speck zu Thran auszusieden, die Häute der Seethiere auszuspannen, die Fische zu trocknen), wie auf New-Foundland, und so segelte denn eine Expedition unter Capitain Wilkes im August 1838 von Norfolk in Virginien ab, aus zwei größeren und mehreren kleinen Schiffen bestehend.

Die Südhälfte der Erde hat ihren Sommer genau zu der Zeit, wo die Nordhälfte ihren Winter und ihren kürzesten Tag hat. Auch wie bei uns die größte Hitze des Sommers nicht auf den längsten Tag, sondern mehrere Wochen nach demselben fällt, so fällt sie auf der Südhälfte nicht auf den dortigen längsten Tag, den 21. Dezember, sondern einen Monat später, und so kommt es denn, daß wir immer lesen, wie Capitain so und so immer den Januar, den Februar benutzt, um so weit als möglich südlich zu dringen; es sind diese unsere kürzesten Tage und kältesten Monate dort die längsten Tage und heißesten Monate.

Der Amerikaner entdeckte etwas über 400 Meilen südlich von New-Holland einen Küstenstrich, welchen er 370 Meilen weit verfolgte und astronomisch feststellte; ihm war jedoch schon du Monde d'Urville mit seinen Corvetten „Astrolabe" und „Zelée" zuvorgekommen und hatte im Jahre 1839 einen Theil dieses Landstriches gesehen und Sabrinaland benannt; ein anderer, etwa 120 Seemeilen davon entfernter Strich gleichfalls von ihm entdeckt, wurde Clairieland genannt.

Der von Wilkes befahrene Küstenstrich schien ihm so groß und ausgedehnt, daß er ihm den Namen „Land" gab und es für das Südpolarland erklärte.

Ziemlich zu gleicher Zeit war von England aus eine Expedition nach dem südlichen Polarkreise geschickt worden; sie bestand aus zwei mächtigen Schiffen, für solche Reisen ganz besonders eingerichtet, dem „Erebus" und dem „Terror", war befehligt von dem Capitain James Clarc Roß und dem Lieutenant Crozier, war vortrefflich ausgestattet, hatte tüchtige, solcher Strapazen gewohnte Mannschaft und sie ließ erwarten, daß durch sie Bedeutendes geleistet werden würde. Man kann nicht leugnen, daß so viel geschah, als irgend erwartet werden konnte, denn es wurden wirklich Entdeckungen von großen Ländermassen gemacht, obschon die Länder, wie groß auch immer, doch nicht bedeutend genannt werden konnten. Auch die Franzosen hatten unmittelbar vorher die Expedition unter d'Urville dahin geschickt und so waren sechs große und mehrere kleine Schiffe, mit gleichen Aufträgen versehen, damit beschäftigt, die Geheimnisse des Südpolarlandes zu erforschen, die Pforte, welche bis dahin sorgfältig verschlossen schien, endlich zu öffnen.

Die Berichte, welche die Reisenden über ihre Entdeckungen und sonstigen Abenteuer gemacht haben, liegen von Seiten des schreiblustigen Franzosen in zehn schönen Bänden vor uns; Capitain Roß hat uns gleichfalls mit zwei Bänden erfreut und Wilkes ist denselben nicht nachgestanden, die fünf schönen kupferreichen Quartbände, seine Expedition beschreibend, könnten eigentlich Foliobände genannt werden. Alle drei Werke enthalten des höchst Interessanten so viel, daß es wohl der Mühe werth wäre, einen Auszug aus denselben zu machen. Hier auf unserem beschränkten Raume können wir allerdings nichts weiter thun, als die Resultate der Entdeckungen zu geben.

Die verschiedenen Seefahrer gaben sich wiederholt Rendezvous, wo sie, während des Winters im Hafen liegend, die arbeitslose Zeit benutzten, um für das nächste Jahr den Plan ihrer Unternehmungen zu entwerfen; wie der Sommer kam, trennten sie sich wieder und suchten durchzuführen, was sie sich vorgenommen, was sie sich zur Aufgabe gestellt hatten. Auf diese Weise wurde mit vereinten Kräften gearbeitet und Bedeutendes geleistet. Eins der merkwürdigsten Resultate ist die ungemeine Meerestiefe, welche an verschiedenen Punkten beobachtet wurde, und die Bewohntheit des Meeres selbst in Tiefen von 6000 Fuß, ja es liegt beinahe die Gewißheit vor, daß noch weit tiefer, als nur bei 6000 Fuß, Leben im Meere gefunden wird. Man entdeckte dort in hoher südlicher Breite (74° 20′) kleine, wirbellose Thiere, den Korallen und anderen gallertartigen oder sogenannten

Weichthieren angehörig. Diese wirbellosen zarten Thiere sind gegen Veränderungen der Temperatur sehr empfindlich, sie können große Kältegrade, aber nur wenige Wärmegrade ertragen, sie werden schon bei drei, vier Grad über Null so matt, daß man glaubt, sie sterben, sie sehen beinahe aus wie gekocht, dagegen ist eine Temperatur, wie sie das Seewasser nur irgend haben kann, so niedrig wie möglich, ihnen der willkommenste Aufenthalt.

Viele der Thiere, welche man bei diesen Untersuchungen fand, gehören den höchsten nördlichen Breiten an.

Es ist ziemlich sicher ausgemacht, daß diese Thiere alle an ihre Localitäten gebunden sind und daß solche, die im Norden zu Hause sind, nicht auch im Süden gefunden werden, es sei denn, daß sie durch Wanderung dahin gekommen; nun ist es aber für diese Weichthiere unmöglich, vom nördlichen Polarkreise nach dem südlichen durch das warme Meer der Aequatorialzone zu schwimmen und doch sind sie hierher gelangt. So bleibt denn nichts Anderes übrig, als anzunehmen, sie seien den Strömungen am Meeresboden gefolgt; der Meeresboden ist aber im atlantischen Meer durchschnittlich 12,000 Fuß, d. h. über eine halbe deutsche Meile von der Meeresoberfläche, entfernt und wollen die Thiere in dem für sie angemessen kalten Wasser die Wanderung machen, so müssen sie also einen Druck von wenigstens 400 Atmosphären aushalten können, wenigstens, denn im atlantischen Meere sind Stellen, welche 45,000 Fuß, welche volle zwei deutsche Meilen Tiefe haben, das gäbe einen Druck von 1400 Atmosphären.

Wenn die Südpolar-Expeditionen nichts weiter festgestellt hätten, als die Möglichkeit, daß Thiere in solchen Tiefen leben können, so würde sich schon daraus eine Reihe wissenschaftlicher Thatsachen ergeben, welche der gedachten Anstrengungen wohl werth wären. Darwins Hypothese über den Korallenbau zerfällt hierdurch eigentlich in Nichts. Er behauptet, die Korallenthierchen könnten nur wenige Klafter unter der Oberfläche des Meeres leben und wenn man doch so mächtige Bauten dieser kleinen Thierchen sähe, so komme dies daher, daß die Meeresgegend, in welcher sie gebaut hätten, immerfort im langsamen Sinken begriffen sei und daß die Korallenthierchen deshalb genöthigt wären, immerfort an ihren Häusern fortzubauen, um dieselben in der Nähe des Wasserspiegels zu erhalten.

Es hat sich als Thatsache herausgestellt, daß Korallenthierchen in der Tiefe von 6000 Fuß wirklich leben und dort bauen, denn die Südpolarfahrer haben aus solchen Tiefen frisch abgebrochene Korallenstöcke mit ihren Bewohnern heraufgebracht. Verdorbene oder zerrissene Kabel der Telegraphenverbindung zwischen Frankreich und Algier sind emporgenommen worden und man hat sie bedeckt mit den Bauten ähnlicher Thiere gefunden;

dies ist gleichfalls eine Thatsache und das Erbauen der Häuser dieser Thiere gehört der neuesten Zeit an, wir sind Zeitgenossen dieser Baumeister; das Mittelmeer hat aber auch Tiefen von 2000 bis 6000 Fuß. Können nun Thiere unter einem Druck von 200 Atmosphären leben, so sieht man durchaus nicht ein, warum sie nicht auch in 400 Atmosphären sollten leben können.

Es wurde von den Reisenden bemerkt, daß eine bedeutende Anzahl verschiedener, den Südpolargegenden besonders angehöriger Thiere sich hier aufhalte; Wallfische sind in großer Menge zu sehen, ein Ungeheuer des Meeres wurde bemerkt von 105 Fuß Länge; Wallfische dieser Größe findet man in den nördlichen Meeren nicht mehr, in den südlichen Regionen hat der Mensch, das wildeste von allen Raubthieren, noch nicht so aufgeräumt, wie dort oben, demnächst aber ist auch der Raum, auf dem diese Thiere sich tummeln können, ein bei weitem größerer. Hier in unseren Gegenden ist es nur das Meer zwischen Norwegen und Grönland, ferner das zwischen Grönland und den nordamerikanischen Inseln, woselbst die Wallfische sich in Menge aufhalten; der bei weitem größere Theil des nördlichen Polarkreises wird durch Asien eingenommen, welches beinahe die ganze Hälfte des Erdumfanges in jenen Gegenden mißt, auf der anderen Hälfte liegt Nordamerika, es bleibt also nur übrig an See, was zwischen Nordamerika und Europa liegt. Ganz anders ist es mit der Südhälfte der Erde, wo von solch einer Beschränkung durch Land gar keine Rede ist, wo alles Meer ist mit eingestreuten kleinen Inselchen und wo das Festland so weit jenseits des Polarkreises liegt, daß die Wallfische, so sehr sie die Kälte lieben, doch dorthin nicht mehr gelangen könnten, indem eine nie schmelzende Eismasse ihnen unüberwindliche Schranken entgegensetzt.

In den Nordmeeren gehört das Wallroß zu den größten landbesteigenden Thieren. Dieses findet man im Süden nicht, wohl aber einen Stellvertreter von ganz anderen Formen, als das Wallroß, das ist der See-Elephant, ein Thier, dem Geschlechte nach mit allen diesen seehundartigen Geschöpfen verwandt, aber von einer Größe, die wahrhaft in Erstaunen setzt; man hat Thiere gesehen, deren Querdurchmesser und deren Höhe zwei Klafter beträgt, indessen sie fünf bis sechs Klafter lang werden. Wollten wir eines solchen Thieres Haut über ein Gerippe spannen, so würde es genügend sein, um vier Elephanten als Stall zu dienen, die Masse dieses Thieres würde ausreichen, um funfzig Elephanten daraus zu schnitzeln, denn es scheint beinahe, als müßte das neugeborne Junge eines See-Elephanten dem gewöhnlichen Land-Elephanten an Größe gleichkommen.

Noch andere Robben verschiedener Species bewohnen diese Gegenden und scheinen, ihrem Gebiß nach zu urtheilen, sehr gefährliche Nachbarn zu

sein, weshalb auch eines dieser Thiere „Seeleopard“ getauft worden. Sie haben Hauer wenigstens so groß und so stark wie die des hochnordischen Eisbären, man darf sie deshalb auf dem Lande oder dem Eise nur mit großer Vorsicht, am besten vielleicht mit langen, starken Speeren angreifen, denn obschon sie ziemlich plump und unbehülflich sind, haben sie doch die Mittel, gefährliche Verwundungen beizubringen.

Eine mittelgroße Robbe und ein kleineres Thier derselben Familie kommen hier in solcher Menge vor, daß die Seefahrer deren täglich dreißig und darüber hätten erlegen können. Alle sind Raubthiere, alle leben von Fischen, welche sie ganz oder nur einmal mitten durchgebissen verschlingen, aber sie scheinen auch mit einander nicht eben freundschaftlich zu leben, denn von den (durch einen Keulenschlag auf den Kopf) erlegten Thieren hatten sehr viele fußlange, ellenlange klaffende Wunden, mitunter so frisch, daß sie noch bluteten, mitunter aber auch schon vernarbt, an ihren plumpen Körpern. Dieselben rührten unzweifelhaft von wüthenden Kämpfen gegen einander her.

Dr. Hooker, Arzt und Naturforscher bei dieser Expedition, beschreibt die Robben sehr mannigfaltig gefärbt, vom schönsten Schwarz bis zum vollendetsten Weiß, durch alle Abstufungen des Gescheckten oder Fleckigen hindurch, meint aber, die verschiedene Färbung rühre lediglich von dem verschiedenen Alter her.

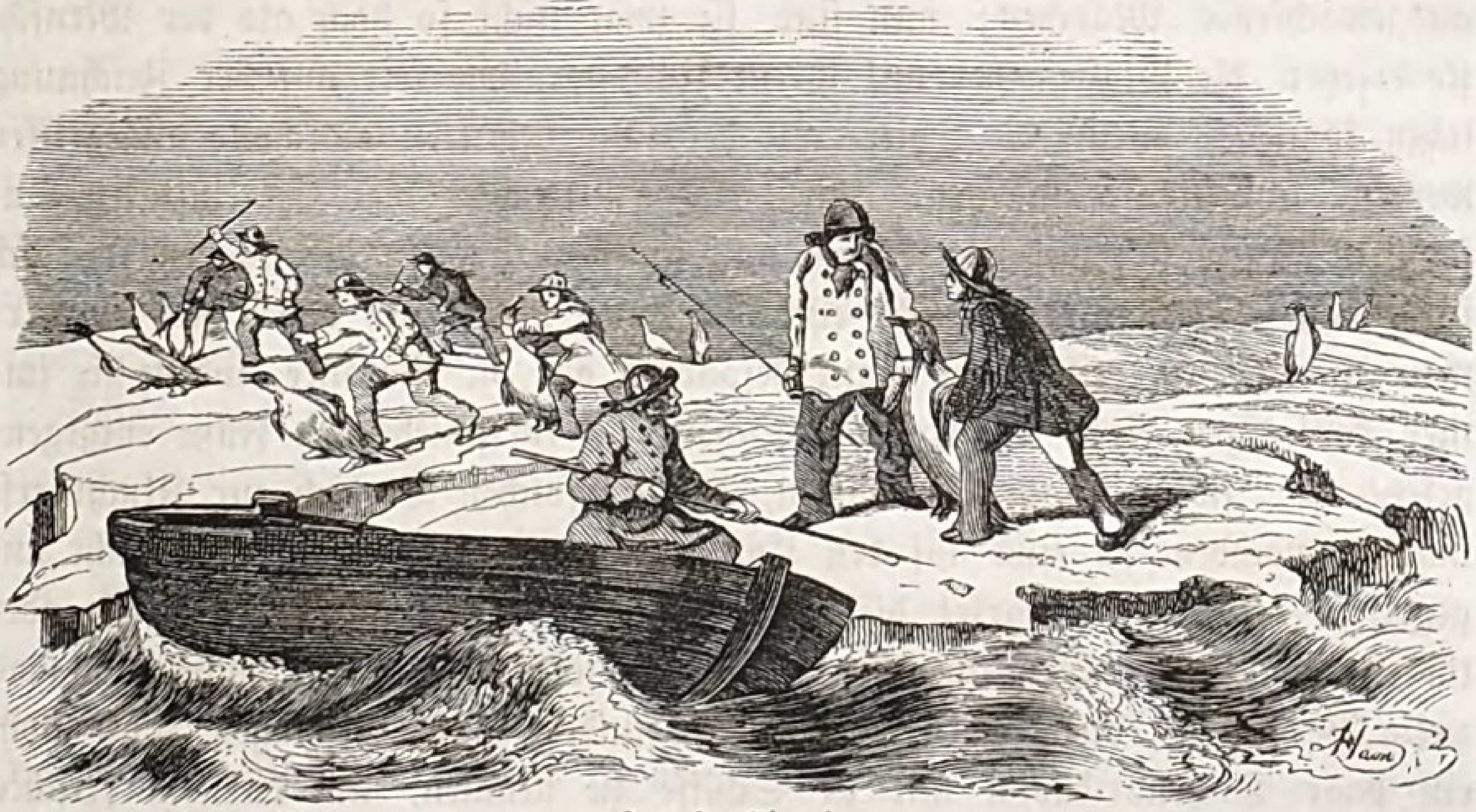
Eines dieser Thiere hatte in seinem Magen 28 Pfund Fische in sehr verschiedenen Graden der Zerstörung durch die Verdauung, mehrere schienen kaum verschlungen und eigneten sich daher zur Untersuchung und zur Aufbewahrung in Weingeist, sie gehörten einer neuen, auf der Kerguelen-Insel entdeckten Species an und schienen dem englädischen Arzte besonders deshalb merkwürdig, weil sie eine so hohe südliche Breite bewohnten, er scheint dabei vergessen zu haben, daß in noch viel höheren nördlichen Breiten eben so gut wie hier Fische in Menge vorkommen. Die kleinen Thiere maßen sechs Zoll und wogen fünf Loth. Ein einziger Fisch von einer besonderen Gattung erhielt von seinem Fundorte (in einer Phoca) den Namen Notothenia Phocae.

Diese Thierchen sind die Hauptnahrung der Seehunde, Sturmvögel und anderer Thiere, die kleinen Fische leben wieder von kleinen Krebsen, Schnecken und Muscheln mit zarten Schaalen, diese leben wieder von dem kleinsten Gewürm der See, von Korallenthierchen und sonstigen mikroskopischen Geschöpfen, und so ist immer ein Thier auf das andere angewiesen, denn irgend eine Art von Vegetation existirt dort nicht.

Die Pinguine sind auf diesem Meere, besonders in der Nähe der Inseln oder der Eisfelder, in unglaublicher Masse vorhanden. Ein Pelz-

werk, welches man früher gar nicht kannte und welches jetzt zu Muffen, Kragen, Aermelbesätzen und wohl überhaupt zum Besetzen von Damenpelzen häufig gebraucht wird, rührt von diesem Thiere her.

Unser Bild zeigt uns einen solchen wunderlichen Vogel zwischen zwei Männern, welche ihn freundschaftlich unter die Arme gefaßt haben und ihn nach dem Boote bringen, um vorläufig gleich sein Fett und Fleisch zu genießen, dann aber den Markt in London oder Hamburg mit dem Federkleide desselben zu versorgen. Das Thier hat einige Aehnlichkeit mit der Gans, wenn dieselbe sich aufrichtet, um mit den Flügeln zu schlagen, alsdann nämlich steht der Körper derselben beinahe senkrecht und der Schwanz berührt die Erde. Dies ist die natürliche Stellung des Pinguins, welcher seinen Körper gar nicht horizontal legen kann, so lange er auf dem Lande



Fang der Pinguine.

steht, dabei geht er so rüstig und schnell, daß ein Fußgänger ihn kaum einholen kann und er hilft sich dabei nicht, wie die Gans, mit den Flügeln, denn er hat keine, seine Arme, d. h. seine Flügelknochen, haben keine einzige Schwungfeder, sondern nur eine mit schönen weichen Federn bekleidete Haut. Im Wasser sind diese Thiere so außerordentlich gewandt, daß sie häufig mit dem Schiffe um die Wette schwimmen, neugierig dasselbe viele Meilen weit von der Eisinsel verfolgend; sie helfen sich dabei nicht nur mit den breiten Füßen, wie es Gans oder Schwan thut, sondern auch mit den Armen, die sie in das Wasser senken und mit denen sie tüchtig zuschlagen können.

Die Thiere haben ein gewaltig zähes Leben und es ist äußerst schwer, sie zu tödten, selbst ein tüchtiger Schlag auf den Kopf mit einem sehr

schweren Instrument bringt nur eine augenblickliche Betäubung hervor, keineswegs aber den Tod. Wenn solche Thiere durch einen Schlag auf den Kopf getroffen und in's Wasser gestürzt sind, so klettern sie sofort empor, wie es scheint in der Absicht, sich auf ihre Verfolger zu stürzen, wozu sie indessen nicht die geringste Waffe haben außer ihrem Schnabel, mit welchem sie allerdings scharf genug beißen können. Auf den englischen Schiffen tödtet man sie durch Blausäure, wovon, wie James Roß erzählt, ein Eßlöffel voll genügt, um ihnen binnen einer Minute das Lebenslicht auszublasen. Wenn man dieses liest, verliert man übrigens allen Respect vor der englischen Blausäure, denn bekanntlich sind ein paar Tropfen genug, um einen Menschen zu tödten und auf alle warmblütigen Thiere macht Blausäure dieselbe Wirkung.

Diese Thiere wiegen 60 bis 80 Pfund, also ziemlich so viel wie ein ausgewachsenes Mädchen; nun sind sie zwar nicht so hoch als der Mensch, sie ersetzen die Masse aber mit ihrem Umfange, wie wir auf der Zeichnung sehen können. Wenn die Thiere auf der schneebedeckten Eisscholle angegriffen werden, können sie ungemein schnell mit Hülfe aller vier Extremitäten laufen, sie legen sich auf den Bauch und schieben sich mit den Füßen so rasch fort, daß ein Mensch sie nicht einholen kann, helfen sich dabei mit den Armen und halten mit diesen ganz besonders gut die Balance, indem sie immer denjenigen Arm ausstrecken, welcher dem fortschiebenden Fuße entgegengesetzt ist; sie sind aber so dumm, daß sie solchen Versuch zur Flucht erst machen, nachdem sie eins auf den Kopf bekommen haben; ein noch nicht angegriffen gewesener erwartet die Ankunft des Menschen, der ihn ergreift oder tödtet, in größter Gemüthsruhe. Die englischen Matrosen machen sich das zarte Vergnügen, diese Thiere zu vielen Hunderten todtzuschlagen, auch wohl ein paar Dutzend davon mit zu Schiffe zu nehmen, um dadurch frischen Proviant zu erhalten. Die Pinguine leben vorzugsweise von Küstenthieren, Krebsen und ähnlichen Geschöpfen, merkwürdig aber ist, daß sie immer auch mehrere Pfund Steine, — bis zehn Pfund — hauptsächlich Granit, Quarz und Trapp, im Magen haben.

An mehreren Punkten sahen die Reisenden Land oder glaubten es wenigstens zu sehen, solch' eine täuschende Aehnlichkeit hatte es mit einer Reihe spitzer, schneebedeckter Berge. Mehrere der Offiziere und fast alle Matrosen glaubten mit Bestimmtheit Land, bergiges Land zu sehen, indessen es weiter nichts war, als der obere Theil einer Wolke, die mit scharfen Umrissen die Grenze bezeichnete, bis zu welcher unter einer Breite bis zu 67 Grad der Dunst noch steigen kann. Die Höhe, bis zu welcher dieses geschieht, giebt Gelegenheit zur Wolkenbildung, in dieser Höhe nämlich werden auch die letzten Spuren von Feuchtigkeit zu Nebel niedergeschlagen,

darüber hinaus ist reine, klare Luft, zu kalt, um noch Wasserdampf aufkommen zu lassen. Nach einem paar Stunden fuhr das Schiff über die Stelle hinweg, auf welcher die Berge gestanden hatten. Es ist keine Frage, daß solche Beobachtungen den Seefahrer sehr vorsichtig machen müssen, ein weniger umsichtiger Offizier hätte diese Berge vielleicht in seine Karte eingetragen, wie Capitain Roß dieses gethan hat mit den berühmten Crokerbergen, und da die hier gedachten unter dem südlichen Polarkreise nicht so leicht zugänglich sind, wie die unter dem nördlichen, so würden sie wohl länger in der antarktischen Geographie paradirt haben, als jene in der arktischen.

Die Weihnachtszeit des Jahres 1840 war es, in welcher die verschiedenen Expeditionen an sehr verschiedenen Punkten des Polarkreises möglichst weit in das Meer, in das geheimnißvolle Polarmeer einzudringen suchten. Die Engländer, welche außerordentlich hartnäckig an allen Festtagen kleben und das Gewohnte überall vermissen, wo sie es nicht ganz in der Weise finden, wie sie es gewohnt sind, erklärten sich entschieden gegen die Weihnachtsfeier zur Sommerszeit. Allerdings müssen alle diejenigen, welche der christlichen Religion angehören und von uns gerechnet jenseits des Aequators wohnen, sich darin finden, daß Weihnachten im Sommer gefeiert wird, aber die Engländer wollen dies nicht und wenn es möglich wäre, würden sie sich Schnee und Nacht aus ihrem Vaterlande kommen lassen, um auch am Südpol Weihnachten im Winter zu feiern; da dies aber nicht gut thunlich, so gaben sie ihren Unwillen über die schlechte Einrichtung der Welt in bösen Redensarten zu erkennen. Eis hatten sie nun freilich genug, aber ein ununterbrochener Tag war ihnen zu dieser Zeit nicht passend und sie waren zufrieden, als sie die Festtage hinter sich hatten und auf das neue Jahr losrückten, welches wenigstens in dem Worte, wodurch es bezeichnet wird, keine Anspielung auf die Nacht enthielt, die doch nun einmal nicht zu beschaffen war.

Bald nachher sollte Capitain James Roß die Freude haben, wirkliches Land zu finden; es stieg in den hohen Bergspitzen, ganz bedeckt von ewigem Schnee, empor und die Berge mußten bedeutend hoch sein, denn die Entfernung betrug noch wenigstens hundert englische Meilen. Man befand sich unter der hohen Breite, welche Cook im Jahre 1774 erreicht hatte und welche nach ihm noch nicht wieder erreicht worden war.

Die Reisenden steuerten immerfort auf die Küste zu und näherten sich ihr bis auf etwa zwei Meilen. Es sollte gelandet werden, was jedoch nicht ohne Gefahr zu bewerkstelligen war, weil der Wind auf die Küste zu wehete, die, ganz mit Packeis bedeckt, sehr hohe Wellen schlug. Ein paar kleine Inseln machten die Hoffnung rege, daß man hinter denselben Schutz finden

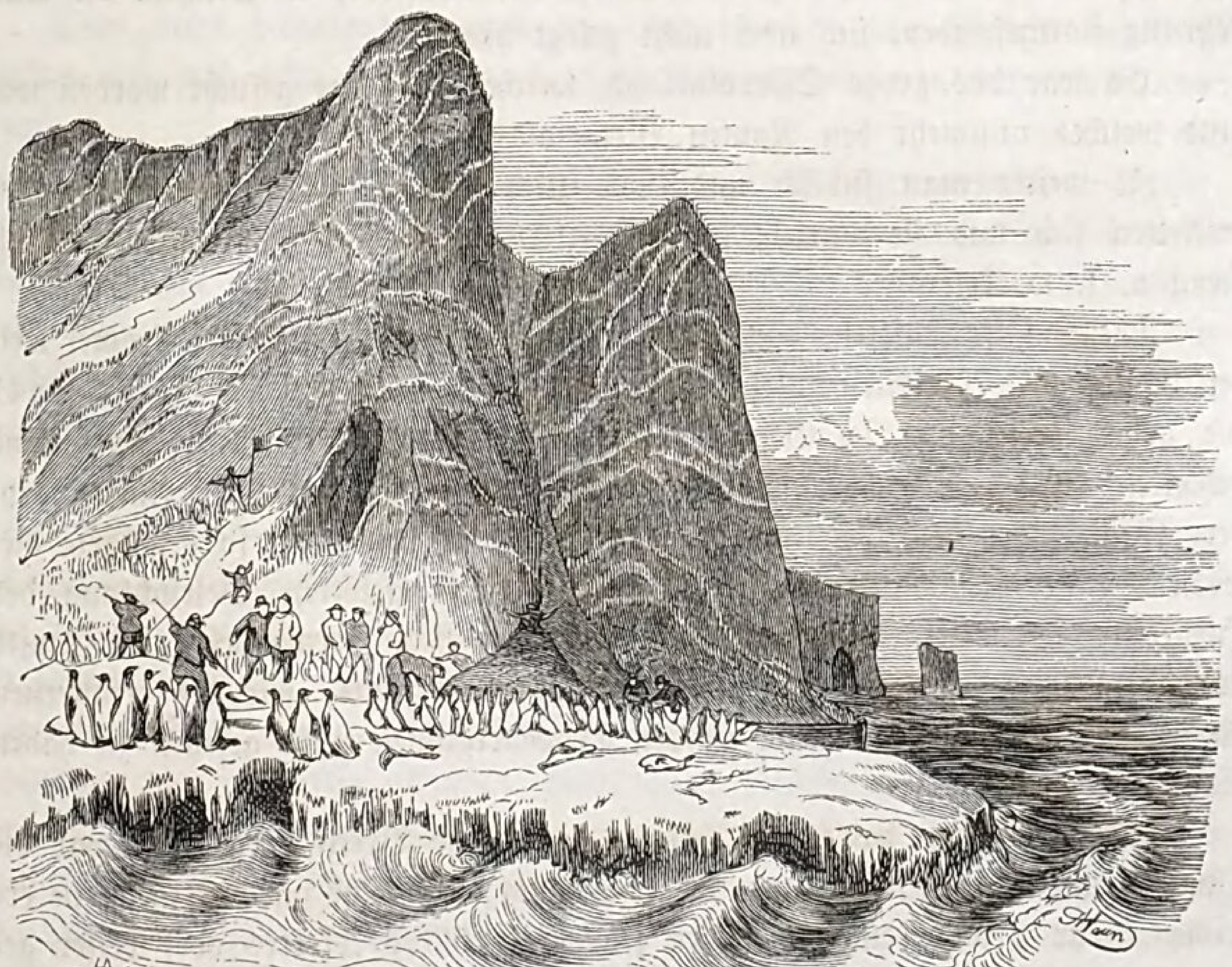
und mit weniger Gefahr würde landen können. Der höchste Berg wurde nach dem Obersten Sabine benannt und die einzelnen Vorgebirge erhielten natürlich auch sowohl ihre Bezeichnung, als ihre Bestimmung nach Länge und Breite, so daß ein nachfolgender Seefahrer dieselben nach solcher Angabe wieder auffinden konnte. Gegen Abend erfreute man sich der schönsten Aussicht auf zwei großartige Bergketten, deren Gipfel sich 7 bis 10,000 Fuß über die Meeresfläche erhoben; die Thäler zwischen je zwei Bergen waren mit Gletschern erfüllt, welche schon in den Gipfeln entsprangen und an mehreren Stellen zwei bis drei Meilen in das Meer hineinreichten; dies sind diejenigen Eismassen, welche die schwimmenden Berge der Polarmeere hergeben, wie wir bereits früher gezeigt haben. An einigen Stellen war der Schnee von den Felsen weggeweht und weggeschmolzen und man konnte daran sehen, daß es der Fels, der Kern dieser Gebirge war. Eine Bergkette, welche sich von dem Schiffe nordwärts erstreckte, wurde das Admiralitätsgebirge genannt und jeder Berg bekam noch besonders den Namen eines der Lords der Admiralität.

Die Ufer des festen Landes waren ganz bedeckt mit Eis und eine schwere Brandung derselben verhinderte jeden Versuch zu landen; nach langem Kampfe gelang es, auf die Seite unter Wind der abgesonderten Inseln zu kommen, ein ruhigeres Wasser zu erreichen und dort endlich auf der Küste festen Fuß zu fassen, was geschehen mußte, um das Land für Britannien in Besitz zu nehmen. Das Stückchen Land, worauf sie sich befanden, erhielt den Namen Possessionsinsel.

Die Zeichnung auf der folgenden Seite stellt diese Insel und die Feierlichkeit der Besitzergreifung dar; ein Matrose ist an den Felsen emporgeklettert und stellt die Flagge Englands im Schnee auf, es wird auf die Gesundheit der Königin und ihres Gemahls getrunken, aber es ist nicht die geringste Spur von Pflanzenwuchs auf diesem neu erworbenen Lande und von Thieren sieht man nur große Schaaren von Pinguinen, welche in dichtgedrängten Massen die Ränder aller Klippen und, wie es scheint, auch die Spitzen aller Berge in dichten Reihen besetzt haben und Miene machen, mittelst ihrer scharfen Schnäbel die engländische Possession zu hintertreiben, was ihnen übrigens ohne Waffen gelang, da die Besitzergreifer wegen des abscheulichen Geruchs des seit Tausenden von Jahren hier aufgehäuften Guanos die Insel eiligst verließen. Die Rückkehr war mit Gefahr verbunden, denn es senkte sich ein Nebel hernieder, der sie beinahe gehindert hätte, ihre Schiffe wieder zu erreichen; wenige Minuten später, und sie hätten nichts mehr davon gesehen, hätten zur Jensel zurückkehren und unter Pinguinen übernachten müssen.

In dieser Gegend traf man auf eine so große Menge von Wallfischen,

daß Capitain Roß seine Landsleute auf diese ergiebige Quelle des Reichthums aufmerksam machte. Die Entdeckung des Landes wurde weiter verfolgt; nach Süden hin fahrend und sich der Küste möglichst nähernd, beobachteten die Reisenden Berge mit scharf gespitzten Gipfeln, ganz hinauf mit Schnee bedeckt, 12 bis 14,000 Fuß hoch, eine Scenerie von solcher Schönheit, wie sie dieselben niemals gesehen hatten und sie vielleicht auf der ganzen Erde nicht wieder zu finden ist, da ein Emporsteigen bis auf 14,000 Fuß, von dem Standpunkte des Beschauers an gerechnet, sich auf der bis jetzt bekannten Erde nirgend vorfindet; wenn man den 25,000 Fuß hohen Dhawala-Giri in seiner vollsten Pracht sieht, befindet man sich 15,000 Fuß über dem Meere, wenn man den 14,000 Fuß hohen Mont-Blanc sieht, befindet man sich 6000 Fuß darüber.



Die Possessionsinsel.

Die Berge wurden natürlich mit der den Engländern eingepflanzten Demuth gegen hohe Herren nach solchen hohen Herren benannt, die einzige vernünftige Bezeichnung war die des höchsten Berges durch den Namen Herschel.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte Roß einen ganz schwarzen, sehr großen Felsen, eine Insel, welche er früher unter den vielen weißen Inseln nicht

gesehen hatte, wie er mit großer Bestimmtheit wußte. Er machte seine Offiziere auf diese Merkwürdigkeit aufmerksam und fragte, wo die Insel hergekommen sei.

Es war allen erinnerlich, daß sie bis jetzt keine solche schwarze Insel gesehen hatten; ein paar mit guten Fernröhren angestellte Beobachtungen entschieden die Sache, es war eine jener weißen Inseln, welche sich vor den Augen der Zuschauer umgekehrt hatte, es schien, als habe sie auf dem Meeresboden gestanden und als sei der untere, vom Wasser bespülte Theil leichter geworden, wodurch denn die Senkung und Umkehrung entstanden. Die Eisinsel hatte dabei den Boden, den Schlamm, auf welchem sie geruht, mit sich emporgebracht. Bei genauerem Vergleichen mit den anderen feststehenden Punkten konnte man noch überdies ein deutliches Schwanken wahrnehmen, wodurch bewiesen wurde, daß die Unruhe des Wassers, in welchem die Umkehrung stattgefunden, sich noch nicht gelegt habe.

Es war das große Südpolarland, welches so lange gesucht worden war und welches nunmehr den Namen Victorialand erhielt.

Je weiter man südlich und südwestlich steuerte, desto mehr Berge entwickelten sich und sie wurden nach Kanzlern, Lords der Admiralität, Ministern u. s. w. benannt.

Die Schiffe segelten, von einem günstigen Winde getrieben, immer weiter südlich und erreichten zuletzt gegen Ende des Februars des Jahres 1841 die hohe Breite von 78 Grad, wobei sie immer zu ihrer einen Seite Land behielten. Es war Hochsommer und die Sonne stand um Mitternacht mehrere Grade über dem Horizont. Wenn die Luft klar war, so gewährte dieses einen um so wunderbarern Anblick, als die gelbliche Beleuchtung des Horizonts sich weiter hinauf in Weiß, dann in Blau verwandelte, im Zenith sich aber ein so wundervolles tiefes Indigoblau zeigte, wie die erfahrenen Reisenden noch nie, und selbst in den Tropenregionen nicht gesehen zu haben glaubten.

Auf dem Wege dahin und bis sie diese hohe Breite erreichten, war die Spannung der Matrosen und die Hoffnung, vielleicht gar den Pol zu erreichen, sehr groß, denn sie hatten jene Gegend des Meeres oder besser gesagt, jene südliche Breite, welche Cook im vorigen Jahrhundert passirt hatte, längst hinter sich; häufig wurden sie auch durch dichtes Packeis aufgehalten, aber nichts hinderte sie, immerfort ihrem Ziele nachzustreben.

Um sich dem Lande so viel als möglich zu nähern, wurde jeder Versuch gemacht, in das Packeis einzudringen, so tief als irgend möglich, ohne sich der Gefahr, in demselben sitzen zu bleiben und einzufrieren, auszusetzen. Ein solches Ereigniß war nämlich jetzt schon zu befürchten, Hochsommer, d. h. die Zeit, welche unserem August entspicht, ist in den Polargegenden, gleichviel

ob nördlich oder südlich, schon eine ganz unsichere. Die Temperatur, welche sie beobachteten, war immer einige Grade unter dem Gefrierpunkt des Wassers, daher, namentlich bei ruhiger See, die Eisbildung ziemlich schnelle Fortschritte machte.

Sich in das Packeis hinein wagen auf eine Entfernung, welche größer war, als daß man sie in einem Tage hätte zurückmachen können, war immer etwas Gefährliches, weil sich die eben durchbrochenen Schranken hinter den Reisenden schließen konnten, möglicherweise für immer, denn wer stand den im Eise des Südpolarmeeres steckenden Seefahrern dafür, daß der nächste Sommer sie befreite? waren doch im Nordpolarmeere unter nicht so hoher Breite und bei einer nicht so grimmigen Wintertemperatur, als die des Südpols, manche Reisenden drei bis vier Jahre im Eise eingeschlossen geblieben.

Dies alles bedenkend, wurde nur mit Vorsicht das Packeis befahren, welches sich auf zehn bis zwölf deutsche Meilen weit von der Küste ausdehnte.

Bei dieser Gelegenheit, in 74 Grad 44 Minuten südlicher Breite, waren sie dem Magnetpol, der auf dem entdeckten Festlande lag, so nahe gekommen, daß die Neigungsnadel beinahe 89 Grad zeigte, der magnetische Pol mußte also innerhalb des Raumes liegen, welchen die auf der Küste sichtbaren Berge bedeckten; der eigentliche Pol konnte von ihnen nur noch vierzig deutsche Meilen entfernt sein.

Als die Reisenden wieder vom Eise frei waren, setzten sie ihren Weg nach Süden fort und gelangten dabei in die Nähe einer großen Insel, welche sie nach Franklin benannten; es wurde auf derselben gelandet. Als man etwa eine halbe deutsche Meile von ihr entfernt war, verließen die beiden Commandeure und mehrere Offiziere in zwei Booten das Schiff und ruderten nach der Insel. Die Wellen brachen sich dabei so ungestüm, die Brandung war so heftig, daß es ihnen allen beinahe unmöglich schien, die Landung zu bewerkstelligen; doch gelang es dem Capitain Roß, auf das Land zu springen, in dem Augenblick, wo das Boot, auf dem er sich befand, auf der Spitze einer Brandungswelle schwebte. Er nahm ein Tau mit sich und hierdurch wurde es einigen anderen Offizieren einigermaßen erleichtert, dasselbe Land zu betreten, wiewohl keinesweges ohne von dem Eiswasser gänzlich durchnäßt zu sein. Das Thermometer zeigte 5 Grad unter dem Gefrierpunkt und alle Felsen, so weit sie von den Wellen bespült wurden, hatten einen glänzenden Eisüberzug. Einer der Landenden, als er auf der Klippe festen Fuß zu fassen suchte, glitt ab und fiel zwischen dem Stern des Bootes und dem beinahe senkrechten Felsen in das Meer, so daß nur die große Schnelligkeit, mit der die Matrosen zurückruderten, ihm das

Leben rettete, weil er sonst von dem Boote an dem Felsen zermalmt worden wäre.

Roß und Crozier nahmen in gehöriger Form Besitz von der Insel für England, hoben zahlreiche Steine auf und beeilten sich dann, bis auf die Haut durchnäßt und halb erfroren, wieder zurückzukehren. Die Insel, schon unter dem 76. Grad S. B., besteht ganz aus vulkanischen Felsen und bildet an der Nordseite einen Wall von beinahe senkrecht abfallenden Klippen von 500 bis 600 Fuß Höhe; die Klippen sind fast schwarz, haben aber breite, weiße Streifen von mehreren Fuß Mächtigkeit, welche Roß für Alaun hält. Auch rothe Streifen kommen darin vor von der Farbe des Ockers und sie sollen den Klippen ein ganz sonderbares Ansehn geben.

Auf dieser Insel ist nicht die geringste Spur einer Vegetation zu bemerken, nicht einmal eine Flechte wurde gesehen und Roß glaubt, daß in dieser Breite das Pflanzenreich wirklich keinen Vertreter habe.

Auf den Absätzen der Klippen bemerkten die Reisenden viele Nester des weißen Sturmvogels und einiger großen Möwen, auf den flach gelegenen, leichter zugänglichen Felsen sahen sie Robben und sie glaubten, daß das Gestade in der günstigen Jahreszeit ein Lieblingsaufenthalt dieser Thiere sei.

Mit günstigem Winde südwärts steuernd, erblickten sie einen Berg von 12,400 Fuß Höhe, welcher Rauch und Feuer auswarf; zuerst schien der Rauch eine Schneewolke zu sein, als sie aber näher kamen, zeigte sich bald, was die Erscheinung eigentlich bedeute. „Die Thatsache, daß unter so hohen südlichen Breiten sich thätige Vulkane zeigen, ist gewiß eine Entdeckung, für die Geologie von größter Wichtigkeit, und sie vermag auf die physische Beschaffenheit unseres Planeten einiges Licht zu werfen.“ Vielleicht meint Roß damit, daß es wunderbar sei, das Feuer des Vulkans bei so niederer Temperatur nicht erlöschen zu sehen; da aber das Erdinnere in feurigem Flusse ist, so dürfte es wohl ganz gleichgültig sein, wo sich eine Oeffnung für dieses geschmolzene Innere darbietet, ob Pol, ob Aequator, die Temperatur des Erdinnern ist nachweislich so hoch, daß die paar Grade Temperaturdifferenz, welche sich an der Oberfläche der Erde zeigen, ganz ohne Einfluß sind. Dieser thätige Vulkan wurde Erebus genannt, ein anderer erloschener Vulkan erhielt den Namen Terror.

Als die Reisenden sich dem Lande näherten, bemerkten sie eine niedrige weiße Linie, welche sich von der Ostspitze dieses Südpolarlandes immerfort nach Osten erstreckte, so weit das Auge sehen konnte. Wie die Reisenden sich dieser Linie näherten, erhob sie sich immer mehr und zeigte sich zuletzt als eine senkrechte Eismauer von 150 bis 300 Fuß Höhe, oben

vollkommen eben und nach der Seeseite ohne Risse und Vorsprünge, so glatt, als wäre sie durch einen Baumeister aufgeführt.

Es war leider nicht zu entdecken, was die Mauer barg, denn die Masten erreichten kaum die Hälfte der Höhe dieses riesigen Walles, über den hinwegzuschauen also vollkommen unmöglich war, aber die Gipfel einer Bergkette, welche sich um einen Grad südlicher erstreckte, waren sichtbar. Die Mauer lag unter dem 78. Grad südlicher Breite. Diese Gebirge des südlichsten der von Roß entdeckten Länder nannte er nach Capitain Parry, in dankbarer Erinnerung der ihm erwiesenen Ehre, den nördlichsten Punkt von Land, welchen Parry gesehen, nach Capitain Roß genannt zu haben. Ob das Parrygebirge sich wieder ostwärts wendet und die Basis bildet, an welcher diese merkwürdige Eismauer festhängt, oder ob dasselbe, von dem Victorialande aus südwärts gehend, die Eismauer quer durchschneidet, muß zu untersuchen späteren Seefahrern überlassen bleiben. Wenn sich aber weiter im Süden wirklich noch Land befindet, so muß dasselbe entweder sehr weit entfernt oder es muß viel weniger hoch sein, als die übrigen Theile der Küste, welche bis dahin entdeckt worden sind, denn sonst hätten sich die Berge desselben über den Wall erhaben zeigen müssen.

Diese Eisschranke war den Reisenden eine sehr unangenehme Täuschung, in ihrer Einbildung hatten sie sich bereits weit jenseits des 80. Grades gesehen, sie waren sogar so keck gewesen, sich für den Fall einer zufälligen Trennung diesen achtzigsten Grad als Wiedervereinigungspunkt zu bezeichnen. Nun standen sie vor einem Hinderniß, welches zu überschreiten unmöglich war, weil man mit eben so viel Aussicht auf Erfolg hätte versuchen können, die Klippe von Dower mit einem Segelschiff zu durchbohren. Es blieb über die Wahl ihres Weges kein Zweifel, sie mußten umkehren, doch vorläufig wollten sie wenigstens versuchen, ihre Längenausdehnung zu erforschen, und als sie ungefähr eine deutsche Meile von der Mauer entfernt waren, wendeten sie sich östlich, um längs derselben hinzusegeln.

Sie sahen jetzt den Vulkan Erebus ungewöhnlich viel Rauch und Feuer auswerfen, bei jedem Ausbruch wurde eine dichte Wolke mit großer Gewalt zu wenigstens 2000 Fuß Höhe über den Krater des Vulkans emporgetrieben. Der Hauptbestandtheil dieser Wolke mußte Wasserdampf sein, denn man konnte beobachten, wie der obere Theil sich zuerst zu einer compacten Masse verdichtete und dann als Regen oder Schnee herabfiel; der Durchmesser der Rauchsäule mochte ungefähr 300 Fuß betragen, sie erhob sich stoßweise und so oft sie niedergeschlagen war, sich also einen Augenblick die Aussicht auf den Vulkan, d. h. auf den Krater, frei zeigte, konnte man die rothe Gluth

im Innern desselben deutlich wahrnehmen. Einige der Offiziere glaubten sogar Lavaströme zu sehen, welche am Abhange des Berges herabflossen, der frei von Schnee war; erst mehrere hundert Fuß unter dem Gipfel zeigte sich derselbe und dort erlosch auch die Lava oder vielmehr verbarg sie sich unter dem Schnee. Es ist sehr vernünftig, daß Roß sagt, sie „glaubten" das zu sehen, denn gesehen worden konnte es nicht sein, die Lava nämlich würde sich nicht unter dem Schnee verborgen, sondern denselben geschmolzen haben, es wäre mithin die Stelle, wo die Lava den Schnee berührte, schneefrei geworden und es hätten sich gewaltige Dampfmassen entwickeln müssen. Da die Offiziere dieses nicht sahen, so können sie auch keine Lavaströme gesehen haben.

Der gleichzeitig sichtbare Vulkan Terror war viel weiter abwärts schneefrei, vielleicht nur deshalb, weil sein Gipfel von der untersten Gluth erwärmt war und keinen Schnee duldete, es mochte daher etwas voreilig sein, denselben als einen erloschenen zu betrachten. Auf der Ostseite dieses Vulkans befanden sich eine Menge kleiner kegelförmiger Erhöhungen, wahrscheinlich Seitenöffnungen, aus denen einmal Feuer ausgebrochen war und worüber sich die Hügel aufgeschüttet hatten. Das Land zwischen Cap Crozier und Cap Bird, über welches sich die beiden Vulkane erhoben, erschien den Reisenden als eine Insel, aber die Eismauer, welche von Cap zu Cap vor den Schiffen lag, gestattete eine nähere Untersuchung nicht.

Bei dem schönsten Wetter und unter einem frischen Winde segelte man in ostnordöstlicher Richtung dicht an dem Eiswalle entlang, es zeigte sich eine ganz feste, ungetheilte Eismasse, nicht die kleinste Spur eines Risses war zu entdecken und da der Himmel über ihr und hinter ihr vollkommen klar und glänzend war, so verrieth dieses, wie ununterbrochen weit polwärts sich die Eismasse erstrecke.

Fünfundzwanzig deutsche Meilen wurde in ganz freiem Wasser längs des Eiswalles hingesegelt, an dessen unmittelbar in der Nähe des Wassers befindlichen Pfeilern sich die mächtigen Eisschollen, die ihn umsäumten, zersplitterten; von der Gewalt der Wogen wurden haushohe Schollen dagegen geworfen und fielen zu Staub zermalmt daran hernieder.

Nachdem in solcher Entfernung von der Eismauer noch immer kein Ende entdeckt werden konnte und dieselbe sich so weit vor den Seefahrern her erstreckte, als hinter ihnen, wurde beschlossen, sich von derselben loszumachen, was um so viel nöthiger war, als sich der Wind, welcher sie bisher geführt, so sehr legte, daß sie ganz der Strömung überlassen waren, die sie mit großer Gewalt auf die Mauer zu trieb, und es war unmöglich, etwas zur Vermeidung der schrecklichen Folgen zu thun, die durch ein Scheitern an derselben entstehen mußten; sie befanden sich kaum noch drei deutsche Meilen

von derselben entfernt, aber ein sich von neuem erhebender südöstlicher Wind machte der Besorgniß ein Ende.

Wie abgehärtet die Leute gegen Gefahren sind, ergiebt sich aus der Beschäftigung, welche sie während der Windstille vornahmen. Sie trieben auf die Mauer zu und näherten sich ihr allmählig von drei auf zwei und von zwei auf eine deutsche Meile, sie sahen den Untergang fast gewiß vor Augen, aber sie benutzten doch die Windstille ganz ruhig zum Einsammeln von Eisschollen, welche in die Wassertonnen gelegt wurden, die während des Laufes ihrer Sommerreise leer geworden waren und welche nun durch das aufthauende Eis wieder gefüllt werden sollten.

Als der südöstliche Wind eintrat und sie von dem beinahe gewissen Untergange gerettet waren, setzten sie höchst ruhig ihre Arbeit fort und die Umkehr des Schiffes machte keinen größeren Eindruck auf sie, als die Umkehr von einem Spaziergange.

„Am 30. Januar", so erzählt Roß, „hatte Wind und Seegang so zugenommen, daß unsere schlechtsegelnden Schiffe durch Laviren gegen den Wind nicht mehr vorwärts kommen konnten. Ich hielt es daher für das Beste, unter allen Segeln einen langen Schlag nach Nordosten zu machen, um während des widrigen Windes eine so große Strecke des unbekannten Meeres, als möglich war, zu durchfahren und bei günstigerem Wetter die Untersuchung des Eiswalles an der Stelle, wo wir ihn verlassen mußten, wieder aufzunehmen. Das ganze Aussehn des Himmels zeigte einen sehr ungewissen Zustand der Atmosphäre an, während uns häufig dichte Wolken von Schnee umhüllten und unsern Augen Alles ringsum verbargen. Ich hielt es daher für rathsam, mich weiter von der Eismauer zu entfernen, damit eine Veränderung des Windes sie nicht zu einem Leewall der gefährlichsten Art mache. Das helle Wetter zwischen dem Schneegestöber gab uns hinreichende Gelegenheit, unsern Weg zu sehen, so daß wir nicht zu fürchten brauchten, blindlings einer Gefahr entgegenzulaufen. Wir kamen an vielen großen Eisschollen vorbei, offenbar Bruchstücke des Walles oder Theile von zerfallenen Eisbergen, und es war uns sehr auffällig, daß wir auf einer Fahrt von 160 Meilen längs des Walles kein einziges Stück gesehen hatten, während sich doch manchmal solche davon ablösen müssen. Aber ein wenig Nachdenken brachte uns bald darüber in's Klare. Im Sommer weichen die Temperaturen der Atmosphäre und des Oceans selten um mehr als 3 oder 4 Grad von einander ab, die Luft ist gewöhnlich kälter, aber nie um mehr als 8 oder 10 Grad, und da die ganze Masse von so gleichmäßiger Temperatur ist, so ist wahrscheinlich sehr selten, daß in dieser Jahreszeit eine Ablösung in großen Massen stattfindet. Aber im Winter, wo die Luft wahrscheinlich 40 oder 50 Grad unter Null ist und die See 28 bis

30 Grad F. darüber, muß die ungleichmäßige Ausdehnung derjenigen Theile des Eises, die einer so großen Verschiedenheit der Temperatur ausgesetzt sind, das Abtrennen von großen Stücken zur Folge haben. Getrieben von dem herrschenden Winde, schwimmen diese nach Norden, sobald der Winter vorüber ist und man findet sie häufig in den tieferen Breiten, wo sie schnell thauen und in Stücke zerfallen. In den Nordpolargegenden sind wir oft Zeugen gewesen von den staunenerregenden Wirkungen einer plötzlichen Temperaturveränderung der Winde, wo sie oft meilenlange Risse und Spalten verursachen. Hauptsächlich auf den Südwasserseen jener Regionen, wo das vollkommen durchsichtige Eis die Wirkungen besser wahrnehmen läßt, veranlaßt das Sinken des Thermometers um 30 oder 40 Grad sogleich große und breite Sprünge, die den ganzen See in allen Richtungen durchkreuzen und von häufigen und lauten Explosionen begleitet sind. In jenen Gegenden waren wir auch Zeugen der fast magischen Gewalt des Meeres im Vernichten von Landeis oder großen Schollen von 20 oder 30 Fuß Dicke, die wenige Minuten, nachdem die Deining sie erreicht, von der Gewalt der Wellen in kleine Bruchstücke zerbrochen waren.

„Aber dieser Eiswall, wahrscheinlich von mehr als 600 Fuß Mächtigkeit, wirft die anbrandenden Wellen zurück und spottet ihrer Wuth; es ist ein gewaltiges und wunderbares Phänomen und übertrifft alles, was man sich denken oder träumen kann.“

Die Mächtigkeit dieser Mauer ist wahrscheinlich viel zu gering angeschlagen, denn Capitain Roß hat in ihrer Nähe wiederholt Tiefenmessungen angestellt und gefunden, daß das Meer erst bei 400 Faden Grund hat, das sind 2400 Fuß. 200 bis 300 Fuß darüber geben der Eismauer, wenn sie auf dem Boden steht, eine Mächtigkeit von 2500 Fuß und daß sie auf dem Boden steht, unterliegt darum keinem Zweifel, weil erstens, wie gemessen worden ist, der gegen die Mauer laufende Meeresstrom in geringer Tiefe von derselben abprallt und zurückkehrt; weil zweitens, wenn die Masse schwimmend wäre, sie doch so gut wie andere Eisschollen durch die Meereswogen zerbrochen werden würde. Die Mauer war auf eine Länge von wenigstens 80 deutschen Meilen befahren und sie war während der ganzen Zeit beinahe ununterbrochen gesehen worden. Als man dieselbe am 5. Februar verließ, hatte man sich ihr bis auf 1000 Schritte genähert und daselbst in 330 Faden grünen Schlammgrund gefunden. Die Mauer schien hier am niedrigsten und konnte gemessen werden. Die Winkelmessung ergab an der äußersten Spitze eines Vorsprungs, einer Art Eishalbinsel, die Höhe von 170 Fuß, weiter nach der compacten Masse zu nur 150 Fuß und an dieser Stelle war es zum ersten Male möglich, von der Mastspitze die Oberfläche zu überschauen, welche ganz glatt war und an eine unermeßliche Ebene von

blankem Silber erinnerte. An jedem vorspringenden Theile der Mauer hingen riesenhafte Eiszapfen längs der senkrechten Klippen herab, ein Zeichen, daß das Eis selbst hier zeitweise aufthaut, was die Seefahrer kaum geglaubt hätten ohne diesen handgreiflichen Beweis, denn die Temperatur des Februar, welcher dem Monat August der nördlichen Hälfte entspricht, war 8 Grad unter dem Gefrierpunkt.

Es wurde nunmehr die Umkehr beschlossen und ausgeführt, man erreichte am 17. Februar wieder die Franklininsel und bald darauf auch den schönen Vulkan sowohl, als die geringe Entfernung von dem magnetischen Pol. Wäre es möglich gewesen, einen sichern Winterhafen zu finden, so würden die Reisenden dort geblieben sein, um im nächsten Frühling sowohl den Pol selbst zu beschreiten, als den Vulkan näher zu untersuchen, was durch ein paar Abstecher von nicht übermäßiger Ausdehnung leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre, aber es zeigte sich nirgends eine solche Gelegenheit und man mußte sich begnügen, so viele magnetische Beobachtungen gemacht zu haben, daß sich daraus der Vereinigungspunkt aller dieser Richtungen (das ist eben der magnetische Pol) berechnen und bestimmen ließ.

Einer der schönsten Berge des Südpolarlandes ist derjenige, den James Roß am 8. Januar 1841 entdeckte. Er war beinahe das erste sichere Zeichen des späterhin vielfach umkreisten großen Festlandes. Die Vignette zu diesem Abschnitt auf Seite 234 zeigt denselben, er wurde Adamspic genannt und sein Nachfolger Minto. Die Höhe des ersteren beträgt nach der Schätzung von dem Schiffe ungefähr 10,000 Fuß. Die Berge scheinen ganz mit Schnee bedeckt, was beweisen dürfte, daß selbst hier die Dünste sich noch hoch genug erheben, auch die Wolken in der Nähe des Gipfels sprechen dieses aus.

„Dessenungeachtet war es höchst peinlich, die Bergreihe, in welcher der Pol liegt, in einer Entfernung zu erblicken, welche unter anderen Umständen leicht zu überschreiten gewesen wäre, zu fühlen, wie nahe wir der Erreichung des Hauptzwecks unserer Unternehmung gestanden hatten und doch sie nicht vollenden zu können. Es werden nur wenige den tiefen Kummer zu würdigen vermögen, mit welchem ich mich zuletzt gezwungen sah, die lange gehegte Hoffnung aufzugeben, die Flagge meines Vaterlandes über beide magnetischen Pole unserer Erde mit eigener Hand aufzupflanzen. Der Gedanke war vielleicht zu ehrgeizig und die Hindernisse, welche sich mir entgegenstellten, waren so unüberwindlicher Art, daß ich mir wenigstens keine Vorwürfe über das Mißlingen machen kann."

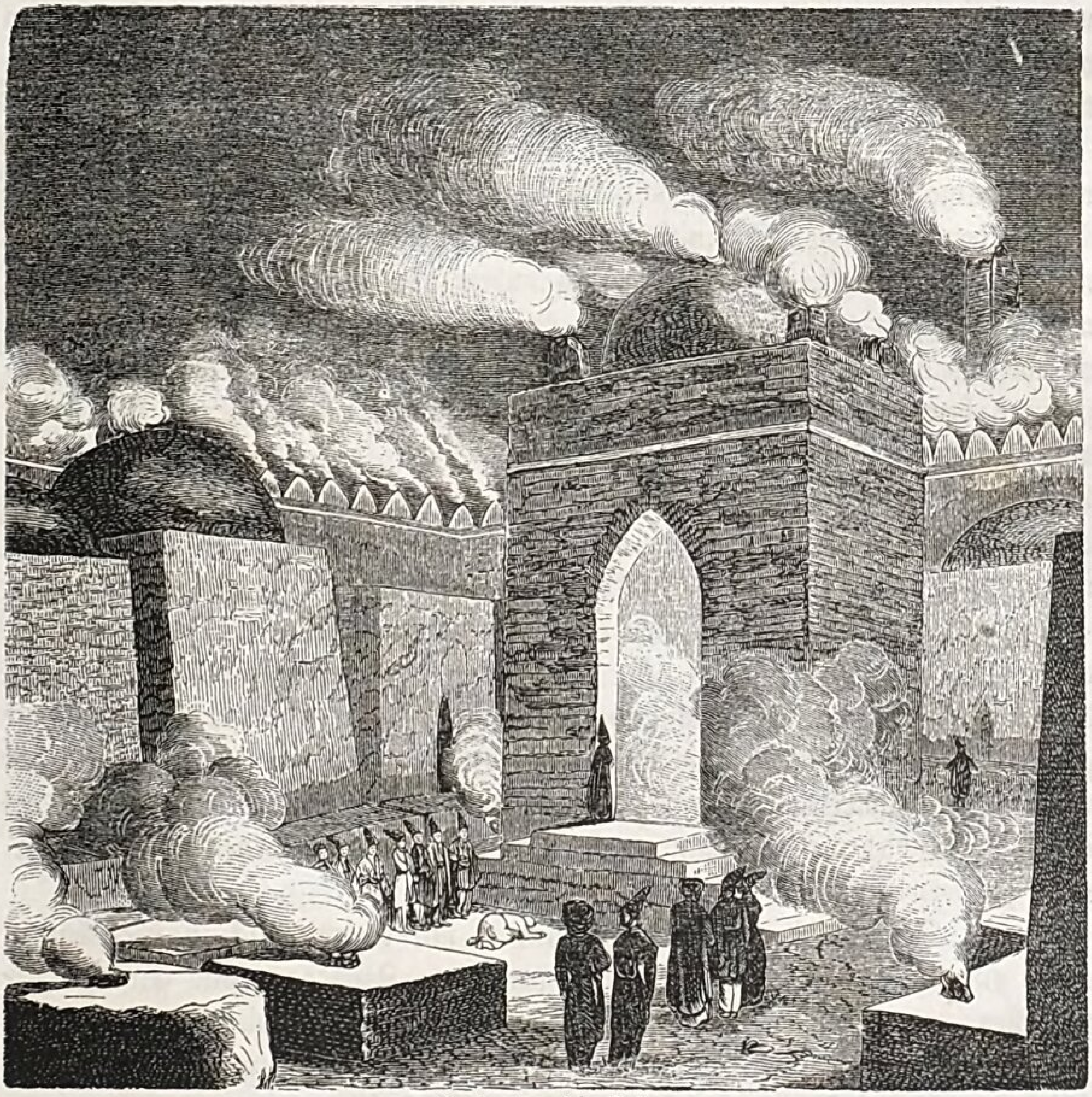
Die Berge, in denen der magnetische Pol liegen muß, wurden nach dem Prinzen Albert genannt und die ganze südliche Ländermasse erhielt den Namen der Königin Victoria.

Die sämmtlichen von den berühmten Reisenden der drei großen Nationen gemachten Entdeckungen gehen auf das Folgende hinaus:

Das antarktische Festland ist völlig unbewohnt, sein Flächenraum läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen, man weiß nur, daß es sich als zusammenhängende Masse vom 90. Grade O. L. von Greenwich bis zum 170. Grade erstreckt. Zieht man von dem östlichen Theile des bengalischen Meerbusens eine Linie nach dem Südpol, so trifft diese die westliche Grenze des Victorialandes; eben so wird die östliche Grenze erreicht, wenn man von Neu-Seeland eine Linie nach dem Pol zieht. Derjenige Theil, welcher zwischen dem 130. und 133. Grade liegt, ist von britischen Seefahrern untersucht und Adeleland benannt worden, etwa 60 Meilen westlich davon ist eine Strecke von den Franzosen untersucht worden, du Mont d'Urville hat es Sabrinaland getauft; eben so weit östlich von Adeleland liegt Clarieland, gleichfalls von dem französischer Seefahrern entdeckt; die östlichste Küste dieses großen Landes untersuchte James Roß, indem er längs derselben bis zu der großen Eismauer vorrückte; dies ist das eigentliche Victorialand, welches er im Namen seiner Königin in Besitz nahm.

Obgleich die Entdeckung zur Zeit des dortigen Hochsommers geschah, war doch das Land durchweg mit Eis bedeckt, die Küsten waren in Eisfelder gehüllt und die Berge sämmtlich, mit Ausnahme der beiden Vulkane, trugen bis zum Gipfel Schnee.

Getrennt hiervon sind noch einige mehr oder minder bedeutende Inseln, so z. B. unter dem Südpolarkreise das Enderbyland, welches mit Madagascar unter einer Linie liegt; es ist von ganz ähnlicher Beschaffenheit wie das Victorialand, aber man weiß nicht einmal, ob es eine Insel oder ob es zu dem großen Südpolarlande gehört. Die übrigen Inseln, welche man häufig zu den Südpolarinseln rechnet, können genau genommen nicht dahin gezählt werden, denn sie liegen keinesweges jenseits des Polarkreises, sondern in der gemäßigten Zone, wo wir derselben auch gedenken werden.



Gueberntempel in Baku.

Die gemäßigten Zonen.

Unter den Bewohnern der Nordpolargegenden (von denen der südlichen ist keine Rede, diese giebt es nicht) finden wir viel Aehnlichkeiten, es scheinen Völker eines Stammes, sie unterscheiden sich in Lebensart und Sitte, in Bekleidung und Nahrung kaum von einander. Ihre Wohnungen rund um den ganzen Polarkreis haben eine so auffallende Aehnlichkeit unter sich, wie die Bewohner derselben. Die Thiere, von denen sie sich nähren und die Pflanzen, welche ihre Heimath auf eine dürftige Weise umgeben, sind dieselben; Völker, Pflanzen und Heimath unterscheiden sich wenig oder gar

nicht nach den Ländern oder Welttheilen, sondern nur nach etwas höheren oder geringeren Wärme- und Kältegraden, von denen sie begünstigt oder betroffen werden.

Es wird uns eine auffallende Verschiedenheit in allen diesen Verhältnissen entgegentreten, sobald wir die gemäßigten Zonen betrachten. Diese Verschiedenheit richtet sich nicht allein nach Nord und Süd, sondern auch nach Ost und West, es ist eine völlig andere Vegetation in den europäischen und asiatischen Ländern und diese beiden sind wieder im höchsten Grade verschieden von der Vegetation in Amerika. Völlig verschiedene Menschenstämme bewohnen diese ungeheuren Räume, auf der einen Seite finden wir die kaukasische und die mongolische Race, auf der andern die Race der Rothhäute, aber auch schwarzbraune und ganz schwarze Menschen bewohnen die gemäßigten Zonen, wenn auch nicht die nördliche, so doch die südliche. Auf dieser anderen Hälfte der Erde haben eigentliche Schwarze, Neger, ferner Buschmänner, nicht der Negerrace angehörig, aber doch schwarz, dann auf den Inseln, wie z. B. Neuholland, gleichfalls eine schwarze Race, die Papuas, ihren Sitz, welche aber auch nicht Neger sind; dann finden wir in dieser Inselwelt die malayische Race vertreten, endlich auf der westlichen Seite in Südamerika wieder Rothhäute, doch, wie es scheint, von einem bedeutend verschiedenen Stamme und nicht mit den eingebornen Nordamerikanern zu verwechseln.

Das Terrain ist viel zu groß, um es mit einem Blick zu überschauen, nicht nur müssen wir die nördliche gemäßigte Zone ganz und gar von der südlichen trennen, sondern wir sind auch gezwungen, die Zonen selbst in Unterabtheilungen zu zerlegen und dann diese Unterabtheilungen nach den verschiedenen Welttheilen nochmals in kleinere Abschnitte zu trennen.

Die bisher oberflächlich angegebene Zerlegung des Erdballs oder vielmehr seiner Oberfläche in Zonen hat nur einen astronomischen Sinn; die Linien, welche diese Eintheilung machen, bestimmen die Grenzen des senkrechten Auf- und Unterganges der Sonne, des schrägen Auf- und Unterganges und des dem Horizont parallelen, darum nannten die Alten diese Abtheilungen auch die senkrechte Sphäre, die schräge Sphäre und die horizontale.

So wichtig diese Eintheilung für die Astronomie, für den daraus abgeleiteten Kalender, für die Bezeichnung der Tages- und Jahreszeiten, so ist doch auf der Erde diese Grenze durchaus nirgends erkennbar. Nördlich und südlich vom Polarkreise, nördlich und südlich von den Wendekreisen, wohnen auf der einen wie auf der andern Halbkugel dieselben Menschen, wachsen dieselben Pflanzen, zeigt sich dasselbe Klima. Wir werden es allerdings durch keine Bezeichnung ähnlicher Art dahin bringen, eine so scharfe Grenze zu er-

mitteln, daß nicht zu beiden Seiten derselben sich Aehnliches oder Gleiches vorfinden sollte, allein wir werden doch viel schärfer gezeichnete Unterschiede finden können, als diejenigen sind, welche wir durch die uns bekannten Linien, Polarkreis ꝛc. angedeutet sehen.

Da das thierische Leben nicht an so strenge Gesetze gebunden ist, wie das Pflanzenleben, welches von den klimatischen Verhältnissen, welches von Wärme und Feuchtigkeit auf das Vollständigste abhängig ist, so wird auch das thierische Leben uns weniger Anhaltspunkte zu solchen Bestimmungen geben können, als das Pflanzenleben, und deshalb sind die Unterabtheilungen innerhalb der Grenzen der Hauptzonen nach klimatischen Verhältnissen eingerichtet, man benennt sie besonders und giebt ihnen die mittleren jährlichen Temperaturen zur Richtschnur.

Um bei der gemäßigten Zone zu bleiben, so theilt man diese in vier Abschnitte.

Vom 23. Grade nördlich schreitend, findet man auf seinem Wege überall noch Palmen und Pisang, die eigentlichen Kennzeichen der heißen Zone; man nennt den Strich, welcher an den Wendekreis stößt, von wo eben die gemäßigte Zone beginnt, die subtropische, weil sie im Klima und folglich im Pflanzenwuchs der tropischen Zone zunächst steht, mit ihr die größte Aehnlichkeit hat.

Die Breite dieser Zone beträgt $10\frac{1}{2}$ Grad, sie reicht bis zum 34. Grad nördlicher oder südlicher Breite und hat eine mittlere Temperatur von 24 bis zu 17 Grad. Dieser Unterschied liegt nicht in den 10 Graden, um welche der 34ste nördlicher liegt, sondern in der östlichen oder westlichen Lage. Der wärmste Theil ist derjenige, der sich über Afrika und Asien erstreckt. An der Grenze des östlichen Asien, da, wo uns China begegnet, ist die Temperatur bei weitem niedriger, als unter demselben Grade der Breite in Afrika, Arabien oder Indien; noch auffallender ist der Unterschied, wenn man über das atlantische Meer setzt; Amerika ist unter gleichen Graden der Breite bei weitem weniger warm als Afrika.

Vom 34. bis zum 45. Grade reicht diejenige Abtheilung, welche man die wärmere gemäßigte Zone nennt; sie reicht in Europa von den griechischen Inseln bis zum südlichen Frankreich, zum nördlichen Italien, zur Wallachei, zu den Donaumündungen und der Krim, umfaßt also hier ganz Spanien und Portugal, ganz Italien, die ganze europäische Türkei und Griechenland und endlich einen kleinen Theil von Frankreich, geht in Asien von dem nördlichen Persien und Thybet bis Astrachan, dem kaspischen Meere, dem Baikal-See, durchschneidet das Mongolenland und geht endlich in Amerika von den südlichen Ausläufern der Alleghanis und dem nördlichsten Californien bis nach den canadischen Seen und dem Oregon-

Gebiet. Die wärmere gemäßigte Zone umfaßt also hier den nördlichen Theil der vereinigten Staaten, so wie die subtropische den südlichen Theil derselben beherrscht; die mittlere Temperatur variirt hier zwischen dem 17. und dem 12. Grade C.

Von ihrer nördlichen Grenze, vom 45. bis zum 58. Grade, reicht die kältere gemäßigte Zone; sie geht in Europa von den Alpen bis nach Schottland, dem südlichen Schweden und durchschneidet das russische Reich von Riga bis Perm; in Asien umfaßt sie den nördlichen Theil der Mongolei und fast das ganze bewohnbare Sibirien; in Amerika sind nur noch wenig bewohnte Striche zu finden, Canada, überhaupt das britische Amerika bis zur Hudsonsbai, durchweg unwirthbare Länder, die südlichst gelegenen ausgenommen. Die mittlere Temperatur schwankt zwischen 12 und 6 Grad C. Hier liegen in Europa die glücklichsten, gesegnetsten Länder, Frankreich, Deutschland, Oestreich, England, das südliche Rußland. Da, wo Dänemark und Schweden und wo das mittlere Rußland die Grenzen dieser Abtheilung bilden, wird die Temperatur schon minder angenehm, um eine solche Bezeichnung darauf anwenden zu können. Die Zone stößt zu nahe an diejenige, welche man die subarktische nennt, weil sie mit der Polarzone und ihrer Temperatur in unmittelbarster Verwandtschaft steht.

Diese subarktische Zone umfaßt ganz Schweden und Norwegen, Finnland, das ganze nördliche Rußland, umfaßt in Asien das ganze mittlere Sibirien bis zum Polarkreise, Kamtschatka hat Theil daran; sie umfaßt in Amerika nur noch ganz wüste Länder, die russischen Besitzungen und das Labyrinth von Inseln und Kanälen, in denen so viele Tausende von tapferen Seefahrern begraben worden sind im Eise, lediglich um einer Grille willen, um die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt. Die mittlere Temperatur schwankt zwischen dem 6. und 4. Grade unter Null, Temperatur und Vegetation, Thier- und Menschenleben fließt alles hier mit der kalten Zone zusammen.

Auf der südlichen Halbkugel können wir uns kürzer fassen; die subtropische Zone berührt den südlichsten Theil von Brasilien und die La Platastaaten, umfaßt die ganze südliche Hälfte von Neuholland und die Südspitze von Afrika. Die wärmere gemäßigte Zone existirt kaum mehr auf der südlichen Hälfte, sie schneidet nur ein Stückchen Patagonien ab von Südamerika, weitere Länder giebt es in derselben nicht, aber die geringen Antheile von Land, welche in der subarktischen und wärmeren gemäßigten Abtheilung auf der südlichen Hälfte vorkommen, sind darum nicht minder interessant, weil sie von geringerer Ausdehnung sind, sie bieten so viele Eigenthümlichkeiten, sie sind etwas so durchaus Apartes, daß vielleicht gerade hierauf unser Auge am liebsten verweilen wird, denn

Pflanzen, Thiere und Menschen sind so eigenthümlicher Art, daß sie nicht selten die Naturforscher in Verlegenheit setzen, wo und wie sie dieselben einrangiren sollen. Bei der Schöpfung derselben ist nämlich auf gar kein vernünftiges naturhistorisches System Rücksicht genommen worden, da findet man Bäume, deren Blätter nicht flach liegen oder hängen, wie die unsrigen, sondern welche ihre scharfe Kante nach oben kehren; da findet man Bäume ganz ohne Laub, da findet man mächtige Blumen, welche auf den Wurzeln fremder Bäume wachsen, aber ohne irgend eine Pflanze, ohne irgend ein Blatt und Stengel zu treiben, so ungefähr, als ob auf der Wurzel einer Pappel oder Weide unmittelbar eine Rose oder Lilie säße. Was fängt ein Botaniker mit solchen Pflanzen an? Dort giebt es vierfüßige Thiere mit starken Fischschuppen, dort giebt es vierfüßige Thiere mit breitem Entenschnabel statt des Mundes, dort giebt es vierfüßige Pelzthiere, die nicht Amphibien sind und doch Eier legen; es giebt Thiere, die ihre Jungen unreif zur Welt bringen, sie in eine andere Oeffnung ihres Leibes stecken und dort bis zur Reife austragen; da giebt es Vögel ohne Flügel und Vögel ohne Federn — —

Das sind lauter unerlaubte Dinge, was fängt ein Zoolog damit an, wo rangirt er sie ein? — an solchen Thieren hat sich die Natur einmal recht blamirt, das kommt davon, wenn man schaffen will, ohne die Gelehrten zu fragen, wie man es machen soll.

Wenn wir die gemäßigte Zone auf der nördlichen Seite betrachten wollen und wir sind nicht geneigt, genau in dem Thema fortzufahren, welches wir so eben verlassen haben, wenn wir nicht sofort zu den Tschuktschen, Jakuten, Samojeden, Lappen und Eskimos zurückkehren wollen, so müssen wir die Betrachtung dieser gemäßigten Zone von da anfangen, von wo wir auch die Betrachtung der nördlichen Zone angefangen haben, nämlich von ihrer südlichen Grenze. Sie beginnt, wie wir wissen, mit dem Wendekreis des Krebses, mit 23½ Grad N. B., und diese Grenze berührt also zunächst die Sahara, Arabien, das nördliche Indien, das nördliche Mexico und sie reicht bis Algier, Persien und China, in Amerika aber bis zu dem südlichsten Theile der Union und bis nach Californien.

Fangen wir von dem Theile an, der uns zunächst liegt, so haben wir das mittelländische Meer und die afrikanischen Wüsten vor uns, Landstriche von einer Ausdehnung, welche weit den Flächeninhalt, den ganz Europa hat, überbietet. Es ist die ungeheure Strecke zwischen dem grünen Vorgebirge und Arabien, also ein Raum von mehr als 50 Graden oder 750 deutschen Meilen bei einer Breite von 20 Graden, d. h. von 300 Meilen, was denn im Ganzen 225,000 Quadratmeilen beträgt, wovon allerdings nur die Hälfte in die gemäßigte Zone fällt, indessen die andere Hälfte

südlich von derselben, d. h. in der heißen Zone, gesucht werden muß; genau genommen würde man noch diesen Flächenraum ausdehnen müssen auf ganz Arabien, welches zwar zu Asien gezählt wird, indessen seiner ganzen physikalischen Beschaffenheit nach auf das Vollständigste zu Afrika gehört und dann auch noch nahezu 50,000 Quadratmeilen der vorigen Zahl zulegt.

Es ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung, welche wir in der heißen und dieser zunächst gelegenen Zone, sowohl in Afrika als in Amerika, wahrnehmen, die Erscheinung der großen Wüsten, mögen sie nun baum- und pflanzenleere, mögen sie auch Graswüsten sein, wie in Amerika, in beiden Welttheilen sieht man dasselbe: Flächenräume von ungeheuerster Ausdehnung, von Menschen fast unbewohnt, nur von Thieren, wo Gras zu haben ist, und auch von diesen nicht, wo solches fehlt, durchstrichen wird; bewohnt kann man selbst in Amerika nicht sagen, denn die Thiere sind das ganze Jahr hindurch auf der Flucht entweder wegen der unglaublichen Temperaturhöhe und dem daraus hervorgehenden Nothstande, oder vor dem Wasser, welches nach und nach die Ebenen überstaut und unbewohnbar macht.

In Afrika ist es die Hitze allein, vermöge deren eine Bevölkerung durch Thiere, welcher Art sie auch seien, unmöglich ist. Wo kein Grashalm, wo kein Strauch und kein Baum existiren kann, wie soll da die Existenz eines Thieres möglich sein?

Nun doch der fleischfressenden Thiere, welche keines Grases bedürfen?

Hierauf antwortet der Beduine sehr vernünftig: „nun so leben denn bei euch die Löwen von der Luft und trinken sie Staub? die unsrigen sind nicht so geschickt, sie bedürfen allerdings nur der Fleischnahrung, aber diese kann nicht gegeben werden, wo Thiere nicht leben können, wo habt ihr für den Löwen eine Antilope, wenn diese nicht Gras hat, um sich zu nähren, nicht Wasser, um ihren Durst zu löschen?“

Und in der That, so ist es, wo sollen die Löwen herkommen, da sie keine Nahrung finden, wo überhaupt irgend ein Raubthier in einer Gegend, in welcher es keine grasfressenden Thiere geben kann? Freiligrath hat allerdings die Wüste mit Löwen bevölkert, ein wunderschönes Gedicht, „der Löwenritt“, beschreibt eine solche Wüstenscene, deshalb aber braucht die Sache keinesweges wirklich zu sein, die Alten nannten diese Freiheit, welche die Dichter sich nahmen, licentia poetica, und man muß gar nicht glauben, daß nur die Alten Geschicklichkeit hatten in Ausübung dieser Kunst, im Gegentheil, sie scheint in der neuesten Zeit sehr cultivirt worden zu sein.

Die Wüste ist überdies noch ganz anders beschaffen, als man sich dieselbe gewöhnlich vorstellt. Ein Sandmeer! das ist die gewöhnliche Floskel,

mit welcher man die Sahara abspeist. Nichts als Sand und Staub. Und da „das Kameel das Schiff der Wüste“ ist, so haben sie hierin eine Berechtigung gefunden, sich die Wüste wirklich ungefähr so vorzustellen, wie irgend eine beliebige Strecke unfruchtbaren Bodens mit gelbem Sande bedeckt, nur daß die Wüste im engeren Sinne etwa sechsmal so groß wie Deutschland oder dreimal so groß als das mittelländische Meer ist und der Sand durch die Sonne stärker erhitzt wird als bei uns.

Hieran ist wenig oder nichts wahr, die Sahara ist ein Tiefland, vielfältig durchzogen von niederen Gebirgen und von großen Flächen, welche Wasser haben und daher fruchtbar sind. Diese fruchtbaren Stellen nennt man Oasen und da dieselben auf den mehrsten Karten mit einer Fingerspitze zu bedecken sind, so pflegt man sich diese Oasen als kleine niedliche Flecke fruchtbaren Erdreichs mit einer hübschen Quelle, vielleicht auch mit einem paar Hütten zu denken, so ungefähr, wie man sich den Park irgend eines Gutsbesitzers innerhalb der Lüneburger Haide vorstellen mag.

Wir haben schon oben gesagt, der Raum, von dem wir sprechen, umfaßt beinahe einen halben Welttheil; die ganze Nordseite desselben, Alles, was längs des Mittelmeeres liegt, ist bewohnbar, ist bewohnt und ist auch zum großen Theil fruchtbar; es liegen dort die Länder Marocco, Algier, Tunis, Tripolis, Fezzan und Aegypten. Sie selbst sind zum Theil wüst, was aus dem Mangel an Bevölkerung, zum Theil auch aus Mangel an Regen erklärlich wird. Die fruchtbaren Strecken sind aber ziemlich stark bewohnt und es finden von hier aus fortwährend Handelszüge statt nach der eigentlichen Mitte von Afrika, welche sämmtlich durch die Wüste gehen und die sogenannten Oasen berühren. Durch diese natürlich ist das Innere des mächtigen Continents nicht bekannt geworden, wohl aber durch eine große Menge Reisender, welche sich theils solchen Caravanen angeschlossen haben, theils aber seit der Zeit, in welcher die Franzosen das Reich Algier eroberten, von dort aus in sehr vielen verschiedenen Richtungen weit in die Wüste gedrungen sind. Durch diese ist uns bekannt geworden, daß die Sahara nicht eine Hochebene ist, wie man in früheren Zeiten glaubte, sondern daß sie zu den Tiefländern im ausgedehntesten Sinne gehört; sie liegt nämlich zum großen Theile mit dem Meere gleich, ja sie liegt an vielen Stellen ihrer nördlichen Grenze sogar niedriger als der Meeresspiegel.

Der westlichste Theil der Wüste wird seit der Besetzung durch die Franzosen le Szahara d'Algérie genannt und reicht vom Fuße des Atlas bis zu den Hügeln von Metilli, woselbst gleich eine der ersten Oasen uns begegnet, die nördlichste derselben, die einen Flächenraum von 600 Quadratmeilen hat. An dieser einen Zahl können wir schon sehen, wie falsch die

Vorstellungen sind, welche wir uns gewöhnlich von den Oasen machen. 600 Quadratmeilen, das ist mehr als ein Park in der Lüneburger Haide, man könnte sogar sagen, es sei doppelt so viel, als das Königreich Würtemberg umfaßt.

Dieser Theil der Wüste ist besonders niedrig und könnte wohl fruchtbar sein, wenn nicht die Feuchtigkeit gänzlich fehlte, die Hitze ist über alle Begriffe groß und vielleicht darum, weil die Sonnenstrahlen von dem sehr hell gefärbten Erdboden, von der Kreideschicht desselben, zurückgeworfen werden, aber vom Sande nicht, denn der Sand liegt in diesen Gegenden nicht gar hoch, der Boden der Wüste ist Kreidefelsen.

Wie niedrig diese Strecke der Sahara liegt, geht schon daraus hervor, daß auf vielen Punkten derselben artesische Brunnen mit ganz geringem Aufwande gebohrt werden konnten. Dort, wo der Atlas in die Wüste verläuft, auf seinem Südabhange, liegen viele Dörfer der Eingebornen und die französische Regierung hat, um diesen Leuten den Widerwillen gegen die Europäer zu benehmen, sie mannichfach mit Wohlthaten überhäuft, zu denen wohl auch die Beschaffung von Wasser zu zählen ist, an welchem sie sonst sehr oft den bittersten Mangel gelitten haben, weil einige Monate nach der Regenzeit die Quellen im Atlas versiegen. So ist man denn weiter geschritten und hat, von den für die Dörfer erbohrten Brunnen angefangen, einige Reihen von Brunnen von Tagereise zu Tagereise angelegt, um den Caravanenzug nach Süden dadurch zu begünstigen. Bei allen diesen Unternehmungen hat sich dasselbe herausgestellt, daß nämlich die Tiefe, in welcher das Wasser sich zuerst zeigt, eine ganz geringe ist, demnächst aber ist durch ein sorgfältiges Nivellement diese Thatsache der niedrigen Lage festgestellt.

Es ist übrigens den Arabern sehr wohl bekannt, daß sie nicht weit von dem unterirdischen Meer wandeln, wenn sie über die Wüste gehen. Nach ihrer Einbildung nämlich ruht die ganze Wüste auf einem Meere, welches sie Bahr Toht El Erd nennen und was sie sich bei der Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft wie ein wirkliches Wasserbecken von der Ausdehnung der ganzen Wüste vorstellen.

Wir machen uns nicht so abenteuerliche Vorstellungen davon, denn unsere Physiker erklären uns, daß die durch den Regen herabsinkenden Gewässer nicht immer gerade da zu Tage kommen, wo sie gefallen sind, wohl aber, daß sie sich weit unter der Erde verbreiten und daß sie nunmehr sich an solchen Stellen zeigen, wo sich die Erdoberfläche dem Wasserstande nähert, so als natürliche Quellen oder als Brunnen oder endlich als künstliche Quellen, welche man artesische nennt.

Unsere Brunnen sind nichts weiter als Vertiefungen, in die Erdoberfläche gemacht, bis zu einer solchen Tiefe, daß darin die Feuchtigkeit des Erdreichs sich sammeln kann.

Wenn die Araber bei einem Marsch durch die Wüste nicht auf eine Quelle stoßen, nicht eine Oase erreichen, bevor der Wasservorrath erschöpft ist, den sie in ihren Schläuchen haben, so graben sie sich einfach solche Brunnen, wie wir sie haben, vorausgesetzt, daß sie sich auf weichem Boden befinden und nicht auf Felsboden. Es würde nämlich eben so thöricht sein zu behaupten, die Oberfläche der Sahara bestehe aus lauter Felsen, wie es thöricht ist zu sagen, sie bestehe aus lauter tiefem Sande. Wie in unfruchtbaren Gegenden überhaupt, so wechselt auch hier die Oberfläche mannichfaltig ab, man hat so gut Flächen von mehreren hundert Quadratmeilen, welche aus Kalkstein bestehen, wie man andere Stellen hat, welche sandig sind, wie es wieder Bergzüge und weite Flächen giebt, die aus einer anderen Felsart bestehen.

Sehr merkwürdig sind in diesem niederen Lande die Erdfälle, Einsenkungen in den Boden, welche oft 20, 50 und mehr Quadratmeilen einnehmen. Diese Einsenkungen, welche ganz den Charakter einer plötzlichen Entstehung tragen, werden noch nicht einmal Oasen genannt, obwohl sie mit Datteln bestanden, Feuchtigkeit genug haben, mehrere andere Pflanzen zu nähren, demnächst auch von Thieren und Menschen bewohnt sind.

Ein großer Theil des Südrandes der Wüste besteht aus einem mächtigen, weit ausgedehnten Salzlager, einige Strecken sehen das Salz so zu Tage kommen, daß die Bewohner der nächstgelegenen fruchtbaren Gegenden aus Steinsalzblöcken ihre Häuser bauen, wie man sie an anderen Orten aus Kalkquadern oder Sandstein baut. Das Salz ist ein sehr wesentlicher Handelsartikel für die Bewohner der Wüste, welche gegen dasselbe von den Caravanen viele ihrer wichtigsten Bedürfnisse eintauschen.

Aus dem eben Gedachten geht schon hervor, daß die Oasen nicht fruchtbare Inseln im unfruchtbaren Sandmeere seien, wie unsere Geographien dieselben beschreiben, denn Inseln sind Erhöhungen des Meeresbodens, die Oasen aber sind das letztere beinahe niemals, sondern sind immer Einsenkungen, Vertiefungen oder doch wenigstens von Hügelketten, von niederen Gebirgszügen eingeschlossene Thäler, aber Thäler immer von einer Ausdehnung, wie unsere kleinen Königreiche, viele derselben nicht von hundert und zweihundert Quadratmeilen, sondern von mehreren tausend, mithin größer als alle kleinen Königreiche Deutschlands zusammengenommen.

Nur solche kann man auch Oasen nennen, nur solche sind widerstandsfähig, denn der Wind, welcher Staub, Sand und Kalk in der Wüste aufhebt und vielleicht auf eine Oase trägt, versandet bedeutende Strecken, und ist

die Bewohnerzahl nicht bedeutend genug, um durch Zuleitung von Wasser den Sand zu binden, so wird der „kleine fruchtbare Fleck“ sehr bald ein so unfruchtbarer Fleck, als es die ganze Wüste ist.

Ganze Reiche, welche in der Wüste liegen, sind recht eigentliche Oasen, so z. B. Fezzan und Dar Fur.

Fezzan stößt mit seiner nördlichsten Grenze an das mittelländische Meer und umschlingt in einer Breite von etwa 40 Meilen den Staat Tripolis zur Hälfte. Durch Fezzan ziehen sich mehrere Hügelketten und deren lange Thalstrecken reihen sich an einander, aber hier hat das Barometer ergeben, daß diese Thäler keinesweges gebildet sind durch Bergketten, welche sich aus der Fläche erheben, sondern dadurch, daß sie sich in den Boden einsenken, die Thäler nämlich. Man hat gefunden, daß das Barometer um mehrere Linien höher steht, als an der Ebene des Mittelmeeres, woraus für jede Linie ($\frac{1}{12}$ Zoll) zum mindesten 75 Fuß als Vertiefung unter dem Meeresspiegel zu rechnen wäre.

Diese Einsenkungen zeigen sich ziemlich fruchtbar, die Dattel macht die Hauptnahrung der Einwohner aus, es soll sogar Reis dort wachsen, wiewohl dies zweifelhaft ist, gewiß aber weiß man, daß einige von jenen Früchten, die eine sehr kurze Entwicklungsperiode haben, wie Melone, Kürbis u. dergl., in großer Menge gebaut werden; aber das träge, nur zu Schacher, Raub und Mord aufgelegte Gesindel, welches Fezzan bewohnt, thut nichts für den Ackerbau und lebt daher in der erbärmlichsten Dürftigkeit, baut sich auch Hütten aus Lehm, welche schlechter sind als die der Neger in Mittelafrika.

Auch Männer wie Belzoni, Ehrenberg, Denham, Barth u. a. haben deutlich nachgewiesen, daß die Erscheinung der Oasen durchaus kein isolirt dastehendes Phänomen sei, sondern daß ein weit verbreiteter Seegrund, dem sich die Bodenstrecken mehr oder minder nähern, sie erzeugen, und so werden die Schrecken der Wüste vermindert dadurch, daß unsere Geographie, unsere Ortskenntniß uns lehrt, diejenigen Punkte auffinden, diejenigen Linien verfolgen, welche zu den Oasen führen, in Folge dessen denn auch gegenwärtig eine Reise durch Afrika hindurch, wenn schon immer höchst beschwerlich, doch keinesweges mehr in solcher Weise gefahr- oder toddrohend ist, wie man gewohnt ist, sich dieses vorzustellen.

Aber darum sind die Reisen doch keinesweges ohne Gefahr, denn über den Wind läßt sich nicht gebieten und nicht selten ist es vorgekommen, daß durch ihn ganze Caravanen verschüttet worden sind.

Ist der Boden der Wüste auch keinesweges durchweg Sand, so ist er doch durchweg mit Staub bedeckt, welcher niemals durch einen wohlthätigen

Regen gelöscht wird; die Sahara ist ein trostloses, regenloses Gebiet, nicht einmal die Oasen darin bekommen Regen, außer etwa die südlichsten, welche Theil nehmen an der Regenzeit, die man sich immer fälschlich als den Winter vorzustellen pflegt. Es regnet zur Zeit des höchsten Sonnenstandes, das ist also im Sommer.

Wegen dieses Mangels an Regen wird der Staub nie befestigt, wird er durch das leiseste Lüftchen bewegt, durch den Sturm aber in ungeheuren Massen aufgehoben und fortgetragen.

Nun kommt es gar nicht selten vor, daß eine Caravane des Weges zieht, während sich ein solcher gefährlicher Wind erhebt.

Es braucht dies gar nicht der tödtliche Smum oder Samum zu sein, welcher, an eine Jahreszeit gebunden, blos durch die tödtlichen Dünste, die er mit sich führt, so gefährlich werden soll. Ein jeder andere mäßig starke Wind hebt ja, wie wir wissen, selbst in unseren Gegenden mächtige Staubwolken auf, wie nun erst dort, wo auch die geringste Feuchtigkeit fehlt und der Staub so fein ist, daß der Hauch des Mundes ihn bewegen würde!

Europäer, welche die Wüste durchreist, haben die Erscheinung wenig anders beschrieben, als wir sie zur Sommerszeit auch bei uns auf trockenen Ebenen sehen können, nur mächtiger sind die Wolken und weiter werden sie getragen; der Wind hebt eine Schicht von 2 bis 3 Zoll Dicke von einer Quadratmeile ab, führt sie Tausende von Fußen hoch in die Luft und läßt sie dann plötzlich sinken. Da, wo sie hinfällt, wird sie nun allerdings nicht blos 3 Zoll hoch liegen, sondern mehrere Fuß hoch, aber das ist schon genug, denn der Staub ist tödtlich. Die Caravane sieht eine solche Wolke nahen, es wirft sich alles nieder, verbirgt den Kopf in Tücher, wo möglich in nasse Tücher, und wartet, bis das Wüstengespenst vorüber ist. Es kann wohl sein, daß man mit dem bloßen Schreck davonkommt, daß der Staub entweder schon vorher niedersinkt oder daß er über die Caravane hinweg weiter getragen wird. Findet dieses aber nicht statt und senkt die Staubwolke sich da herab, wo die Caravane liegt, so ist sie vernichtet, denn der feine Staub dringt nicht nur überall zwischen die Kleider und den Körper, sondern er dringt auch in den Körper selbst hinein durch Nase und Mund, durch den ersten Athemzug, den man zu thun gezwungen ist, und tödtet so durch Erstickung.

Nun erzählen die Leute, da liege unter dem Berge, der durch den Sturm von Süden hergetragen worden, eine ganze Caravane begraben, aber der Berg existirt nicht und wenn ein solcher da ist, so ist es kein Berg von Staub und dann hat er auch keine Caravane begraben, aber allerdings sind ein paar Fuß solchen Staubes schon genug, um zu tödten, man könnte sagen ein paar

Zoll; hat die Wolke jedoch nicht viel Staub geladen, so ist wohl möglich, daß sie ohne Gefahr für die Reisenden über dieselben hinweggeht, denn sie vermögen durch den Schleier, der ihr Gesicht bedeckt, den Staub abzuhalten; nicht so, wenn sie wirklich verschüttet werden.

Eine andere große Plage ist der obengedachte giftige Wind, der Samum, von dem die Araber behaupten, daß er über giftige Pflanzen streiche und den giftigen Hauch derselben aufnehme, dadurch einem jeden, der ihn einathmet, verderblich werde; sie behaupten auch, daß Personen, die durch seinen Hauch gestorben, äußerst schnell und vollständig in Verwesung übergingen, daß die Glieder sich vom Körper lösen, von selbst abfallen und daneben liegen, als hätten sie nie zu ihm gehört. Sie nennen diese giftige Pflanze Khezra und der Reisende Thevenot, welcher Persien und Arabien sorgfältig durchforschte, gab schon vor mehr als 200 Jahren eine Abbildung dieser Pflanze und eine Beschreibung ihrer eingebildeten Eigenschaften, denn Wahres ist nichts daran. Daß der Tod aber in der großen Wüste reiche Erndte hält, läßt sich nicht bestreiten, denn man sieht es an den unzähligen Gerippen von Menschen und Thieren, welche einen jeden Reisenden in Erstaunen setzen, wenn er sich einmal auf mehr als sechs Tagereisen in die Wüste hineingewagt hat.

Im ganz Großen betrachtet, kann man sagen, die Wüste wird reicher mit Sand bedeckt im Westen als im Osten und dies scheint davon herzukommen, daß die herrschende Windrichtung die östliche ist; der Passatwind, welcher hier schon seine Herrschaft zeigt, geht von den höher gelegenen Gegenden des Nils immer gen Westen und nimmt Staub und Sand hinweg, daher man auch in dieser Gegend die größten und fruchtbarsten Oasen findet; im Gegentheil werden der westlichen weniger, sie versanden nach und nach, aber auch hier kommt der Sand und Staub noch nicht zur Ruhe, er wird in das Meer geführt, in Folge dessen die Küsten hier so außerordentlich flach sind und die Häfen, welche ehemals noch in Marocco am atlantischen Meere zu finden waren, nach und nach ganz verschwinden.

Von Strömen, welche die Wüste hätte, kann nach allem Vorgesagten gar keine Rede sein. Vom Atlas herab strömen zur Regenzeit eine Menge starker Bäche, welche sich zu einem Flusse vereinigen, der nach dem atlantischen Meere geht, so wie zu einem andern, der einen großen See an der Grenze von Algier und Tunis bildet; aber diese Flüsse wie dieser See trocknen in jedem Jahre völlig aus.

Daß unter solchen Umständen, daß bei einer so traurigen Einförmigkeit, so gewaltig großer Hitze, so völliger Regenlosigkeit von Produkten des Landes keine Rede sein könne, versteht sich von selbst, dagegen ist bei weitem nicht alles, was in dem Striche liegt, welcher zunächst an die tropische

Zone grenzt, eine Wüste, im Gegentheil ist der ganze nördliche Rand von Afrika, so weit dasselbe an das Meer stößt, also von Marocco bis Aegypten, überaus fruchtbar, ja es gab eine Zeit, in welcher die Länder, die jetzt lediglich von Barbaren bewohnt sind, phönizische und römische Pflanzstädte in Menge trugen.

Da sehen wir z. B. Aegypten, welches wahrscheinlich in seinem oberen Theile schon einen wohleingerichteten Staat sah, als Mitteläghpten noch ein großer Sumpf und Unterägypten noch ein Meerbusen war.

Der Nilschlamm, von dem Gebirge als Trübung des Wassers herabgeführt und bei den jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen auf dem sumpfigen Lande abgesetzt, erhöhte dasselbe, verflachte den Meerbusen und schwemmte ihn allmählig zu, und so wie dieses geschah, so rückte die Bevölkerung von oben her nach, was so gar lange noch nicht her ist, da zur Zeit, als die homerischen Gesänge geschrieben wurden, die Gegenden des unteren Aegypten wahrscheinlich noch von den Fluthen bedeckt waren.

Zwei verschiedene Völker lebten dort, das eine nach physiognomischer und Körperbildung und Farbe an die Neger erinnernd, das dienende, ein anderes Volk von anderer Körperbildung und hellerer Farbe, das herrschende. Ein Unterschied, den man auf den zum Theil vortrefflich gearbeiteten Denkmälern der Kunst ganz unverkennbar ausgeprägt findet. Das hellere Volk ist immer als Sieger im Kampfe, das negerartige als das unterliegende dargestellt.

Dieses herrliche Aegypten, in welchem eine prachtvolle Stadt sich an die andere reihete, ist herabgesunken zu einem elenden Paschalik unter türkischer Oberhoheit, welche Hoheit wieder auf so schwachen Füßen steht, daß sie sich immerfort den Tribut vorenthalten lassen muß und nichts thun kann, um ihn regelmäßig und sicher einzuziehen. Dort, wo jene berühmten Städte stehen, deren riesige Denkmäler noch jetzt die Reisenden in stummes Erstaunen versetzen, wohnen die unglücklichen, tief bedrückten Fellahs, dem üppigsten, fruchtbarsten Boden nichts weiter als ein wenig Reis, einige Wassermelonen und ein paar Pisangfrüchte entlockend; und warum sollten sie auch, hätten sie nur drei Dattelbäume, so müßten sie deren Früchte als Abgabe fortgeben, hätten sie nur die kleinste Heerde, so würde ihnen dieselbe von den räuberischen Dienern des Pascha weggetrieben werden. So leben sie während des Tages im Schatten einiger Gebüsche und des Lehm-Cylinders, der ihre Hütte trägt, und während der Nacht kriechen sie zu dem Ungeziefer in dieser Hütte, die wie ein Backofen gestaltet ist und zu nichts weiter dient, als ihren Schlaf so weit zu sichern, daß nicht Löwen oder Krokodile sie beunruhigen.

Das Land ist eins der herrlichsten der Erde und war zu der Zeit, als die Söhne Abrahams dahin wanderten, das berühmteste und herrlichste der Erde, es war reich an allen Schätzen, welche die Kultur und die Kunst hervorbringen können, und es ist vertilgt von der Erde, so daß man nichts mehr davon wissen würde, wenn es nicht nahe an jener Stelle läge, durch welche man gern einen Kanal vom Mittelmeere in das rothe Meer führen möchte.



Fellahs im Nilthale.

Zunächst an dieses ehemalige Wunderland stößt Tripolis, gleichfalls ein Paschalik, das alte Cyrenaicon und Marmarica. Dasselbe ist der östlichste von den sogenannten Raubstaaten, von denjenigen Seeräubervölkern, welche zur Schande von ganz Europa das Mittelmeer und zum Theil auch die Küstengegenden des atlantischen Oceans unsicher machten, indem sie auf schnellsegelnden und zugleich durch Ruder getriebenen Brigantinen, wie Raubvögel auf ihre Beute, so aus ihren sicheren versandeten Häfen, in welche kein Schiff sie verfolgen konnte, hervorbrachen, um die Kauffahrer zu berauben,

ihre Waaren für gute Prise zu erklären, die sämmtlichen Personen des Schiffes zu Sklaven zu machen und die Schiffe zu versenken oder zu verbrennen. Eben diese Räuber fuhren auch an die Küsten von Italien und Spanien, stiegen dort an's Land, führten die Bewohner ganzer Dörfer von dannen und ließen dieselben in einer grausamen Gefangenschaft sterben, und die seefahrenden Mächte fanden sich durch einen Tribut mit diesen Schurken ab, wodurch sie ihrer Flagge doch wenigstens einigermaßen Sicherheit verschafften.

Erst jener berühmte Fächerschlag, mit welchem der Dey von Algier den französischen Consul beehrte, machte dieser Sache ein Ende. Der Dey wußte allerdings nichts vom Völkerrecht, verstand sich nicht darauf, einen Diplomaten zu behandeln und konnte auch wohl keine Achtung vor den Europäern haben, da sie zu ihm kamen, ihm den Hof machten, und so ahnte er nicht, daß die Beleidigungen, die er einem Consul anthat, das ganze Volk desselben trafen, und so verstand er sich auch zu keiner Satisfaction; was hatte er, der Türke, denn von den Christenhunden zu fürchten, die ja alle seine Sklaven waren. Dies waren die Begriffe, welche den Türken durch die Erbärmlichkeit der Europäer selbst beigebracht waren. Endlich aber hatte die Stunde geschlagen. Im Jahre 1830 wurde Algier von den Franzosen erobert und seit dieser Zeit erst ist den Räubereien im Mittelmeere ein Ziel gesetzt, denn auch die Engländer, welche ihren Schiffen Sicherheit ertrotzt hatten ohne Tribut, waren erbärmlich genug, diese Sicherheit der Schifffahrt nicht gleichzeitig für alle anderen Nationen zu fordern.

Mit dem Dey von Algier verloren auch die anderen Satrapen der Pforte ihre Macht, wurden auch sie eingeschüchtert und so hat denn auch Tripolis ein ähnliches Schicksal gehabt, man treibt dort die Seeräuberei nur noch ganz im Kleinen und heimlich.

Die mehrsten Städte liegen auf den Trümmern von, im Alterthum hochberühmt gewesenen griechischen oder römischen Colonien. Die Stadt Cyrene heißt jetzt Grenne oder Kuren, liegt auf einem 1500 Fuß hohen Kalkberge, einige Stunden vom Meere entfernt. Man sieht noch ganze Straßen davon, zum Theil in die Felsen selbst gehauen, aber ganz unbewohnt; die Umgegend ist auf weite Strecken mit Trümmern aller Art, mit Statuen bedeckt, jeder Reisende findet unter den unzähligen Inschriften wieder neue, noch nicht beschriebene, aus allem sieht man, welche Ausdehnung die Colonien jener hochgebildeten Völker hatten, aber das jetzige Volk weiß von allen diesen Wundern nichts, es lebt im höchsten Elend, ist dürftig, schmutzig, faul, ist nicht einmal kriegerisch, wie sonst doch die Nachkommen der alten Araber zu sein pflegen, sind stumpf und gefühllos, recht eigentlich

zu Sklaven gemacht und als solche werden sie auch von den Beherrschern, von dem Dey und seinen Soldaten, behandelt.

Tunis, welches, weiter westlich gelegen, an dieses Land stößt, ist das alte Numidien. Hier finden sich die Ruinen von Karthago, von Utika, von Thysdrus und vielen anderen Städten, aber die Spuren davon sind so verwischt, daß man weniges nur mit Sicherheit bestimmen kann. Von den herrlichen Amphitheatern, von den großen Rennbahnen, von den Palästen und Tempeln sind überall nur noch die Grundmauern übrig. Einige Cysternen sind erhalten und haben noch Wasser, wie sie es vor drei Jahrtausenden hatten.

Auch sie geben einen Beweis von der Größe jener Völker, von ihrem Fleiß, von ihrem Geschick, das Nützlichste aufzufinden und zu schaffen; die mehrsten anderen Cysternen sind verschüttet, nur eine noch, aber trocken, nicht mehr Wasser enthaltend, sieht man auf einer Höhe unfern Karthago, sie hat eine solche Ausdehnung, daß ein ganzes Dorf auf ihrer Wölbung erbaut ist und daß sie selbst der ganzen Heerde des Dorfes zum nächtlichen Aufenthalt dient und von derselben noch nicht zum zwanzigsten Theil angefüllt wird.

Genau dasselbe läßt sich von Algier und Marocco sagen; diese beiden Länder, Mauritania Caesariensis und Mauritania Tingitana, sind gleichfalls angefüllt mit Ruinen von alten Städten und theilen alles das hier Berührte, so weit es die Einwohner betrifft. Sie sind sämmtlich maurischen Stammes, aber von eigentlichen Türken beherrscht, denn unter dem Kalifat drangen die Mauren von Arabien her längs der Küste des Mittelmeeres durch alle diese Länder bis nach Spanien hin, brachten zwar die alte ehemalige Kultur in völliges Vergessen, führten jedoch eine neue und eigenthümliche ein, welche sich in Spanien zur höchsten Blüthe entfaltete und wovon die wunderbarsten und herrlichsten Bauwerke dieses Landes die noch jetzt vorhandenen stummen Zeugen sind.

Als aber die Macht der spanischen Kalifen durch die christlichen Ritter gebrochen war und sie nach Afrika zurückkehren mußten, schien ihr Muth so sehr gesunken, daß sie nunmehr selbst den sicher viel schwächeren Türken nicht mehr Widerstand leisteten.

Diese besetzten bald den ganzen Küstenstrich. Von Stambul, über ganz Kleinasien hinweg, hatten sie sich schon verbreitet, sie gingen nunmehr Schritt für Schritt immer weiter und als sie einmal das ganze gewaltige Land besetzt hatten, strömten alljährlich viele Tausende von türkischen Abenteurern hierher, um die Tyrannen zu spielen über die ursprüngliche Bevölkerung, wie es die Spanier und Portugiesen zur selben Zeit in Amerika machten und

wie es leider in einem noch weit erhöhteren Grade von den Engländern in Indien geschehen ist.

Die Abkömmlinge der ältesten Bewohner sind die Kabilen, sie haben sich in die Berge zurückgezogen und sind als Räuber sehr gefürchtet; man nennt sie Berber und hält sie für direkte Nachkommen derjenigen Völker, welche man zur Römerzeit unter dem Namen der Numidier begriff.

Das niedere Land ist in kleinen Städten und Dörfern von dem Volke bewohnt, das hier den Namen der Mauren führt; sie sind Ackerbauer und Hirten, sind mitunter wohlhabend, ja vielleicht sogar reich, aber sie suchen den äußeren Anschein größter Armuth zu erhalten, um von ihren Peinigern, den Türken, nicht geplündert zu werden. Ein vernünftiges Besteuerungssystem ist so wenig hier als irgend wo anders in der Türkei eingeführt. Das Kopfgeld und der Zehnten sind zwar Namen von Steuern, kein Mensch zahlt aber dieselben, sondern sie werden durch bewaffnete Banden von türkischer Miliz eingeholt, die natürlich viel mehr nehmen, als wozu sie berechtigt sind, und eben so natürlich viel weniger an den Dey abgeben, als sie erhalten oder als dieser zu fordern hat.

Dieses Raub- und Plünderungssystem erstreckt sich über ganz Nordafrika und es wird nicht nur an Geld, an Früchten und Vieh genommen, was irgend das Gefallen der Executoren erregt, sondern es werden eben so die schönen Mädchen oder Knaben geraubt und als Sklaven verkauft, sie bevölkern dann das Haus und den Harem der türkischen Gewalthaber, denn seit der Zeit, daß die Franzosen der Seeräuberei ein Ende gemacht haben, sind die europäischen Sklavinnen in den Harems eine große Seltenheit geworden, nur noch zufällig wird eine weiße Schöne dahin gebracht, mitunter geschieht es auch auf das Verlangen einer Spanierin, welche dann jedenfalls die Beherrscherin des Harems und des Türken selbst wird, weil ihr Geist den der andern dortigen Weiber bei weitem überragt.

Die eigentlichen Türken bewohnen nur die größeren Städte, werden nie auf den Dörfern gesehen, außer in der Eigenschaft von Plünderern. Sie sind die herrschende Race, aber, sonderbar genug, ihre Kinder sind es nicht. Diese heißen Kologiles und sind gewöhnlich in so weit gemischten Blutes, als nur die Väter Türken, die Mütter aber Maurinnen sind.

Es ist dieses nicht das Verhältniß der Mulatten zu den Spaniern in Amerika, sondern es ist das Verhältniß der Kreolen zu den Spaniern, denn die Maurinnen sind nicht wie die Negerinnen von einer dunklen Race, sie sind eben so gut Kaukasier wie die Türken oder wie wir übrigen Europäer, aber dennoch findet eine Art von Verächtlichkeit statt, der man sich gern gegen sie überläßt. So werden dergleichen Kologiles zwar in die Miliz als

Soldaten aufgenommen, aber niemals zu Aemtern befördert, gerade so wie es früher mit den Kreolen in Amerika war, bis es dahin kam, daß eben diese ihre Väter, die eingebornen Spanier, zum Lande hinausjagten.

Die Religion ist über das ganze Land die mohamedanische, aber allerdings mit mannigfaltigen und sehr willkürlichen Entstellungen, denn die sogenannten Heiligen, die Marabuts, welche eine große Verehrung genießen, sind die Ausleger des Koran, den sie weder lesen können, den sie weder gesehen haben, noch, wenn sie ihn gesehen hätten, verstehen würden; aber dennoch sind diese abergläubischen, fanatischen und gänzlich unwissenden Menschen die einzigen, welche Gesetze geben in Religionssachen, durchaus nach Willkür, aber erstens immer vorgeblich nach dem Koran, zweitens aber wenigstens einigermaßen im Sinne mohamedanischer Anschauungsweise.

Unter diese Bevölkerung ist noch gemischt ein guter Theil Negersklaven, welche durch die Caravanen hierher gebracht werden, eine sehr bedeutende Menge Christensklaven, welche noch aus den alten Zeiten der Seeräuberei herstammen, daher eigentlich nach und nach verschwinden sollten, was jedoch darum keinesweges der Fall ist, weil alle die Unglücklichen, die an der unwirthbaren Küste von Tunis, Tripolis oder Marocco Schiffbruch leiden, nach wie vor in die Sklaverei der Türken fallen, wenn es ihnen nicht zufällig gelingt, irgend einen Consul einer europäischen Seemacht, namentlich aber den französischen, für sich zu interessiren oder wenigstens ihre Gefangenschaft zu seiner Kenntniß zu bringen.

Von den auf solche Weise der Sklaverei verfallenen Christen wird gewaltig viel über die abscheuliche Behandlung erzählt, welche sie zu erdulden gehabt, wobei übrigens auch wohl manche Uebertreibung mitunter laufen mag, denn die Türken sind in der Regel ziemlich milde Herren; allerdings kann es wohl kommen, daß der Christensklave gegen die Gesetze des Korans grobe Verstöße macht und es kann um so leichter kommen, als er sie gar nicht kennt. Wenn er z. B. eine Lieblingssklavin seines Herrn ansieht, so ist der Tod sein sicheres Loos, denn er muß, sobald sie naht, sich zur Erde niederwerfen, muß das Gesicht in den Staub drücken und darf die Augen nicht eher öffnen, als bis sie längst an ihm vorüber ist.

Wagt er nun gar, sie nicht blos anzusehen, sondern wohl sie anzurühren, so wird er nicht nur geköpft, sondern gespießt.

Man pflegt sich sehr über das Begnadigen der ungarischen Rebellen vom Strang zu Pulver und Blei aufzuhalten, Tod ist Tod, sagt man, wie gestorben wird, ist gleichgültig.

Nicht so ganz, wer die Wahl hat zwischen geköpft werden und gerädert werden — nun sterben muß er ja in beiden Fällen — der wird doch wohl

den Tod durch das Schwerdt vorziehen, aber das Spießen soll doch noch unangenehmer sein, denn das Sterben daran dauert vier bis fünf Tage. Dem Unglücklichen, der diese Marter erdulden soll, wird ein Pfahl, wie man gewöhnlich glaubt, in den After und so durch den Leib getrieben, bis er oben beim Halse wieder herauskommt. Diese Behauptung ist Unsinn und kann nur von Jemandem gemacht werden, der nicht die entferntesten Begriffe von der inneren Beschaffenheit des menschlichen Körpers hat. Wollte der Scharfrichter so verfahren, so würde der Mensch getödtet sein durch Zerreißung der Eingeweide, durch Zerstörung der edelsten Theile des Innern, durch Zerreißung großer Blutgefäße, noch ehe die Operation zur Hälfte vollendet wäre. Der Henker soll ja aber sein Schlachtopfer nicht tödten, sondern zu langer und entsetzlicher Marter vorbereiten. Deshalb wird dem Opfer am unteren Theil des Rückens die Haut quer durchschnitten, hier hinein wird ein langer, zugespitzter Pfahl getrieben, so daß er zwischen der Haut und dem Fleisch hindurchgeht, bis er in der Gegend des Genicks fühlbar wird, dann macht man auch hier einen Einschnitt, so daß die Stange hindurch kann und das Haupt überragt. Nunmehr schlägt man ein paar Pflöcke an der Stelle ein, bis zu welcher der untere Theil des Körpers geht, so daß dieser beim Aufrichten der Stange nicht durch seine eigene Schwere herabsinken kann und nun wird der untere Theil des Baumes durch Aufrichtung desselben in ein vorher ausgegrabenes Loch gesetzt und der Unglückliche schwebt jetzt hoch in der Luft, der brennenden Sonne so wie der Kälte der Nacht und dem fortwährend ihn folternden Schmerze ausgesetzt, bis diese Schmerzen über ihn siegen und er sein Haupt zum Todesschlafe neigt. Dies kann geschehen nach drei, vier oder fünf Tagen, je nachdem der Operateur glücklich gewesen ist. Der Durst soll dabei das Entsetzlichste sein und merkwürdig ist, daß das Löschen dieses Durstes sofort den Tod nach sich zieht, daher die Türken sich auch wohl hüten, einem solchen Unglücklichen einen Trunk Wassers zu geben.

Noch eine Klasse von Menschen findet man an der Nordküste von Afrika häufig verbreitet, es sind dieses die Juden, welche die Handelsvermittler zwischen dem Innern des Landes und den Küstenstädten, welche ferner die einzigen Industriellen des Landes sind, vorzugsweise verfertigen sie aber nur Gold- und Silberwaaren ziemlich ungeschickt.

Die Produkte von Nordafrika kennt man noch sehr wenig, in den Handel kommen Feigen, Datteln, Kaffee, Indigo und Reis, aber allerdings sind die fruchtbaren Theile außer den Pflanzen, welche diese Produkte liefern, noch mit vielen anderen gesegnet, so haben sie sechs oder acht verschiedene Palmenspecies, welche ihnen Früchte liefern, so den Pisang, verschiedene Gummibäume, den Drachenbaum, den Melonenbaum, so wächst bei ihnen Baumwolle

und Taback, ferner bauen sie auch unsere Getreidearten in denjenigen Varietäten, die man Sommergetreide nennt, Sommerweizen, Sommerroggen, auch Gerste und Mais wird hier gezogen, ferner soll Hanf und Flachs in nicht geringer Menge gebaut werden. In den Gärten, so weit sie die Städte umsäumen, findet man überall die Orange in ihren verschiedenen Spielarten; Blumen werden wohl nur wenig gezogen, aber sie haben manche einheimische, die schön genug sind, so werden z. B. die Bäche wie bei uns mit Weiden, so dort mit dem Rosenlorbeer, d. h. mit dem Oleander gesäumt, allerdings nur mit dem einfachen, denn der gefüllte ist ein Kunstprodukt unserer Gärtnerei.

Unter dem Thierreich sind vorzugsweise vertreten das Dromedar und das Kameel, das letztere mit zwei Höckern, das erstere, vorzugsweise zum Reiten benutzt, mit einem Höcker, ein Thier, ohne welches eine Verbindung mit dem Innern gar nicht möglich wäre, theils, weil es überhaupt keine Fahrwege giebt, auf denen man Lasten bewegen könnte, theils aber, weil es bei großer Kraft und Ausdauer doch eine wunderbare Genügsamkeit besitzt und mit geringer und schlechter Nahrung vorlieb nimmt.

Es kommen ferner viele Büffel und verschiedene schöne Ziegenarten, Antilopen vor. Alle diese Thiere aber sind durchaus nicht Bewohner der Wüste, sondern nur des fruchtbaren, des cultivirten Landes, in welchem sich Nahrung und Wasser genug findet.

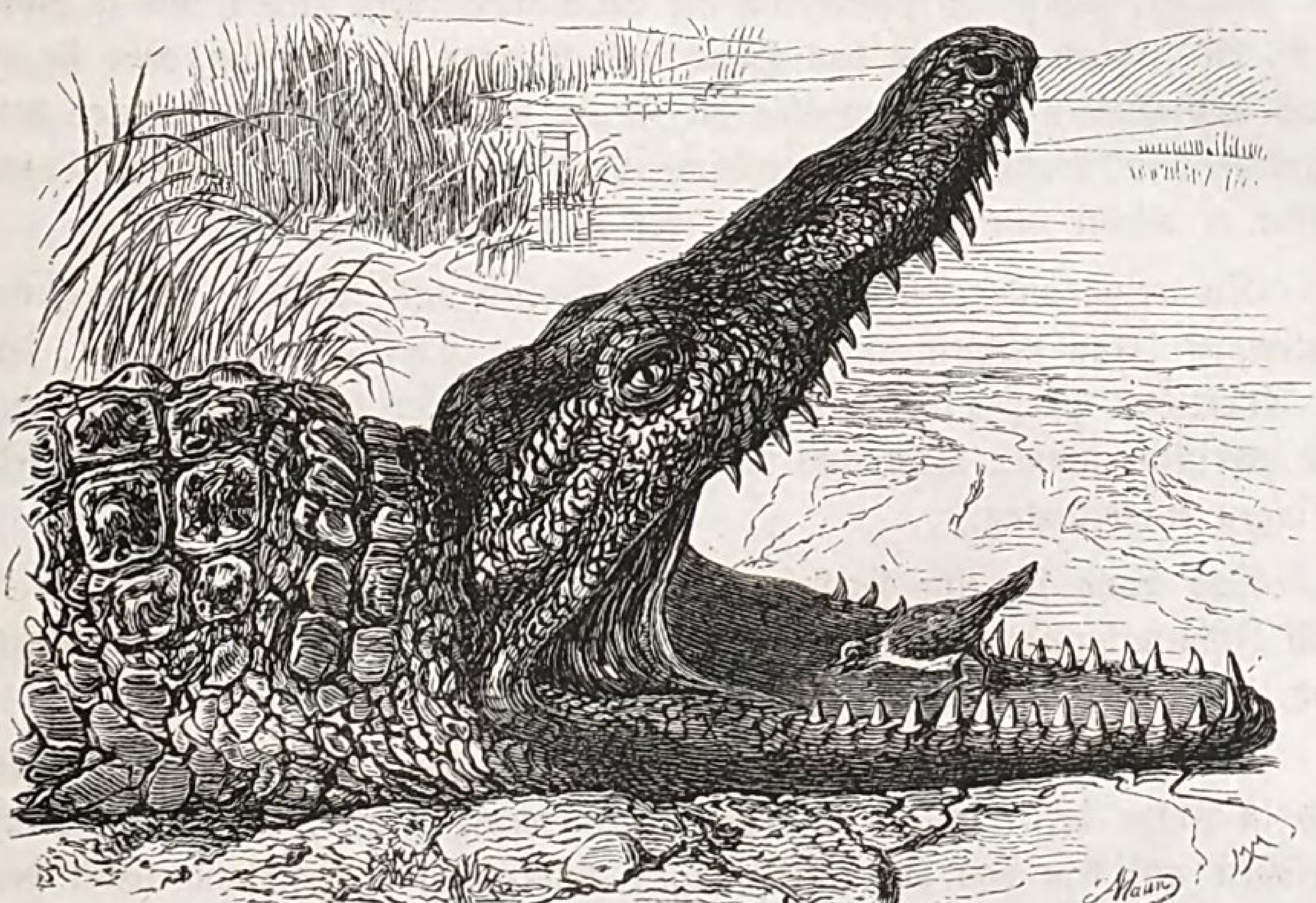
Unter den Reitthieren nimmt das Pferd in einer seiner edelsten Spielarten die erste Stelle ein; das berühmte Berberroß, das arabische Pferd, ist seit undenklichen Zeiten hier zu Hause, theils wild, theils als getreuer Begleiter der Menschen.

Sein nächster Verwandter, der Esel, dient als Reit- und Lastthier für die ärmere Klasse; unter den Vögeln ist der Strauß vorzugsweise zu nennen, er kommt am südlichen Abhange des Atlas, jedoch nur selten vor, niemals aber, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, in der Wüste. In Aegypten werden Enten, Gänse und Hühner in ungeheurer Masse gezogen, weil sie die hauptsächlichste Fleischnahrung der Städter bilden. Diese Thiere werden sämmtlich in Oefen auf künstliche Weise, ohne Zuthun der Mutterhenne, ausgebrütet und die so gezogenen Hühner legen zwar Eier, haben aber gar nicht die Fähigkeit oder die Neigung zu brüten. So muß denn der Mensch nachhelfen; vielleicht verlieren die Nachkommen dieser Hühner auch die Fähigkeit, Eier zu legen, dann wird wohl nichts übrig bleiben, als auch künstliche Eier zu verfertigen. Wer weiß, was uns die Chemie im nächsten Jahrhundert bringt.

An Raubthieren hat Afrika mächtige Löwen, viele Hyänen, Schakals und Luchse, in den Gebirgen Bären, das Krokodil ist nur in Aegypten zu

finden. Unsere Zeichnung giebt den Kopf dieses Ungeheuers, wie es den Rachen öffnet, um dem Regenpfeifer Gelegenheit zu geben, die Schmarotzerthiere, welche sich wie Igel an das Zahnfleisch heften, abzusuchen.

Setzen wir unsere Wanderung weiter nach Osten fort, so finden wir zunächst an Aegypten stoßend Arabien, Syrien und hierauf Persien, welche Länder alle in der subtropischen Abtheilung der gemäßigten Zone liegen, nur die südliche Hälfte von Arabien geht in die heiße Zone selbst über.



Krokodilkopf und der Regenpfeifer.

Arabien, von dreien Meeren eingeschlossen, hängt nur im Norden durch die syrische Wüste mit Kleinasien, mit der Türkei zusammen. Es ist so sehr dem bisher beschriebenen Theile von Afrika gleich, daß man sich füglich jede weitere Beschreibung desselben und seiner Bewohner, seiner Produkte ersparen kann; nur längs der Küsten des arabischen, des indischen und des persischen Meeres durch ansässige Leute bewohnt, ist es im Innern ganz wüst. Die wenigen Flüsse entspringen von den Bergzügen längs der Küsten und ergießen sich entweder nach ganz kurzem Lauf in das Meer oder versinken im Sand und Staub der Wüste, wenn sie sich nach dem innern Lande wenden.

Unter den Gebirgen ist der Sinai historisch hochberühmt, weil um denselben her Moses das von ihm aus Aegypten geführte Volk vierzig Jahre lang auf- und abführte, immer den Berg im Auge behaltend, immer rund herum oder hin und her ziehend, bis die ganze vorhandene Masse Raum gemacht hatte einer neuen, in der Wüste geborenen Generation. Ein Beweis

so sehr von der großen Klugheit des Moses, als von der übermäßigen Dummheit der von ihm angeführten Schaaren, sonst hätten sie doch die so oft und immer wieder von neuem betretenen Strecken kennen lernen und erfahren müssen, daß man sie — für sie wenigstens — zwecklos umherziehen lasse.

Die ganze Gesittung, die ganze Lebensweise der Bewohner Arabiens ist genau dieselbe, wie im übrigen Theile von Nordafrika. Die Männer sind Räuber, welche zu Pferde auf die Caravanenstraßen ziehen, um zu plündern, die Frauen besorgen das Haus und bebauen das Wenige, was sie an Land und Garten besitzen, melken die Ziegen und Kameele und bereiten dem heimkehrenden Gatten ihm angenehme Speise und ein angenehmes Lager, wofür er wieder den schönsten Theil der Beute an sie abgiebt.

Ein wenig anders sieht es schon in Persien aus, welches seine eigenen Bewohner Iran nennen und welches ein kleiner Theil des Reiches ist, das im Alterthum Persien hieß und das, durch Alexander den Großen gebrochen und zerrissen, immer mehr und mehr heruntersank bis zu seiner jetzigen, sehr geringen Ausdehnung.

Das Land ist eine Hochebene, südlich durch Gebirge begrenzt, welche nach Indien hinüberstreifen und die Ausläufer des mächtigen Gebirgszuges sind, den wir später unter Thybet betrachten werden.

Die Gebirgszüge sind zum größten Theil felsig, kahl, ohne Vegetation, und in Folge dessen giebt es auch äußerst wenig Flüsse, die in ihnen entspringen und das von diesen Bergzügen eingeschlossene Hochland leidet deshalb an großer Trockenheit. Man kann allerdings die Klarheit der Luft und die Kühle der Winde bewundern, aber wenn man selbst Thau nicht zu sehen bekommt, so ist jedenfalls von einem glücklichen Lande, wie es beschrieben wird, keine Rede. Die Jahreszeiten folgen äußerst regelmäßig auf einander, aber sie sind nicht geeignet, einer Vegetation förderlich zu sein. Die Hitze des Sommers ist übermäßig, nie wird der Boden durch eine Wolke beschattet, dagegen ist eben wegen dieser klaren Luft die Ausstrahlung gegen den blauen Himmel zur Nachtzeit so groß, daß man sich selbst in den Häusern kaum gegen die Kälte schützen kann. Der Winter bringt zwar keinen eigentlichen Frost, aber eine so empfindlich niedrige Temperatur, daß die Bewohner ärger mit den Zähnen klappern, als die Samojeden oder die Eskimos, denn diese haben Holz oder Thran, um ihre Jurten zu heizen, und sie haben luftdicht verschließbare Häuser; nicht so in Persien, wo alles auf die südliche Lage und auf Sonnenbrand berechnet, der Winter gar nicht berücksichtigt wird und darum dieser die armen Bewohner jederzeit unvorbereitet findet.

In Folge dieser eigenthümlichen Verhältnisse liegt das große mittlere Land trotz der Fruchtbarkeit seines Sandes wüste und öde da und Acker- oder besser Gartenbau wird nur getrieben, wo eine künstliche Bewässerung des Bodens möglich ist, an den terrassenförmigen Abhängen der Bergzüge.

Es scheint, als hätten schon in weit entfernten Zeiten die Herrscher erkannt, daß es nöthig sei, auf das Bewässerungssystem des Landes große Aufmerksamkeit zu verwenden, daher findet man dort gewaltige, oft 150 Fuß tiefe Aushöhlungen des Bodens, welche zur Ansammlung des Wassers zur Regenzeit dienen, nicht selten stehen ganze Reihen solcher riesigen Cysternen durch weitläufige unterirdische Kanäle mit einander in Verbindung und gestatten, indem sie das Wasser der Regenzeit bewahren, eine Bewässerung des Bodens, sparsam zwar, doch genügend, auch noch lange nach der Zeit, in welcher der wohlthätige Regen aufgehört hat.

Was man jetzt derartiges sieht, besteht nur noch aus den Trümmern des einst Vorhandenen, auf die Erhaltung wird nicht die geringste Pflege verwendet und so verfällt alles immer mehr und mit dem Verfall vermindert sich auch die Bevölkerung, so daß es den Anschein hat, als werde ganz Persien bald eine große Wüste werden.

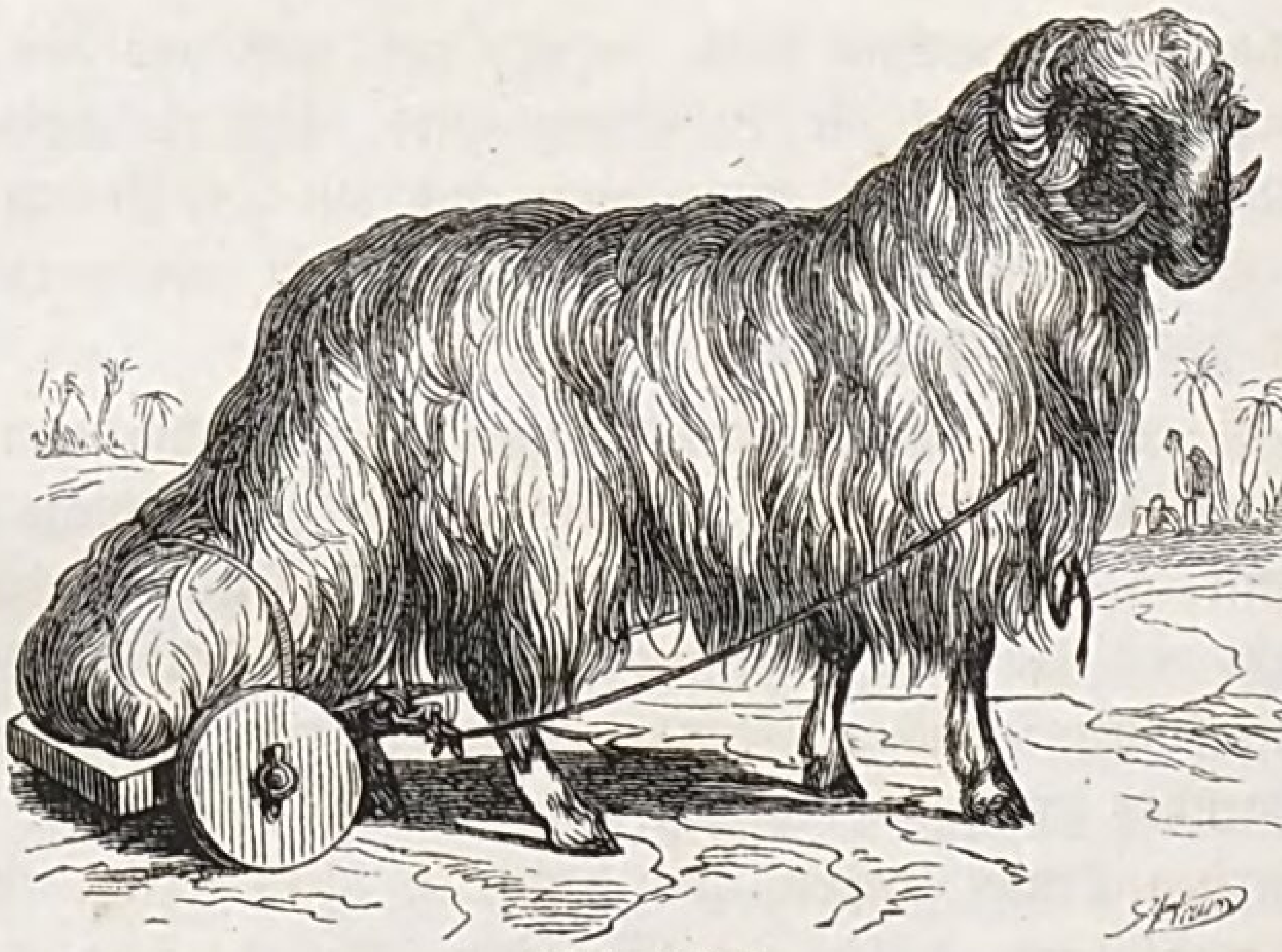
Anders ist es mit den Gebirgsabhängen, welche nach dem Caspischen Meere hinsehen, sie haben ein viel milderes Klima, die Gebirge sind bewaldet, daher fehlt es weder an Quellen, noch an Flüssen, und daher ist hier auch eine reiche und glückliche Vegetation zu finden. Eben so ist es auf der ganz entgegengesetzten südlichen Grenze Persiens, nur macht das tropische Meer die Gegenden ungesund, indem seine Ausdünstungen zwar die Vegetation zur äußersten Pracht treiben, aber doch eine schwüle Hitze und drückende Feuchtigkeit herbeiführen, welche den Menschen jedenfalls sehr nachtheilig ist, darum die Perser auch diese Gegend fliehen und sie den Arabern überlassen, die sich nicht davor fürchten.

Der Pflanzenwuchs ist beinahe vollkommen derselbe, wie am Atlas, man hat hier dieselben Palmen, wie dort, man baut Reis und Mais, baut Kaffee und Taback, auch Baumwolle wird erzeugt, aber etwas Besonderes haben die Perser in ihrem Mohn, dem sie vor der Reife durch Einschnitte in die Köpfe einen Theil seines Saftes entziehen, um den Opium zu gewinnen. Der Hanf entwickelt sich hier zu einer so eigenthümlichen Reife, daß der Saft seiner Blätter berauschend wird; dies ist das sogenannte Haschisch.

An Produkten aus der Palmenwelt bekommen wir Safran, Baumwolle, Zucker, Färberröthe, Taback, Süßholz, Weihrauch, Rhabarber und auch Asa foetida, das entsetzlich stark nach Knoblauch riechende Gummiharz, welches

der Saft einer Ferula ist, die, an der Wurzel abgeschnitten, stark milcht, bald trocknet und dann aufbewahrt und zu uns gebracht wird. Ein anderes Pflanzenprodukt, nicht von so entsetzlichem Geruch, ist das Oel, welches aus den Blättern der persischen Rose gewonnen wird, welche man für die duftreichste der Welt zu halten pflegt.

Zu den Thieren, welche wir vorhin genannt, gesellen sich in Persien noch einige Varietäten aus dem großen Geschlechte der Wiederkäuer, so z. B. Schafe mit Fettschwänzen, denen die Eingebornen kleine Wagen unterbinden, um zu verhindern, daß diese kostbare und theuer bezahlte Monstrosität verletzt werde. Von den Rindern werden die Büffel hier vorzugsweise gezogen, allerdings nicht, wie bei uns, das Rind wegen der Milch, sondern lediglich wegen seines Fleisches oder wegen der Arbeit, zu welcher es gebraucht wird.



Schaf mit Rolle.

Man hat daselbst Wagen mit gewaltig dicken hölzernen Rädern und mit einem leiterartigen Gestell, mit welchen sowohl die Waaren von Ort zu Ort geschickt, als auch ganze Familien, wenn es nöthig ist, transportirt werden. Die Büffel, an den Hörnern angespannt, wie bei uns, ziehen durch das bahnlose Land das einfache Fuhrwerk, vielleicht noch nicht viel anders beschaffen, als es zur Zeit des Xerxes im Troß der Heere nachfolgte.

Zu den Raubthieren gesellt sich noch der Leopard und die Tigerkatze. Unter den Insekten sind höchst zerstörend die Heuschrecken, welche eine wahre Landplage sind, auch weiße, ungewöhnlich große Ameisen, ähnlich den Termiten, thun entsetzlich vielen Schaden, indem sie nicht nur Alles, was eßbar ist, vertilgen, sondern auch das sonst gewöhnlich nicht Eßbare, wie Holz und dergleichen, zernagen, zerstören, die einfachen Häuser der Landbewohner nicht

selten zum Einsturz bringen. Auch ihre Bisse sind äußerst schmerzhaft, doch nicht gefährlich; desto mehr sind es die der Taranteln, die in kleinen Höhlungen in der Erde wohnen, plötzlich daraus hervorschießen, um ein Insekt zu haschen, in dem Falle aber, daß sie einem Störer ihrer Ruhe begegnen, denselben durch einen giftigen Biß beschädigen. Geschieht die Verwundung, welche kaum einem Nadelstich ähnlich ist, an einem blutreichen, feinen Theil des Körpers, so folgt nicht selten, ja wohl immer der Tod, denn unter allen Spinnen ist die Tarantel die giftigste. Auch die Scorpione sind in großer Menge vorhanden und da sie gewöhnlich unter den Teppichen, welche den Boden oder die Wände bedecken, zu hausen pflegen, so kommt man mit ihnen sehr leicht in gefährliche Berührung.

Die Bewohner Persiens sind zum allergrößten Theile Mohamedaner, aber es befinden sich unter ihnen auch Abkömmlinge, Ueberreste der ältesten Bewohner, welche das Feuer anbeten, die Parsen, welche aber von den Mohamedanern Gauern, d. h. Ungläubige, genannt werden.

Als die Araber ihre Waffen nach allen Seiten trugen und die Anbetung Gottes unter dem Namen Allah durch Raub, Mord, Brand, Hinrichtung und jede mögliche Scheußlichkeit verbreiteten, kamen sie auch nach Persien, um die Eingebornen durch diese sanften Mittel zu bekehren. Da sie aber mit Abschlachten anfingen, so blieben nicht viel zu bekehren übrig. Die eigentlichen alten Einwohner wurden bis auf wenige Flüchtlinge ausgerottet und diese sammelten sich in zwei verschiedenen Haufen sowohl in den nördlichen Gebirgen, als auch in den südlich an Kaschmir grenzenden. Man glaubt, es sind jetzt nicht mehr als 60,000 vorhanden, welche das Buch der Weisheit (Zend Avesta) als ihr Gesetzbuch ansehen, es soll von Zerdusht (Zoroaster), als ihrem Religionsstifter, abstammen. Diejenigen, welche in der Nähe des Caspischen Meeres wohnen, haben dort ihr größtes Heiligthum in den natürlichen Feuerquellen, in Ausströmungen von brennbaren Gasarten und von Dämpfen des natürlichen Naphtha, des Steinöls, welches dort in großer Masse aus dem Erdboden quillt.

Das Feuer ist nicht der Gott, den sie anbeten, sondern es ist das Symbol der Gottheit, es stellt die vollkommene Reinheit dar und daher ist es auch das größte Verbrechen, das man begehen kann, dieses Feuer zu verunreinigen. Es sind Priester, welche die heiligen Feuer hüten und verpflichtet sind, dieselben zu unterhalten, wie ehemals in Rom den Vestalinnen ein solches oblag. Der Priester, welcher das Feuer ausgehen läßt, wird schwer bestraft, derjenige aber, der das dem Erlöschen nahe Feuer durch den Hauch des Mundes anzufachen suchen würde, verfällt unabweisbar dem Tode. Das erste Vergehen ist eine Vernachlässigung, das zweite, die Verunreinigung, ist ein schweres Verbrechen.

Man sagt, daß die Parsen sich durch Redlichkeit, reine Sitten und großen Fleiß auszeichneten, daß sie sehr friedlich, sehr gastfrei und mehr als ihre Nachbarn gutmüthig sind; dennoch werden sie von den benachbarten Russen auf das schmählichste verhöhnt, namentlich suchen sie eine große Schadenfreude darin, gerade die heiligen Feuer zu verunreinigen, und wäre es durch sonst nichts, so doch wenigstens dadurch, daß sie diese Feuer, diese natürliche Gasquelle, zu technischen Zwecken benutzen, damit Ziegel oder Töpfergeschirr brennen und ihre Speisen dabei bereiten.

Die Parsen beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau und Baumzucht und sollen es hierin ganz vorzüglich weit gebracht haben. Ihr Land ist zwar hinsichtlich der Bewässerung günstiger gelegen, als der nach Süden gerichtete Abfall desselben Gebirgszuges, allein sie verstehen dessen Fruchtbarkeit doch noch um ein Bedeutendes zu erhöhen, indem sie künstliche Bewässerungsanstalten anlegen und unterhalten und einen großen Fleiß auf die Kanäle verwenden, wodurch denn, wie begreiflich, der Ertrag ihrer Gärten bedeutend erhöht wird.

Außer den mohamedanischen Persern, welche von Türken oder Arabern abstammen, und den Abkömmlingen der Parsen leben hier noch Armenier und Juden, jedoch in der tiefsten Verachtung. Sie sind die Commissionaire, die Händler oder Handelsvermittler und streichen als solche im ganzen Lande umher; durch Caravanen, welche sie, von Ort zu Ort wandernd, bald vergrößern, bald verkleinern, setzen sie die Produkte des Nordens gegen die des Südens oder umgekehrt die des Südens gegen die des Nordens um. Im Lande leben aber viele rein nomadische Stämme, zugleich ein Hirten- und ein Räuberleben führend, von ihnen muß man sich entweder Sicherheit erkaufen, da sie dann die Caravanen geleiten, oder man muß sich dem verzweifelten Spiel eines Kampfes aussetzen, welcher in der Regel nicht zu Gunsten der Kaufleute ausfällt.

Das ganze Volk scheint geistig viel günstiger ausgestattet zu sein, als das benachbarte arabische oder türkische Volk, welches schwer zu erklären ist, da gerade Araber und Türken einen großen Theil der Bevölkerung bilden, aber es scheint, als habe die Luft, die Lage des Hochlandes einen wohlthätigen Einfluß auf die geistige Entwickelung der Abkömmlinge von Türken und Arabern gehabt. Für den Laien ist es schwer, ein Urtheil zu fällen über die Literatur der Orientalen, derselbe bekommt nur die Uebersetzungen zur Hand und kann immer nicht wissen, was daran ächt und was unächt ist, was der Uebersetzer von dem Seinigen dazu gethan; die Philologen aber behaupten, daß ein so großer Schwung, eine so reiche

Phantasie und eine so bilderreiche Darstellung darin herrsche, daß kein anderes Volk etwas Aehnliches aufzuweisen habe. Die Perser selbst schätzen die Dichter sehr hoch, dies ist zwar ein sehr gutes Zeichen für die geistige Bildung derselben, aber es ist auch zugleich ein Beweis, daß sie äußerst arm an Dichtern sind, denn nur das Seltene wird geschätzt, es ist wie mit den Gelehrten in Frankreich, welche in der Achtung des Volks so wie der vornehmen Leute die höchsten Stellungen einnehmen. Würden in Frankreich so viele bedeutende Gelehrte sein, als in Deutschland, so würde man sich dort aus ihnen so wenig machen, als hier. Die Wahrheit dieser Behauptung spricht sich auch in der persischen Literatur aus, welche nur sehr wenige Namen aufzuweisen hat, jedenfalls nicht den hundertsten Theil der Zahl, welche sich auf einer Ostermesse in dem leipziger Katalog geltend macht.

An diesen Gedichten, oder an den Mährchen und Erzählungen, welche ihre Literatur bilden, finden sie einen so großen Gefallen, daß sie dieselben sich zehnmal, hundertmal vortragen lassen und stets mit gleichem Interesse darauf hören, gleich den Kindern, welche den kleinen Kreis der Mährchen, die ihnen die Amme erzählt, auch immer wieder an sich vorüber gehen lassen, ohne jemals dessen überdrüssig zu werden. Bei allen Gastmählern bildet daher der Mährchenerzähler den Mittelpunkt der Unterhaltung; demnächst aber, da das Volk sehr sinnlich ist, gehören die Tänzerinnen zu dem Hauptschmuck einer geselligen Versammlung. Eine solche besteht nur aus Männern; Damen, Frauen des Hauses, haben nie Zutritt zu denselben, denn sie werden mit großer Eifersucht bewacht, dürfen zwar ausgehen, doch nie ohne Gefolge (es sei denn, daß sie den niederen Ständen angehörten) und niemals unverschleiert. Der Schleier aber ist ein ganz anderes Ding, als wir es kennen, am besten macht man sich eine Vorstellung davon, wenn man denkt, er bestehe aus einem Bettlaken, das man über den Kopf genommen hat, aber so lang sein muß, daß es sowohl hinten als vorn bis auf die Erde hinabreicht; der Stoff ist nicht dünner, als unsere Leinwand, man würde so verhüllt nicht sehen können. Um dieses aber zu ermöglichen, befindet sich gerade vor den Augen ein Querschlitz, der das Hindurchsehen gestattet; damit diese Oeffnung aber nicht zu groß werde und man irgend etwas anderes als die Augen zu sehen bekommen könnte, ist diese noch in der Mitte über der Nase eng zusammen genäht. Man kann sich ungefähr vorstellen, welch einen Eindruck eine so verhüllte Gestalt macht.

In der Gesellschaft, in welcher bezahlte Tänzerinnen die Gläubigen vergnügen und ihnen die Freuden des Paradieses wenigstens annäherungsweise verschaffen sollen, sind dieselben allerdings weder verschleiert, noch sonst

wie durch zu lästige Kleidung verhüllt. Reiche Europäer, welche dorthin gereist sind und an solchen Gesellschaften Theil nehmen durften (die Eifersucht der Perser erstreckt sich nicht auf solche Mädchen, es ist daher dem wohl empfohlenen Fremden keineswegs untersagt, an diesen Vergnügungen Theil zu nehmen, während er wohl um keinen Preis in dem Harem zugelassen würde), beschreiben die Schönheit und die Anmuth dieser Mädchen als sehr groß und ziehen daraus den Schluß, daß die persischen Frauen überhaupt große Schönheiten seien, ein Schluß, der vielleicht nicht voreilig ist, da die Männer, welche sich keineswegs verschleiern, eine mehr als gewöhnliche körperliche Schönheit zeigen, und die Männer sind doch auch von den Frauen geboren.

Die persischen Städte zeigen an ungewöhnlich ausgedehnten und schönen Bauten, daß sie einmal ungewöhnlichen Glanz gesehen haben. Ispahan, die ehemalige Hauptstadt von Persien, hat z. B. eine Brücke fünffach über den Zenderud gelegt, welche den allerschönsten Bauten der Araber in Spanien gleichkommt; aber allerdings ist die Macht der Kaiser, welche solche Bauten ausführten, gebrochen und die Städte, deren Einwohner nach Millionen zählten, sind verödet. Teheran, die heutige Hauptstadt des Landes, in der Nähe des Vulkans Demawend gelegen, soll noch 130,000 Einwohner haben, jedenfalls sieht man nur ein Viertheil derselben, denn die übrigen drei Viertheile ziehen während der warmen Jahreszeit nach den Bergen, nach Hamadan, dem ehemaligen Ekbatana, der Sommerresidenz des Schachs.

An dieses Land schließt sich unter ganz gleicher Breite Afghanistan und Beludschistan, die Fortsetzung des Hochlandes von Persien. Beide Abtheilungen haben denselben Charakter der Wüste, wie das mittlere Persien, aber im Norden, Osten und Süden machen Gebirge einen wesentlichen Unterschied. Es sind die Mittelglieder zwischen dem Hochgebirge Himalaya und dem Elburs nördlich und dem Gebirge von Farsistan und Kurdistan südlich, welche beiden Bergzüge die große Hochebene von Iran einschließen. Der Hauptknoten des Gebirges liegt an der nordöstlichsten Grenze von Kabul und heißt Hindukuh (er wurde im Alterthum Paropamisus genannt). Er verbindet sich unmittelbar mit dem höchsten Theile des Himalaya, verzweigt sich aber gerade bei Kabul, so daß der eine Theil unter dem Namen des Solimangebirges südlich läuft und den Indusfluß auf der westlichen Seite desselben bis zu seiner Mündung in das indische Meer begleitet.

Von diesem Gebirge laufen nun eine große Menge von Flüssen nach Afghanistan hinein, allein sie gelangen nirgend an das Meer, man sagt, sie verlaufen im Sande, d. h. ihre Nahrung, sehr wechselvoll, da sie im Som-

mer ganz aufhört, genügt nicht, um das Leben der Flüsse zu erhalten. — Während der Regenzeit bilden sich Seen in der Wüste, sie werden jedoch immer kleiner im Laufe der trocknen Jahreszeit und endlich verschwinden sie dann ganz, wie die Flüsse sich in Bäche verwandeln und so nach und nach aufhören.

Auch die Pflanzen und Thiere beider Länder sind denen von Persien gleich, die Menschen aber sind wahrscheinlich nicht desselben Ursprungs, man kann unzweifelhaft trei Stämme unterscheiden.

Das herrschende Volk sind die Afghanen, wahrscheinlich tartarischen Ursprungs. Tapfer und kriegslustig, aber auch beutelustig, also räuberisch, zerfallen sie in eine große Menge verschiedener Stämme und jeder dieser Stämme hat ein Oberhaupt, einen Stammältesten, dem unbedingter Gehorsam gezollt wird. In Städten wohnen diese Leute niemals, sie haben ein großes Gebirgsthal inne, dessen Grenzen sie mit äußerster Sorgfalt bewachen. Sie leben nur von Viehzucht und Raub und sind deshalb höchst gefährliche Nachbarn. Ein solcher Stamm macht gar nicht selten einen Raubzug gegen den nächst benachbarten und muß sich natürlich gefallen lassen, bei erster Gelegenheit wieder beraubt zu werden. In der Regel sind aber ihre Züge gegen die anderen Stämme gerichtet, welche das Land bewohnen, dies sind die Tadschiks und die Hindus, welche in Dörfern und Städten beisammen wohnen, Ackerbau und Viehzucht treiben und daher mit Recht als die Ernährer ihrer Herren, der Krieger, angesehen werden, denen etwas oder alles zu nehmen kein Verbrechen, sondern ein alt hergebrachtes Recht des Afghanenadels ist.

Die Beludschen sind durchgängig ein Nomadenvolk, man weiß nicht recht, welchen Ursprungs und hält sie mitunter für Abkömmlinge von Mongolen, auch sie sind nicht blos Hirten, sondern Räuber und einigen sich, wie ihre nördlichen Nachbarn, nur dann zu einem allgemeinen und großen Heereszuge unter einem Oberhaupte, dem dann alle die kleinen Häuptlinge gehorchen, wenn es gilt, irgend ein Land mit Krieg zu überziehen, wie dieses wiederholt geschehen ist, um entweder Persien oder Indien zu belästigen.

Indien, ein Zauberwort. Wenn man sich das Reizendste, Schönste, Mährchenhafteste denken will, so denkt man sich Indien, das Land der Bajaderen, der Braminen, der Kschetrias, das Land der Tempel und Pagoden, das Land der phantastischen Mythologie und es giebt nichts Wunderbares, das man nicht nach Indien verlegte.

Es sollte uns nur eigentlich derjenige Theil beschäftigen, der in der gemäßigten Zone liegt, er ist allerdings auch der bei weitem größte und merkwürdigste Theil Indiens, allein er ist so wenig von dem übrigen Indien,

von den südlich verlaufenden Halbinseln diesseits und jenseits des Ganges zu trennen, daß wir Vieles werden sagen müssen, was auf beide Abtheilungen Bezug hat, wenn wir schon uns möglichst der nöthigen Sonderung befleißigen werden.

Den ganzen Norden von Indien nimmt das mächtigste Gebirge der Erde, der Himalaya ein. Es erstreckt sich genau genommen von Persien bis China in ziemlich gleicher geographischer Breite, nämlich durchschnittlich unter dem 30sten Grade derselben, geht aber in Thybet über denselben hinaus, in Nepal und Butan unter denselben südlich hinab. Im Norden davon liegt das große Stufenland von Hochasien, welches an Höhe sowohl als an ungeheurer Ausdehnung alle Plateaux der Erde übertrifft; nach Süden zu fällt aber dieses Gebirge so steil ab, daß man dasselbe aus einer Entfernung von 50 geographischen Meilen sehen kann, seine Spitzen erheben sich um 4—7000 Fuß über die allerhöchsten Berge der Andeskette und sind zum Theil doppelt so hoch als der Mont Blanc und Mont Rose. Da diese Bergspitzen sich nur wenig über die höchsten Massen, über den Kamm des Gebirges erheben, alles zusammen aber 12,000 Fuß und darüber aus der Linie der letzten Vegetation hinaus und in die Region des ewigen Schnees hineinragt, so erscheint die ganze Bergkette dem Beschauer von der indischen Seite wie ein zusammenhängendes Eis- und Schneegefilde. Die Indier, welche keinen Begriff von Schnee haben, nennen dieses weiße Erde, die Priester aber, welche die Schriften, die in Sanskrit geschrieben sind, wenigstens einigermaßen kennen, nennen diese Berge die Wohnung des Schnees.

Sie sind die unversiegbaren Quellen der beiden mächtigsten Flüsse, welche Indien bewässern, des Indus und des Ganges. Der erstere nimmt seinen Ursprung weit jenseits des Gebirges, das er in dem hochgepriesenen Kaschmir durchbricht, um nach einem mehrere hundert Meilen langen südwestlichen Verlaufe nun plötzlich rechtwinklig einzubiegen und von Norden nach Süden an der Grenze von Afghanistan und Beludschistan hinabzuströmen.

Der Ganges hat einen nicht minder sonderbaren Verlauf; der eine Arm, welcher vorzugsweise unter dem Namen Ganges bekannt ist, läuft südlich von dem Gebirge und beinahe ganz parallel mit demselben von Westen nach Osten, indem er auf diesem Laufe viele hunderte von kleinen Flüssen in seinen Schooß nimmt. Der andere Theil desselben, der Bramputr, entspringt beinahe unter demselben Längengrade auf der nördlichen Seite des gewaltigen Gebirges, nimmt von dieser Seite alle Flüsse auf, die von dort nach Norden strömen, geht immerfort von Westen nach Osten, bis er plötzlich an der äußersten östlichen Grenze des Landes Butan das Gebirge von

Norden nach Süden durchbricht und nun eine völlig entgegengesetzte Richtung einschlägt, nämlich die von Osten nach Westen, bis er sich im Meerbusen von Bengal mit dem Ganges vereinigt, so daß beide das ungeheuer vielfach durchschnittene Delta bilden, in welchem Kalkutta, als Hauptort der engländischen Besitzung berühmt, gelegen ist.

Dies Gebirge bietet die wunderbärsten Verschiedenheiten dar, je nachdem man dasselbe von Süden oder von Norden her beschreitet.

Im Süden läuft, wie schon die Richtung des Ganges und Bramputr andeutet, eine Ebene, welche nur so viel Neigung hat, als die Flüsse zu ihrem Verlauf brauchen, läuft eine Ebene von beinahe ganz horizontaler Beschaffenheit, ausgestattet mit aller erdenklichen Ueppigkeit, welche nur irgend wo die Natur hervorgebracht hat. In der Gegend von Lahore zwischen der gedachten Stadt und Delhi nähern sich die Quellenflüsse des Ganges und des Indus so sehr, daß man aus dem einen Gebiet in das andere schreiten kann, ohne nur einen Hügel zu übersteigen. Die ganze Halbinsel diesseits des Ganges ist also inselartig abgeschnitten von Asien und bildet ein System von Bergzügen längs der beiden Küsten und von Hochland in seinem Innern, ganz abgeschlossen von den Bergen im Norden, mit denen es in gar keiner Verbindung, gar keinem Zusammenhange steht, so weit ein solcher Zusammenhang durch Bergzüge zu bewerkstelligen wäre.

Geht man von hier aus aufwärts an den Gebirgen, so steigt man unmittelbar aus dem Lande der Palmen und Pisang, aus dem Lande der Blumenrohre und der indischen Feigen empor zu einer Vegetation, wie sie mehr und mehr dem Klima der gemäßigten Zone entspricht, bis man in die eigentliche Alpenregion gelangt, nur noch Alpenpflanzen, nur noch niedere Bäume, Sträucher und zuletzt nur noch Flechten und Moose findet, als ob man nicht zehn Meilen vom heißen Indien, sondern zehn Grad jenseits des Polarkreises wäre.

Nun steigen die vegetationslosen Schneekolosse empor, zu denen noch kein Mensch der Erde gelangt und deren Pässe zuerst durch die Brüder Schlagintweit untersucht und überschritten worden sind; hier war es, wo einer derselben, Adolph Schlagintweit, sein Leben verlor. Gegen Ende des Jahres 1856 trennten sich die Brüder im Pendjab, zwei, um nach Europa zurückzukehren, von dem dritten Adolph, welcher noch ein Jahr dort bleiben und einige der unbekanntesten Theile von Turkestan und Thybet untersuchen wollte. Er bereitete sich in Lahore und Sultampur zu der Reise vor, kaufte 60 Pferde und alle nöthigen Reisemittel und betrat am 31. Mai 1857 Thybet durch den Paß von Bara Lacha. Er reiste als indischer Kaufmann und hatte alle nöthigen Mittel, um diese Rolle zu spielen, bei sich, mit kauf-

männischen Artikeln beladene Saumthiere, Seidenzeuge, Teppiche, Kleider, zum Tausch bestimmt oder zu Geschenken an die Höfe der kleinen Häuptlinge, auch fehlte Ziege und Schaf nicht, um in den wüsten Gegenden ihr Leben zur Erhaltung der Reisenden herzugeben.

Zwei Monate lang durchzogen die Reisenden einen Theil der nördlich von Lahore gelegenen Gebirge, ohne eben viel zu leiden von der Kälte oder den sonstigen Unbequemlichkeiten.

Von jetzt ab begannen jedoch die Fährlichkeiten der Reisen sich zu häufen. Mahomed Hassan, sein Schreiber, welcher ihn schon lange treulich begleitet hatte und auf den er große Stücke hielt, entwich plötzlich mit seinem Reitpferde und einigen andern Gegenständen, Geld, Rechnungsbüchern &c.

Schlagintweit sandte zwei seiner bewaffneten Begleiter ihm nach, er ward eingeholt, das gestohlene Gut ward ihm abgenommen, aber er konnte nicht zur Rückkehr bewogen werden. Später entwichen noch mehrere und machten bedeutende Diebstähle, ohne daß man ihrer oder des gestohlenen Gutes habhaft geworden wäre.

Vom 1. bis zum 5. August ruhte die Caravane zu Shaidoulla-Khoja, von wo man in fünf Tagen sich nach Yarkand und in zwanzig Tagen nach Osh unfern Kokand begeben kann.

Mahomed Amin, ein geborner Turkestaner, der Anführer der kleinen bewaffneten Macht, welcher bisher sowohl die drei Brüder, als jetzt auch den letzten derselben begleitet hatte, rieth, die längere Tour einzuschlagen, weil nach den Gerüchten, welche umliefen, auf der kürzeren Strecke Unruhen ausgebrochen seien, Truppen sich feindlich gegenüberständen und es gefährlich sein dürfte, dieses Weges zu ziehen.

Adolph Schlagintweit entsandte einen seiner Begleiter, welcher in Yarkand geboren war und Murad, mit dem Beinamen der Jude, hieß, nach diesem seinem Geburtsort, damit er sich von der Wahrheit dieser Gerüchte überzeuge.

Murad kehrte nach acht Tagen zurück in Gesellschaft mehrerer Reisezüge und brachte sehr übele Nachrichten mit, man schlug sich wirklich zwischen Yarkand und Kashgar.

Diese beiden Städte und ihr Gebiet machen bereits einen Theil des chinesischen Reiches aus, ihre Einverleibung zu demselben fand etwa vor einem Jahrhundert statt. Die Abkömmlinge der alten Herren dieser Provinzen haben ihre Niederlage keineswegs vergessen und sich noch nicht darüber zufrieden gegeben. Diese Leute werden Bara Sahibs, d. h. große Herren, genannt, es sind turkestanische Bandenführer, sie sammeln von Zeit zu

Zeit beschäftigungslose Söldner, Räuber 2c. um sich, regen den religiösen Fanatismus der einen, die Beutegier der andern auf und führen sie nach Kashgar und Yarkand, verjagen die chinesischen Machthaber, berauben ihre Paläste, nehmen ihre Frauen in Besitz und herrschen, wie räuberische Abenteurer zu herrschen gewohnt sind, bis eine stärkere Heeresabtheilung aus dem Innern des chinesischen Reichs anrückt und sie wieder verjagt.

So war es auch in diesem Augenblick, wo ein solcher Bandenführer sich in den Besitz von Kashgar gesetzt hatte, er hieß Weli und hatte sich in Folge eines Religionskrieges des Thrones von Kokand bemächtigt. Diese Leute hassen zwar alle den gemeinsamen Feind China, aber unter einander hassen sie sich wo möglich noch mehr, wie es bei Religionssekten gewöhnlich der Fall ist, die sich unter einander grimmiger verfolgen, als sie Andersglaubende zu verfolgen pflegen.

Eine chinesische Truppenmasse hatte das Land bereits wieder besetzt. Weli-Khan war nur noch Herr in Kashgar und er wurde auch hier belagert, machte unzählige Ausfälle — das ganze Land stand unter Waffen.

Diese Nachrichten entmuthigten Schlagintweit nicht und er entschloß sich unglücklicherweise, gerade auf den Kriegsschauplatz zuzugehen. Man kennt die Gründe dieses Entschlusses nicht, möglich ist, daß der Krieg ihm eine willkommene Gelegenheit zu bieten schien, in das chinesische Reich einzudringen, welches sonst unnahbar ist und wo ein Fremder beinahe immer die traurige Aussicht hat, erkannt und als unberufener Eindringling geköpft zu werden. Vielleicht verließ er sich auch auf die Zusicherung der Gastfreundschaft eines reichen Mannes Namens Shozadah, welcher zu Andishand im Osten von Kokand wohnte und den er in Lahore kennen gelernt hatte.

Bei alle dem fühlend, daß er sich in große Gefahr begebe, wollte er wenigstens seine werthvollen Manuscripte, Sammlungen, Zeichnungen und Naturalien in Sicherheit bringen und übergab sie deshalb seinem Haushofmeister Ghost Mahomed, um sie nach Kangrah im Reiche Lahore zu schaffen. Er empfahl diesen Mann dem Führer einer großen Reisegesellschaft, welche sich nach Lahore begab, stattete ihn zur Reise mit einem schönen Pferde und 200 Rupien aus und gab ihm noch einen Wechsel über 300 Rupien mit, den er sich nach Ablieferung seiner Sachen von einem reichen Kaufmann zu Kangrah auszahlen lassen sollte.

Nach diesen Anordnungen begab er sich mit dem ganzen Ueberrest seiner Reisebegleitung auf den Weg und langte wenige Tage nachher vor Yarkand an.

Nach einigen Nachrichten wurde er daselbst von den Einwohnern sehr freundlich aufgenommen, reichlich mit Vorräthen versehen; er dagegen

machte ihnen, je nach ihrem Range und ihren Diensten, reiche Geschenke; nach anderen Nachrichten aber heißt es, daß man sich rund um die Stadt geschlagen habe und daß er genöthigt gewesen sei, sofort umzukehren.

Von hier begab er sich nach Kashgar, das war am Ende des August 1857. Im Augenblick, als er dort anlangte, machte die Garnison der muselmännischen Besatzung einen Ausfall gegen die Chinesen.

Mahomed Amin, dessen Charakter etwas zweideutig scheint nach den Berichten, die über die Expedition aus Indien zu uns gekommen sind, macht von dem jetzt Vorgefallenen folgende Beschreibung:


Adolph Schlagintweit.

„Die Muselmänner frugen uns, wer wir seien. Herr Schlagintweit antwortete, daß er an den König von Kokand durch die ostindische Compagnie abgesandt worden sei.

„Hierüber geriethen die Muselmänner in Wuth, befahlen Herrn Schlagintweit sofort zu köpfen und uns in's Gefängniß zu werfen. Wir und alle, die uns begleiteten, wurden ausgeplündert bis auf das Letzte, was wir besaßen. Während der 35 Tage, welche unsre Gefangenschaft dauerte, starben zwei meiner Bedienten.

„Aber die Armee der Chinesen erhielt Verstärkung aus Groß-China, die Eroberer wurden geschlagen und zur Flucht gezwungen. Ich übergab die sterblichen Reste des Herrn Schlagintweit an Murad den Juden und begab mich nach Kokand."

Ein Eingeborner aus Kaschmir, mit Namen Abdulla, welcher gleichfalls zur Caravane von Adolph Schlagintweit gehörte, giebt etwas abweichende Einzelheiten. Nach seinem Berichte hätte der Reisende, als er zu Kashgar angelangt war, eine Audienz von Weli-Khan erbeten, dieser hätte statt aller

Antwort ihn arretiren und vor sich führen, aber, ohne ihn anhören zu wollen, ihm sofort den Kopf abschneiden lassen. Ein mitleidiger Mann in Yarkand Namens Attah Bahé hätte den Körper des Reisenden in seinem Keller verborgen und späterhin ihn an Mahomed Amin übergeben.

Man erzählt auch noch, daß der Reisende bei der Vertheidigung einiger Radjpouts englischer Unterthanen in Himalaya, welche man hinrichten, d. h. mit Säbeln zerhacken wollte, geblieben sei.

Die Turkamanen muthmaßten, daß er ein Spion sei, vielleicht war auch schon der bloße Gedanke, daß er ein Europäer, ein Franzih, genug, um ihren Fanatismus aufzuregen. Die Angabe, er sei ein Abgesandter der ostindischen Compagnie, mochte wohl hauptsächlich Schuld an seinem Untergange sein, denn diese Compagnie hat, um einige tausend unnützer Subjecte, elender Abenteurer zu bereichern, die gräßlichsten Flüche vieler hundert Millionen gepeinigter Indier auf sich geladen und die Nennung ihres Namens war wohl nirgend weniger eine Empfehlung, als gerade dort. Gelang ihr auch, die niedrig gelegenen, von friedlichen Völkern bewohnten Theile Indiens zu unterjochen, so ist doch sehr fraglich, ob es ihrer ganzen Macht jemals möglich sein wird, bis zu den kriegerischen Völkern des Himalaya vorzudringen und die an dem Morde des unglücklichen jungen Mannes Betheiligten zur Strafe zu ziehen.

Das Alpenland des Himalaya bedeckt einen Flächenraum, welcher dreimal so groß ist als Frankreich; es hat eine Länge von 370 bis 400 Meilen (denn seine Grenzen sind nicht genau genug bestimmt) und es hat eine Breite von 40 bis 50 Meilen.

Auf dieser ungeheuren Ausdehnung besteht das Gebirge aus mehreren, ja aus vielen parallelen Ketten, welche sich von Süden nach Norden stufenweise erheben, so daß die der Tartarei zugewandte Kette die höchste ist. Am gewaltigsten ragt unter diesen hervor der Gaurisankar mit 28,700 Fuß, der Kintschinginga mit 27,500 Fuß, der Dahwala Giri mit 26,800 Fuß, der Tschamolari mit 26,400 Fuß, der Djawahir mit 25,000 Fuß, der Djumnotri mit den Quellen des Ganges in gleicher Höhe.

Zwischen diesen Ketten liegen gewaltige Thäler in Höhe von 11,000, 12,000 bis 16,000 Fuß über dem Meere. In diesen Thälern entspringen jene gewaltigen Ströme, von denen wir einige genannt haben, der Bramputr und der Indus, wie bereits bemerkt auf der Nordseite. Die Stellen, wo diese Flüsse das mächtige Gebirge quer durchbrechen, liegen noch 8000 Fuß hoch über dem Meere.

Der Theil dieses Gebirges, welcher nach China zu liegt, ist ein wildes, unzugängliches und deshalb auch noch ganz unbekanntes Hoch- oder Alpen-

land, dessen höchste Gipfel wahrscheinlich denen des Himalaya gar nicht nachstehen; vielleicht wird der mit China geführte Krieg den Europäern dieses Land eröffnen, ob es aber in Jahrhunderten gelingen wird, so weit die Kultur in jene Gegenden zu tragen, daß es den Reisenden nicht mehr ergeht, wie dem unglücklichen Schlagintweit und unzähligen seiner Vorgänger, muß freilich dahingestellt bleiben.

Etwas besser bekannt sind uns die westlichen Theile dieses Gebirges, welche an das von den Engländern besetzte Indien stoßen, so z. B. das Thal von Kaschmir, welches früher den Afghanen gehörte, im Jahre 1819 aber durch Rundschit Singh, den Beherrscher der Sikhs, erobert wurde.

Dieses Wunderland ist der Sitz aller Fabeln, aller Mährchen, ist der Göttersitz der mehrsten indischen und persischen Religionsbekenner, welcher Sekte oder welchem Kultus sie auch angehören mögen; die eigentlichen Indier, welche sich der Bramareligion zuneigen, suchen hier die Heimath ihres obersten Gottes Brama und seiner unmittelbarsten Kinder, der aus seinem Haupte entsprossenen Braminen. Die Chinesen suchen dort das Vaterland des Fohi, die Perser glauben, es sei der Ursitz des Ormuzd und seines Verkündigers, des Zerduscht. Die ältesten orientalischen Schriftsteller erklären Kaschmir allen Ernstes für das Paradies, für den Garten Eden, für die Wiege des Menschengeschlechts, und auch die Weisen dieses Volkes, vielleicht sogar die Sprachforscher im Centrum von Europa, halten Kaschmir wenigstens für den ältesten Sitz der Kultur, also, wenn nicht für die Wiege des Menschengeschlechts, so wenigstens für die Wiege seiner Geschichte.

Die verschiedensten Gerüchte über dieses Wunderland haben sich geltend gemacht und die Schilderungen davon sind mit um so lebhafteren transparenten Farben gemalt, je weiter der Maler von dem Lande entfernt war. Am kühnsten und weitesten sind hierin jedenfalls die Europäer gegangen und unter diesen gewiß die Deutschen, es sei denn, daß Thomas Moore in seinem Gedichte „Lala Rukh" sie in etwas überboten habe.

Reisende, welche dorthin gekommen sind, namentlich im Laufe dieses Jahrhunderts, haben anders davon gesprochen, am nüchternsten ist die Beschreibung durch den überhaupt sehr nüchternen Herrn von Hügel ausgefallen. Gewiß ist, daß der Reisende selbst hineinträgt, was in ihm ist, und daß Heinse voll Gluth und Poesie Italien anders betrachtet, als der preußische Referendarius Nicolai. Aber auch, wenn eine solche Gemüthsstimmung nicht das Wesentlichste ist, so wird doch die Beschreibung eines solchen fremden Landes nach eigener Anschauung sehr verschieden ausfallen, je nach den Ländern, durch welche man dahin gelangt. Wer das berühmte Thal von Kaschmir betritt, nachdem er das Wunderland Indien durchzogen, wird sich um

so mehr getäuscht finden, je mehr er davon erwartete; derjenige dagegen, der von Rußland her über die große Tartarei oder durch das kahle, sonnenverbrannte Afghanistan nach Kaschmir gereist ist, wird sich in eine reizende Oase, wird sich auf die Inseln der Glückseligen versetzt glauben. Dies mag vorläufig zur Erklärung der verschiedenen Ansichten darüber genügend sein. Geographisch steht fest, daß das herrliche Thal, an der nördlichen Grenze der subtropischen Zone zwischen dem 33. und 35. Grade gelegen, nördlich und östlich von einem majestätischen, weit geschweiften Bogen des Himalayagebirges in 60 Meilen Länge, südlich aber von einer niedrigen Bergkette des Hindukuh eingeschlossen ist, eine Höhe von 5000 Fuß über dem Meere hat, also sich eines sehr milden Klimas erfreut, dazu reich gesegnet ist von einer unzähligen Menge von Bächen und Flüssen, welche von dem Gebirge herabströmen, schöne Seen bilden und die Vegetation zu einer ungewöhnlichen Ueppigkeit erheben. Hier hindurch strömt auch der Indus bei seinem Durchbruch des Himalayagebirges zwischen Kleinthybet und Kaschmir und so prangt denn die Ebene dieses höchst fruchtbaren Thales mit allen Blumen und Früchten der gesegnetsten Gegenden des Erdballs. Was Kleinasien, Sicilien, die Nordküste von Afrika, was Persien und Arabien an Pflanzen aufzuweisen hat, wächst hier in besonderer Vollkommenheit, also natürlich auch Palmen, Ficus und Pisang, nur allerdings die eigentlich tropischen Früchte, wie die Cocospalme, die Mangustine, der Brodfruchtbaum ꝛc. nicht, denn diese fordern die Gluth des Aequatorial-Klimas und die Feuchtigkeit des Meeresufers.

Die Einwohner sind indischen Stammes, allerdings kaukasischer Race, wie eben die Indier selbst, doch so hell an Farbe, daß Spanier, Griechen, Italiener braun genannt werden müssen im Vergleich mit ihnen, sie sind schön geformt, stark und gewandt, sie sind fleißig, daher auch das Land trefflich bebaut, ein wahrer Garten ist; in den Bergländern wird Viehzucht in großem Maßstabe getrieben und diese Hirten gelten für die besten Improvisatóren in einem andern Sinne, als man dieses Wort in Italien braucht, sie sagen nicht die auswendig gelernten Verse anderer Dichter her, sondern sie singen nach einer selbst erfundenen Melodie die selbst geschaffenen Gedichte und zwar, obwohl die indische Sprache ihre Muttersprache ist, doch in der persischen, welche für die feinere, für die Sprache des Hofes und der Dichtkunst gilt.

Diese freundlichen und bescheidenen Menschen sind nicht kriegerisch, nicht einmal Jäger und deshalb sind sie fortwährend unter fremder Herrschaft gewesen. Nur wenige, höchst beschwerliche Bergpässe führen aus diesem Lande nach Süden oder nach Norden und dennoch haben sie auch diese nicht vertheidigen können. Das schöne Land hat die Habsucht fremder Räuber-

fürsten gereizt und sie haben sich zuerst den Mongolen, dann den Persern, dann den Afghanen, dann den Sikhs unterwerfen müssen, vielleicht werden diese von den Engländern abgelöst, welche bereits bis an ihre Grenzen gerückt sind und die Fürsten von Lahore und Delhi nicht sowohl unter ihre Flügel, sondern unter ihre Klauen genommen haben, wie man sagen muß, da ihr Wappenthier nicht ein Vogel, sondern ein vierfüßiges Raubthier ist.

Das Land ist voll von den Trümmern alter Tempel, prächtiger Moscheen, großer Paläste und Denkmäler, an die Vesten ihrer Unterdrücker haben sich die armen Bauern ihre Hütten gebaut, sie pflegen eine Ziege, welche unter ihren längeren, geraden Haaren eine überaus feine, zarte Wolle trägt, die berühmte Kaschmirziege; mit ihren feinen, zarten Fingern spinnen die jungen Mädchen diese Wolle zu den feinsten Fäden, die Frauen färben sie mit allerlei theils mineralischen, theils Pflanzenstoffen, die Männer sitzen zu dreien an einem sehr großen, aber höchst einfachen Webestuhl, zu welchem ein vierter das Muster angiebt und die dazu erforderlichen Schnüre zieht, indessen die drei an dem Webestuhl sitzenden Leute mit ihren Schiffchen den Einschlag machen und die Fäden mittelst des Rechens festdrücken, nicht schlagen, denn solche Manipulation hält wohl der Leinenfaden aus, nicht aber die feine, weiche Wolle der Kaschmirziege.

Sonstmals waren 16,000 bis 18,000 solcher Webestühle im Gange und lieferten jährlich gegen 40,000 prachtvolle große Shawls, welche nach Persien, der Türkei und nach Europa gingen. Seitdem man aber in Frankreich und Deutschland diese Shawls in gleicher Schönheit macht, so daß sie sich von den ächten nur dadurch unterscheiden, daß sie bei weitem geschmackvoller sind, dabei aber kaum den zehnten Theil des Preises eines ächten haben, ist dieser Gewerbszweig so gesunken, daß kaum noch 6000 Webestühle im Lande sind.

Die Arbeit ist eine gewaltig mühsame, ein schöner Shawl giebt vier Menschen während eines halben Jahres vollauf zu thun; Shawls von besonderer Größe fordern noch um die Hälfte mehr Zeit.

In ganz ähnlicher Weise sind die übrigen nach Süden zu abfallenden Theile des Hochgebirges beschaffen, so Gurwal, Nepal, Butan, welche alle dieselbe Pracht der Vegetation, dieselbe Mannichfaltigkeit derselben, welche überhaupt ein ähnlich glückliches Klima und in diesem wohnend kräftige, tapfere aber meistentheils räuberische Menschen haben.

Sehen wir ab von diesem gebirgigen Theile unserer subtropischen Zone, so haben wir das eigentliche Indien vor uns, welches nur mit seinem südlichen spitz zugeschrägten Theile in die heiße Zone reicht.

Wir haben bereits auf die Eigenthümlichkeit aufmerksam gemacht, daß von den Gangesmündungen aufwärts und westwärts bis zu den Mündungen des Indus, südwärts ganz nahe am eigentlichen Fuß des Gebirges ein weitgestrecktes Tiefland verläuft, wodurch der Süden von Indien, selbst durch und durch gebirgig, zu einer Insel wird, welche auch nicht an einer einzigen Stelle mit dem Himalaya zusammenhängt. Hier hat, wie es scheint, die Natur die ganze Fülle ihrer Schätze ausgegossen, und würden nicht Ueberschwemmungen manche Stellen unbrauchbar machen, so würde man vielleicht nirgends auf Erden eine ähnliche Vegetation sehen, wie gerade hier.

Die Beherrscher des Landes waren zwar zu gleicher Zeit die Plünderer desselben, sie zogen unbarmherzig den dritten Theil alles Einkommens an sich, und es geschah durch Beamte, welche auch etwas für sich haben wollten, also statt eines Drittels der einfachen Berechnung wegen lieber gleich die Hälfte nahmen. Aber eben diese barbarischen Fürsten, theils Mongolen, theils Perser, sorgten immer dafür, daß ihre Unterthanen recht viel hatten, es war ja ganz in ihrem Vortheil. Damit dieses nun recht allgemein sei, damit der Wohlstand sich so verbreite, daß es wo möglich gar keine Armen gäbe und ein Jeder sein Stückchen Land habe und bebauen könne, sorgten sie dafür, wie die alten ägyptischen Könige, überall in den bewaldeten Hügeln Seen zu bilden, welche sich füllten vermöge der überströmenden Quellen zur Regenzeit und daher, da ihrer viele Tausende waren, die verheerenden Wirkungen der Ueberschwemmungen verringerten und dann, nachdem die trockene Jahreszeit eingetreten war, ihren Reichthum langsam über das Land verbreiteten.

So glücklich war das mächtige, weil von der Natur begünstigte Indien unter den Moguln, man sieht die Trümmer dieser Wasserleitungen noch an allen Punkten, wo sie irgend nöthig oder wünschenswerth waren, aber nur die Trümmer, denn die großmüthigen Engländer, welche den Beherrschern die Mühewaltung, die Völker zu regieren, abnahmen, vergaßen keinesweges, die Einkünfte derselben nach wie vor einzuziehen, aber sie dachten nicht daran, die Leute in dem Stande zu erhalten, solche Abgaben geben zu können. Sie hätten ja von ihrem Einkommen die Wasserleitungen, die Dämme, die Schleusen erhalten müssen, und es gab viel zu viel jüngere Söhne berühmter Lords, welche versorgt sein wollten, als daß man hätte an eine Sorge für das Volk denken können.

So ist denn gerade dieser herrlichste, glücklichste Theil von ganz Indien zu einer Wüste geworden und beinahe ganz entvölkert, und die unglücklichen Menschen, die darauf wohnten, sind nicht ausgewandert, hierzu fehlte ihnen die Thatkraft, sie sind verhungert sammt Weib und Kind an der

Stelle, die sie sonst ernährte, in der dürftigen Hütte, welche von dem Steuereinnehmer, dem Semindar, ausgeplündert, der Acker-, der Gartenwerkzeuge beraubt worden, nachdem die Unglücklichen keine Erzeugnisse mehr und kein dafür gelöstes Geld besaßen.

Wo noch Bewässerung von selbst vorhanden ist, wächst der Reis in größter Ueppigkeit und giebt zweimal im Jahre Erndten; auf den höheren Theilen des Landes wachsen alle unsere Getreidearten vom türkischen Weizen bis zum Hafer, alle unsere Hülsenfrüchte und Gartengewächse, sogar die Kartoffel. Indien ist wahrscheinlich das Vaterland des Zuckerrohrs, doch ist sein Anbau als Kulturpflanze noch nicht alt, und die Menge des aus Indien kommenden Zuckers ist nicht groß, wiewohl sie sich von Jahr zu Jahr vermehrt.

Die sämmtlichen Gewürze, das Opium, auch der Thee, ferner der Indigo, die Baumwolle, der Pisang und andere höchst wichtige Pflanzen, so wie viele der geschätztesten Arzneipflanzen, Sassaparilla, Jalappa, Cassia &c., kommen hier vor. Unter den Bäumen ist der Teakbaum, ähnlich der Eiche, nur bei weitem dichter und fester, unübertrefflich als Schiffsbauholz; das Bambusrohr ist stark genug, um zum Häuserbau verwendet zu werden; der Banianbaum gehört zu den Wundern der Pflanzenwelt, ungefähr von dem Bau einer freistehenden Buche, sendet er weitgestreckte, horizontale Zweige aus, ein jeder solcher Zweig macht an seinem Ende Luftwurzeln, die Anfangs kaum Federkieldicke haben, ziemlich schnell den Boden erreichen, dann aber von ihm Nahrung nehmen, wachsen, armsdick, mannsdick werden und nicht nur den horizontalen Zweigen zur Stütze dienen, sondern ihnen auch Nahrung zuführen, so daß sie horizontal weiter fortwachsen. Auf diese Weise bildet ein einzelner Baum kleine Wäldchen, nicht selten von 400, ja von 500 und mehr Schritten im Durchmesser.

Wenn der Baum ungestört seinen Jahrhunderte langen Lebenslauf fortsetzt, so kann man nicht mehr unterscheiden, welches der eigentlich älteste Stamm ist. Dieser nämlich geht zu Grunde, verwest, verrottet, und von den nächsten, also ältesten, zu tüchtigen Bäumen gewordenen Luftwurzeln gehen nun Zweige aus, welche sich nicht nach außen, sondern nach innen wenden, und so vielleicht einige ganz junge Stämme an die Stelle des alleraltesten, aber verschwundenen setzen.

Das Laubdach ist so dicht, daß die Eingebornen ungern darunter ruhen, davon, daß man sich daselbst Hütten baut, ist vollends keine Rede. Unter diesem schattigen Dache wohnen nämlich ganze Heerden von Affen, welche den Ansiedlern schwerlich Ruhe lassen würden, demnächst aber auch eine Menge böser Schlangen, welche von der kleinen gefiederten Bewohnerschaft

Vortheil ziehen will, und endlich wohl auch gefährliche Raubthiere, wie die vielen verschiedenen kletternden Katzen.

Die Cocospalme ist einer jener Bäume, von denen so viele Fabeln erzählt werden, so unter andern soll die Frucht, die Cocosnuß, eine köstliche, süße, erfrischende Milch enthalten, dazu einen mandelartig schmeckenden, großen Kern, der in dieser Milch schwimmt.

Ein solcher schwimmender Kern existirt in keiner Nuß, also auch in der Cocosnuß nicht, die Pflanzentheile hängen stets zusammen, das kleine Körnchen in der Mohnpflanze hängt eben so gut fest in dem Innern der Kapsel, wie der Kern im Apfel oder das Weizenkorn in der Hülse.

Von Milch ist bei der Cocosnuß auch keine Rede, die sogenannte Milch ist ein fadeschmeckendes, kaum süßliches Wasser, welches wohl sehr wenige Reisende erfrischt haben möchte, denn zu der am Baume sitzenden Quelle kann kein Mensch kommen, und die abgefallene Nuß enthält kein Wasser. Dies hindert aber nicht, die Cocosnuß für ein sehr wohlthätiges Geschenk der Natur zu halten. Das weiche Innere, welches sich aus dem Wasser absondert und an der Schale festsitzt, ist genießbar und wird zu mancherlei Gerichten verwendet, die Schale selbst giebt Gefäße und Geschirre aller Art, die äußere Hülle dient statt des Hanfes zum Flechten oder Drehen von Seilen, die Blätter der Palme braucht der Indier zur Bedachung seiner Hütte, das Holz benutzt er zum Bauen, und wenn er die Palme fällt, so schneidet er den Kern von Blättern, der noch nicht entwickelt ist, heraus und genießt denselben als Gemüse. Will er Wein haben, so klettert er zur Blüthezeit an der Palme empor und schneidet die Spitze des herunterhängenden Blüthenschaftes ab, eine Cocosschale darunter hängend. Nach wenigen Stunden ist dieselbe gefüllt, und er wird täglich acht- bis zehnmal das Experiment wiederholen und sechs bis sieben Wochen lang fortsetzen können.

Dies ist ein wirklich erfrischender, süßer Saft, aus dem man einen sehr leichten Wein oder durch Destillation den sehr starken Arrak bereiten kann.

Aus den Blättern des Hanfes wird ein berauschendes Getränk und eine Latwerge bereitet, die man Haschisch nennt, eine Substanz, welche den Genießenden in die beseligendsten Träume versetzen, ihn in den Himmel entrücken soll, bei weitem ohne so nachtheilig zu sein, wie Opium.

Ein anderes berühmtes narkotisches Genußmittel ist der Betelpfeffer oder vielmehr die Blätter davon; sie haben einen höchst gewürzhaften, ein wenig bittern Geschmack und erwärmen den Mund inwendig, so wie es gekauter Zimmet thut; kleine Splitterchen von der Arekanuß werden mit ein wenig Kalk, den man gebrannt, aber wieder gelöscht hat, in solch' ein Blatt

gewickelt und dann in den Mund genommen, ungefähr so, wie der Matrose sein Stück abscheulich schmeckenden Tabacks in den Mund nimmt. Der Bissen wird nicht gekaut, sondern erweicht, er färbt den Speichel nicht ekelhaft braun, sondern roth, so daß der Unkundige glaubt, der Mund sei blutend, aber er erfüllt zugleich den Mund mit einer lieblichen, man möchte fast sagen erfrischenden, belebenden Wärme, erhöht die Lebensthätigkeit, die Munterkeit, die geistige Regsamkeit und erhöht auch die Eßlust, welche bei den Orientalen ohnedies nicht groß ist.

Alt und Jung genießt diese Betelbissen, genießt wohl vier bis fünf des Tages, und die Mädchen sind an jedem Abend damit beschäftigt, dergleichen Bissen zu bereiten für den nächsten Tag, so daß die ganze Familie zur Genüge hat und man auch den Gästen davon anbieten kann.

Kommt der Abend heran und legt man sich zur Ruhe, so wird der letzte Bissen aus dem Munde genommen, und nun soll eine so lieblich süße Ermattung, ein so wohlthätiges Herabstimmen aller Kräfte eintreten, daß diejenigen von den Europäern, welche durch längeren Aufenthalt in Indien diesen Genuß kennen gelernt haben, nicht genug Worte finden können, um das Wohlthuende dieser Empfindung zu beschreiben.

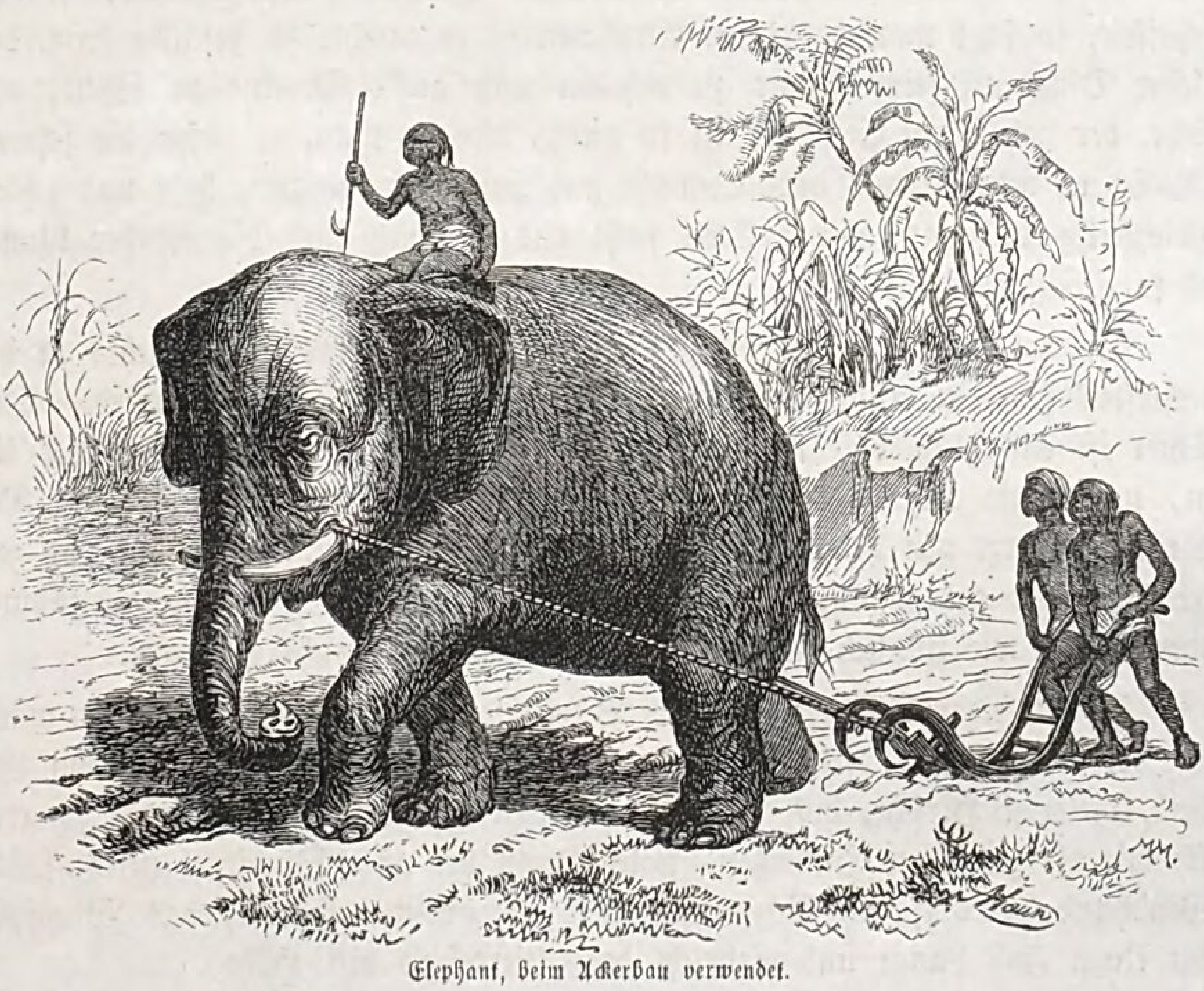
Daß der Genuß nicht schädlich sei, geht daraus hervor, daß die Leute bei guter Gesundheit ein hohes Alter erreichen können, was man von denjenigen, die sich dem Opiumgenuß ergeben haben, durchaus nicht sagen kann.

Unter den Pflanzen ist noch merkwürdig die Nopalpflanze, auf welcher eine kleine scharlachrothe Spinne, die Cochenille, lebt. Der Unkundige macht sich von der wunderbaren Nopalpflanze gewöhnlich eben so wunderbare Begriffe, darum wollen wir sagen, daß dieses geheimnißvolle Gewächs nichts weiter ist, als eine kleine Cactusart mit Blättern von Fingerdicke und Kinderhandgröße, welche in unseren Treibhäusern seit Jahrhunderten gezogen und unter dem Namen Cactus coccinillifer bekannt ist. Berühmt sind noch die prächtigen Rosen der Gebirge, namentlich die von Kaschmir, welche das Rosenöl liefern; man sagt, dasselbe scheide sich von selbst aus dem Rosenwasser ab, das dort in ungeheurer Menge bereitet und in steinernen Cysternen der Verdunstung überliefert wird, wahrscheinlich eine Fabel, denn das ätherische Oel, das eigentlich duftende, verflüchtigt sich eben so gut, als das Wasser, man wird dort Rosenöl eben so gut durch Destillation gewinnen, wie man Arrak dadurch gewinnt, man muß nicht glauben, daß unsere Künste den Leuten fremd sind, wie man sich gewöhnlich vorstellt, sie werden nur nicht geschickt gehandhabt und nicht mit so vollkommenen Instrumenten.

An Thieren erzeugt Indien beinahe die mächtigsten, welche die Erde trägt. Unter den reißenden ist der Königstiger das gewaltigste, das oft

zehn Fuß lang wird, den Schwanz ungerechnet. Es ist das kühnste und blutgierigste aller Raubthiere und hat eine solche ungeheure Kraft, daß er dem stärksten afrikanischen Löwen überlegen ist. Zwar ist er über ganz Indien verbreitet, ja er streift weit über die Gebirge hinaus bis nach Sibirien, ist dort zur Sommerszeit bis zum 50sten Grad der Breite gefunden worden, aber sein Hauptsitz ist doch der Ganges, der Bramputr, der Indus, die niedrig gelegenen Flußthäler, die mit mächtigem Rohr bewachsenen Sumpfstrecken.

Seine Schlupfwinkel sind so unzugänglich, daß es bis jetzt noch nicht hat gelingen wollen, die Zahl dieser Ungeheuer irgend bemerkbar zu verringern, selbst in der Nähe der größten Städte, wie Calcutta, werden jährlich Hunderte von Menschen seine Beute. Zwar ist es eins der Hauptvergnügen der Engländer, Jagden auf ihn anzustellen, aber sie sind so sehr gefährlich und so überaus kostbar, daß sie doch bei weitem nicht genügen, um die Zahl dieser Thiere zu beschränken.



Elephant, beim Ackerbau verwendet.

Neben diesem größten Raubthier giebt es verschiedene Arten von Leoparden und Panthern, unter denen eine sehr hochbeinige Species gezähmt und zur Jagd abgerichtet werden kann; ferner sind äußerst häufig Hyänen und Schakale, auch an Wölfen und Füchsen fehlt es nicht.

Das größte Landthier, der Elephant, hat hier seinen Hauptsitz, er gehört zwar gewissermaßen schon zu den Hausthieren, lebt aber doch an vielen Orten, besonders in Hinterindien, noch heerdenweise ganz in wildem Zustande; trotz dessen ist er sehr leicht zu zähmen und wird zu allen schweren Arbeiten abgerichtet, er pflügt den Acker (siehe vorige Seite), er zieht den schwerbelasteten Wagen, ja selbst zum Kriege haben die Engländer ihn abzurichten gewußt. Allerdings scheint dieses seine ursprüngliche Benutzung gewesen zu sein, die Perser haben bekanntlich in ihren Kriegen ganze Kolonnen von Elephanten auf die Feinde losgehen lassen, aber seit der Krieg aufgehört hat, ein Faustkampf zu sein, seitdem man mit Kartätschen und Paßkugeln, mit Granaten und Congreveschen Raketen den Feind auf Tausende von Schritten reihenweise niederstreckt, sind die Elephanten nicht gefährlicher als die Pferde und in Europa würden wohl auch die Engländer schwerlich Elephanten anwenden wollen. Aber in Indien hat man keine Chaussee und wenn dann 24 Paar Büffel vergebens ihre Kräfte anstrengen, um ein in dem aufgeweichten Thonboden versunkenes Kanon herauszuziehen, fortzuschaffen, so sagt man zu einem Elephanten, er möchte so gefällig sein, das kleine Ding auf seine Hauer zu nehmen und auf's Trockne zu setzen, und siehe, der gehorsame Elephant ist so gütig, dies zu thun, er lüftet die schwere Masse, er hebt sie aus dem Sumpfe und stellt sich dahinter, hebt und schiebt gleichzeitig und auf ebener Erde steht das Geschütz und die Rinder können es fortschaffen.

Ein gefährlicher Feind der Elephanten ist das Nashorn, welches in den dichtesten feuchten Wäldern Bengalens noch häufig gefunden wird. Das Thier ist entsetzlich böse und wo es den Elephanten sieht, geht es auf ihn zu, unterläuft ihn und schlitzt ihm mit seinem Horne den Leib auf. Der Elephant stürzt mit heraushängenden Eingeweiden nieder, das Rhinozeros zertritt ihn und geht dann, seines Sieges froh, davon. Diese Bestie zu zähmen oder irgend wie nützlich zu machen ist bis jetzt noch nicht gelungen.

An sonstigen Thieren sind von Vierfüßlern besonders zu bemerken mächtige wilde Schweine, sehr streitlustige Büffel mit langem, gefährlichem Geweih, vielerlei Hirsche, bis zu dem bekannten Zwerghirsch, der kaum so groß ist, wie die zierlichen Hündchen, welche man bei uns Windspiel nennt (nicht Windhund, dies ist im Gegentheil einer der größten Hunde, das Windspiel hat einen Fuß Länge und vielleicht drei Viertel so viel Höhe).

Unzählig sind die Arten und ist die Menge der Affen, welche das Land bewohnen.

Zu den Hausthieren gehören Pferde, Esel, Rinder verschiedener Art, wie die Büffel- und Buckelochsen, Schafe, Ziegen, im Norden auch Kameele.

Die Wälder und Gärten sind mit den schönsten Vögeln überreich besetzt, Pfauen, Gold- und Silberfasanen, Papageien, Hühner und Tauben der allerschönsten Art wohnen hier in unglaublicher Menge, die Flüsse sind überreich an Fischen, aber auch an den mächtigsten Flußräubern, an den Krokodilen. Unter den Schlangen sind sehr viele äußerst giftige, die gefährlichste derselben, die Brillenschlange, wird von den Gauklern gezähmt und, wie man sich einbildet, zum Tanzen abgerichtet; aber auch dieses ist wie so vieles andere, was man sich von den Wundern der fernen Länder erzählt, eine Fabel. Die Schlangen beißen nur, wenn sie zornig werden, sie scheinen friedliche Thiere zu sein und fliehen vor dem Menschen, nur vielleicht die Boa nicht; wenn sie aber gereizt werden, so richten sie sich auf, fahren auf den Feind zu und beißen. So macht es auch die gefangene Brillenschlange und da der Gaukler, der sie aus ihrem Käfig läßt, eine Pfeife bläst und eine Trommel schlägt, so kann er allenfalls für Tanz ausgeben, was nichts weiter als Aeußerung des Zornes ist; das Thier wird gestoßen, richtet sich auf, der Gaukler hält ihm die Hand vor, nach der es schnappt, er zieht sie aber schnell zurück und hält sie ihr auf einer andern Seite vor, worauf sie wieder danach fährt und so fort, bis er glaubt, der Neugier seiner Zuschauer genug gethan zu haben.

Das zornige Thier beißt wirklich nicht zu, denn der Gaukler hat bei der Abrichtung seine Faust, mit welcher er ihr immerfort droht und nach der sie beißen will, mit baumwollenen Streifen umwickelt, dick bepanzert, diesen Panzer aber mit unzähligen Nadeln und kleinen Dornen gespickt, deren die Schlange sich beim Beißen zwanzig auf einmal in den Rachen drückt. Sie wird nun behutsam, beißt minder heftig und beißt zuletzt gar nicht mehr, weil sie weiß, wie übel ihr dies bekommt.

Nunmehr hat der Gaukler sie in seiner Gewalt, er braucht sich den Arm nicht mehr zu bewickeln, nach dem Takte seiner Pfeife fährt er der Schlange mit der Faust bald rechts, bald links unter die Nase, die Schlange macht alle diese Bewegungen nach und der Zuschauer sagt, die Brillenschlange tanze.

Sind die kriechenden Thiere gefährlich, so sind unzählige Schwärme von Insekten wenigstens höchst lästig, aber viele derselben, wie die Skorpione, giftige Spinnen, Hundertfüße &c. bringen so gefährliche Bisse bei, daß jederzeit Krankheit, häufig der Tod die Folge davon ist.

Indien ist das Vaterland der mehrsten und der schönsten Edelsteine, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, vom Diamant und Smaragd bis zum Carneol und Granat kommen die schönsten in Indien vor und zwar vorzugsweise in Bedjapur und Gulkand (was die Franzosen Visapour und

(Golkonda nennen), woselbst auch in dem Sande der Flüsse viel Gold gefunden wird.

Wegen des Reichthums an Edelsteinen waren die indischen Fürsten seit vielen Jahrhunderten berühmt und einige Gegenstände der Plünderung, welche indische Gouverneurs, wie z. B. Lord Hastings, nach England gebracht haben, übertreffen in Wirklichkeit an Pracht Alles, was jemals die Phantasie orientalischer Mährchensammler ersonnen hat.

Wegen seiner unbarmherzigen Plünderung wurde dieser Hastings von einem edlen Manne, Burke, vor dem Parlament verklagt, es wurden so entsetzliche Thatsachen vorgebracht und bewiesen, daß eine Verurtheilung zu entehrender Strafe gar nicht zweifelhaft sein konnte.

Da fiel es diesem Hastings ein, daß er den berühmten Pfauenthron des Tippu Sahib nicht für sich, sondern für den König von England mit nach Europa gebracht habe. Er ließ denselben nach dem Tower bringen, woselbst er sich noch jetzt unter den Schätzen der Krone befindet. Die Edelsteine dieses Thrones hatten eine so wunderbare Heilkraft, daß sie nicht nur die Wunden des indischen Volkes, sondern auch die Wunden, welche Hastings seiner eigenen Ehre geschlagen hatte, vollkommen ausheilten.

Dieser Thron ist ganz von Gold, massiv und wiegt 15 Centner; er ist ganz und gar mit den kostbarsten Edelsteinen bedeckt, die Rücklehne bildet einen Pfauenschweif von 12 Fuß Höhe, die Federn sind auf das Sorgfältigste nachgeahmt, sind ganz mit Diamanten übersäet, welche da, wo die Spiegel, die sogenannten Augen der sogenannten Pfauenschweiffedern, befindlich sind, sich eben so wie diese ausbreiten und durch große, farbige, tafelförmig geschliffene Edelsteine, Rubine, Smaragde, Saphire vom reinsten, klarsten Wasser, durch gelbe und rosenrothe Diamanten und durch Opale von ganz ungewöhnlicher Größe nachgeahmt sind. Eine später durch Kunstverständige gemachte Schätzung giebt den Werth auf 17 Millionen Pfund Sterling an. Wenn wir auch ein ganzes Dutzend von diesen Millionen streichen wollen, so ist es immer noch ein schönes Stückchen Geld, welches Hastings von Indien mitgebracht hat.

Daß Indien sehr reich an sonstigen nutzbaren Steinen ist, geht aus den Prachtbauten hervor, welche am Anfange dieses Jahrhunderts noch das höchste Erstaunen solcher Reisenden erregten, welche die erhabensten Denkmäler der Baukunst von ganz Europa gesehen haben. Leider sind dieselben im Laufe der letzten vierzig Jahre so sehr in Trümmer gegangen, daß man kaum mehr ahnt, welche Ausdehnung, welche wunderbare Pracht, welche Mährchenhaftigkeit der Anlage, des Planes, der Zeichnung sie hatten, man muß jenes berühmte Werk von Daniell „die Monumente Indiens“ gesehen haben, um sich wenigstens ein Miniaturbild davon machen zu können.

An Metallen ist Indien entweder nicht übermäßig reich, oder die Eingebornen haben nicht verstanden, dieselben aufzusuchen, nur Gold und Eisen sind im Ueberfluß vorhanden, beide sind in ihrer Art das Vortrefflichste und Reinste, was man kennt. Der indische Stahl übertrifft jeden andern, selbst den besten Gußstahl, bei weitem, mit einer Feile aus diesem indischen Produkt, Wudz, kann man die beste englische Feile glatt streichen, als wäre sie abgehobelt. Das Gold ist das weichste und reinste, was es giebt und es werden daraus jene berühmten Flechtwerke gemacht, welche glauben lassen, das Material sei nicht ein Metall, sondern es sei Seide oder Zwirn.

Da dieses Gold immer genug war für die gierigsten Bedrücker Indiens, die Engländer, so haben diese nicht für nöthig gehalten, nach den sonstigen mineralischen Reichthümern des Landes zu forschen.

Ueber die Zahl der Einwohner Indiens läßt sich auch nur annähernd mit einiger Sicherheit gar nichts sagen, Zählungen kennt man nicht, Geburtsregister, Sterberegister existiren nicht, auch die Engländer haben nicht einmal versucht, etwas derartiges in ihren Besitzungen einzuführen; die Schätzungen schwanken zwischen 140 und 200 Millionen. Dies letztere war das Geringste, was man Vorderindien von Ceylon bis zum Himalaya am Anfange dieses Jahrhunderts geben zu müssen glaubte, nachgerade ist aber durch das entsetzliche Bedrückungs- und Aussaugungssystem der jetzigen Gewalthaber die Bevölkerung so geschmolzen, daß man den fruchtbarsten Gegenden ihre Fruchtbarkeit nur dadurch ansieht, daß sie mit allen möglichen wildwachsenden Pflanzen bis zu gegenseitigem Ersticken derselben überwuchert sind; bewohnt sind sie nicht mehr — sie sind entvölkert, nur in denjenigen Regentschaften Indiens, in welchen große Städte liegen, wie Madras, Calcutta, Benares, findet man eine der Fruchtbarkeit des Landes angemessene Menge Menschen, was aber nur daher kommt, daß sie sich in den Städten zusammendrängen. Tausende von Dörfern sind ganz verlassen, andere tausend haben kaum noch den zehnten Theil ihrer früheren Einwohner, jene prachtvollen Hauptstädte, in welchen die mächtigen Fürsten Indiens thronten, Lahore, Agra, Delhi und andere, sind zu Schattenbildern ihrer früheren Größe herabgesunken und der letzte Krieg, die sogenannte Empörung, hervorgerufen durch die allereigentlichste Verzweiflung und Noth, hat die Entvölkerung vollständig verallgemeinert und das gräßlichste Elend von den Mündungen des Indus und Ganges bis zu den Quellen derselben verbreitet.

Die Bevölkerung war ursprünglich eine zwiefach verschiedene. Eigentliche Hindu wohnten vorzugsweise in den üppigen, reichen Flußthälern und waren Gartenbauer. Ein Volk unbekannter Abstammung lebte in dem ge-

birgigen Theile, diese letzteren, meistens Hirten und Jäger, sind von einer viel dunkleren Färbung, als die Hindu, und man glaubt, daß sie die eigentlichen ursprünglichsten Bewohner Indiens gewesen und daß sie durch Fremde, vielleicht blos durch Völkerwanderungen, verdrängt aus ihren früheren Besitzungen, in die Gebirge gezogen seien, daß sie aber dort, wo sie vorzogen zu bleiben, die unterdrückten Sklaven der Eindringlinge wurden, das ganze Gewicht der Abhängigkeit und Erniedrigung und damit verbunden die tiefste Verachtung zu tragen hatten.

Weil dieses alles sehr genau auf die Parias paßt, so glauben viele Forscher nicht Unrecht zu haben, wenn sie die Parias für die eigentlichen Urbewohner Indiens ansehen.

Neben diesen beiden wirklich von einander verschiedenen Menschenstämmen wohnen daselbst noch in großer Menge die Abkömmlinge der verschiedenen Eroberer, Mongolen, Afghanen, Beludschen, Perser, Araber, dann aber auch noch eigentlich eingewanderte Fremde, welche sich theils für immer dort niedergelassen haben, theils nur für kürzere Zeit des Handels wegen dort wohnen; das sind nun Chinesen, Birmanen, Thybetaner, Juden, Armenier, Türken, Abyssinier und endlich die zuletzt erschienenen Europäer, Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer.

Die Hindu, ein Volk kaukasischer Race, wahrscheinlich ein Urvolk, bewohnen dieses Land seit so lange, daß alle geschichtlichen Spuren ihrer Abstammung fehlen, doch deuten ihre Sagen, ihre religiösen Mythen an, daß sie aus dem Norden her in die südlichen Gegenden herabgezogen sind und sich dort ausgebreitet haben.

Ihre Zahl wird auf 115 bis 120 Millionen geschätzt, doch ist dieses, wie gesagt, nur eine Schätzung, eine Annahme und nichts weiter.

Das äußere Ansehen, Gestalt, Gesichtsbildung sind ungemein schön, von höchstem Ebenmaß, die Hindu gehören unzweifelhaft zu der edelsten Abtheilung der kaukasischen Race, das Haar ist fein und glänzend schwarz, die Haut ist überaus zart und weich, die Kleinheit und Zierlichkeit der Hände und Füße fällt jedem Fremden, auch dem rohesten Matrosen auf. Die Indier sind nicht eigentlich groß, doch haben sie in der ganzen Figur ein so schönes Ebenmaß, daß diese mindere Größe nicht auffällt, zudem besitzen sie eine ganz ungewöhnliche Ausdauer und können bei äußerst geringer Ernährung viel länger und viel schneller marschiren, als die kräftigeren und wohlgenährten Europäer, denen sie an Gewandtheit und Geschicklichkeit unendlich weit überlegen sind.

Die Hindu leben meistentheils von Pflanzenkost, ihre Wohnung, ihr Hausgeräth, ihr Handwerkszeug ist unendlich einfacher, als alles verwandte europäische. Ihre Goldschmiede verfertigen mit einem Handwerkszeuge, das

sie überall hin in einer sehr mäßigen Tasche mit sich herumtragen, nicht blos die zierlichsten, sondern auch bis zum Bewundern großartigen Arbeiten, welche kein europäischer Goldschmidt unter Zuhülfeziehung seiner ganzen kostbaren Werkstatt und seiner geschicktesten Gehülfen nachzuahmen im Stande ist.

So wie ihre Wohnung und ihre Speise, so sind auch ihre Kleidungsstücke höchst einfach. Bei den niederen Ständen bestehen sie aus zwei Stücken Zeug, wovon das eine kleinere um die Hüften geschlungen, das andere größere als Mantel über die Schultern geworfen wird. Unter der vornehmeren Klasse tragen die Frauen Beinkleider von leichtem, luftigem Zeuge und gestickte, aber sehr kurze Jacken, welche den Körper von der Brust bis zu den Hüften freilassen. Ein äußerst luftiger Schleier, mantelartig umgenommen, verbirgt von den reinen, edlen Formen beinahe gar nichts. Sie lieben den Putz, die Männer vorzugsweise bei ihren Waffen, welche immer mit Edelsteinen oder wenigstens mit edlen Metallen ausgelegt sind, — die Frauen zeigen denselben in Arm-, Hals- und Fußbändern und in Ringen, welche sie im Nasenknorpel tragen, so wie unsere Frauen in den Ohrläppchen.

Zwar ist die Vielweiberei erlaubt und bei den Vornehmen und Großen ganz allgemein eingeführt, bei den niederen Ständen jedoch herrscht sie nicht und es wird die Ehe sehr treulich gehalten. Die Frauen sind durchaus nicht Sklavinnen, wie bei den Mohamedanern, sondern sie sind in jeder Hinsicht gleichberechtigt mit den Männern, sind die Gehülfinnen derselben und sind deshalb voll Liebe und Anhänglichkeit.

Da es in diesem glücklichen Lande so sehr leicht ist, eine Familie zu ernähren, so gilt der ehelose Stand für schimpflich, für unehrenhaft; freilich ist dieses nur von den Bauern ganz richtig, denn der vornehme Hindu lebt nicht so wohlfeil. Der Aufwand, welchen man machen muß, um seinem Stande gemäß zu leben, ist ganz ungeheuer, übersteigt alles, was wir uns davon gewöhnlich einbilden. So unter anderm hat der vornehme Hindu für jede Dienstleistung einen eigenen Diener. Da es für ihn schimpflich ist, sich der Füße dazu zu bedienen, wozu die Natur sie dem Menschen gegeben hat, so muß er sich tragen lassen, was im sogenannten Palankin geschieht, ein mehr oder minder reich verziertes Himmelbett, welches an einer langen Stange hängt und von vier Leuten auf die Schultern genommen wird, denen ein Fünfter voranläuft, um dem Zuge Platz zu machen.

Zwei solcher Gespanne muß ein Jeder wenigstens haben und so sind denn schon für ein Bedürfniß zehn Personen erforderlich. Die Pfeife wird von einem Mann getragen, die Tabacksdose von einem andern, das Feuer-

zeug von einem dritten, die Betelschachtel von einem vierten, die Opiumschachtel von einem fünften, ein sechster trägt dem Herrn die Pantoffeln nach, vier andere haben große Fächer von Federn und mächtige Sonnenschirme, womit sie neben dem Palankin herlaufen, denselben beschatten.

Ein paar Leute sind erforderlich, um den Teppich, ein paar andere, um die Polster zu tragen, auf denen der Herr sich niederlassen wird. So haben wir schon vierundzwanzig Personen, welche nöthig sind, damit ein reicher Mann einem andern einen Besuch mache.

Daß die Frauen bei dem Ausgehen aus dem Hause in gleicher Weise bedient werden, versteht sich von selbst, und daß es nicht die nämliche Bedienung ist, versteht sich auch von selbst.

Nun kommen aber noch die unzähligen Dienerinnen und Diener des Harems, welcher hier Zenana heißt, des Hauses, des Bodens, der Küche, des Gartens — kurz, der Wohlhabende hat Hunderte, der Reiche hat Tausende von Müßiggängern zu ernähren und der Europäer, der dort hinkommt, muß sich diesen Sitten unterwerfen, weil es ihm unmöglich ist, einfacher zu leben. Zu den Diensten, welche dem Herrn Lieutenant ein europäischer Diener vollständig gewährt, braucht er dort zwanzig, nicht nur, weil es die Sitte so mit sich bringt, sondern weil der Diener, welcher ihm die Pfeife stopft und anzündet, sich geradezu weigern würde, ihm die Stiefel auszuziehen, oder die Uniform anzuziehen.

Sehr sonderbar ist es, daß in diesem Lande, in welchem die Vielweiberei gewissermaßen durch die Natur geboten ist, weil das Weib sehr früh altert und dem Mann bald nicht mehr den Reiz gewährt, den er von demselben zu fordern berechtigt ist — sonderbar ist, daß hier doch die Vielmännerei hat entstehen können. Nicht nur herrscht dieselbe in Thybet und Butan, was wir schon lange wissen und darauf schieben können, daß die Bewohner, einem ganz andern Volksstamme angehörend, ganz andre Sitten und Bedürfnisse haben, als die Indier, sondern sie herrscht bei dem Stamme der Nairen auf der Küste von Malabar, auf derjenigen, welche nach Afrika gewendet ist. Bei dieser edlen Kriegerkaste nimmt eine Frau mehrere Männer und zwar nicht, wie es in Thybet üblich ist, zwei oder mehrere Brüder, sondern beliebig andere verschiedene Männer, denen sie durch eine Ceremonie förmlich angetraut wird. Allerdings ist den Männern gestattet, sich von dieser Ehe zurückzuziehen und eine andere einzugehen, aber auch in dieser wird er bald nicht mehr im alleinigen Besitze der Gattenrechte sein.

Der Charakter der Hindu soll vor Ankunft der Europäer ein so liebenswürdiger, sittlich reiner und edler gewesen sein, wie er bei den ganz einfachen, in glücklicher Lage wohnenden Naturvölkern gewöhnlich ist und

wie er noch am Ende des vorigen Jahrhunderts auf den Inseln des stillen Meeres, ja wie er noch am Anfange dieses Jahrhunderts durch Chamisso ebendaselbst gefunden worden ist.

Aber so gut wie die Bewohner von Otahaiti durch die engländischen Missionaire zu Heuchlern, Säufern, Dieben und lügnerischen Wichten geworden sind, eben so sind durch die Bemühungen ihrer Unterdrücker, durch Portugiesen, Holländer und Engländer, die einst so glücklichen Indier vollständig moralisch zu Grunde gerichtet, dergestalt, daß sie jetzt eben so gut zu lügen, zu betrügen, zu verleumden, zu heucheln verstehen, wie ihre Unterdrücker.


Bajaderen.

Von ihrer Sittenlosigkeit erzählen die Engländer Wunderdinge und sie führen die Bajaderen als Beweis an. Der Name an sich ist dort gar nicht bekannt, diese Mädchen heißen Devedaschis, d. h. Gottestänzerinnen. Der Tanz ist ein Theil des indischen Kultus, namentlich desjenigen, der den Gott Schiwa über alle anderen stellt. Schiwa, der Zerstörer, ist die personificirte Wollust, die Tänzerinnen sind seine Dienerinnen, die Geliebten des Gottes und der Priester lehrt, daß es Schiwa wohlgefällig sei, wenn man seinem Beispiele folge; so ist es denn kein Wunder, daß bei den heißblütigen Indiern diese Tänzerinnen bei allen Vergnügungen eine Hauptrolle spielen. Bei allen religiösen Festen läßt der Priester auf den Plattformen der Tempel die üppigsten Tänze aufführen, zu allen Privatfestlichkeiten vermiethet er die Tänzerinnen gegen schöne goldene Rupien an die Festgeber; wenn nun die Gäste sich mit den schönen, geheiligten Mädchen sonst noch unterhalten, so ist das ihre Privatangelegenheit, so wie Geschenke, welche die Tänzerinnen dafür bekommen, auch wieder deren Privateigenthum bleiben. Dies ist alles, was die Engländer von Schändlichkeit und Sittenlosigkeit den Indiern nachzuerzählen wissen, sie lassen sich selbst aber gar nicht abhalten, eine solche sittenlose Tänzerin zu heirathen und sie und ihre Schätze mit nach Europa zu nehmen und in die vornehmsten Gesellschaften zu führen, falls der Erwerb,

den dieselbe von ihrem zwölften bis zu ihrem funfzehnten Jahre gehabt hat, ihnen nur der Mühe werth zu lohnen scheint.

Wer hier nun schändlicher und sittenloser handelt, möge dahingestellt bleiben.

In einer vielleicht nur bei den Juden noch in gleicher Weise vorkommenden Anhänglichkeit an das Althergebrachte haben die Indier noch ihre alte Eintheilung in Stände (Jataytas) oder in Farben (Varnani) beibehalten. Diese beiden allein gebräuchlichen Benennungen haben die Portugiesen mit dem Worte Kaste bezeichnet. Dieser Stände oder Farben sind hauptsächlich vier, der Stand der Braminen, aus dem Haupte Bramas entstanden, der Kschetrias, der Krieger, aus den Schultern und den Armen, der Visas oder Vaishas, der Handel-, Viehzucht- und Ackerbautreibenden, aus dem Unterleibe Bramas hervorgegangen, und endlich der Sudras, der Handwerker, welche aus den Beinen Bramas herrühren, also die niedrigste Kaste sind Handwerker und sonstige Gewerbetreibende.

Man pflegt aus Unkunde noch eine fünfte, die Kaste der Parias hinzuzusetzen (auf der Malabarküste heißen sie Poliars), diese sind jedoch keinesweges der Ehre theilhaftig, einer Kaste anzugehören, sie sind der Auswurf aller und derjenige, der die Pflichten seiner Kaste verabsäumt und deshalb ausgestoßen wird, gehört von da ab zu den Parias, zu der verachteten, rechtlosen, zu jeder Schande und Schmach verurtheilten Masse der Verworfenen, auch die Frau eines höheren Indiers, welche sich weigert, sich mit seiner Leiche verbrennen zu lassen, wird dadurch zur Paria. Sie wird eine Aguri, ihr wird die Hirnschale ihres Mannes in die Hand gegeben und sie zum Betteln und zur heimathlosen Wanderung verurtheilt. Aus dieser Hirnschale muß sie trinken und der Brunnen, aus dem sie schöpft, ist für immer verunreinigt, daher sie einen Kranz von Knochen um denselben legt, welches ein Zeichen ist, daß eine Aguri ihn in Besitz genommen. Nur eine Paria wird von da ab aus solchem Brunnen trinken, sie hat ihn verunreinigt und sie verunreinigt alles, was sie berührt, sie darf nur mit zugehaltenem Munde einen Indier ansprechen und wollte sie es wagen, nur den Saum seines Gewandes anzufassen, so könnte er sie sofort tödten, ohne dafür in den Augen der Indier straffällig zu sein. Alles, wie bei den eigentlichen Parias, denen auch in den Städten die schmutzigsten Dienste obliegen, zu denen kein Anderer sich hergeben will, wie das Reinigen der Kloaken, das Fortschaffen gefallener Thiere rc.

Möglich ist, daß gerade diese unreine Beschäftigung die unglücklichen Ausgestoßenen selbst so unrein gemacht hat; sie unterscheiden sich von den bis zur Uebertreibung reinlichen, sauberen Indiern auf die abschreckendste Weise, sie können sich aber doch ganz anständig betragen, das sieht man

daran, daß die Engländer vermocht haben, sie zu Soldaten zu verwenden, nur dürfen sie nicht in eigentlich indische Regimenter gesteckt werden, weil gerade dadurch die Indier sich für tödtlich beleidigt, in ihrer Religion auf das Tiefste gekränkt halten würden.

Schon aus dem Vorigen kann man ersehen, daß von der Farbe der Parias keine Rede sein kann, sie sind nämlich nicht mehr ein reiner, abgeschlossener Stamm, sondern sie sind durch den Auswurf der andern Kasten zahlreich vermehrt und so sehr vermischt worden, daß sie in alle Farben menschlicher Racen spielen, aber allerdings ist das dunkelste Braun vorwaltend, man glaubt, wie bereits bemerkt, daß sie die eigentlichen Urbewohner Indiens seien, welche, zurückgedrängt durch die Einwanderer, die die schönen, fruchtreichen Länder eingenommen, nunmehr die Gebirge bezogen hätten. Die in Griechenland, Ungarn und Böhmen so wie in Spanien und in England sehr häufig wohnenden Zigeuner hält man für einen Zweig dieses Urvolks, welcher sich trotz seiner Verbreitung und Zersplitterung über Europa doch reiner und mehr unverändert erhalten hat, als die an Ort und Stelle Zurückgebliebenen.

Unter den vier Ständen Indiens bilden die Braminen den vornehmsten, gewöhnlich glaubt man, sie seien alle Priester, dies ist jedoch irrig, die Sache liegt so, daß ein Priester nur aus dem Braminenstande hervorgehen darf. Die mehrsten höheren Beamten der Fürsten sind Braminen, auch ihre Hofnarren sind es gewöhnlich, sie dürfen übrigens sowohl Ackerbau als Handel treiben, aber zugleich sind sie die einzigen, welche zum Stande der Heiligen gelangen können, was übrigens mehr Schwierigkeiten hat, wie bei uns und immer nur eine Folge der allerschwersten Kasteiungen ist; der Charakter ist es nicht, welcher hier entscheidet. Hat ein Bramine lange genug seinen Körper zur Ernährung jedes beliebigen Ungeziefers hergegeben oder hat er sich mehrere Male auf drei bis vier Wochen lebendig begraben lassen oder hat er lange genug auf einem mit Nagelspitzen besäeten Brette gelegen oder sonst wie sich selbst gepeinigt und gemartert, so kommt er dadurch von selbst in den Geruch immer größerer Heiligkeit, bis er durch diese Heiligkeit zuletzt im Stande ist, Götter ab- und einzusetzen, mit Göttern siegreich um ihren Besitz zu ringen, er möge dabei ein solcher Schurke sein, wie nur je ein Bramine gewesen ist, oder nicht, dies ist ganz gleichgültig.

Heilig ist an sich der S t a n d, so daß es kein Verbrechen giebt, durch welches er des Todes schuldig werden könnte. Im schlimmsten Falle wird er aus seiner Kaste gestoßen und gehört von da ab zu den Parias. Die Fürsten haben sehr häufig ärmere Braminen zu ihren Dienern, aber der Fürst würde des Todes schuldig werden, wenn er seinen Diener Braminen anrühren wollte, er darf sogar nicht einmal mit ihm an demselben Tisch essen,

ein Bramine kann wohl König, aber kein König Bramine werden. Ein bettelnder Bramine darf sich wohl um die Tochter eines Königs bewerben, er darf ihr die Ehre anthun, sie zu seiner Gattin zu wählen oder zu begehren, aber kein Fürst darf es wagen, seine Augen auf die Tochter des bettelnden Braminen zu werfen.

Der zweite Stand ist der der Kschetrias, der Fürsten- und der Kriegerstand, allein berechtigt, Waffen zu führen, aber dadurch eben fast gänzlich ausgerottet. Während der viele hundert Jahre dauernden kriegerischen Stürme ganz allein die Last der Vertheidigung des Landes tragend, sind die Kschetrias immer mehr und mehr vermindert, bis sie schließlich mit den Fürsten, welche die Engländer entthronten, verschwunden sind. Man sagt zwar, die Radschputten und Nairen auf der Küste Malabar, die Mahratten u. s. w. seien Abkömmlinge dieses Standes, dem ist jedoch keinesweges so, es sind gleich den Sikhs, den Afghanen u. s. w. kriegerische Völkerschaften, bei denen jeder waffenfähige Mann sowohl berechtigt als verpflichtet ist, die Waffen zu führen und die Kriege mitzumachen, daher ist auch von Ausrottung derselben sobald noch keine Rede, sie wissen nichts von Braminen und sonstigen Standesunterschieden unter sich.

Die Visas oder Vaisyas sind, wie wir bereits gesagt haben, Ackerbauer oder Kaufleute, beides Beschäftigungen, welche in Indien für ehrenvoll gelten, daher die Visas auch zu den edleren Kasten gezählt werden.

Die drei bisher angeführten Kasten haben die Berechtigung, die Religionsbücher zu kennen, Braminen dürfen sie lesen, Kschetrias dürfen sie sich vorlesen lassen, Visas dürfen Erzählungen daraus anhören. Die vierte Stand, der der Handwerker, ist hiervon ausgeschlossen, derselbe ist unedel und unheilig. Die Handwerker unterliegen auch noch anderen beschwerlichen Beschränkungen, welche den Fortschritt des Volkes auf das Entschiedenste hemmen. So z. B. darf der Sohn kein anderes Gewerbe betreiben, als das seines Vaters; dies hat zwar zur Folge, daß ein solches Gewerbe durch geheime Kunstgriffe, die sich vererben und niemals an Andere mitgetheilt werden, zu einer gewissen Blüthe kommt, aber es hat auch den Nachtheil, daß eine allgemeinere Entwickelung ganz unmöglich ist, daß ein Gewerbe dem andern hülfreich an die Hand geht und ein Genie geradezu verkommt, wenn seines Vaters Gewerbe ihm nicht Gelegenheit giebt, dieses Genie anzuwenden. So steht denn vieles in Indien genau auf derselben Stufe, wie es die Kundschafter Alexanders des Großen oder wie es die Boten des weisen Salomo vor Tausenden von Jahren fanden.

Daß die Künste und Wissenschaften in früherer Zeit auf einer sehr viel höheren Stufe standen, als jetzt, geht nicht nur aus den wunderbaren

Monumenten hervor, welche an vielen Punkten gefunden worden sind, sondern auch aus den Brocken astronomischen Wissens, in deren Besitz die Braminen, namentlich zu Benares, noch jetzt gefunden werden. Diese Leute z. B. vermögen Sonnen- und Mondfinsternisse mit großer Geschicklichkeit dadurch zu berechnen, daß sie gewisse Verse an den Fingern herzählen und dadurch bis auf Minuten genau die Zeit der nächsten Finsterniß angeben. Rechenschaft verstehen sie sich über diesen Gegenstand nicht abzulegen, sie können kaum einmal sagen, wie sie es machen, denn ohne Nachdenken haben sie es Jahrtausende so betrieben, wie jetzt. Diejenigen aber, welche so leichte Methoden erfanden, Methoden, welche noch nach Jahrtausenden Geltung haben, müssen doch wohl weiter in dem Wissen gewesen sein.

Ganz so ist es auch mit ihrer Religion, welche eine bunte Musterkarte des wunderlichsten und abscheulichsten Glaubens und Aberglaubens ist, ursprünglich aber eine reine Tugendlehre und ein einfacher Deismus war, eine Gottesverehrung im einfachsten und lautersten Sinne.

Wir können uns nicht darauf einlassen, eine in's Einzelne gehende Religionslehre der Indier aufzustellen, doch einiges Wenige wird nicht ohne Interesse sein.

Das höchste Wesen, der das Weltall umfassende Gott heißt Brahm, er wird nie bildlich dargestellt, wie man etwas Urgroßes, Urgewaltiges, von dem Alles ausgegangen ist und zu dem Alles zurückkehrt, wie man überhaupt den Begriff des Allmächtigen, Allwissenden, Allgegenwärtigen kaum denken, viel weniger darstellen kann. Die Erhabenheit der Vorstellung geht noch daraus hervor, daß Brahm frei ist von Leidenschaft, von Lust und Begier, daß er der Alleinselige ist.

Von ihm ist ausgegangen die Natur und in ihr herrschen der Schöpfer Brama, der Erhalter Wischnu und der Zerstörer Schiwa, welche zusammen die Trimurti oder die Dreieinigkeit der Indier bilden.

Wischnu als Erhalter spielt eine eigene Rolle. Wenn die Welt durch viele Sünden ihr Maß voll gemacht hat und zur Zerstörung reif ist, also nun dem Schiwa verfallen würde, so erscheint Wischnu im Fleische als Erlöser. Als irgend ein Thier oder auch in Gestalt eines Menschen, als Krischna bekämpft er das Böse, erlöst die Welt vom Uebel. So ist er bereits neunmal erschienen und so hat er die Welt entsündigt und immer noch vor dem Untergange bewahrt, die neunte Verkörperung des Gottes ist die des Buddha, in welcher er etwa tausend Jahre vor Christi Geburt erschien. In dieser Gestalt ist er der Reformator der nach und nach sehr verdorbenen Bramareligion, diese Reformation hat sich erstreckt nicht allein über Indien und Thybet, sondern über die mongolischen und chinesischen Länder, über

Ceylon und die großen ostindischen Inseln. Nach dieser Religion fallen alle Kasten weg, sind alle blutigen Opfer verboten, alle Götterbilder verworfen; der Gottesdienst besteht in Gebeten und Liedern, es ist ein reiner Deismus, welcher eine einfache Moral predigt. Seine höchste Ausbildung, aber zugleich ein vorschreitendes Verderben hat er in Thybet erreicht. Hier ist der Gottesdienst mit einem unglaublichen Pomp verbunden, hier findet man auch Ehelosigkeit der Geistlichen und ein Beisammenwohnen derselben in Klöstern, und findet sich in Tracht und Gebräuchen der Geistlichkeit so viele Uebereinstimmung mit dem römischen Pomp, daß sich im ganzen Mittelalter die Sage verbreitete, in Hochasien wohne ein christliches Volk, welches von einem mächtigen Fürsten, dem Priester Johannes, beherrscht werde.

Dieser Religion sollen über 300 Millionen Bekenner angehören, das heißt eigentlich ganz Asien bis auf Persien und die Türkei.

Da die drei Hauptgötter verheirathet waren und überdies noch viele Liebschaften hatten, so ist begreiflich, daß es sehr viele Götter giebt, der Gottesdienst in Indien ist daher äußerst mannigfaltig. Im Ganzen kommt er jedoch dahin zu einer Einheit, daß der Sitz der gottesdienstlichen Handlung die Pagoden und daß die Religionslehrer und die ausübenden Priester Braminen sind.

Eine Pagode ist ein großer viereckiger Raum von 500 bis 1000 Schritt Länge und eben so viel Breite, genau nach den Weltgegenden gerichtet, von einer sehr hohen und starken Mauer umfaßt. In der Mitte einer Seite befindet sich der Haupteingang, durch einen 300 bis 400 Fuß hohen Thurm, von unten bis oben mit Figuren bedeckt, geziert.

Dieser Hof schließt einen zweiten kleineren und dieser schließt einen dritten ein, jeder von einer gleich hohen Mauer umfaßt und mit einem Thurme versehen.

Im Innersten ist der eigentliche Tempel, in welchen jedoch nur der Priester kommt und in welchen auch nur durch die Thüröffnung Licht fällt. Darin steht das Bild des hier verehrten Gottes, aus Stein gemeißelt und mit den prächtigsten Gewändern und sonstigen Schmucksachen geziert.

Nachdem das Volk in dem äußersten Hofe sich gebadet, gereinigt, geheiligt, wird es zu dem zweiten Hofe zugelassen, jedoch natürlich nur gegen ein der Gottheit dargebrachtes Opfer. Nachdem hier im inneren Hofe noch eine Reinigung vorgegangen ist, kann ein neues Opfer das Thor zum Tempelhof öffnen und es ist in diesem Falle möglich, das Götterbild selbst zu sehen, doch nur Wenigen wird es zu Theil, nur Wenige sind heilig genug, um zu erlangen, daß für sie das Tempelthor geöffnet und ihnen ein Blick hinein gestattet werde.

Geldopfer werden nie gefordert, doch von dem gläubigen Volk stets in solcher Menge gebracht, daß die Pagoden sämmlich über alle Begriffe reich sind, wohl aber giebt es andere Opfer, welche gefordert werden, z. B. daß man die schöne Tochter dem Dienste des Gottes weihe und daß man sich selbst den Tod gebe, was dadurch auf eine Gott gefällige Weise geschehen kann, daß man sich im Ganges badet, wo liebenswürdige Krokodile (die Schooßkinder der Götter) auf Beute warten, oder dadurch, daß man sich unter die Räder des Wagens wirft, welcher den Gott in Prozession um die äußere Mauer der Pagode führt, so z. B. geschieht es zu Jagarnat; auf einem sehr breiten Gestelle von Holz, mit einigen dreißig Rädern versehen, steht ein schwerer Thurm von achtzig Fuß Höhe, ganz durchbrochen, neun Gallerien über einander enthaltend, Säle, welche den ganzen Querdurchschnitt des Thurmes einnehmen und in welchen die Devedaschis üppige, prächtige Tänze aufführen. An diesen Wagen spannen sich, mit langen Seilen versehen, mehrere tausend Menschen, und glücklich schon ist der, welcher ein solches Seil berührt und ziehen helfen kann, häufig aber stockt der Wagen und dann rufen die Priester, der Gott sei erzürnt, weil sein Weg so staubig sei; alsbald stürzen die älteren Personen herbei und drängen sich unter die Räder des Wagens und lassen sich von denselben zermalmen. Diese jährlich wiederkehrende Prozession soll häufig fünf bis sechs tausend Menschenleben kosten.

Bilder-Atlas 4. A. T. 20

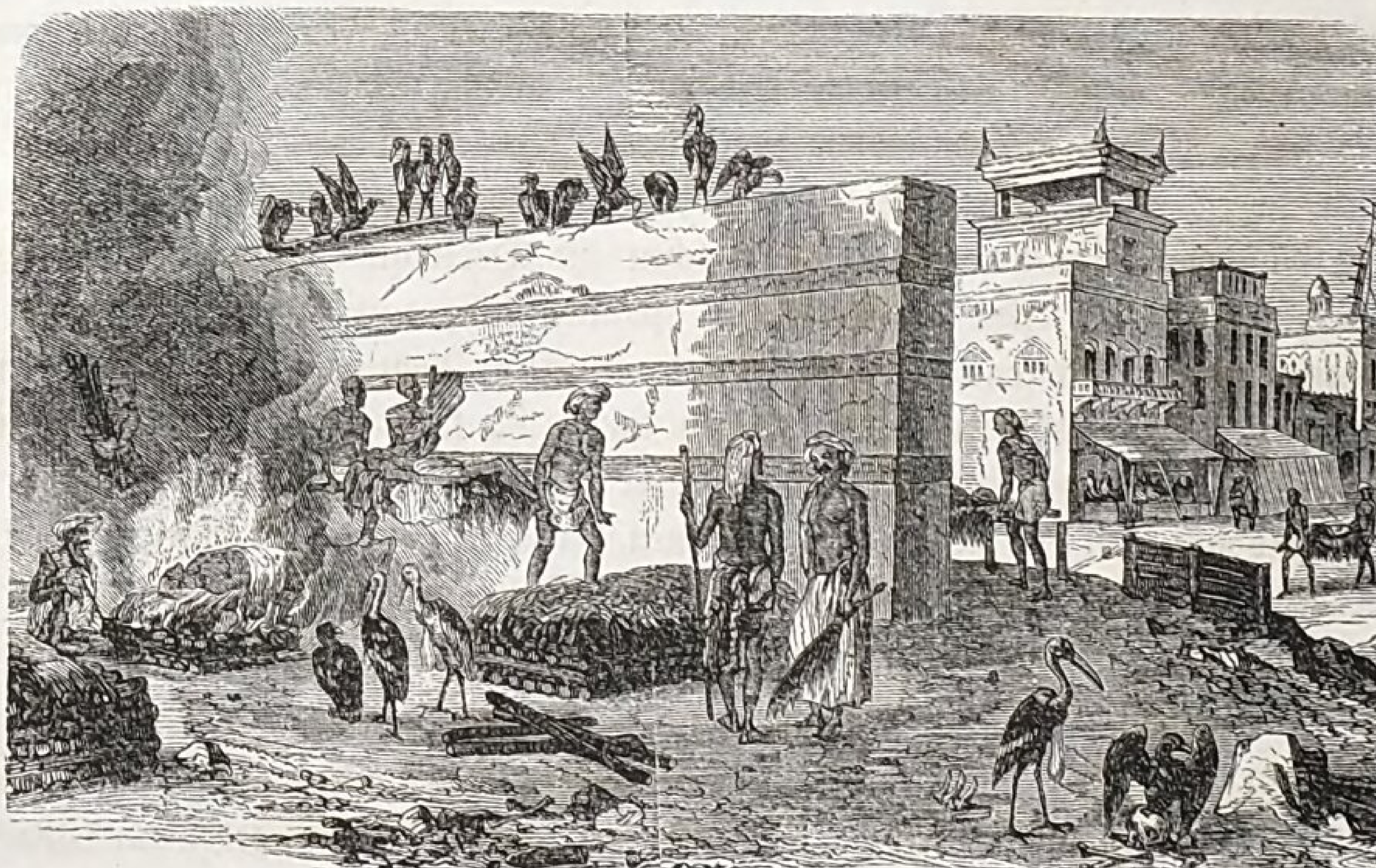
Man nennt dies nicht Menschenopfer, weil die Leute nicht mit dem Messer abgeschlachtet werden, sondern sich selbst den Tod geben und doch dürfte es sehr schwer sein, diese Abscheulichkeit anders zu bezeichnen. Hier finden die Schakale und Hyänen so reiche Beute, daß man sagt, sie seien lebenden Menschen niemals gefährlich, weil sie immer gesättigt sind. Der Raum um diese Pagode ist auf Stunden weit mit Menschenknochen besäet.

Diese Abscheulichkeiten haben in einer eigenthümlichen Lebensanschauung einen gewissen Sinn, eine Art von Berechtigung. Nach dieser Anschauung gehört die Welt der Jugend, der kräftigen, fortpflanzungsfähigen Menschheit. Was nicht zum Zwecke der Vermehrung beitragen kann, stiehlt seinen Platz einem nützlicheren Mitgliede ab, deshalb verbrennen sich auch die Wittwen. Bleiben sie leben, so sind sie dem ehelosen Stande verfallen, denn kein Indier heirathet eine Wittwe, es verbietet ihm dies die Religion, sie verlangt, daß seine Gattin eine Jungfrau sei, die Wittwe ist also ein unnützes Geschöpf, sie muß die Welt verlassen, gerade so gut, wie ein *alter* Mann oder eine *alte* Frau.

Bilder-Atlas 4. Abth. T. 21

Um nun dieses *freiwillige* Opfer des Lebens dem Darbringer zu versüßen, steht ihm die Aussicht bevor, daß er, zermalmt von den Rädern des

Götterwagens oder gefressen von den heiligen Krokodilen des Ganges oder gebraten in dem Feuer des Scheiterhaufens (daher die Verbrennung der Leichen reicher Leute; Armen steht dieses Mittel nicht zu) direkt in den Schooß Gottes komme, zur ewigen Seligkeit gelange. Derjenige, der dieses Gesetz nicht erfüllt, bleibt auch nach dem Tode auf der Erde und geht über in ein Thier, je nachdem sein Leben gut oder nicht gut verfloß, in ein reines oder in ein unreines Thier.



Verbrennung der Leichen.

Dieser Glaube ist wieder ein Grund, kein Thier zu tödten, kein Fleisch zu essen, denn Niemand kann wissen, ob er bei solch' einem Mahle nicht seinen Vater, seinen Bruder, sein eigenes Kind verzehre. Diesen Glauben pflegt man mit dem Namen der Seelenwanderung zu bezeichnen.

In allen Zeiten hat der religiöse Glaube, hat die Opferfreudigkeit der Bekenner die erhabensten Bauwerke gefördert, so in Europa die Kirchen, so in Rom und Griechenland die Tempel, so in Aegypten die mächtigen Bauten in Theben und Karnak, so in Indien die Pagoden, welche zu den herrlichsten Bauwerken gehören, die auf Erden stehen, gegen welche selbst die Wunder Aegyptens, die Pyramiden, verschwinden.

Diese Riesenbauten sind meistentheils aus Marmor, an der Küste von Malabar aber von Granit gebaut, aus Quadern, welche 10,000 bis 12,000 Kubikfuß enthalten und bis zur Spiegelglätte polirt sind. Zu manchem Gebäude haben dieselben 30 Meilen weit herbeigeführt werden müssen.

Noch andere Tempel sind ganz aus dem Felsen gehauen, es sind

nicht sowohl unterirdische Höhlungen, als vielmehr Tempel, welche aus der Felsmasse des Gebirges an Ort und Stelle gemeißelt sind, so daß auf Meilenweite der Berg verschwunden ist und die aus ihm gemeißelten Tempel stehen geblieben sind. So ist es z. B. bei Ellur (Eloora) in der Provinz Aurungabad, wo auf zwei Stunden Breite ein hufeisenförmiges Gebirge verschwunden ist und an seiner Stelle viele Tausende von Tempeln stehen, indem beinahe jede indische Gottheit daselbst ihren Tempel hat. Selbst die Braminen, welche man für die Gelehrtesten hält, wissen nichts von ihrer Entstehung, und Europäer, welche sie gesehen, glauben, daß Tausende von Jahren erforderlich gewesen sind, um sie auszumeißeln, welche Meinung um so mehr gerechtfertigt ist, als diese Tempel inwendig und auswendig mit unzähligen Figuren von unten bis oben bedeckt sind.

Dabei müssen die Meister eine seltene Kunstfertigkeit gehabt haben, denn die mehrsten Sculpturen sind recht eigentlich schön und so weit sie Thiere berühren, künstlerisch in solchem Grade vollendet, daß man es kaum begreift, wie es möglich gewesen ist, dergleichen durch die rohen ungebildeten Menschen entstehen zu sehen. Es befindet sich unter anderm dort ein riesiger, völlig freistehender Elephant und neben ihm ein Junges. Die Stellung, das, was der Künstler Gruppirung nennt, ist so außerordentlich natürlich, daß man glaubt, die beiden Thiere mit einander spielen zu sehen.

Das Wunder erklärt sich einfach dadurch, daß man nicht annimmt, es sei ein rohes, ungebildetes Volk, welches diese Kunstdenkmale hinterlassen, sondern im Gegentheil ein hochgebildetes gewesen, dessen Nachkommen nur von dieser Stufe herabgestiegen sind.

Es ist genau dasselbe, als wollte man sich wundern, daß die italienischen Hechel- und Mausefallenkrämer und Gipsfigurengießer oder die griechischen Viehtreiber, See- und Straßenräuber so herrliche Bauten geschaffen haben, wie wir sie in den Trümmern von Athen und Korinth noch finden. Diese Räuber und diese Hechelkrämer wären dessen freilich nicht fähig gewesen, aber die Völker, aus deren Händen jene Tempel und Theater hervorgingen, standen auf dem Gipfelpunkt der Bildung in Kunst und Wissen und es ist wahrlich nicht ihre Schuld, daß ihre Nachkommen so entartet sind.

Eben so wunderbar, wenn nicht ganz so großartig, sind die Tempel, welche unmittelbar vor der Stadt Bombay auf den beiden Inseln Salsette und Elephantine liegen. Beide Inseln bestehen jede aus einem mächtigen, einzeln hoch emporragenden Felsen und die Felsmassen sind durch und durch so ausgehöhlt, daß man die wunderbarsten Tempelstrecken innerhalb eben dieser Felsen findet. Sie haben eine Ausdehnung, von der man sich gar

keine Vorstellung machen kann, sie sind so weitläufig, daß sie vielen Tausenden von Priesterfamilien zur Wohnung gedient haben, nicht sowohl die Tempel, als die rings um dieselben in eben den nämlichen Felsen ausgehöhlten Kammern und Säle, offenbar so eingerichtet, daß sie für Leute, welche die heiße Temperatur des indischen Sommers fliehen wollen, recht bequem wohnlich sind. Die eigentlichen Tempel, obwohl noch jetzt die Schlafstätten einer großen Menge sogenannter Fakirn, haben nicht den Zweck, bewohnt zu werden, sondern höchst wahrscheinlich den, einer großen Zahl von Gläubigen den Anblick ihrer Gottheit gleichzeitig zu gewähren.

Ein solcher Tempel geht quer durch eine der Inseln und hat die Breite des größten städtischen Platzes, wird von sieben schnurgerade gehaltenen Reihen riesiger Pfeiler getragen, welche wieder auf sich die ganze Last des darüber ruhenden Gebirges tragen müssen. Bei diesen Aushöhlungen ist die Decke so bearbeitet, als ob sie aus sehr schweren und breiten Balken bestände, welche auf diesen Pfeilern liegen. Auf ähnliche Weise baute man in Indien die Pagoden über der Erde, weil man keine Gewölbeconstruction kannte und so ahmte man denn die Balkenconstruction auch unter der Erde nach.

In einem dieser Tempel befindet sich das ganz kolossal große Brustbild der indischen Dreieinigkeit, die Köpfe des Schöpfers, Erhalters und Zerstörers — Brama, Wischnu und Schiwa — sind zu einem riesigen Kopfe, der nach drei verschiedenen Richtungen schaut, vereinigt.

Auch im Süden von Madras ist ein weitgestrecktes Granitvorgebirge ganz zu Grotten, Tempeln, Sälen, Wohnungen ausgehauen; die Schiffer nennen dasselbe die sieben Pagoden, die Einwohner bezeichnen sie mit dem Worte Mawalipuram.

Es muß eine großartige physische Kraft, von einem einheitlichen Willen geleitet, gewesen sein, welche vermochte, dergleichen Unternehmungen zu machen und bis zur Vollendung durchzuführen, und zu bewundern ist, daß ein Volk von solcher schöpferischen Kraft den Horden von fremden Eindringlingen hat unterliegen können.

Der Charakter der Hindu ist äußerst verschieden, der größte Theil derselben, welcher die beiden untersten Stände und den obersten Stand, den der Braminen, bildet, zeigt eine Geduld und Entsagung, die weit über unsere Begriffe geht. Bei den Braminen ist dieses eine Sache des vollsten Bewußtseins, der Ueberlegung, sie wollen so sein, sie finden darin einen Weg zur Heiligkeit und sie legen sich freiwillig die unglaublichsten Entbehrungen und Martern auf, um ihre Geduld, ihre Entsagung zu prüfen. Ihr Ziel ist die Heiligkeit. Sie kämpfen mit sich, mit ihrem Fleisch, ihrem

Geist, um irgend ein hohes, erhabenes Ziel zu erlangen, wie z. B. der König, von welchem Heine singt:

„Der König Wiswamitra
Kämpft ohne Rast und Ruh,
Er will durch Kampf und Büßung
Erringen Wasischta's Kuh.

O König Wiswamitra,
Was für ein Ochs bist Du,
So viel zu kämpfen, zu büßen,
Und alles um eine Kuh!"

Der König Wiswamitra war durchaus kein Ochse, er wußte sehr gut, was er wollte. Die Kuh ist überhaupt ein heiliges Thier, denn sie ist das Symbol der Fülle, der Ernährung, aber Wasischta's Kuh hatte noch eine ganz besondere Eigenschaft, derjenige, welcher sie besaß, konnte von ihr melken, was er wollte, einen Palast, ein großes Kriegsheer, ausgerüstet mit allem, was nach indischen Begriffen dasselbe furchtbar und unwiderstehlich macht. Zur Zeit der Dürre konnte er von ihr melken beliebig viele und beliebig große Wasserströme und war irgend wo zu viel Wasser, so konnte er von ihr eben so gut Sonnenschein und Wind melken, um die Gewässer aufzusaugen und zu entführen.

Auf solche Weise ist denn zu erklären, warum der König Wiswamitra sich ihretwegen so viel Mühe gab, denn anders als durch Kampf und Büßung war sie nicht zu erlangen, solche Büßung aber machte ihn mächtiger als die Geister, ja als die Götter, die Beherrscher der Geister.

Was hier Absicht ist, ist in den niederen Ständen eine unbewußte Hingebung an einen höheren Willen, an das Fatum würden die Griechen gesagt haben, und dieser Schicksalsglaube ist noch im ganzen Orient in aller Stärke zu finden, darum thut der Orientale auch nichts, um sein Geschick abzuwenden und entflieht der Pest nicht, denn er weiß, wenn der Tod durch dieselbe ihm bestimmt war, so wird sie ihn erreichen, gleichviel, wo er sei, und wenn ihm bestimmt war, leben zu bleiben, so wird er leben bleiben mitten unter allen Pestkranken.

Wahrscheinlich ist es dieser unglückliche Glaube, welcher die armen Indier zum Spielball persischer, mongolischer und europäischer Abenteurer gemacht hat. Brama hat es so beschlossen oder Wischnu, vergeblich wäre es, sich dagegen aufzulehnen.

Wo dieser entnervende Glaube nicht herrscht, ist es nicht in gleicher Weise gegangen, die Mahratten, die Radschputten, die Sikhs sind niemals

unterjocht worden, sie sind sehr kriegerisch, sehr tapfer und haben sowohl den Gaznaviden, welche von Khorassan mit ihren fanatischen Muselmännerschaaren nach Indien drangen, um dasselbe dem Mohamedanismus zu unterwerfen (ungefähr um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung), als 300 Jahre später den wilden Mongolen und noch 100 Jahre später den Tartaren widerstanden. Erst die Engländer, jedenfalls noch viel schlauer und viel hinterlistiger als die gedachten Stämme, vermochten sie einzuschläfern und durch Verträge so zu fesseln, daß sie nach und nach Garnisonen aufnahmen, Hülfsvölker stellten und schließlich in Uneinigkeit geriethen, wodurch denn natürlich die Engländer das Heft in die Hand bekamen.

So wie auf einer Seite die Religion zu den größten Tugenden führt, so führt sie auf der andern Seite zu den größten Abscheulichkeiten. Wir meinen nicht die Religionskriege, welche unzweifelhaft hundertmal mehr Menschenleben gekostet haben, als alle anderen Kriege zusammengenommen, sondern wir meinen die Verpflichtungen, welche gewisse Religionslehren ihren Bekennern auflegen. Ein abschreckendes, ein höchst erschreckliches Beispiel der größten Verruchtheit, durch die Religion geboten, giebt uns das Thun und Treiben der sogenannten Thugs, einer durch ganz Indien verzweigten Religionssekte, deren Hauptgott Kali eine Göttin ist, welche Abscheu vor dem Blut hat und ihren Anhängern verbietet, lebende Menschen zu berauben. Man sollte nicht glauben, daß hierin ein Gebot unmenschlicher Grausamkeit gefunden werden könne, doch haben die Thugs oder Phansigars, wie sie sich selbst nennen, es vermocht, die Befehle ihrer Göttin dahin auszulegen: die Göttin will nicht haben, daß man Lebende beraubt, nun gut, nichts ist einfacher, man ermordet zuerst diejenigen, die man berauben will. Leichen zu berauben ist nicht verboten.

Die Göttin ist auch eine Feindin von Blutvergießen, nun so erwürgt man denn die Menschen, dabei fließt kein Blut.

Diese Raubmörder bekennen sich ganz öffentlich zu ihrem verruchten Thun, es geschieht ja alles zu Ehren der Göttin. Diese selbst hat einen prächtigen Tempel zu Bindaschul unfern Mirzapur in der Provinz Allahabad, d. h. ganz nahe Benares, einem der Hauptsitze der Macht der Engländer in Indien. An diesen Tempel liefern sie einen Theil ihrer Beute ab und bitten die Göttin um ferneren Segen und um die Geschicklichkeit in der Kunst des Erwürgens, welche sie selbst erfunden und ihre Anhänger gelehrt hat.

Die Thugs stehen unter Anführern (Jemadar), welche eine größere oder geringere Zahl, 50, 100 bis 200 Menschen befehligen, die religiösen Gebräuche anordnen und auf das Genaueste überwachen und dafür einen vorzüglichen Antheil an der Beute erhalten. Sie unterrichten in der Kunst

des Würgens, welches mit einem Tuche geschieht und gewöhnlich von einem besonderen Würger (Buttoat) ausgeübt wird, der auch das Würgetuch trägt, obwohl alle die schöne Kunst in großer Vollkommenheit inne haben.

Das Würgen geschieht so schnell und zugleich mit solcher Gewalt, daß nicht nur den unglücklichen Ueberfallenen jeder Athemzug, jeder Schrei benommen ist, sondern ihnen auch gleich die Augen aus den Höhlen treten. Jede Bande hat ihre Kundschafter (Tillaae), welche unter der Maske von Kaufleuten im Lande umherreisen und auskundschaften, wer wohl der Mühe werth wäre, gemordet und beraubt zu werden. Es ist daher höchst gefährlich, auch nur einen Tag oder einen halben Tag vorher zu sagen, daß man und wohin man reisen will, denn die Kundschafter haben eine solche Geschicklichkeit im Aushorchen der Dienerschaft, ja der Herrschaft selbst, der sie sich gefällig erweisen, der sie Rath ertheilen, welche sie warnen vor Unglücksfällen, wie sie ihnen selbst begegnet sind, daß man nie genug auf seiner Hut sein kann.

Haben sie nunmehr heraus, was sie wissen wollen, vor allen Dingen, wann aufgebrochen wird, welche Nachtlager man zu machen gedenkt und wie stark die Begleitung ist, so geben sie dem Anführer davon Nachricht. Dieser bereitet auf dem Wege, den die Reisegesellschaft nehmen wird, einen Hinterhalt, läßt auch dort sogleich von den Todtengräbern (Suggaes), die ausschließlich das Amt haben, die Todten zu bestatten, so viele Gräber vorher machen, als Personen an der Reise Theil nehmen, denn die Göttin Kali ist sehr zartsinnig, sie kann nicht nur kein Blutvergießen sehen, sie hat auch einen Widerwillen gegen den Anblick von Todten — und nun wird im tiefsten Versteck, im lautlosesten Schweigen gewartet, bis der erkundschaftete Zug kommt.

So wie derselbe in der richtigen Entfernung ist, fliegen von allen Seiten Schlingen auf die einzelnen Personen, sie werden zur Erde geworfen und der Würger nebst seinen Gehülfen, deren er nicht selten mehr als zehn hat, verrichten ihr grauenvolles Amt. In wenigen Minuten sind sämmtliche Theilnehmer der Reise ermordet, geplündert, begraben, auf den Gräbern wird Feuer angezündet, daß man die Stelle nicht als ein Grab erkenne, und sofort zerstreut sich die ganze Bande nach allen Richtungen, um sich an irgend einem vorher bestimmten Punkte und an einem gewissen Tage zu neuen Mordthaten zu versammeln. In den großen Städten sind Hehler, welche den Raub zu Spottpreisen aufkaufen.

In der neueren Zeit hat man versucht, diese entsetzliche Religionssekte einzuziehen und man hat einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen sie geführt; die Ereignisse der indischen Revolution haben jedoch wieder unterbrochen und zum Theil zunichte gemacht, was in früheren Jahren geschehen war. Ein

Jeder, der überführt war, zu den Thugs zu gehören, wurde gehängt, gleichviel, ob er auch überwiesen war, geraubt und gemordet zu haben, oder nicht. Sie sind von einem unüberwindlichen Fanatismus beseelt, das Morden ist ihnen eine heilige Arbeit, ein Gottesdienst und zugleich eine Lust; einer ihrer berühmtesten Anführer, Amir Ali, hat mehr als 750 Menschen mit eigenen Händen erwürgt und eine Beute von mehr als 100,000 Pfund Sterling in gemünztem Golde und Kostbarkeiten geraubt, abgesehen von den Wechseln, welche immer der Sicherheit wegen vernichtet wurden und also auch verloren waren, da natürlich in Indien kein Wechsel zum zweiten Male unterschrieben wird, wenn ein erster angeblich verloren oder gestohlen ist.

Außer gegen diese Mörder aus Religion ist man duldsam gegen alle Religionen und alle Sekten, die Indier selbst zeichnen sich hierin vorzugsweise aus. Ein Jeder verlangt von jedem Andern Duldung für sich und gewährt sie deshalb auch jedem Andern, so daß man nicht, wie z. B. in andern katholischen Ländern, seinen Protestantismus zu verleugnen braucht, sondern offen und zwar durch Bemalen der Stirn mit gewissen Farben und breiten Strichen zu bestimmten Zeichen, deren Bedeutung ein Jeder kennt, die Sekte kund giebt, der man angehört. Darum gelang es auch schon sehr früh dem Christenthum, Eingang zu finden, nach der Sage dadurch, daß der Apostel Thomas zur Bekehrung der Heiden dorthin gezogen sein soll. Ihrer Ausübung der christlichen Religion nach sind diese Leute jedoch Nestorianer, welche, im fünften Jahrhundert von der orthodoxen byzantinischen Kirche vertrieben, sich nach dem Osten wendeten und dort ausbreiteten. Es ist dieses ein kleiner Stamm eigentlicher Indier, auf der Küste Malabar wohnend und etwa 70,000 Seelen zählend. Zu Mosul in Kleinasien am Tigris wohnt ein Patriarch, welchen sie als ihr geistliches Oberhaupt anerkennen, ihre Priester sind verheirathet, sie erkennen nur drei Sakramente, Taufe, Abendmahl und Priesterweihe, und dulden außer dem Kreuze keine Bilder in ihren Kirchen.

Als die Portugiesen nach Indien kamen, freuten sie sich nicht, daselbst schon Christen zu finden, sondern sie verfolgten dieselben als verfluchte Ketzer mit Feuer und Schwert, zwangen die übrig bleibenden, ihre Gebräuche zu ändern und den Papst anzuerkennen, als aber späterhin ihre Macht erlosch, kehrten die Indier auch wieder zu ihren einfachen Gebräuchen zurück. Sie bilden jetzt einen kleinen Staat, welcher durch Aelteste und Priester regiert wird. Die Reisenden beschreiben sie als sehr milde, wohlgesinnte Menschen, aber auch zugleich als höchst unwissend, was nun weiter kein Wunder ist, alle Indier sind unwissend; obwohl viele Schulen im Lande zerstreut sind, fällt es doch keinem, der nicht zur Braminenkaste gehört, ein, die Schulen zu besuchen, in denen ohnedies nur Lesen gelehrt wird.

Einen bedeutenden Theil der Bevölkerung bilden die Mongolen, deren Zahl vielleicht 15 Millionen betragen mag. Sie sind übrigens so durchaus mit den Indiern vermischt, daß man sie kaum mehr ihrer Race nach erkennt, als höchstens etwa an dem schwachen Barte. Die sonst unangenehme Bildung der Augen und der Backenknochen ist durch die Kreuzung mit der edlen kaukasischen Race, mit den wohlgebildeten Indiern, gänzlich verwischt, aber sie sind stärker, kräftiger gebaut und kriegerischer als die Indier. In Religion und Sitte haben sie sich vollständig dem Islam angeschlossen, auch ihre Kleidung ist die der Türken.

Von dem Worte Mongol stammt der Titel Mogol, Mogul, Großmogul, der höchste Herrscher in Indien, welches eine Zeit lang den Moguln ganz unterworfen war. Der Reichthum, die verschwenderische Pracht, welche die Folge desselben war, die Großartigkeit der Paläste und Moscheen, die phantastische Anlage der Gärten erinnert vollständig an die Mährchen von Tausend und Eine Nacht. Die Ueppigkeit, in welcher sie lebten, entnervte sie nach und nach so sehr, daß sie tartarischen Räuberhorden, wie denen des berüchtigtsten Räubers Thamasp Kuli Khan, der sich später den Namen Nadir Schach beilegte, erlagen. Dieser Nadir Schach hatte sich dem Fürsten Thamasp so furchtbar gemacht, daß derselbe ihn zum Khan ernannte, um Ruhe vor ihm zu haben. Nadir nannte sich deshalb des Thamasp Sklave-Fürst, das sagen die obigen drei Worte; als er Indien mit seinem Räuberheere unterjocht hatte, schmückte er hundert seiner Jagdhunde mit den Halsbändern der ermordeten schönen Frauen aus dem Serail von Delhi, woselbst bei der Plünderung 150,000 Menschen geschlachtet wurden.

Die Muselmänner sind nicht so duldsam, wie die Indier. Die Bekehrungswuth, mit welcher sowohl der türkische Sultan, als die arabischen Kalifen fremde Länder durchzogen und durchaus vermöge des Islams glücklich machen wollten, hat die eifrigen Bekenner desselben bis auf diese Stunde noch nicht verlassen und es trifft sich wohl, daß ein Fakir beim Vorübergehen eines Indiers oder Christen plötzlich und ohne alle Veranlassung aufspringt und ihn ermordet, in den noch jetzt unter mohamedanischer Herrschaft stehenden Fürstenthümern stets straflos ausgehend.

Die Uebrigen, Perser, Araber, Armenier und Juden, bilden nur einen sehr geringen Theil der Bevölkerung, sie sind in den verschiedenen Städten angesiedelt und betreiben fast ausschließlich den Handel.

Die Europäer haben seit Vasco de Gama, der zuerst Afrika umschiffte, in Indien festen Fuß gefaßt, sie haben auch gleich begonnen, die christliche Religion zu verbreiten, aber leider genau so, wie die Araber den Islam, d. h. mit Feuer und Schwert, sie haben nicht die Fackel der Vernunft, son-

dern sie haben den Scheiterhaufen angezündet und viel mehr gemordet, als es in den Kriegen geschehen ist, welche sie führten, um sich festzusetzen.

Später erschienen die Holländer, welche gar nichts für die Verbreitung der christlichen Religion thaten. Am Anfange des vorigen Jahrhunderts sind von Halle und Berlin aus viele Missionaire nach den indischen Besitzungen der Holländer und Dänen geschickt worden, dann haben die Engländer ihre eigenthümliche Art von Missionairen dorthin verpflanzt, d. h. meistentheils invalide Matrosen, welche den verruchtesten Lebenswandel geführt haben und nun mit einem Male vorgeben, fromm geworden zu sein und das Christenthum verbreiten zu wollen.

Was auch geschehen sein mag, es hat keine Früchte getragen, hauptsächlich wohl, weil die Lehrer der neuen Religion nicht geeignet waren, sich Achtung zu verschaffen, dann aber, weil diese Religionslehrer sämmtlich den Indiern für unrein, folglich für verabscheuungswürdig galten.

Die Indier sind über alle Begriffe reinlich, sie verrichten kein Bedürfniß irgend einer Art ohne vorherige und nachfolgende Abwaschungen, sie waschen sich so gut vor und nach jeder Mahlzeit, als sie sich nach jeder Ausleerung waschen, und das tägliche Baden selbst ist ihnen eine religiöse Pflicht.

Wer das nicht thut, ist unrein, und wer einen solchen Unreinen berührt, wird dadurch mit unrein. Die Europäer vernachlässigen die mehrsten dieser Reinigungen und sind mithin unrein. Kein Indier nimmt eine Speise zu sich, die ein Europäer mit der Hand berührt hat, wie möchten sie denn nun, sie, die rein sind, die Religion der Unreinen annehmen.

Demnächst aber sind die Europäer den Indiern auch noch deshalb ein Abscheu und viel verächtlicher als die Parias, weil sie Fleisch essen, welches der Indier nicht ißt, weil sie vollends das Rind, Ochse und Kuh, schlachten, das heilige Thier, wie möchten sie also sich zu der Religion so überaus unheiliger Menschen bekennen; so wird es wohl dabei bleiben, daß das Christenthum vorläufig keinen Eingang findet und in der That, die dort lebenden Christen sind nicht musterhafte Menschen.

Thybet.

Schreiten wir auf unserer Linie der südlichen Hälfte der gemäßigten Zone weiter nach Osten, so haben wir unmittelbar vor uns Thybet, dann China und endlich Japan. Das erstere, dem die Eingebornen sehr verschiedene Namen geben, da sie keinen Begriff von der Zusammenfassung eines Landes von 30,000 Quadratmeilen unter einem Namen haben, erstreckt sich vom 27. bis zum 38. Grad nördlicher Breite und hat auf einer Länge von ungefähr 300 Meilen im Süden Indien, im Norden die freie Tartarei und im Osten China zur Grenze.

Es ist das erhabenste, d. h. hochgelegenste aller Gebirgsländer der Erde. Seine niedrigsten Thalflächen liegen 8000 Fuß über dem Meere, die allermehrsten aber sehr viel höher, und viele, noch ganz fruchtbar und bewohnt, liegen 15,000 Fuß hoch und sind nun noch von 10,000, ja von 12,000 Fuß hohen Gebirgen eingeschlossen. Der Himalaya mit seinen riesigen Schneegipfeln begrenzt den südlichen Theil, aber das ganze Land ist durchaus gebirgig und zwar liegen fast alle Gebirge mit ihren Gipfeln über der Schneegrenze, sind mit Schnee und Eis, in ihren Thälern aber mit Gletschern bedeckt.

Thybet scheint das Quellenland fast aller Flüsse Asiens zu sein; der Irtisch, der Obi, der Jeniseisk, die Lena 2c. entspringen sämmlich von den Gebirgen, welche Thybet oder die Gobiwüste begrenzen, die mächtigen Flüsse aber, welche China und Indien durchströmen, haben ganz zweifellos in Thybet ihren Ursprung, allein das Land ist so überaus wenig gekannt, daß man vergeblich nach dem Zusammenhange des Flußnetzes sucht und wo ein solcher sich wirklich findet, entspringt derselbe bei weitem mehr der glücklichen Phantasie des Kartenzeichners, als den Kenntnissen desselben von den Gebirgsverzweigungen und Durchbrüchen. Es ist dieses übrigens ganz begreiflich, denn erstens reist man in China und Thybet nicht wie in Deutschland ungefährdet wohin man will, zweitens aber hat ein und derselbe Fluß auf seiner Länge von 200 bis 300 Meilen nicht *einen* Namen, wie die Donau von Donaueschingen bis zum schwarzen Meere, wie der Rhein von der Schweiz bis Holland, wie die Weichsel von den Karpathen bis zur Ostsee, sondern in jedem Lande und jedem Ländchen von Hochasien hat derselbe Fluß einen anderen Namen und wer einen solchen Fluß nicht von seinem Ursprunge bis zu seiner Mündung unter fortwährender Beobachtung von Länge und Breite befahren hat, kann nicht sagen, daß er den Lauf des Flusses kenne.

Das Land ist von unzähligen Bächen so reich bewässert, daß es trotz des sandigen Bodens doch sehr fruchtbar ist und auch mit Fleiß angebaut wird. Diese Bäche nähren außer den mächtig großen Strömen unzählige Seen, deren beinahe jedes Thal einen oder mehrere aufzuweisen hat, mitunter von solcher Ausdehnung, daß sie eine Menge Inseln und zwar große Inseln von sechs bis acht Meilen Durchmesser im Schooße ihrer Gewässer bergen.

Wir sagten oben, daß Thybet 30,000 Quadratmeilen umfasse, es wird höchstens 5 Millionen Einwohner haben, aber diese Einwohner sind nicht im Stande, sich die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche in genügender Menge zu verschaffen, sie müssen von Indien und von China Zufuhr haben und dieses kommt nur daher, weil neunzehn Zwanzigstel des Landes aus Bergen bestehen und das übrige Zwanzigstel in seiner Räumlichkeit durch die vielen Seen noch beträchtlich verkümmert wird.

Diese eigenthümliche Beschaffenheit macht das Land so unzugänglich. Man muß sich nicht etwa vorstellen, es wäre ungefähr so wie in der Schweiz, sondern man muß sich vorstellen, die Schweiz und Tyrol in der Länge sechsmal und in der Breite zwölfmal an einander gesetzt, so würde man ungefähr einen Begriff von der Ausdehnung und von der Bodenbeschaffenheit des Landes haben.

Wenn man von Deutschland nach Italien reisen will, so hat man einen Bergpaß zu überwinden, man steigt auf deutscher Seite in einem Thale hinauf, bis man an das Joch kommt, und steigt auf der italienischen Seite hinab, bis man in die Ebene gelangt.

Nun so macht man es allerdings in Thybet auch, der Unterschied ist nur etwa der, daß der Paß in der Schweiz 6000 bis 7000 Fuß, der Paß in Thybet 15,000 bis 18,000 Fuß hoch liegt. Aber hat man die Reise von Deutschland nach Italien gemacht, so hat man das Gebirge hinter sich; nicht so in Thybet, wo man nach der ersten Uebersteigung eines Joches eine zweite Bergkette vor sich hat, vielleicht noch höher als die erste, über welche man hinweg muß, aber nicht etwa, um aus Thybet heraus, um in die Tartarei zu gelangen, sondern nur um in ein zweites Thal zu kommen, aus welchem jeder weitere Weg versagt ist, wenn man nicht abermals ein gleich hohes Bergjoch übersteigen will, und so fort sechs- oder achtmal, sowohl von Süden nach Norden, wie auch, wenn man das Land von Osten nach Westen durchreisen möchte, und alle diese schönen Bergjoche werden nicht auf breiten Chausseen befahren, sondern müssen an ihren unteren Theilen auf Saumthieren, in den höheren Theilen aber stets zu Fuß beschritten werden; so kennen wir denn äußerst wenig von diesem eigenthümlichen Lande, nicht

viel mehr, als die Missionaire und einige Kaufleute uns darüber berichtet haben.

Das Klima ist zwar im Ganzen gesund, aber doch sehr wechselvoll, wenigstens was die Temperatur betrifft, denn die Regenmenge ist nicht groß, da sich alle Feuchtigkeit der Atmosphäre an dem ewigen Schnee der Gebirge niederschlägt. Die Lage ist eine sehr südliche, daher die Sommerhitze sehr groß, es liegt durchschnittlich in derselben Breite wie Nordafrika, aber es liegt wiederum sehr hoch und darum ist die Wintertemperatur so strenge, daß die späten Erndten nicht selten unter Schneegestöber stattfinden, daher kommt es, daß man vielmehr auf die Viehzucht als auf den Ackerbau hält. Dieses ist die Hauptbeschäftigung der Thybetaner und darum ist auch Fleisch, Milch, Butter und Käse die Hauptnahrung derselben. Zu den Hausthieren gehört eine Art von Rind, der sogenannte Grunzochse (bos grunniens), welcher darin von dem übrigen Rindvieh abweicht, daß er einen schönen, lang behaarten Pferdeschweif hat. Dieser Schweif, Tschauri genannt, wird als Fliegenwedel nach Indien verkauft und kostet dort mehr als der ganze Stier in Thybet. Schafe werden in großer Menge gehalten; von viel höherem Werthe ist den Thybetanern die Ziege, welche außer dem langen Haar, das ihren Körper äußerlich bedeckt, am vorderen Theil ihres Körpers eine ungemein zarte Wolle hat, die, lang und sehr weich, das Material zu den feinsten Kaschmirshawls hergiebt.

Das lange Ziegenhaar wird gleichfalls gesponnen und zu Kleiderstoffen verwebt.

Unter den wilden Thieren ist besonders das Moschusthier erwähnenswerth, es gehört in das Geschlecht der Hirsche, ist kleiner als ein Reh, hat ein sehr zartes Fell, wird aber hauptsächlich wegen des Moschus gefangen oder erlegt. Diese Kostbarkeit befindet sich nicht, wie die Mehrsten glauben, in den Hoden oder bei denselben, sondern in einer eigenthümlichen Einsackung der Haut zwischen dem Nabel und dem Geschlechtstheil des Männchens. Es ist dieses ein wirklicher Beutel aus dem an dieser Stelle sehr wenig behaarten Felle des Thieres, aber dieser Beutel geht nicht nach außen, sondern nach innen, es könnte daher dem lebendigen Thiere der Moschus abgenommen werden, ohne ihm irgend wie zu schaden, denn mit einem Löffel könnte man sehr wohl in die Oeffnung kommen. Die Höhlung ist ungefähr so groß wie ein Apfel, hat inwendig eine große Menge dicht an einander liegender Falten, keine Drüse, aus diesen Falten drängt sich der kostbare Bisam nach und nach hervor. Es mag sehr schwer sein, das Thier lebend zu fangen, daher bekommt man den Moschus im Handel nie anders als eingeschlossen in dem Beutel, welchen man dem getödteten Thiere ausgeschnitten hat.

Moschus ist das belebendste Medikament, welches wir irgend kennen, es ist aber auch das theuerste, in den Apotheken kostet ein Gran $\frac{2}{3}$ Thaler. Von dem Genuß des Moschus bei sonst gesundem Leibe erzählt man sich Wunderdinge, daß es den Kranken nicht hilft, ist so natürlich, als es bekannt ist. Der Moschus wird nämlich nicht früher gegeben, als bis alle anderen Mittel erschöpft sind und der Mensch im Sterben liegt. Nun in solchem Falle ist freilich nicht mehr viel zu helfen.

Das gewaltig gebirgige Land soll doch arm an Mineralien sein; das wird wohl heißen, weil es so arm an Holz ist, kann man weder Bergwerke bearbeiten, noch Metalle schmelzen. An Metallen wird nur Gold und Quecksilber gewonnen. Ein in früherer Zeit sehr wichtiges Handelsprodukt war der rohe Borax, höchst unreines borsaures Natron, welches aus den dortigen Seen gewonnen und unter dem Namen Tinkal in den Handel gebracht wurde. Seitdem dieses Mineral in viel größerer Masse aus Italien zu uns kommt, hat es sich aus dem indischen Handel ganz verloren.

Die Einwohner dieses mächtigen, weit ausgedehnten Landes sind mongolischen Stammes, sollen jedoch viel bessere Eigenschaften haben, als ihre Stammeltern, sind auch äußerst höflich und ziemlich gesittet. Ein Beweis der höheren Stufe, welche ein Volk errungen hat, ist immer die gute Behandlung der Frauen, und diese findet man hier vielleicht mehr wie in Europa; man sagt, ihre Sitten seien untadelig und sie genießen deshalb großer Freiheit. Daß hier Vielmännerei herrscht, kann so wenig unsittlich genannt werden, als daß in der Tartarei Vielweiberei herrscht. Man glaubt, diese Sitte habe die Dürftigkeit des Landes zum Grunde. Vielmännerei hindert jedenfalls die Vermehrung der Bevölkerung und man will behaupten, Thybet könne durchaus nicht mehr Menschen ernähren, als gerade darin wohnen.

Nirgend auf Erden ist die Religion so tief in das Volk und in das bürgerliche Leben gedrungen, als hier in Thybet. Wie bei den alten Israeliten, bei denen Jehovah die weltliche Macht eben so gut führte als die geistliche und in seinem Namen Priester und Leviten jede Verordnung erließen, die ihnen recht schien, so auch hier, wo in jedem Dorfe ein Kloster ist, wo die Geistlichen, obschon abgesondert mehr als irgend wo anders und namentlich mit dem weiblichen Geschlecht nie in Berührung kommend, doch der Rath derselben für jede, auch für die geringste Handlung in Anspruch genommen wird.

Die Geistlichen sind übrigens die einzigen Besitzer alles Wissens, aller Gelehrsamkeit, sie haben zahlreiche Bibliotheken, haben eine sogenannte heilige Schrift, Schriftzeichen, welche jedoch nicht Buchstaben, sondern Silben und

daher so schwer zu lernen sind, wie die chinesischen Schriftzeichen, oder wenigstens nahezu eben so, denn jedenfalls sind in der chinesischen Sprache viel mehr Zeichen vorhanden, sie bedeuten nicht blos Silben, sondern auch Begriffe, wodurch sie denn eben so sehr zusammengesetzt werden.

Man pflegt die Religion Lamaismus zu nennen, dies kommt jedoch nur daher, weil ihr oberster Priester Lama heißt. Die Religion ist der eigentliche Buddhaismus, der hier in all' seiner eigenthümlichen Gestaltung und Pracht aufrecht erhalten worden ist und sich zu dem in Indien vorkommenden Buddhaismus ungefähr so verhält, wie der Katholicismus oder die orthodoxe griechische Kirche zu der vereinfachten protestantischen Glaubenslehre. Es ist auch ziemlich unzweifelhaft, daß die thybetanische Religion aus Indien stammt, so wie denn die ganze thybetanische Literatur nicht Original ist, sondern aus Uebersetzungen besteht, welche dem Sanskrit oder irgend einer anderen indischen Sprache entlehnt sind. Eine profane Literatur giebt es gar nicht.

Die Buddhalehre nimmt einen Gott an, welcher auf Erden wohnt, in Thybet heißt dieser Gott Xaca und sein Wohnort im Menschen heißt Lama und zwar, da die Priester alle eigentlich Lama genannt werden, so heißt er oberster Lama, Dalai-Lama.

Xaca theilt sich gewöhnlich in zwei verschiedene Hälften, die Haupthälfte bewohnt den Dalai-Lama, die zweite Hälfte den Bogdo-Lama, der auch Tischu-Lama heißt.

Früher standen diese beiden Hälften des Gottes häufig im Streit mit einander, seit einem Jahrhundert etwa hat sich dieser Streit so ausgeglichen, daß die beiden Lama friedlich neben einander wohnen und ihre beinahe gesonderten Staaten beherrschen, ohne einander je mehr in die Quere zu kommen.

Der Gott in dem Lama ernennt diejenige Person, in welche er nach dem Tode der jetzt bewohnten übergehen will, so zur rechten Zeit, daß sie vorhanden ist, genügend bezeichnet beim Absterben. Ist es zufällig nicht der Fall, hat Xaca, der Gott im Lama, für seinen Nachfolger zu sorgen vergessen (auch einem Gott kann demnach etwas Menschliches begegnen), so wählen die nächsten obersten Priester ein Kind, welches den Gott aufnehmen wird. Woran sie dasselbe erkennen, ist bis jetzt noch ein Geheimniß, es ist aber selten, daß dieses vorkommt, gewöhnlich bestimmt der Lama selbst, wer ihm nachfolgen soll und, sonderbar genug, es ist nicht etwa der würdigste, älteste der Priester, den er wählt, sondern ein ganz junger, häufig sogar noch nicht dem Knabenalter entwachsener, doch jederzeit dem Priesterstande sich widmender Mensch wird gewählt. Von da, wo die Wahl geschehen

ist, wird der Gewählte beinahe mit gleicher Ehrfurcht betrachtet, wie der Lama selbst.

Da dieser ein verkörperter Gott ist, der nicht stirbt, so ist er natürlich allwissend, allheilig, allgegenwärtig, durchaus rein und unbefleckt und immer seinen religiösen Pflichten obliegend.

Wenn er sein Augenmerk auf irdische, auf menschliche Angelegenheiten richtet, so ist es nur, um zu segnen, zu trösten, zu verzeihen, in ihm hat das ganze Religionssystem, hat sowohl die ganze göttliche Weisheit, als auch die irdische Formenlehre ihren Sitz und er bestimmt allein, was Recht ist, über seinen Ausspruch hinaus giebt es keine Appellation.



Die Geburt des Buddah.

Bei diesen gewaltig hohen Begriffen, welche man von ihm hat, bei der Unnahbarkeit, in welcher er sich befindet, mag es doch denjenigen, welche ihn an- und auskleiden, welche seine Speisen bereiten und welche ihn sonstige menschliche Bedürfnisse verrichten sehen, ziemlich schwer sein, sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß er ein Gott, wenn auch verkörperter Gott sei, denn so gut wie der Geist, der in ihm wohnt, unsterblich und unverändert seit Jahrtausenden der nämliche ist und diesen Geist irdische Dinge nicht beschäftigen, eben so gut könnte wohl der Körper dauerhafter und nicht genöthigt sein, dem allen Sterblichen gemeinsamen Schicksal zu erliegen.

Die Leute scheinen sich einen Nothbehelf gemacht zu haben, den nämlich, daß auch sein körperliches Thun ein durchaus heiliges ist, danach sind sogar seine Excremente Ausflüsse der Gottheit, werden mit Gold aufgewogen,

werden in Gold gefaßt, wie ein Talismann auf der Brust getragen und gelten für Kranke als sicher helfende Arzneien.

Wir wollen übrigens diese letzten Worte nicht für vollkommen wahr ausgeben, es ist sehr möglich, daß sie eine Fabel enthalten, vielleicht erfunden von den Missionairen, welche, so weit sie Katholiken waren, an dem Lamaismus einen um so heftigeren Aerger nahmen, als sie sehen mußten, wie beinahe bis in's Kleinste seine äußeren Formen mit denen des Papstthums übereinstimmten.

Der Dalai-Lama residirt nahe bei Lhassa oder Lassa, an einem der Zuflüsse des Bramputr, südlich von dem Zaanggebirge, beinahe unter demselben Längengrade, wie die Mündungen des Ganges. Hier ist eine Pagode und zwar die prächtigste von allen, welche diese Mönchsstadt bilden, ihm zum alleinigen Gebrauch angewiesen. In derselben scheint er wie ein Gefangener Niemandem zugänglich zu sein, denn ihn zu sehen, ist keinem Sterblichen vergönnt, außer etwa eigentlichen Fürsten und dem Kaiser von China, welcher sich zu ihm begiebt, um seinen Segen zu erhalten und dadurch frei von Sünden zu werden.

Der Dalai-Lama erhält hierbei die tiefste Verehrung, der Kaiser kniet vor ihm nieder und neigt sein Haupt auf den Fußschemel desselben, der Lama sitzt auf einem Altar, der mit einem großen purpur- und goldverbrämten Kissen bedeckt ist; hier mit untergeschlagenen Beinen nach orientalischer Weise ruhend, scheint er unbeweglich, grüßt Niemanden, neigt nicht sein Haupt, entblößt dasselbe nicht, wohl aber legt er nach dem vom Kaiser empfangenen Opfer die Hand auf dessen Haupt und dadurch ist derselbe von jeder Sünde, die er begangen haben mag, befreit. Der Kaiser also erkennt seine Oberhoheit in allen religiösen Dingen an, obschon er, seitdem Thybet unter chinesischer Hoheit steht, eine Besatzung von 1000 Chinesen in Lassa liegen hat. Die Macht derselben reicht nicht weiter als ihr Arm. Der Lama regiert noch immer selbstständig Thybet und sendet auch einen Nuntius, einen Unter-Lama, nach Pecking, welchen der chinesische Kaiser mit ungeheuren Kosten erhält.

Die beiden Klöster bei Lassa, welche sein gewöhnlicher Aufenthalt sind, liegen oberhalb und unterhalb der Stadt und werden jährlich zweimal von ihm besucht, beide bestehen aus einer Unzahl von Tempeln und Priesterwohnungen und einer großen Pagode als dem Sitz des Lama selbst. Wenn diese Umzüge unternommen werden, ist er ganz von Priestern umgeben, welche seinen Anblick einem Jeden verbergen. Personen weiblichen Geschlechts dürfen aber gar nicht um den Weg sein, einen Tag vor dem Umzuge wird daher die ganze Umgegend durch eine Razzia, bei der es bunt genug hergehen soll, vollständig gereinigt.

Der chinesische Kaiser erkennt den Dalai-Lama als das wirkliche Oberhaupt der auch in China verbreiteten Religion an, daher trägt der Lama und tragen die untergebenen Priester die chinesische Hoffarbe, gelb, und davon, daß sowohl sie als das dem Dalai-Lama anhängende Volk überhaupt gelbe Kopfbedeckungen tragen, werden sie von den Chinesen Gelbmützen genannt (Scharra Malachai).

Nun giebt es aber, wie wir bereits oben gesagt haben, noch einen zweiten, von einer andern Hälfte desselben Gottes bewohnten Lama, welcher Bogdo-Lama heißt. Er wird von den Mongolen als Haupt verehrt, sie sagen, er sei der rechte Gott. Xaca oder Schaca oder Fo wurde um das Jahr 1000 vor Christi Geburt von einer unbefleckten Jungfrau geboren, welche durch den Geist beschattet, befruchtet worden war. Dieser Bogdo-Lama oder Buddha, dessen Geburt die mongolische Zeichnung auf Seite 326 darstellt, brachte den Menschen die wahre Religion, setzte sie an die Stelle der früher vorhandenen, bestätigte seine Lehre durch Wunderwerke und ward zuletzt lebendig in den Himmel versetzt, sein Geist aber blieb auf Erden, ging in einen neuen Körper über und lebt so noch bis auf diese Stunde.

Sehr viel später entstand unter den Anhängern des Buddhaismus oder Lamaismus eine Zwistigkeit und die Abgefallenen wählten sich einen neuen Repräsentanten Gottes, den Dalai-Lama, welcher aber nur ein Schattenbild ist von der Macht des Bogdo-Lama (in der That aber ist es umgekehrt). Dieser Dalai-Lama kann daher auch nur kurze Zeit regieren, er wird zwar alle westlich gelegenen Länder Asiens zuvörderst besiegen, dann aber wird Bogdo-Lama ihn überwinden und als alleiniger Lama alle Völker regieren von dem paradiesischen Lande Schambala aus, welches jenseits des Weltmeeres liegt.

Der Bogdo-Lama und die ihm untergebenen Priester so wie die Anhänger dieser Sekte werden von ihrer rothen Kopfbedeckung Rothmützen genannt. Der Beruf auch dieses Bogdo-Lama besteht in nichts als in einer passiven abgöttischen Verehrung und seine Arbeit besteht darin, sich diese gefallen zu lassen, auch er spendet Segen durch bloße Berührung ohne Worte, auch bei ihm geht der Geist, so wie der Körper sich seinem Lebensziel nähert, in einen jüngeren Menschen über, welcher nach vielen Vorbereitungen und Heiligungen sein Nachfolger wird.

Die von den katholischen Missionairen mit höchstem Widerwillen bemerkte Aehnlichkeit mit der katholischen Religion besteht darin, daß der Lamaismus in dem Bogdo-Lama oder Dalai-Lama einen Papst habe, eine unbefleckte Empfängniß, die Dreieinigkeit, das Paradies, die Hölle, das Fegefeuer, das Abendmahl mit Brod und Wein, die Salbung oder letzte

Oelung, die Einsegnung der Ehe, die Firmelung, die Fürbitte, das Almosen für Todte, das Weihwasser, die Rosenkränze, Mönche und Nonnen, Bischöfe und Erzbischöfe, Anbetung der Heiligen u. s. w. habe.

Die ältesten Schriftsteller hierüber, Grüber und Horaz de la Penna, klagen hierüber sehr und behaupten, dieses sei alles Blendwerk des Teufels, um der wahren christlichen Lehre Abbruch zu thun, statt daß sie sagen sollten, der ägyptische Gottesdienst habe seinen Ursprung in Indien, der jüdische Gottesdienst sei von den Aegyptern entlehnt und der äußere Pomp des christlichen Gottesdienstes sei aus dem Judenthum aufgenommen worden, denn es ist historisch nachweisbar, daß dieses der Weg der Kultur sowohl als auch der mehrsten religiösen Begriffe ist.

Die neuesten Nachrichten über den Bogdo-Lama stammen von einer Gesandtschaftsreise der Engländer nach Thybet nach dem Besitz des Bogdo-Lama auf der Insel Palte in dem See Jzambra im südlichen Thybet.

Ganz Thybet ist von Geistlichen bedeckt, die Zahl der Klöster, sowohl für Männer als für Frauen, ist so ungeheuer, daß sie bis jetzt noch nicht hat ermittelt werden können. In dem Orte Tischu Lumbo sind allein 5700 Geistliche, welche den öffentlichen Gottesdienst besorgen, abgesehen von den Zauberern, welche böse Geister austreiben und Krankheiten heilen. Daß ein auf solche Weise beherrschtes Volk sowohl dumm als unsittlich ist, versteht sich von selbst. Die Gylongs oder die Priester niederen Ranges, welche ewige Keuschheit geschworen haben, sind die liederlichsten Menschen, die es giebt, auch sind sie sämmtlich an sehr übelen Krankheiten leidend, welche um so gefährlicher sind, als kein Mensch versteht, dieselben zu heilen; das ganze Land soll von ihnen angesteckt sein. Was hiervon wahr ist, wollen wir unerörtert lassen, vieles mag wohl Uebertreibung sein, um so leichter erklärlich, als Niemand zu widerlegen im Stande ist, was der Reisende zu erzählen beliebt.

In Tischu Lumbo ist als besondere Merkwürdigkeit zu sehen das Mausoleum, welches der Kaiser von China dem letzten Bogdo-Lama hat errichten lassen, der innerhalb der Grenzen von China auf einer Reise zur Hauptstadt an den Blattern starb. Dasselbe soll nach engländischen Berichten aus einem großen viereckigen, mit Säulengängen umgebenen Thurm bestehen, welcher von einer überaus prachtvollen, hohen und sehr weiten vergoldeten Kuppel bedeckt ist, die auf einem ganzen Kreise von Doppelsäulen ruht und durch unzählige im Winde klingende Glocken verziert ist. Auf dem Thurme befindet sich die in Gold getriebene lebensgroße Statue des Bogdo-Lama in sitzender Stellung, zur Seite derselben befindet sich eine zweite ganz gleiche von vergoldetem Silber. Im Innern des viereckigen Thurmes steht frei eine schöne Pyramide aus einem einzigen grünen

durchsichtigen Steine, unter welchem sich der Leichnam des Verstorbenen in einem goldenen Sarge befindet. Das Denkmal soll zwar nicht ein Beweis großen Kunstgeschmacks, wohl aber großer Kunstfertigkeit sein, wie denn überhaupt alle thybetanischen Kloster- und Tempelbauten den Anstrich des Erhabenen und Majestätischen tragen.

China.

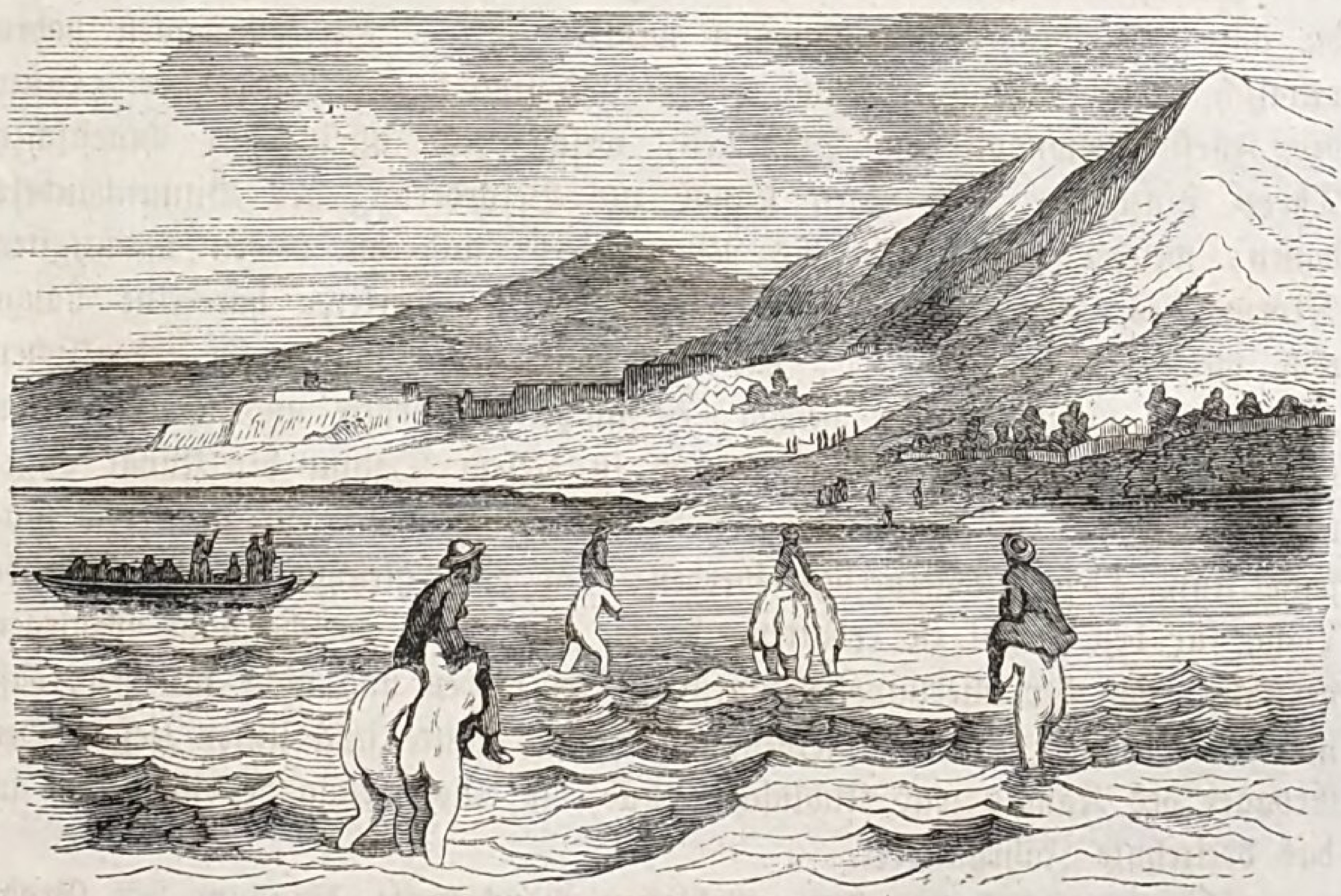
Haben wir schon von Thybet nicht viel sagen können, so wird von dem unnahbaren China wohl noch weniger Kunde zu haben sein. Man weiß nicht, wie groß es ist, man kennt außer den Meeresgrenzen die übrigen gar nicht, selbst die chinesischen Geographen wissen dieselben nicht anzugeben, so z. B. haben sie geglaubt, der Amur gehöre auf beiden Seiten nebst dem ungeheuren auf dem nördlichen Ufer gelegenen Bergreiche der Mandschurei zu China und es hat sich gefunden, daß es Rußland gehört; vielleicht findet sich später einmal, daß die eigentliche Grenze zwischen Rußland und China von der chinesischen Mauer gebildet wird.

So ungewiß diese Grenzen sind, so ungewiß ist auch die Einwohnerzahl oder die Zahl der Quadratmeilen, welche von diesen bewohnt werden; bald nimmt man 150 Millionen, bald 300 bis 400 Millionen an, bald sagt man, China habe 100,000, bald, es habe nur 60,000 Quadratmeilen. Der Name China ist eine Erfindung wahrscheinlich portugiesischen Ursprungs, so wie der Titel Mandarin 2c., welchen man dort auch nicht kennt; im Lande selbst heißt das Reich Tschungkue oder das Reich der Mitte. Die Mongolen nennen es Katai, unter welchem Namen es im Mittelalter auch in Europa bekannt war; ein Zeug von Baumwolle, ziemlich schlecht gewebt, noch am Anfange dieses Jahrhunderts unter dem Namen Kitai bekannt, wurde nach dem Lande benannt, aus welchem es zu uns kam.

China liegt am Ostrande von Asien, erstreckt sich nur mit einem ganz kleinen Theil in die heiße Zone, liegt aber sonst ganz in der gemäßigten und zwar sowohl in dem heißen als in dem kälteren Theile derselben.

Das Land ist äußerst gebirgig, hat aber eine so große Menge von Flüssen und eine so überaus reiche Bewässerung, daß viele Geographen dasselbe mit der Lombardei vergleichen. In der Wahrheit ist China an der Grenze von Thybet so gebirgig wie dieses und es flacht sich nach Osten

und Süden immer mehr ab, so daß namentlich der Theil zwischen Peking und Nanking ganz eigentlich Tiefland genannt werden muß, von unzähligen Bächen durchströmt und von noch mehr Kanälen durchzogen ist, wie es sich auch in Canton und längs der ganzen Meeresküste so zeigt. Weiter im Innern aber steigt es immer mehr an und gegen Westen geht es in die unübersteiglichen Gebirge von Thybet über, auch gegen Norden steigt es an, aber dort verläuft es sich nicht in ein Gebirge, sondern in ein Hochland, in die Mongolei, und von dort hat China die gewaltigsten Umwälzungen erlitten, daher auch vor mehr als 2000 Jahren an der Nordgrenze schon jenes berühmte Bollwerk errichtet worden ist, welches man die chinesische Mauer nennt, wovon unser Bild den östlichen Ausläufer nach dem Meerbusen von Pescheli zeigt, zugleich mit der eigenthümlichen Art,



Ausschiffung der französischen Gesandtschaft.

wie die französische Gesandtschaft hier ausgeschifft worden ist. Das Meer verläuft nämlich an dieser Küste so außerordentlich flach, daß die Schiffer viele Tausende von Schritten weit in das Wasser gehen müssen, um bis zu einem drei Fuß tief gehenden Boote zu gelangen. Diese Mauer ist bei weitem weniger bewunderungswürdig, als man glaubt und sie ist nur geeignet, mongolische Reiterhorden aufzuhalten. Sie hat zwar, wie die Reisenden sagen, eine Breite, genügend, um sie als Landstraße befahrbar zu machen, es können mehrere Wagen darauf allerdings neben einander fahren, aber nicht auf der Mauer, sondern auf der Erdschüttung, welche

sich zwischen zwei sehr mäßig dicken Mauern befindet. Bei alledem hat dieses mächtige Bauwerk über 300 Meilen Länge und hat seinem Zwecke meistentheils ganz wohl entsprochen, außer da, wo Ströme davon überwölbt wurden, denn diese Wasserstraßen waren den Mongolen eben so zugänglich, wie Landstraßen, sie schwammen auf ihren Pferden unter der Mauer hinweg.

Allerdings ist dieses Bauwerk immer das größte der Erde und kein Volk hat etwas aufzuweisen, was gleiche Ausdehnung hätte. Ein Engländer hat berechnet, daß sämmtliche Gebäude Englands und Schottlands zusammengenommen nicht eine solche Masse Mauerwerk enthalten, als diese eine Mauer von 25 Fuß Breite und gleicher Höhe nebst ihrer vielen Tausenden, bis zur doppelten Höhe steigenden Thürmen.

Ein anderes Bauwerk wurde durch diejenigen Völker geschaffen, denen die chinesische Mauer den Eingang wehren sollte. Die Mongolen haben nämlich trotz der Mauer China erobert und sind dessen Beherrscher. Einer der Fürsten mongolischen Stammes, welche jetzt allein den chinesischen Thron innehaben, ließ einen Kanal zur Beförderung des Binnenhandels bauen, welcher von Peking bis Ningpo geht und die beiden mächtigsten Ströme des Landes rechtwinklig durchschneidet. Derselbe hat eine Länge von mehr als 150 Meilen, hat auf dieser Entfernung alle erdenklichen Hindernisse zu überwinden gehabt; es mußten Moräste und Sümpfe von gewaltiger Ausdehnung aufgefüllt und in diesem Damm der Kanal angelegt werden; es mußten Gebirge quer durchbrochen und zu mehreren tausend Fuß Tiefe ausgesprengt werden, um eine gleichmäßig fortlaufende Bahn für den Kanal zu erhalten, da die Schleusen, welche man anzulegen verstand, von der allerunvollkommensten Art waren und nicht zuließen, daß man das Wasser hinter denselben abwechselnd staute und sinken ließ. Der Erbauer des Kanals war Kublaichan und die Ausführung desselben fällt in das dreizehnte Jahrhundert.

China, welches von dem nördlichen Wendekreise bis zum 55. Grade reicht, hat, wie begreiflich, ein überaus verschiedenartiges Klima und in Folge dessen auch einen höchst verschiedenen Pflanzenwuchs. Im Ganzen soll dasselbe gesund und angenehm sein, gewiß ist, daß es nirgend die Gluth des tropischen Indiens erreicht und kälter ist als die Länder, welche in der alten Welt unter gleicher Breite liegen, so Peking, mit Neapel unter einer Breite, keine Palmen kennt, wohl aber ziemlich harte Winter, so Nanking, ähnlich gelegen wie Algier, doch kaum die Temperatur der Lombardei hat.

An Thieren weist China nichts Ausgezeichnetes auf. Die Tiger und Leoparden streifen von Indien hierher, Büffel hat man wenig, auch zum

Ackerbau nicht, denn dieser existirt in China nicht, sondern nur Gartenbau, alles Land wird mit Hacke und Spaten bereitet. Am zahlreichsten unter den Hausthieren ist das Schwein. Die Flüsse sind reich an Fischen; die Art, sie zu fangen, ist jedenfalls eine ganz eigenthümliche. Die Einwohner begeben sich auf die Seen, Kanäle und Flüsse, wo sie die reichste Beute hoffen, und nehmen Pelikane mit, denen sie einen Ring um den Hals gelegt haben, so daß sie nicht schlucken können. Nun werden die Pelikane in das Wasser gesetzt und sie fischen, mit ihrem langen Halse tief in das Wasser reichend, alles, was sie in den langen Kropf unter ihrem Schnabel bringen können. Der Schiffer, der im Kahne sie begleitet, nimmt ihnen immer die Beute ab und wirft sie in den Fischkasten, bis er deren genug hat, denn die Jagd wird natürlich fortgesetzt.

Ist der Fischfang zu Ende, so nimmt der Schiffer dem Pelikan sein Halsband ab und gestattet ihm, entweder auf seine eigene Rechnung zu fischen oder er giebt ihm seinen Antheil an der kleinen Brut, welche er ohnedies in das Wasser zurücksetzen würde, da die Chinesen nicht so thöricht sind, wie die klugen Europäer, die wir unsere Flüsse entvölkern, indem wir weder in der Laichzeit den Fischen Ruhe lassen, noch die junge Brut schonen, sondern alles, groß oder klein, ausrauben.

Wasservögel fangen die Chinesen auf eine andere, nicht minder geschickte Weise. Sie sind meistens gute Schwimmer, nur diese können überhaupt einen solchen Vogelfang betreiben. Sie schwimmen aufrechtstehend in der Weise, welche wir Wassertreten nennen; hierbei sinken sie bis an das Kinn in das Wasser ein, auf dem Kopfe haben sie einen Korb so umgestülpt, daß er wie eine Art Hut ohne gehalten zu werden sitzen bleibt; dieser Korb ist mit einigen Zweigen, mit Laubwerk besteckt, er ist also für die Wasservögel nichts irgend Verdächtiges und dieselben gestatten dem Jäger, ganz nahe heranzukommen; sobald er einen Vogel erreichen kann, faßt er ihn bei den Füßen und zieht ihn unter Wasser, wodurch der Vogel natürlich erstickt.

Da die übrigen keinen Schrei gehört, kein Flattern bemerkt haben, so bleiben sie ruhig und lassen den Vogelfänger nach Belieben eine mörderische Auswahl treffen unter ihnen.

Wenn der Schiffer eine solch große Anzahl hat, als er irgend bergen kann, so kehrt er zum Ufer zurück und entladet sich seiner Beute.

Viel reicher als mit Thieren ist China mit Pflanzen gesegnet, der Reis ist die allgemeine Nahrung des Volks, wenigstens in dem mittleren und südlichen Theile von China, im nördlichen Theile werden unsere Getreide gebaut. Indigo, Pfeffer, Betel und Areka werden sehr häufig gepflanzt, die wichtigste aber von allen Pflanzen ist die Theepflanze, ein Strauch, den man

in den Gärten nur 6 Fuß hoch werden läßt, weil er auf diese Weise am bequemsten abzuerndten ist, der aber im Freien, im wilden Zustande wohl 12 Fuß erreicht. Dieser Strauch wird vorzugsweise in den bergigen Provinzen gezogen und es werden davon jährlich über 100 Millionen Pfund nach Europa gebracht und 20 Millionen Pfund gehen etwa nach Amerika.

Man behauptet, daß China der Abgrund wäre, in welchen alles Silber unserer und der amerikanischen Bergwerke versinke. Etwas Wahres ist allerdings daran, denn es werden nur wenige unserer industriellen Erzeugnisse nach China abgesetzt; allein der Hauptschaden geschieht doch durch den Fleiß der Dienstboten, welche es so verstehen, silberne Löffel, Gabeln, Teller 2c. zu zerputzen, wie Soldaten es verstehen, ihre Gewehre nach und nach durch Putzen gänzlich aufzureiben, noch mehr geht verloren an Geschirren, welche versilbert sind, von den massiven Silbersachen wird doch der größte Theil wieder zurückgewonnen, von den versilberten so gut wie nichts.

Der Thee zerfällt in drei verschiedene Sorten, die Blätter der ganz jungen Bäumchen, welche man im Februar sammelt, geben den feinsten Thee, welcher gar nicht zu uns kommt, sondern in China selbst verbraucht wird, der Thee von der ersten Erndte bei älteren Bäumen ist die den Europäern zugängliche kostbarste Sorte.

Die zweite Lese, welche im April vorgenommen wird, giebt die Sorte Thee, welche wir immer noch mit zwei Thaler das Pfund bezahlen und sehr fein nennen. Die dritte Sorte ist diejenige, welche vom Herbst bis zum Juni gelesen wird.

Ob der Thee grün oder schwarz sei, liegt in der Behandlung, die Blätter sind von derselben Pflanze. Der grüne Thee wird auf Metallplatten an der Sonne gewelkt und dabei immer zwischen den Händen gerieben, gerollt, wodurch er die Form kleiner runder Körnchen erhält und davon den Namen Kugelthee hat. Der schwarze Thee wird auf Hürden ausgebreitet und durch Dampf gebrüht. Die schlechtere Sorte wird in kochendes Wasser geworfen und sofort wieder herausgenommen. In beiden Fällen erhält der Thee eine schwarze Farbe, hat jedoch beim Brühen durch Dampf bei weitem weniger von seinem Aroma verloren, als beim Brühen mit Wasser. Nachher getrocknet und in Kisten verpackt bildet er den uns allgemein bekannten Handelsartikel.

Was wir Caravanenthee nennen, hat diesen Namen nur davon, daß er zu Lande über Rußland zu uns kommt, die Transporte werden in ungeheuren Caravanen, oft von mehreren tausend Wagen, unternommen. Man schätzt diesen Thee höher als den über England gekommenen, weil man glaubt, daß die Seeluft dem Aroma des Thees schade.

Rhabarber wird in der Tatarei in großer Menge gefunden, aber nicht angebaut, weil nur die wildwachsende Pflanze wirksam ist. Die Wurzel Ginseng, welche große Heilkräfte haben soll und von der die Chinesen glauben, daß sie besonders die männlichen Kräfte erhöhe und die Fruchtbarkeit der Weiber vermehre, stammt von der Pflanze, welche nach Linné panax quinquefolia heißt und vorzugsweise in der chinesischen Tatarei zu Hause ist. Diese Wurzel steht in so hohem Ansehen, daß man sie früher mit dreißigmal so viel Silber bezahlte, als sie schwer war und der Preis stieg noch um 30 Prozent, wenn sie nicht gerathen schien oder wenn die Verbindungen mit der Tatarei stockten. In neuerer Zeit hat man diese Pflanze auch in Nordamerika entdeckt und dadurch ist der Preis so gesunken, daß man kaum mehr der Mühe werth hält, sie als Handelsartikel zu verschicken und statt daß die Chinesen sie sonst nach Amerika brachten, führen sie jetzt die Amerikaner nach China. In älteren Zeiten war das Sammeln derselben nur den kaiserlichen Beamten erlaubt, jeder andere Unberufene hatte Todesstrafe zu erwarten; gegenwärtig aber, wo das Opium von den Engländern in Hunderten von Schiffsladungen nach China gebracht wird, bekümmert sich Niemand mehr darum.

Unter den Harzbäumen ist berühmt der eigentliche Firnißbaum (rus vernicifera), dessen Saft den allerhärtesten und reinsten Firniß giebt, der aber, so lange er flüssig ist, eine solche Giftigkeit hat, daß man sich seiner nur mit der höchsten Vorsicht bedienen darf.

Unter den Bäumen sind noch einige, welche eine wachsartige Fettmasse absondern, die dort zur Bereitung von Kerzen gebraucht wird.

In unzähliger Menge sieht man hier verschiedene Maulbeergattungen, deren Blätter für die Seidenkultur unentbehrlich sind. Von hier soll die Seide sich nach Indien und nach Europa verbreitet haben und zwar, da die Ausfuhr der Schmetterlingseier höchst scharf verpönt war, auf die allerheimlichste Weise, so nämlich, daß die Missionaire hohle Stöcke hatten, deren Höhlung sie mit den Grains füllten. Ob dieses nicht auch ein Mährchen ist, wie so viele von Reisenden erzählt werden, möchte wohl zu fragen sein, denn es ist bekannt, daß die Eier bei unserer gewöhnlichen Lufttemperatur ausgebrütet werden, die kleinen Würmchen sich entwickeln, welche nach und nach zu der großen wohlgenährten Seidenraupe heranwachsen; und es ist ferner bekannt, daß man diese Grains so kühl wie möglich halten muß, damit sie nicht vor der günstigen Zeit ausschlüpfen.

Wie nun Missionaire, von China nach Europa reisend, fortwährend im tropischen Klima und zweimal den Aequator schneidend, das Ausschlüpfen der Eier verhindert haben sollen, möchte wohl fraglich sein. Es ist demnach

viel wahrscheinlicher, daß die Verbreitung des Seidenbaues, wenn sie wirklich in China ihren Ursprung haben sollte, von Station zu Station gegangen über Indien nach Persien und von da nach Kleinasien, nach Griechenland und Italien gelangt ist. Sicher weiß man, daß lange bevor es christliche Missionaire, ja überhaupt eine christliche Religion gab, die Seide ein durchaus bekannter Gegenstand war. In den Büchern des alten Testaments, ja in den ersten derselben erwähnt Moses der Seide zu den Priesterkleidungen, zu den Vorhängen, zu der Stiftshütte u. s. w. Wir hätten demnach es viel näher, uns den Seidenwurm von Kleinasien kommen zu lassen.

Daß die Kultur der Seide in China übrigens sehr alt sei, wird nicht bestritten, und daß sie auch dort noch jetzt auf einer sehr hohen Stufe steht, ist um so begreiflicher, als die vornehmen Chinesen beinahe nur seidene Kleider tragen. Das Volk bedient sich der Baumwolle und in den nördlichen Provinzen der Thierfelle.

An Mineralien scheint China sehr reich zu sein. Es hat die allermehrsten Metalle und man weiß dieselben auf das Vortrefflichste zu bearbeiten, versteht Legirungen aller Art zu machen, besser als in Europa und dennoch mit den allereinfachsten Mitteln, wie denn überhaupt bewundernswürdig ist, welche geringe Anzahl von Werkzeugen die asiatischen Völker haben, wie unvollkommen dieselben sind und wie dennoch aus den Händen dieser Leute das Geschickteste hervorgeht.

Ein besonders viel gebrauchtes und wichtiges Mineral, das Salz, wird in China fast nur aus Bohrquellen gewonnen. Die Kunst, Bohrbrunnen anzulegen, welche die Franzosen nach der Provinz Artois benennen und damit sich die Erfindung aneignen wollen, ist jedenfalls in China viele Tausende von Jahren älter, als in Europa; eben so verstehen sie ohne alle kostbaren Apparate fußweite Löcher in harten Fels mehr als 3000 Fuß tief zu treiben, sie brauchen dazu nur ein Seil, einen Stahlklotz mit der nöthigen Zahnung an seiner unteren Seite und so viele Leute, als nöthig sind, um bei der wachsenden Schwere dieses Seil zu bewegen.

Merkwürdig ist die Erbohrung von Luftquellen, welche auf ähnliche Weise und zwar in der Regel mit der Erbohrung von Salzquellen zugleich vorgenommen wird. In den Gegenden nämlich, in welchen die Salzbrunnen sind, befinden sich wahrscheinlich auch Steinkohlenlager, bei deren Durchsenkung die eingeschlossenen brennbaren Gase emporsteigen, sie werden dann in Röhren aufgefangen und unter die Salzpfannen geleitet, so daß also das Salzwasser und das Brennmaterial gleichzeitig ohne weitere Kosten, als die Bearbeitung, gewonnen wird.

Ein hochwichtiger Gegenstand des Mineralreichs ist der weiße Thon und

der farblose Kiesel, aus denen unsere Porzellanerde bereitet wird. Hier scheinen die Chinesen wirklich die ersten gewesen zu sein, es leiten keine Spuren irgend wo anders hin, von welcher Richtung man ausgehen möge, immer wird man auf China zurückgeführt; was die Sache für uns interessant macht, ist der Umstand, daß wir in Europa und zwar im Herzen von Deutschland das Porzellan erfunden haben, ohne den geringsten Unterricht von den ursprünglichen Besitzern des Geheimnisses erhalten zu haben.

Wie in China überhaupt jede Art von Fabrikarbeit auf eine gewisse Provinz, so ist auch die Erzeugung des Porzellans auf eine solche angewiesen. Der Hauptort für die Porzellanfabrikation ist das Dorf Kingtesching in der Provinz Kangatsi.

Man pflegt ein paar ungarische Dörfer die größten der Erde zu nennen, weil sie 12,000 bis 20,000 Einwohner zählen; — dieses Porzellandorf ist doch noch größer, es hat allein an Porzellanöfen über 3000 aufzuzählen, Häuser soll es über 200,000 haben, jedes allerdings nur von einer Familie bewohnt, denn das Vermiethen von Wohnungen kennt man in China nicht. Dieses würde nach unserer Art, die Seelenzahl zu berechnen, auf eine Million Einwohner schließen lassen, allein die chinesischen Familien sind erstens viel zahlreicher, zweitens hat auch der Aermste wenigstens einen Diener, einen Sklaven, während der reiche Mann zwanzig, hundert, ja viel mehr als dieses im Besitz hat, wodurch also die Seelenzahl zum mindesten auf das Doppelte steigen würde.

Die Chinesen sind uns auch in der Bereitung des Papiers und im Bücherdruck vorangegangen, aber freilich machen sie beides auf eine von der unsrigen ganz verschiedene Weise. Dasjenige Papier, worauf sie malen, ist aus dem Marke eines Baumes verfertigt, — verfertigt kann man kaum sagen, es ist daraus geschnitten und hat daher vollständig die Textur des uns allen wohlbekannten Hollundermarkes. Schneiden wir feine Scheiben von diesem, so haben wir auf das Allergenaueste dasjenige, was man chinesisches Papier nennt, wenn man aber einen Hollundermarkcylinder rundum schälen würde, etwa mittelst eines Rasirmessers, so könnte man aus einem fingerdicken und fingerlangen Stück ein Blatt bekommen, welches vielleicht die Größe eines gewöhnlichen Briefcouverts hätte. So wird nun auch das chinesische Malerpapier gewonnen, man schneidet ein Stück Baummark, welches einen Fuß Dicke und mehrere Fuß Länge hat, mittelst eines großen säbelartigen Messers so aus einander, daß das Abgeschnittene mit dem noch vorhandenen Markcylinder zusammenhängend bleibt und sich nach und nach ein Blatt von mehreren Fuß Länge und Breite entrollt.

Da solche große Blätter nur selten vollkommen gelingen, sind sie sehr

theuer; an den mißlungenen ist übrigens die Arbeit keinesweges verloren, man hat nur statt eines großen Stückes mehrere kleine von geringerem Werthe.

Das Papier zum Schreiben und zum Buchdruck ist allerdings mehr auf unsere Weise gefertigt, dadurch nämlich, daß sie den Bast verschiedener Pflanzen zerkleinern, feinstampfen und dann in Wasser vertheilen und schöpfen; aber natürlich ist diese Arbeit höchst unvollkommen, die Fasern des Bastes sind nicht vollständig zerkleinert, man findet oft noch dergleichen von 4 bis 6 Zoll Länge darin, ferner ist das Schöpfen auch sehr unvollkommen, so daß die aus dem Wasser gehobenen Bogen eine ziemlich ungleiche Dicke haben. Um sehr starkes Papier zu machen, was zugleich ein sehr großes Format haben soll, legen sie je nach Erforderniß 4 oder 9 oder 16 Blätter neben einander auf eine große, blank polirte Marmorplatte, so daß die Ränder sich gerade berühren; sogleich wird die Arbeit verdoppelt, indem sie wieder frisch geschöpfte Bogen auf die eben niedergelegten bringen, doch in solcher Art, daß die Nähte dadurch zugedeckt werden. Es wird in gleicher Weise eine dritte und vierte Schicht auf die erste und zweite gelegt, bis sie glauben, die nöthige Stärke erreicht zu haben. Nun wird unter der Steintafel Feuer angemacht und so das Wasser verdunstet.

Sie erhalten hierdurch ein beliebig starkes und dichtes Papier, welches auf der einen Seite die vollkommenste Politur hat (von dem polirten Steine), wie sie sonst auf keine Weise erreicht werden kann.

Die Chinesen schreiben nicht mit der Feder, sondern mit dem Pinsel, daher jedes einzelne Zeichen spitz anfängt, dicker wird und plötzlich wieder mit einer ganz kurzen Spitze aufhört. Aus solchen geraden oder krummen Pinselstrichen sind die allercomplicirtesten Schriftzeichen der Chinesen zusammengesetzt. Ganz in derselben Art ist auch ihr Bücherdruck, sie haben nicht wie wir besondere Zeichen für die Schrift und andere davon ganz abweichende für den Druck, sondern in beiden Fällen werden die nämlichen verwendet.

In Folge dessen hat auch der Bücherdruck einen ganz anderen Verlauf. Auf einer Holztafel von der Größe des Formates, welches dem Buche gegeben werden soll, schreibt ein Abschreiber dasjenige, was diese Seite enthalten soll, mit dem Pinsel auf und übergiebt dann diese Tafel dem Holzschneider. Derselbe schneidet mit Sorgfalt alles Unbeschriebene von dem Holze fort und läßt nur das Beschriebene stehen. Dieses wird dann, wie es bei uns in der Kattundruckerei geschieht, mit einer Farbe, gewöhnlich Tusch, Wasserfarbe, nicht, wie im Buchdruck üblich, mit Firnißfarbe, gedeckt und hierauf abgedruckt, dann wieder gefärbt und wieder abgedruckt rc.

Hieraus geht hervor einerseits, daß, wenn nur zwei Personen, ein Schreiber und ein Holzschneider, bei einem Buche beschäftigt sind, die Arbeit unglaublich langsam vor sich geht, es geht aber zugleich eben daraus hervor, daß man so viele Schreiber und so viele Holzschneider an demselben Buche beschäftigen kann, als dieses Buch Seiten hat, was sich ganz genau bestimmen läßt, da es auf den Schriftsteller, auf den Verfasser ankommt, dessen Handschrift Seite für Seite copirt wird, und es zeigt sich also, daß, wenn ein Holzschneider eine Seite im Laufe eines Tages schneiden kann, man ein Buch von 500 Seiten in einem Tage gedruckt vor sich sehen kann. Wie lange dessen Erscheinen überhaupt dauern soll, hängt nunmehr noch von der Zahl der Auflage ab. In Europa müssen wir das wohl bleiben lassen, denn unsere Druckschrift läuft nicht gleich mit unserer Schreibschrift.

Aus dem eben Gesagten geht übrigens gleichzeitig hervor, daß die chinesischen Bücher alle stereotypirt sind, der Buchhändler hat nicht nöthig, einen großen Vorrath von Exemplaren zu machen, er kann nach Bedarf abziehen lassen, so viel ihm beliebt, und er hat die geschnittenen Platten ein- für allemal vorräthig.

Jedenfalls ist jedoch unsere Art zu drucken die bei weitem weniger kostspielige und der ungeheure Preis der Bücher ist einer der Hauptgründe, warum die Gelehrsamkeit in China so überaus hoch geachtet wird und zu den höchsten Ehrenämtern berechtigt. Sie ist nämlich etwas Seltenes, sie ist eine Ausnahmeerscheinung, nur Wenige sind im Stande, gelehrt zu werden, Gelehrsamkeit ist also immer zugleich ein Beweis von Reichthum.

In China wohnen viele, sehr verschiedene Völker, denn es ist ein gewaltiges, weit ausgedehntes Reich. Das Land, welches im engeren Sinne China genannt wird, ist bevölkert von Chinesen in einer gänzlich unbekannten Zahl, der mongolischen Race angehörig, von Mandschutataren und von Mongolen, beide zusammen vielleicht 5 Millionen zählend, aber doch das herrschende Volk bildend. Es sind die Eroberer, welche sich das chinesische Volk unterworfen haben, worauf die Chinesen diesem Volke ihre Sitte aufgeprägt haben, eine Erscheinung, die sich bei jeder Völkerwanderung wiederholt.

Die eigentlichen Chinesen sind nur von mittlerer Größe, untersetzt mit großer Neigung zum Fettwerden, welches man zugleich für einen Beweis von Vornehmheit hält, daher man bei Gesandtschaften nach diesem Lande sich wohl hüten muß, magere Personen zu nehmen, sie werden für gar nichts geachtet; der Bediente des Lord Macartney, welcher einen ansehnlichen Bauch hatte, empfing alle dem Gesandten zukommenden Höflichkeitsbezeugungen und Ceremonien, weil kein Chinese sich vorstellen konnte, daß der magere Mann der Vornehme, der dicke aber die dienende Person sei.

Die Sache findet ihre Erklärung in dem Vorurtheil, welches auch viele Europäer theilen, daß Arbeit Schande sei; wer viel arbeiten muß, wird selten fett, der reiche Mann, der nichts thut, der nur faullenzt und seinen Leib pflegt, wird sehr leicht unnöthig dick und fett. Wo nun also arbeiten eine Schande ist, da gewähren die Zeichen des Nichtsthuns Ehre. Dies ist auch der Grund, warum die Chinesen sich die Nägel an den Fingern so lang wachsen lassen, daß sie dieselben, um sie nicht abzustoßen, in Nadelbüchsen tragen müssen.

Wie der Fingerhut am Mittelfinger der Nätherin, so haften solche Fingerhüte bei den reichen Chinesen an jedem Finger, nur sind sie nicht kurz, sondern wie der Finger lang.

Mit so entstellten Fingern und mit solchen klappernden Schalen daran kann man natürlich nichts anfassen, nicht einmal die Feuerzange, mit der man sich seine Pfeife anzündet, und das ist eben ein Beweis der Vornehmheit; der durch seine Arbeit geschändete Arme kann die Nägel nicht wachsen lassen, er genießt also auch keiner Ehre und kann dieselbe durch Arbeit niemals erlangen.


Opiumraucher

Die Gesichtsbildung ist vollständig die mongolische, eine niedere Stirn, eine breite Nase, vorstehende Backenknochen, kleine, schräg liegende Augen und ein äußerst schwacher Bart, so wie überhaupt schwaches Haar sind charakteristische Kennzeichen der Race. Da das an sich schwache Haar niemals eine Zierde ist, so schneiden die Chinesen es glatt und kurz ab und tragen nur auf dem Wirbel einen langen, dünnen Zopf, welchen zu haben jedoch ein Ehrenpunkt ist, es ist gewissermaßen die Nationalkokarde und sie wird den Verbrechern abgesprochen; wer irgend etwas den Begriffen der Ehre der Chinesen Zuwiderlaufendes gethan hat, verliert dieses Nationalzeichen und darf es sich nicht wachsen lassen, bevor er so zu sagen rehabilitirt ist.

Der chinesische kleine Fuß ist sprüchwörtlich, aber auch eben so irrthümlich, sie haben nicht kleinere Füße als andere Leute, aber die Mädchen

vornehmer Familien werden durch Kunst, man könnte sagen durch Barbarei verkrüppelt; von der Wiege an bekommen sie hölzerne Schuhe, welche ihnen als Wiegenkinder gerade passen, die Schuhe werden nur höchst selten aus Reinlichkeitsgründen entfernt und dann immer nur auf einige Augenblicke. Während der ganze übrige Körper sich also ungestört entwickeln kann, ist dieses bei den Füßen unmöglich und so bleiben dieselben schwach und klein und natürlich auch verunstaltet zurück. Es ist dieses vielleicht von der Eifersucht der Chinesen eingegeben, die Frauen nämlich sind dadurch am Ausgehen gehindert, denn sie können kaum in ihrem Hause einmal einen Saal entlang schreiten. Der Türke sperrt statt dessen seine Frau in den Harem ein.

Der Charakter der Chinesen wird freilich nur von Europäern geschildert und diese mögen wohl hauptsächlich mit dem Auswurf aller Klassen zu thun haben, aber gewiß ist, daß ein Volk, welches in der allerabscheulichsten Sklaverei gehalten wird, welches unter einem ganz unerhörten despotischen Druck steht, nicht gut, nicht edel sein kann. Die Hauptlaster, die Hauptschattenseite, welche man den Chinesen nachrühmt, sind sklavische Kriecherei, Hinterlist, Lüge, Betrug, schmutziger Eigennutz, Gefühllosigkeit, grausamer Stolz gegen Geringere, entehrende Kriecherei gegen Höhere und thierische Sinnlichkeit, alles übrigens von einem glatten, blanken Firniß überdeckt und verborgen hinter den feinsten Höflichkeitsformen und studirter Complimentschneiderei.

Der Chinese hat nur eine rechtmäßige Frau (der Kaiser so viel er will), dagegen verwehrt Niemand dem Wohlhabenden, so viele Sklavinnen zu halten, als er zur Befriedigung seiner thierischen Sinnlichkeit braucht; demnächst sind viele Theehäuser vorhanden, in deren jedem viele verschiedene weibliche Dienerinnen gehalten werden, welche da aushelfen, wo zum Ankauf von Sklavinnen die Mittel fehlen.

Die Bevölkerung ist äußerst arm, denn sie ist viel zu groß für die geringe Ausdehnung der fruchtbaren Flußthäler. Dort, wo das Land bergig ist, kann der Reis, das einzige Nahrungsmittel der Chinesen, nicht gebaut werden, dort giebt es also überhaupt keinen Gartenbau, dort giebt es also auch nur wenig Einwohner; die Leute, welche, regelmäßig über das ganze Land vertheilt, sehr bequem leben könnten, drängen sich in die Niederungsgegenden zusammen und sind mithin in viel zu großer Anzahl auf einem geringen Raum gehäuft.

Diese Ueberfüllung führt nicht allein dazu, daß die Leute in elendester Dürftigkeit leben, daß sie, da das Land nicht Platz für sie hat, sich auf Flüsse und Seen retiriren, auf Flößen wohnen, diese mit Erde betragen und so auf dem Floß und Fluß sich Gartenland schaffen, was ihnen

ihre Armuth auf dem festen Lande zu erwerben verbietet, führt nicht allein dazu, daß sie das Abscheulichste, was es giebt, als Nahrungsmittel genießen, sondern auch sich der überflüssigen Kinder ohne Weiteres entledigen.

Da es für eine Sünde gilt, ein Kind zu ermorden, so thun sie dieses freilich nicht, aber sie legen die neugeborenen Kinder irgend wo auf die Straße hin, wo sie dann rücksichtslos niedergetreten, übergefahren oder von den Schweinen, welche auf allen Straßen frei umherlaufen, gefressen werden. Früher schlachtete man die überzähligen Kinder und verkaufte ihr Fleisch als Delicatesse öffentlich.

Dies sind leider Thatsachen, welche nicht allein von den Missionairen erzählt, sondern auch seit dem Opiumkriege von den Engländern und Franzosen hundertfältig wiederholt gesehen worden sind.

In allen Handarbeiten sind die Chinesen unglaublich geschickt, das, was sie aus der Hand oder auf der einfachsten Drehbank oder durch kreisförmige Bewegung eines Meißels bewerkstelligen, können unsere geschicktesten Meister nicht nachmachen, selbst wenn sie die zusammengesetztesten Maschinen anwenden. Umgekehrt verstehen die Chinesen nachzuahmen, was man ihnen vorlegt, aber so geschickt ihre Hand ist, so unverständig sind sie in allem, was die Kunst betrifft, es werden bei ihnen nur technische Fertigkeiten, keine Künste geübt.

Die Häuser sind fast alle aus Holz, aus Bambusrohr und ihre Form ist die der ursprünglichen Wohnungen, der Zelte. Das Haus des vornehmsten Befehlshabers zeichnet sich von dem des ärmsten Handwerkers nur durch die Größe aus. Es ist eins wie das andere, ein großer, hohler, viereckiger Raum, je vornehmer der Besitzer, desto größer natürlich. Von Zimmern in unserem Sinne ist gar keine Rede, die Abtheilungen werden lediglich durch Schirme, durch bewegliche Wände gemacht. Die Kunst zu wölben verstehen sie zwar, doch ihre zahllosen Brücken sind meistens von Holz.

Ihre Musik ist ein abscheulicher Spektakel auf vielen verschiedenen Instrumenten, doch haben sie allerdings eine Stufenleiter von Tönen, nur von ganz anderen Verhältnissen, als wir sie kennen. Ihre Malerei ist zwar eine ängstliche Nachahmung der Natur, aber ohne alle Begriffe von Perspektive und von Schatten und Licht. Auf unseren Gemälden sehen sie die Schatten für Schmutz, für Unreinheit an.

Ihre Poesie ist eine Zusammenstellung alles Erdenklichen zu den unverständlichsten Bildern, für einen europäischen Verstand geradezu unfaßlich, wie denn überhaupt ihre Sprache und ihre Schrift das schwierigste ist, was man sich denken kann, dennoch haben sie einen großen Schatz von Büchern, ihre Literatur ist ohne allen Zweifel die älteste der Welt. Ihre

Encyclopädien umfassen in Hunderten, ja in Tausenden von Bänden alles, was sie irgend für wissenswerth, für aufbewahrenswerth halten. In diesen überaus alten Werken sind die Grundzüge alles menschlichen Wissens niedergelegt, und aus dem Studium derselben geht hervor, daß beinahe alle Erfindungen, auch die wichtigsten nicht ausgenommen, in China schon Jahrtausende früher bekannt waren, als das Abendland davon Kunde erhielt.

Die Verfassung des Reiches ist die vollkommenste, unerhörteste Despotie, viel schlimmer, als sie jemals unter den Türken geübt worden ist. Zwar kann ein Jeder durch Kenntnisse aus der niedrigsten Stellung sich zur allerhöchsten emporarbeiten, und was die Gesetze betrifft, so sind dieselben zum größten Theil so vortrefflich, so wahrhaft väterlich, daß man kaum glaubt, es sei möglich, daß ein mit solchen Gesetzen versehenes Volk nicht glücklich sei. Es ist nur ein Uebel hierbei, die Gesetze sind zwar da, aber sie brauchen nicht gehalten zu werden. Sicherlich fällt keinem Befehlshaber ein, sich darnach zu richten, was die Gesetze vorschreiben, sein Wille ist so das alleinige Gesetz, wie er wiederum von dem Willen seines Vorgesetzten abhängt. Die unbegreiflichste Willkür und die eben so beinahe bis zur Unfaßlichkeit getriebene Gewaltherrschaft regiert von Stufe zu Stufe und wird gehandhabt durch den Stock, durch das Bambusrohr. Wie man sich früher von den russischen Offizieren erzählte, daß der Major dem Capitain Fußtritte gäbe und dieselben mit Dank vom Obristen in Empfang nehme, und wie dieser wiederum Ohrfeigen vom General bekomme, so ist es noch jetzt in China, wo der Befehlshaber den Unterbefehlshaber prügeln läßt und der Oberbefehlshaber wieder diesen und endlich der Minister den Oberbefehlshaber und der Fürst den Minister. Bei so bewandten Umständen ist die geduldige Empfangnahme von Prügeln auch keine Schande, nur das Zopfabschneiden bezeichnet eine solche. Auch schändliche Thaten bringen nicht Schande, sondern nur die Bestrafung für dieselben durch Abschneiden des Zopfes; in Folge dessen giebt es nirgend eine solche Bedrückung der Untergebenen, wie dort.

Der Kaiser ist der alleinige Besitzer, ist der Gutsherr des Landes, ihm gehört Alles, der Mensch, sein Besitzthum, seine fahrende Habe, der Boden, worauf er wohnt. Es ist nach diesem Grundsatz eigentlich erlaubt, alles zu nehmen, natürlich auch die Person, um sie etwa zu verkaufen. Wer sich mit weniger begnügt, da doch alles ihm gehört, der übt einen Akt großer Milde aus, wer nun vollends nur so viel nimmt, daß der Hergebende doch auch einigermaßen existiren kann, zeigt eine mehr als menschliche, zeigt eine göttliche Huld. So gnädig ist nun der Kaiser, da der Kaiser aber nicht selbst einzieht, sondern die Abgaben einziehen läßt und an jeder Hand etwas kleben bleibt, so wird, wie natürlich, dasjenige

immer geringfügiger, was man als genügend für die Existenz betrachtet und so besteht denn das chinesische Volk aus Räubern und aus Beraubten oder, was gleich viel bedeutet, aus Reichen und Armen.

Daß sich bei solcher Weise das Reich noch zusammenhalten läßt, muß man geradezu als ein Wunder betrachten, und dieses wird auch nicht erklärlich dadurch, daß das Heer sehr zahlreich ist. Sehr im Widerspruch mit sich selbst giebt eine und dieselbe Geographie die Heeresbevölkerung auf drei und eine halbe Million Seelen (Männer und Frauen) an und zugleich das aktive Heer auf zwei Millionen; aber wenn wir selbst annehmen, daß diese letzte Zahl eine vollkommen richtige sei, so geht die Erbärmlichkeit des Heeres daraus hervor, daß es niemals möglich gewesen, nur die räuberischen Gebirgsvölker, ja nur die das Land durziehenden Räuberbanden im Zügel zu halten oder auszurotten. Dieses Heer ist so schlecht bewaffnet und so feig, und seine aktive Zahl ist so wenig der Zahlenangabe entsprechend, daß die ganze chinesische Macht nicht den paar Tausend Engländern und Franzosen hat Widerstand leisten können, welche man aus Europa dahin zu schicken vermochte.

Die Seemacht ist nun vollends gar nicht des Nennens werth, sie können nicht Schiffe bauen, welche See zu halten vermögen, dieselben haben alle flache Böden, sind also lediglich zur Befahrung der Küsten von einer Flußmündung zur andern brauchbar. Ihre Kriegsschiffe haben nur ein paar Kanonen, die allergrößten nicht mehr als zehn, und die malayischen Seeräuber sind bessere Schiffsbaumeister als die Chinesen. Diesen Räubereien an der Küste Einhalt zu thun, ist den Chinesen nur durch die Hülfe der Portugiesen gelungen. Dies erklärt auch die Leichtigkeit, mit welcher sie von den Engländern und Franzosen zu Paaren getrieben worden sind.

In Folge der Unmöglichkeit, das Meer zu befahren, haben sie auch gar keinen aktiven Handel, sie sind Krämer, welche ihre Waaren im Innern des Landes gegen einander austauschen. Sie beziehen zwar ungeheure Summen Geldes vom Auslande, aber nicht indem sie, wie es die Europäer thun, ihre Waaren an fremde Orte bringen, sondern indem sie nach ächter Krämerart hinter ihrem Ladentisch sitzen und warten, bis man sie ihnen abholt.

Die Hauptartikel ihres Landes haben wir bereits angeführt, Thee, Seide und Baumwollenzeuge, demnächst aber allerlei Kleinigkeiten, Spielereien, die gelegentlich von den Matrosen aufgekauft und so nach Europa gebracht werden.

Nach dem Norden setzen sie zu Lande gleichfalls Thee und etwas Pelzwerk ab, eingeführt wird hauptsächlich von Indien her Opium in großer Menge.

Bekannt ist das eigentliche China in seinem Innern nur durch die Missionaire geworden; an der Küste war dem Handel früher nur ein einziger Hafen geöffnet, nach dem Opiumkriege, in welchem ein sogenanntes hochgebildetes europäisches Volk die Chinesen zwang, einem durch Gesetze verbotenen, höchst gefährlichen Gifte Eingang zu gestatten, wurden fünf Häfen dem Handel mit dem Auslande geöffnet; gegenwärtig hat der Krieg eine solche Wendung genommen, daß man muthmaßt, es wird nach und nach jeder Hafen zugänglich für die Europäer werden. Bis dieses geschehen, wird man sich mit den dürftigen Nachrichten begnügen müssen, die bis jetzt über China vorhanden sind.

Nördlich an China grenzt die Mandschurei und die Mongolei. Die erstere, das Land an beiden Seiten des Amur, gegenwärtig zur größeren Hälfte von Rußland genommen, beträgt ungefähr 35,000 Quadratmeilen. Das Land liegt im Allgemeinen sehr hoch, ist ein Plateau von ungefähr 4000 Fuß mittlerer Höhe, über welches sich weit verzweigte Gebirgsrücken erheben.

Obschon zwischen dem 40. und 50. Grade, also nach unseren Begriffen sehr glücklich gelegen, ist doch das Klima sehr strenge, der Winter beginnt schon mit dem Ende des September und reicht bis in den April, die Flüsse sind sechs Monate lang gefroren, und die Kälte erreicht nicht selten den Gefrierpunkt des Quecksilbers.

Eben so heiß, wie der Winter kalt, ist der Sommer und dabei, da es nicht an reicher Bewässerung fehlt, ist die Vegetation äußerst üppig, aber dennoch wird beinahe gar kein Ackerbau getrieben, und wo es der Fall ist, geschieht es durch Chinesen, und diese sind dann zur Strafe hierher verbannt. Das ganze Volk der Mandschu ist fortwährend auf der Wanderschaft, lebt von der Jagd auf eßbare oder auf Pelzthiere oder vom Fischfang, demnächst aber auch von der Räuberei, worin sie sehr geschickt sind, gleich allen ihren Verwandten. Von den Schätzen der Gebirge weiß man so wenig, wie von denen des Pflanzenwuchses; die Zahl der Mandschu kennt man gar nicht, erst seitdem die Russen einen Theil dieses Landes zu dem ihrigen gemacht haben, ist man ein wenig tiefer eingedrungen und hat angefangen, etwas von ihrem Lande kennen zu lernen.

Die Mongolei ist beinahe dreimal so groß, als die Mandschurei und theilt mit derselben die vollständigste Unbekanntschaft, nur das Gebirge gegen Rußland und gegen China hin ist bewohnt, zwischen beiden liegt Schamo oder Gobi, die große Wüste, welche indessen auch nicht eben, sondern von vielen Gebirgen durchzogen ist.

Dieses ausgedehnte, wenigstens 90,000 Quadratmeilen umfassende Reich ist das Vaterland der größten Weltstürmer, des Dschingiskhan, welcher mit

einem Heere von einer halben Million streitbarer Männer durch ganz Asien bis nach dem Herzen von Europa zog und erst in Schlesien genügenden Widerstand fand; ferner des Timur-Leng, den man gewöhnlich Tamerlan nennt und welcher ein Jahrhundert später beinahe ganz Asien unterwarf und auf dem Zuge gegen China im Jahre 1405 starb.

Man sagt, dieses Land sei gegenwärtig ganz den Chinesen unterworfen, es findet aber gerade das Umgekehrte statt, die Mongolen haben China gänzlich unterworfen, dieselben beherrschen China, und der chinesische Kaiser, selbst ein geborner Mongole, wenn er auch im Palaste zu Pecking das Licht der Welt erblickte, ist der Beherrscher von China, von der Mandschurei und von der Mongolei.

Dieses ungeheuer ausgedehnte Land ist durchweg Hochland, von Gebirgen durchzogen, deren Verlauf man jedoch gar nicht kennt, theils weil es wirklich höchst gefährlich ist, das Land zu bereisen, in welchem ein so rohes Volk wohnt, theils weil die Gebirge ohne Vegetation für Saumthiere unzugänglich sind.

Durch die Mongolei führt eine einzige Straße von Kjachta (dem Grenzort zwischen China und Rußland, in welchem einzig und allein der Austausch russischer und chinesischer Waaren stattfindet) nach Pecking. Hier ist eine gebahnte Straße, auf welcher kleine Orte liegen, ob es deren noch eine nur einigermaßen nennenswerthe Anzahl zwischen Turan und der Mandschurei giebt, ist nicht bekannt. An der chinesischen und sibirischen Grenze sind einige Städte weitläufig zerstreut, man weiß von ihnen jedoch nichts weiter, als daß sie existiren. Sie sind die bleibenden Wohnstätten eines Hirtenvolkes, welches auf Bauten von Stein, welche irgend wie Dauer haben sollen, nicht sieht, ja derselben weder bedarf, noch sie brauchen kann, weil sehr leicht der Fall eintritt, daß Mangel an Nahrung zum Verlassen derselben zwingt.

Das Plateau, von welchem die Berge sich erheben, ist durchschnittlich 5000 Fuß hoch, heißt Schamo oder Gobi, welches beides Wüste bedeutet. Die „Wüste Gobi“ ist also ein Pleonasmus.

Das Land ist voll von kleinen Seen, welche durch zahllose Gebirgsbäche gebildet werden, welche indessen keinen Bestand haben, da ein zehn Monate langer strenger Winter und ein sehr kurzer, aber äußerst heißer Sommer nicht eben Bedingungen zu einer dauernden Bewässerung sind.

Aus dem nördlichen Theile der Mongolei entspringen eine große Menge sehr bedeutender Ströme, der Jeniseisk, der Irtisch haben dort ihren Ursprung, aber auch der Baikalsee wird beinahe ganz allein von hier aus gefüllt, denn die Angara, welche auf dem nördlichsten Winkel des Baikalsee in denselben mündet und an dem westlichsten Ende bei Irkutzk aus ihm nach

dem Jeniseisk fließt, giebt diesem mächtigen See nur einen geringen Theil seiner Nahrung. Mehr nach Süden und nach der Mitte zu werden die Gebirge immer höher, und, wie es scheint, sind sie nach außen zu abgeschlossen, so daß von der Mitte des Landes her keine Ströme nach Norden zu fließen, sondern alles sich darauf beschränkt, kleine Seen, verschwindende und wiederkehrende Wassersammlungen zu bilden.

Nach Süden an der Grenze von China ist das Klima günstiger, ist das Land auch mehr bewohnt, ist die Wüste verschwunden. Der Sommer ist hier so angenehm, daß der chinesische Hof seine Residenz in der Nähe des Meeres verläßt und dorthin zieht, nach der alten Heimath, denn die chinesischen Kaiser sind, wie wir bereits wissen, mongolischen Stammes.

Hier sind auch die Erndtefelder der berühmten Arzneipflanzen Gisent und Rhabarber, und viele Tausende von Menschen sind damit beschäftigt, die Wurzeln aufzusuchen.

In den Gebirgen und Thälern, welche China begrenzen, auf dem ganzen Süden der Mongolei, finden sich die mehrsten unserer Hausthiere im wilden Zustande, so das wilde Pferd und sein nächster Verwandter equus hemionus, ein wilder Esel von ungemein schönem Bau, nicht so unverhältnißmäßig langen Ohren, als unsere europäischen Esel haben (wiewohl es auch bei uns welche giebt, denen die Ohren von Natur aus gestutzt sind, nur gehören sie dann nicht zur Familie equus) und von einer so großen Schnelligkeit, daß er das Pferd darin bei weitem übertrifft.

Unter den Wiederkäuern sind das Rind und das Schaf, so wie eine der unsrigen ganz gleiche Ziege im wilden Zustande vorhanden, und man hält sie für die Stammeltern der in Europa verbreiteten.

Nicht wild, sondern wahrscheinlich aus anderen Ländern eingeführt oder durch Zucht veredelt ist das Schaf mit dem langen Fettschwanz, welcher dem Thiere auf die Erde herabhängt und auch hier wie in Arabien durch kleine Räder unterstützt wird, damit er sich nicht auf dem Erdboden abscheure. Kameele werden hier als Hausthiere gehalten, kommen jedoch nirgends im Lande wild vor. Die Pferde, welche man zieht, sind äußerst gewandt und von sehr schönem Bau. Die Milch dieser drei Thiere bildet ein Hauptnahrungsmittel der Einwohner und ist auch das Material zu ihrem berauschenden Getränk, dem Kumiß.

Dieses wunderliche Gebräu, vorzugsweise aus Stutenmilch erzeugt, welche besonders reich an Milchzucker ist, stammt wahrscheinlich aus diesem Lande und ist wohl mit der Völkerwanderung nach Westen gedrungen bis zu den Kosacken des schwarzen Meeres, welche, wenn sie nicht Branntwein von den Russen zu kaufen bekommen, denselben gleichfalls aus Pferdemilch bereiten.

In jedem Zelte der nomadisirenden Mongolen, eben so auch der Tataren befindet sich ein Schlauch von Pferdefell, welcher gesäuerte Milch enthält. Jeden Tag wird daraus geschöpft, so viel wie die Familie verzehrt, und jeden Abend wird von Neuem Milch zugegossen, welche über Nacht säuert und mit der anderen in geistige Gährung übergeht. Bei der Verheirathung, das heißt, wenn eine neue Familie begründet wird, ist ein wesentliches, nie fehlendes Geschenk ein solcher Schlauch mit Kumiß, welcher aus den verschiedenen benachbarten Zelten durch freiwillige Beiträge gefüllt wird und zu welchem man nun nur alltäglich neue Milch zuzusetzen braucht, um stets auf dem Stande des reichlichen Besitzes dieser Kostbarkeit zu verbleiben.

Wird ein solcher lederner Sack (Sabo) mit frischer Stutenmilch gefüllt, so muß die Gährung künstlich eingeleitet werden, und da es dort weder Bierbrauereien noch Fabrikanten trockener Hefe giebt, so pflegt man dieses so zu machen, daß man die Milch in dem Sacke sehr oft mittelst eines Stockes umrührt, sie gewissermaßen peitscht. Es scheint hierdurch Sauerstoff in die Milch zu kommen, indem ihre Oberfläche vermehrt und sie mit der atmosphärischen Luft häufig in Berührung gebracht wird.

So behandelt ist die frische Milch sowohl sauer, als geistig, d. h. berauschend. Läßt man dieses Getränk aber älter werden als drei Tage, z. B. etwa eine Woche alt, so erhält man ein sehr viel geistreicheres Produkt, welches an berauschender Kraft dem verdünnten Branntwein nahe kommt. Zugleich ist darin so viel Kohlensäure enthalten, daß die Flüssigkeit beim Eingießen in ein Gefäß sehr stark schäumt und ein ätherartiges Bouquet entwickelt, welches durchaus nicht an die Bereitung im Lederschlauch erinnert, wie dieses z. B. bei den Weinen Griechenlands der Fall ist, sondern angenehm und duftig ist.

Soll der Kumiß destillirt werden, um einen wirklichen Branntwein zu geben, so verfährt man etwas anders. Zu frischer Milch setzt man den Bodensatz aus einem Kumißschlauch, welcher Kor heißt und welcher die Säuerung oder Gährung sehr schnell einleitet; nachdem dieses drei Tage lang gewährt, ist die Milch stark sauer geworden, umschließt eine Menge Kohlensäure und ist nunmehr zur Destillation reif.

Daß diese auf eine andere Weise betrieben wird, als bei uns, versteht sich von selbst, doch kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, wenn man sich die Destillation des Apothekers durch Retorte und Kolben vergegenwärtigt. Eine große irdene langhalsige Flasche wird zur Hälfte mit der gesäuerten Milch gefüllt, eine zweite, ganz ähnliche Flasche, nur mit weiterem Halse, wird so an diese erste gefügt, daß der Hals derselben in dem der andern steckt. Feuer unter der einen Flasche gemacht, verwandelt die

Milch bald in Dampf; da die Leute jedoch durch die Erfahrung gefunden haben, daß sehr viel Wasser mit übergeht, wenn man zu schnell heizt, so sind sie schlau genug, die Heizung äußerst behutsam vorzunehmen und hierdurch erzielen sie, was unsere jetzigen Spiritusfabrikanten durch die Dephlegmatoren bezwecken, und wenn sie dadurch auch nicht Spiritus von 80 Grad Alkoholgehalt bekommen, so erlangen sie doch einen Branntwein von solcher Stärke, daß sie sich mit ziemlich geringer Menge auf das Fürchterlichste berauschen.

Aus dem Rückstand der Destillation wird ein brauner, äußerst bitterer, aber trotz dessen dort sehr geschätzter Käse bereitet.

Will man den Branntwein besonders stark haben, wie es z. B. wünschenswerth ist, wenn man ihn als Vorrath zu einer Reise mitnimmt, so pflegt man ihn wiederholt zu destilliren, was bis auf sechs Mal getrieben werden soll, wodurch jedoch das so gewonnene Produkt übermäßig vertheuert wird.

Das Volk der Mongolen theilt sich von selbst in drei verschiedene Kasten oder Klassen, den Adel, die Geistlichen und das Volk, wovon ein Theil in Leibeigenschaft lebt. Sie stehen unter eigenen Fürsten, jeder Stamm hat seinen Khan und jeder größere Khan oder Stamm seine Hauptstadt, welche jedoch nichts weiter ist, als eine Anhäufung von mehr Zelten als gewöhnlich. Dieselben sind aus Leder, d. h. aus Thierfellen oder aus Filz gemacht und werden bei einer etwaigen Wanderung der ganzen Stadt nach Belieben abgenommen, auf Kameele geladen und von Ort zu Ort geschafft.

Solche Zelte können allerdings sehr viele Bequemlichkeiten enthalten, sie sind oft dreißig und mehr Ellen lang, zwanzig Ellen breit und haben viele Abtheilungen, haben auch dadurch Helligkeit, daß in den Seiten Oeffnungen angebracht sind, welche während des Winters mit pergamentartig bereiteten Häuten junger Thiere verschlossen werden, also doch Licht einlassen.

In solchen Zelten haben gewöhnlich Männer und Frauen verschiedene Gemächer, ja selbst unterscheiden sich die des weiblichen Geschlechts noch von einander, indem die der Mädchen mehr im Hintergrunde des Zeltes, weiter von dem Eingange entfernt sind.

Hier findet man alle Bequemlichkeiten, deren ein Nomadenfürst sich irgend erfreuen mag. Die Polster liegen auf erhöhten Gestellen, nicht mehr auf flacher Erde, sie sind auch mit Vorhängen umgeben, bilden also Himmelbetten; sie haben ferner schön gepolsterte Sitze, sie haben zierliche Tische und Schränkchen aus China, und diese sind, wie in den Salons unserer Damen, mit den kostbarsten Nippes besetzt, mit Porzellan, gleichfalls aus

China und folglich gleichfalls sehr theuer. Auch Spiegel fehlen nicht, so wenig wie andere Zierden eines Frauengemachs, Gemälde und dergleichen. Aber alles hängt nicht an gemauerten oder auch nur hölzernen Wänden, sondern an Zeltwänden, die dann allerdings im Innern durch eine Draperie von chinesischem Zeuge verborgen sind.

Wie begreiflich, wird man dergleichen nur im Besitz der reichsten Leute finden, solcher, die viele Tausende von Kameelen, Rindern, Pferden und Schafen haben und ihre Produkte in Menge nach China verkaufen können; aus dem Ganzen geht aber doch hervor, daß, wenn es nur an den nöthigen Mitteln nicht fehlt, man sich das Leben bequem und angenehm machen könne, auch selbst in der Mongolei.

Dieses beinahe noch ganz im Naturzustande lebende Volk, dessen Herrscher während des Sommers zu Dschehol in einem zwar prachtvollen und gewaltig ausgedehnten hölzernen Palaste, aber doch immer innerhalb eines gewaltig großen und höchst schmutzigen Zeltdorfes lebt — dieses halbwilde Volk theilt alle Tugenden und alle Laster der Nomaden, sie sind mäßig, gastfrei, nach ihrer Art redlich, sie halten gegebene Versprechen unverbrüchlich, aber sie sind auch wieder räuberisch, diebisch, träge, unreinlich und leben in beständigen Fehden unter einander.

Nach der chinesischen Geographie zerfällt die Mongolei in 26 Aimaks, welche unter eigenen Oberhäuptern stehen. Die Einwohnerschaft, welche wahrscheinlich nicht mehr als zwischen zwei und drei Millionen Seelen beträgt, zerfällt in die große, mittlere und kleine Horde, die beiden ersten schätzt man je auf eine Million, die kleine auf noch nicht eine halbe. Nach anderen Annahmen hat die sogenannte große Horde die kleinste Mitgliederzahl. Die Mongolen zerfallen in viele wieder verschiedene Völkerschaften, die Kalmücken, Buräten und Kirgisen gehören dazu. Daß sie alle den Chinesen nicht unterworfen sind, sondern im Gegentheil sich als das herrschende, die Chinesen als das unterjochte Volk betrachten, geht schon daraus hervor, daß sie an China durchaus keine Steuern zahlen, und die wenigen Naturalabgaben, welche sie überhaupt geben, ihren einheimischen Khanen zufallen, sogar der große Park von Dschehol, der Sommerresidenz des mongolischen Kaisers von China, wird durch chinesisches Silber unterhalten, und er mag nicht wenig kosten, denn er soll mehrere Quadratmeilen groß sein, Seen, Berge, Wasserfälle, Wälder und nebst dem allen noch vierzig einzelne Paläste für den Kaiser, seinen Harem und seine Hofbeamten enthalten. Zwischen Dschehol und Pecking ist eine Chaussee angelegt, sie ist jedoch, ähnlich den chinesischen Papparbeiten, von so schlechter Beschaffenheit, daß sie zu der Hin- wie zu der Rückreise des Kaisers jedesmal ganz neu gebaut werden muß.

Der westlichste Theil dieses ungeheuren Reiches, die Dschungarei und die Bucharei oder die hohe Tatarei, ist erst seit etwa einem Jahrhundert mit dem Mongolenreiche vereinigt. Dieses Land, im Norden von Thybet gelegen, nach Westen zu von Turan begrenzt, im äußersten Norden in sehr ungewisser Weise mit Sibirien verbunden oder davon geschieden, ist dadurch merkwürdig, daß es auf einer viel höheren Entwickelungsstufe steht, als die Mongolei, obwohl es ganz von derselben physischen Beschaffenheit ist und auch Bewohner des nämlichen Stammes hat.

Sowohl im Norden als im Süden erheben sich gewaltige Gebirge, so daß dieses Land ringsum abgeschlossen ist und keine Flüsse aus seinem Innern nach Außen entsendet, wie dieses noch mit der Mongolei vielfältig der Fall ist. Im Innern befinden sich daher große Seen, in welche die Flüsse alle münden, dennoch ist das Land zur größten Hälfte wüst und ist namentlich der ganze südliche Theil nur eine Fortsetzung der Gobi.

So kalt, wie hier die Winter sind, so glühend heiß sind die Sommer, und da sie regenlos sind, so fehlt es natürlich an der erforderlichen Bewässerung, nicht so in den Gebirgen selbst, welche, durch den Schnee der Gipfel genährt, eine genügende Bewässerung entsenden.

Diese Theile des Reiches sind auch wohlkultivirt, aber keinesweges von den ursprünglichen Bewohnern, sondern von eingewanderten Persern, Türken oder Chinesen. Die ersteren unterscheiden sich durch ihre körperliche Schönheit höchst auffallend von den Völkern mongolischer Abstammung, sie und die Chinesen sind es auch, welche dem Lande die mehr als gewöhnliche industrielle Kultur gebracht haben, man bereitet seidene, leinene und baumwollene Zeuge, vortreffliche Waffen, sehr feines Töpfergeschirr, man baut guten Thee, macht feine lackirte Waaren, führt von China Porzellan hierher und tauscht dieses alles gegen russische oder indische Waaren aus, wozu reichlich bewehrte Karavanen dienen, die auf ihren Kameelen die Waaren nach Rußland, nach Persien und Kleinasien und quer durch Thybet nach Indien führen.

In den üppigen Gebirgsthälern, durch jene mächtigen Bergreihen, welche die nördlichen wie die südlichen Gebirge bilden, geschützt, liegen die Hauptstädte des Landes, Turfan, Kaschgar, Yarkand, und mitten in der Wüste in einer wunderbar ausgestatteten Oase der Ort Komun. Diese Städte zeichnen sich durch großen Reichthum, durch eine bedeutende Einwohnerzahl aus, sie haben alle über 40,000 und steigen bis zu 80,000 Einwohnern. Es befinden sich hier besonders viele Steinschleifereien, nicht nur, daß man aus Achat, Karneol, Jaspis, aus Onyx, Amethyst, Chrysopras und anderen Halbedelsteinen Vasen, vielerlei Gefäße aus einem Stücke, große Tafeln, zusammengesetzte Arbeiten und dergleichen schneidet, schleift und polirt, sondern

man schleift hier auch alle die eigentlichen Edelsteine, vom Rubin und Granat bis zum Smaragd und Diamant, welche, roh aus Indien kommend, nach dem erhaltenen Schliff wieder dahin zurückkehren, um dort gefaßt und zu ungeheuren Preisen verkauft zu werden.

Unter den hier angeführten Städten war Kaschgar einstmals hochberühmt, es war die Residenz der Nachkommen des Dschingiskhan und soll eine halbe Million Einwohner gehabt haben. Es liegt nahe an der Grenze von Turan in einer so überaus schönen, als fruchtbaren Gegend und war der Ausgangspunkt der gewaltigen Heereszüge, welche sich durch Turan, Iran und Afghanistan über Indien ergossen. Jetzt ist diese Stadt freilich so weit herabgesunken, daß sie vielleicht nicht mehr als den zehnten Theil der früheren Bevölkerung hat, doch sind selbst hierin die Ansichten verschieden und einige Geographen nehmen die Einwohnerzahl auf 80,000 an; dies will überhaupt sagen, daß man nichts Bestimmtes darüber wisse.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Gebirgsgegenden rund um die Wüste, das eigentliche Centrum des Landes, überaus fruchtbar sind und eine sehr große Bevölkerung nähren können; daß dieses nicht mehr der Fall ist, beweist nur, daß Nomadenvölker und kriegführende Nationen oder Horden nicht bestimmt sind, eine große Ausdehnung zu erlangen, sondern im Gegentheil in sich selbst aufgerieben werden.

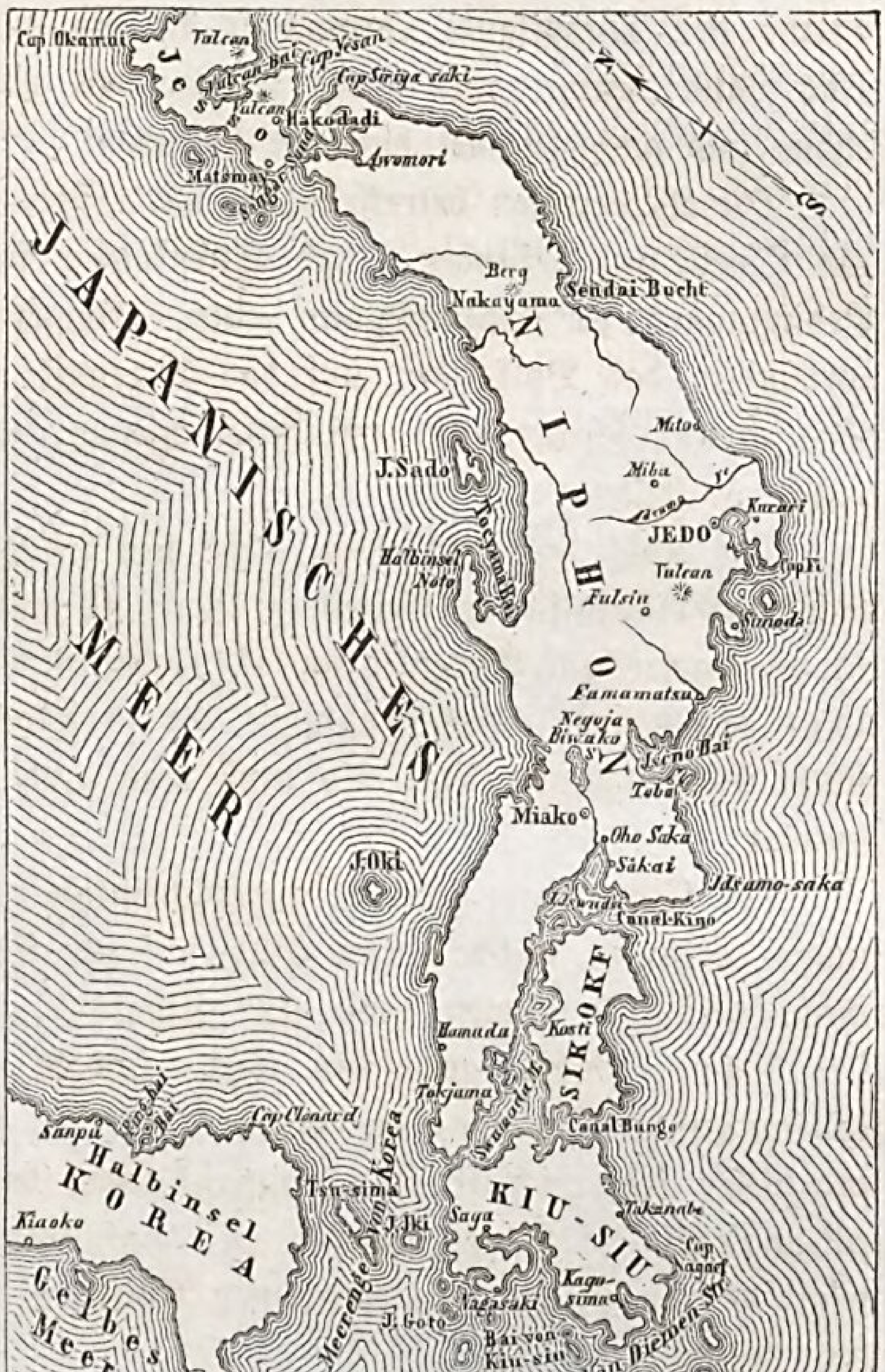
Japan.

In dem Kreise unserer Betrachtungen liegt hier zunächst die große Insel, welche man bei uns in Europa Japan nennt, die die Eingebornen aber Niphon heißen. Es ist ein ziemlich ausgedehntes Inselreich, dessen Flächeninhalt ungefähr doppelt so groß ist, als der des Königreichs Preußen; es liegt langgestreckt, ziemlich parallel mit der Küste von China zwischen dem 30. und 40. Grade nördlicher Breite, doch reichen viele dazu gehörigen Inseln über diese Breite hinaus und stoßen an die Kurilen.

Das Reich, von jeher durch eine unnahbare despotische Gewalt vollständig verschlossen, hat Gelegenheit gegeben zur Erfindung einer unendlichen Menge von allerlei wunderlichen Fabeln; erst in neuester Zeit gelang es den Amerikanern, sich theils durch Bitten und friedliche Anerbietungen, theils durch sehr ernsthaft gemeinte und derb ausgesprochene

Drohungen Eingang zu verschaffen. Seit dieser Zeit sind auch mehrere engländische, französische und russische Expeditionen dort gewesen, und den Aufnahmen der Offiziere dieser fremden Schiffe danken wir die beigefügte Karte, welche wenigstens annäherungsweise richtig ist, indeß in früheren Zeiten man kaum irgend wie im Stande war, sich auf die Karte zu berufen.

Das Reich wurde im Jahre 1543 von den Portugiesen entdeckt; es zerfällt in drei Hauptinseln, ist sehr gebirgig, und die Gebirge, obwohl in dem heißesten Theile der gemäßigten Zone gelegen, sind doch das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, welches beweist, wie bedeutende Höhen dieselben erreichen. In der das Land von Nordosten nach Südwesten ununterbrochen durchziehenden Gebirgskette befinden sich eine große Menge sehr thätiger Vulkane, daher das Land auch viel von Erdbeben zu leiden hat. Die Westküste, diejenige, welche nach China gerichtet ist, scheint die fruchtbarste zu sein. Die Gebirge können nicht kultivirt werden, da aber der Boden der Insel größtentheils aus verwitter-



Karte von Japan.

ten vulkanischen Produkten besteht, da ferner unzählige Ströme, zum Theil sehr reißende und wasserreiche, von den Gebirgen herabeilen, so ist das Land überhaupt eines der fruchtbarsten der Erde. Die Bevölkerung ist daher außerordentlich groß, der Ackerbau und Gartenbau über die ganze Inselgruppe verbreitet und die Thierwelt aus eben dieser Ursache sehr wenig vertreten; die einzigen Hausthiere sind Rinder, kleine Pferde, Hunde, Katzen und Hühner, welche jedoch nur der Eier wegen gehalten werden,

da die Japaner meistentheils von Pflanzenkost leben und von Fischen, welche ihnen nichts kosten, ihnen kein Stück Land abweiden.

Unter den Pflanzen nimmt die erste Stelle der Reis ein, er bildet die Hauptnahrung und bei der ärmeren Klasse fast die einzige Nahrung, die Fische ausgenommen, welche jeder sich selbst fängt. Am Fuße der Gebirge baut man die bei uns bekannten Getreidearten; sehr weit verbreitet ist die Kultur der Theepflanze, demnächst die Baumwolle, der Taback, der Hanf. Das Land erzeugt eine große Menge des vortrefflichsten Obstes, eben so schöne und ausgezeichnet duftende Blumen.

Die Mineralien betreffend, so wird Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen und Quecksilber gefunden, auch Steinkohlen sind in Menge vorhanden, die Bedingungen zur Entwickelung einer großartigen Industrie wären mithin vorhanden, das Volk aber, auf das Strengste abgeschlossen, hat kein Muster vor sich und scheint nicht erfinderisch genug, um selbstständig etwas Bedeutendes zu leisten.

Die Zahl der Einwohner läßt sich in keiner Weise bestimmen, sie ist höchst wahrscheinlich bei weitem größer, als man muthmaßt; die außerordentlich weit getriebene Bodenkultur läßt vermuthen, daß man wenigstens 30 Millionen Einwohner annehmen dürfe, da es jedoch, wie gesagt, an jedem wirklichen Anhaltspunkte fehlt, so muß man auch hier sich mit Muthmaßungen begnügen.

Die Einwohner gehören augenscheinlich zu der mongolischen Race, die jungen Damen, welche unser Bild auf der folgenden Seite zeigt, haben so schräg geschlitzte Augen, wie nur jemals ein Kalmuck oder Tatar gehabt. Die Dame, welche gewaschen wird, sowohl, als die beiden Dienerinnen, sind augenscheinlich von sehr hellem Teint, da sie aber schwarzes Haar haben und dieses sehr reich ist, so muthmaßt man, daß die Race nicht rein, sondern mit malayischem Blute gemischt sei, auch sind sie nicht zum Fettwerden geneigt, wie z. B. die rein erhaltenen Chinesen, die Körperformen sind durchweg elegant.

Von den Männern rühmt man, daß sie mäßig, arbeitsam, tapfer, zugleich wißbegierig und bereitwillig seien, sich von Fremden belehren zu lassen; aber allerdings sind sie auch hart, rücksichtslos, rachsüchtig, wozu wohl die grausame Regierung das ihrige beigetragen haben mag, denn selbst die chinesische Regierung wird für milde angesehen im Vergleich mit der japanischen; man erzählt sich, daß das geringste Vergehen damit bestraft wird, daß man den Unglücklichen, der es begangen, in „zehntausend Stücke zerhaut.“ So lautet der Urtheilsspruch; die Thatsache ist, daß der Unglückliche nackt an einen Pfahl gebunden und nun mit Säbeln zerhauen wird, wobei freilich nicht gerade zehntausend Stücke herauskommen mögen, der Hingerichtete jedoch

sicherlich genug gequält wird, bevor der Tod ihn erlöst. Diese Strafe traf besonders diejenigen Beamten, welche einem Fremden gestatteten, die Hauptinsel zu betreten.

Daß die Männer viel stoischen Muth haben, bezeugt ihre Art des Zweikampfes. Wenn Jemand, vornehm genug, um auf Genugthuung Anspruch zu machen, sich von einem Andern beleidigt fühlt, so bestellt er sein Haus, schneidet sich selbst den Leib quer auf, daß die Eingeweide herausquellen und schickt dann das Messer, blutig wie es ist, dem Beleidiger. Dieser ist bei Verlust der bürgerlichen Ehre verpflichtet, sich noch an demselben Tage gleichfalls den Bauch aufzuschlitzen.

Man muß gestehen, daß, wenn diese Art von Duellen bei uns Sitte wäre, es schwerlich noch der Gesetze gegen den Zweikampf bedürfte.

Die Tracht der Leute hat viel Originelles, zuerst scheeren die Männer den Bart und den ganzen Kopf bis auf wenige Haare, die sie an den Ohren und im Nacken stehen lassen, dann bekleiden sie sich mit einem Schlafrock mit sehr weiten Aermeln, welche, vorn zum Theil zugenäht, als Tasche dienen; von einer Kopfbedeckung ist keine Rede, außer etwa bei Regen, den Sonnenschein wehren sie sich durch Schirme ab, welche, von großer Ausdehnung, reichlich schützen. Der Schlafröcke zieht man viele über einander und sie werden sämmtlich durch einen Gürtel zusammengehalten, über den herab der obere Theil des Schlafrocks hängt, so daß dadurch wieder eine Tasche rund um den Körper gebildet wird. In dem Gürtel stecken die Waffen der Männer; Beinkleider trägt man nur auf Reisen, an den Füßen trägt man hölzerne Schuhe.



Eine Dame, welche Toilette macht. Nach einer japanischen Malerei.

Bilder-Atlas T. 22.

Die Damen gehen ganz ähnlich gekleidet, doch scheeren sie sich nicht den

Kopf, sondern zeigen gern ihr schönes, langes Haar, aber sie haben die wunderliche Manier, die Augenbrauen bis auf das letzte Spürchen auszurupfen und sich dann durch schwarze Tuschstriche neue zu malen in der Form, welche sie für die schönste halten und wovon unsere Zeichnung auf der vorigen Seite uns Muster zeigt. An Gewändern tragen sie wohl zwanzig über einander, wenn sie ausgehen, was nur die allervornehmsten unterlassen oder selten thun, obwohl sie so wenig als die Frauen des Mittelstandes einem eifersüchtigen Verschluß unterliegen, sondern sich nach Belieben frei bewegen können. Die Männer sind gesetzmäßig nur mit einer Frau verheirathet, dürfen jedoch gleich den Türken sich so viele Concubinen in das Haus nehmen, als sie wollen oder ernähren können; der Frau steht durchaus keine Berechtigung zu, dagegen eine Einwendung zu machen und da es eine so allgemeine Landessitte ist, fällt es überhaupt auch keiner ein.

Die Japaner sind sehr geschickt in vielen Arbeiten, sie übertreffen die Chinesen in den Tischler=, Drechsler= und den Lackarbeiten bei weitem, machen Stahlwaaren von ganz ungewöhnlicher Vortrefflichkeit, machen vortreffliches Porzellan und liefern Gewebe von Seide und Baumwolle in vielen verschiedenen Farben und von großer Schönheit.

Ihre Häuser betreffend, wie überhaupt ihre Baukunst, so ist davon nicht viel Schönes zu sagen, unsere Zeichnung Seite 355 giebt auch hiervon eine Ansicht. Die Häuser sind sämmlich von Holz, nur ein Geschoß hoch, sind sehr dünn gebaut, was allerdings der häufigen Erdbeben wegen höchst zweckmäßig ist, sie können aber eben deshalb nichts Imposantes haben. Die Wände sind inwendig mit Papier beklebt, haben eine große Menge Fenster, welche jedoch nicht verglast sind, sondern geöltes Papier tragen, aber nur während der kühleren Jahreszeit, denn im Sommer läßt man dieses Papier weg, so daß die Fenster nur durch das Gitter verschlossen sind, welches bestimmt ist, das Papier zu tragen. Die Abtheilungen im Innern sind so wie bei den Chinesen durch bewegliche Schirme gemacht.

Wie das Haus des einfachen Handwerkers, so ist auch das des reichsten und vornehmsten Mannes gebaut, nur größere Ausdehnung und die Ausstattung im Innern unterscheidet beide, so z. B. läßt der Reiche seine Wände nicht mit Papier, sondern mit baumwollenem oder mit seidenem, vielleicht sehr kostbarem Zeuge bekleiden, auch setzt er statt des Oelpapiers sehr dünne durchsichtige Porzellantafeln in die Fenster.

Die Häuser der reichen Leute liegen gewöhnlich in schönen Gärten, komisch genug aber sieht aus die Masse künstlicher zum Theil aus Thon, zum Theil aus Pappe geformter und schön lackirter Felsen, der Bogenbrücken, über welche zu gehen man sich fürchtet, denn sie scheinen aus Schwefel=

hölzchen gebaut, und die Masse der mühsam klein erhaltenen, zwergartigen Bäume, eine Kunst, in welcher es die Japaner noch weiter gebracht haben, als die Chinesen. Als Spielerei findet man in den Häusern reicher Leute kleine Gärten auf einem lackirten Tische stehen, mit Fontainen, welche Bäche speisen, die in Porzellangerinnen durch das Gartenlabyrinth gehen, mit Wegen, welche durch Goldsand, durch fein geriebenen goldfarbigen Glimmer bestreut, mit Brücken, welche aus fein geschabten Bambussplittern gemacht sind, endlich mit Hunderten von Blüthen und Früchten tragenden Obstbäumen, welche eine halbe Elle, ja häufig nur eine viertel Elle hoch sind. Diese Arbeiten des Kunstgärtners werden mit enormen Preisen bezahlt und sie fordern auch wirklich eine unglaubliche Mühe und Geduld, man verschafft sich nämlich dadurch, daß man Bäume in Töpfen zieht, Zwergpflanzen, man pflegt dieselben gut und erzielt daran Früchte, läßt dieselben vollkommen ausreifen, pflanzt die Kerne davon wieder in Töpfe, aber in kleinere, und so geht man von Generation zu Generation fort, braucht aber vielleicht dreißig Jahre, um durch die fünfte bis sechste Generation so weit gekommen zu sein, um sechs Zoll hohe Pflaumenbäume zu erzielen. Bei so vieler Arbeit und so vieler darauf verwendeter Zeit muß natürlich die Bezahlung entsprechend sein.

Der Besitz von Gärten bei den Reichen und der Besuch von öffentlichen Gärten bei dem Mittelstande ist übrigens das einzige Vergnügen, dessen die Japaner sich außer ihren vier Pfählen erfreuen können, denn sie haben kein Schauspiel und keine Oper und nichts, was mit dem zu vergleichen wäre, was uns Europäern in so reichem Maße und in so großer Mannichfaltigkeit geboten ist. Diese öffentlichen Orte heißen Theegärten und Thee, ferner aber auch kochender Arak oder Branntwein aus anderen Substanzen, ferner Taback sind die physischen Genüsse, welche dort geboten werden. In der Nähe des Hauses befinden sich jedoch eine große Menge zeltartiger Abtheilungen, jede von der andern durch Gebüsch oder durch spanische Wände gesondert, in denen die Japaner sich den Thee serviren lassen, was immer durch junge Mädchen geschieht, welche die Verpflichtung haben, nicht die Spröden zu spielen, überdies sind aber zur Unterhaltung noch andere Mittel vorhanden, Seiltänzer, Gaukler, Ringer, Feueresser, Musikanten der verschiedensten Art, alles in buntem Wirren durch einander bietet die Kräfte auf, die Unterhaltung möglichst mannichfaltig zu machen. Der Besuch dieser Theegärten schließt durchaus nichts Unerlaubtes oder Unehre Bringendes in sich, daher die Leute auch nicht etwa die Nachtzeit abwarten, um diesen Vergnügungen nachzugehen, sondern die Gärten bei Tage besuchen.

Die Regierung von Japan ist die vollständigste Willkürherrschaft, welche

auf Erden existirt. Es giebt zwar Gesetze und sie scheinen schon mit Blut geschrieben, denn es wird beinahe jedes Verbrechen mit dem Tode bestraft, aber es steht in dem Willen eines jeden Machthabers, ein Verbrechen zu finden, wo es ihm beliebt und die Strafe dafür anzusetzen, wie es ihm beliebt, vor allem bei reichen Verbrechern die Strafe auf die ganze Familie auszudehnen, um das Vermögen derselben einzuziehen, was dann so lange dauert, bis ein noch Mächtigerer wieder hier Verbrechen findet, wo keine sind und so der Rächer für vieles unschuldig vergossene Blut wird. Schließlich steht das Leben eines jeden Japaners in der Hand des Monarchen, welcher Kubo oder Kubosamo oder Taikosamo, d. h. höchster Herr, heißt.

Bis zum Jahre 1142 herrschte hier eine vollständige Hierarchie, eine Priesterherrschaft, und das höchste Oberhaupt derselben, der Papst oder Dairi, war das Oberhaupt des Landes, der Herr alles dort Existirenden, das höchste Religionsoberhaupt, der Herr über die Gewissen, wen er schuldig fand, der war schuldig, wen er freisprach, der war sündenlos.

Da trat in dem gedachten Jahre ein Krongroßfeldherr, der Befehlshaber über das Heer, als zweite Macht im Reiche auf, wodurch die allerhöchste Gewalt des Dairi bedeutend geschwächt wurde und von da an hat sie nie wieder ihre frühere Höhe erreichen können, bis sie endlich zu einem vollständigen Schattenbilde herabsank, denn der Dairi ist ein Gefangener des Taikosamo, es werden ihm zwar noch immer göttliche Ehren erwiesen und er wird als unmittelbarer Nachkomme des ältesten Religionsstifters, des Buddha, welcher hier unter dem Namen Shakia Muni verehrt wird, angesehen, aber dennoch ist er in einem weitläuftigen Palaste und Garten dem Volke selbst ganz unsichtbar, von Wachen und Spionen umgeben und führt also ein trauriges Dasein, aber der Schatten von Achtung, die man ihm zollt, ist doch so bedeutend, daß z. B. der Kaiser ihn bei allen wichtigen, das Reich betreffenden Angelegenheiten um seinen Rath fragt, wiewohl er den Rath nur befolgt, wenn es ihm so gefällt; man läßt dem Dairi auch die Freude, dem Kaiser selbst Ehrentitel beizulegen, aber bei alle dem ist keine Spur von Einfluß auf die Regierung vorhanden.

Die Kriegsmacht soll sehr bedeutend sein, es gehören dazu die sämmtlichen Söhne aller der vielen kleinen Erbfürsten (Damjahs), unter welche Grund und Boden vertheilt ist, damit dieselben nicht etwa auffässig gegen ihren Herrn werden. Dieses zahlreiche Heer von Söhnen reicher Gutsbesitzer dient dem Kaiser als Geißel für die Treue der Völker.

Nächstdem wird zum Krieger genommen, wer äußeres Geschick dazu zeigt, das Heer soll sich auf eine halbe Million belaufen, abgesehen davon, was ein jeder Damjah zu seinem Privatvergnügen als Leibwache hält, aber

die Leute sind alle nur mit Bogen und Pfeilen oder mit Speeren bewaffnet, wenige haben schlechte Luntenflinten, aus der ältesten Zeit des Handels mit den Portugiesen herstammend.

Diese, welche die Insel entdeckten, indem Fernando Mendez Pinto im Jahre 1543 durch Sturm dahin verschlagen ward, erweckten einen lebhaften Handel von allen Inseln her mit ihren Schiffen, deren sich nach und nach viele dort einfanden, von der Regierung dorthin geschickt wurden. Den Portugiesen wurden viele Plätze zu Handelsniederlassungen eingeräumt und sie sollen sehr großen Vortheil davon gezogen haben, da fiel es dem Heiligen Franz Xaverius ein, dorthin zu gehen, um das Christenthum zu verbreiten, welches auch über alle Maßen gelang, da die asiatischen Völkerschaften im Allgemeinen gegen jeden Glauben tolerant sind. Nicht so war es mit den Jesuiten, welche im Gegentheil, nachdem sie einmal festen Fuß gefaßt hatten, die allerhöchste Intoleranz übten, sich anmaßend und auf empörende Weise geldgierig zeigten und so selbst ihre Anhänger von sich zurückstießen. Sie hatten viele Hunderte von japanischen Fürsten und unzählige Leute des niederen Volkes zum Christenthum bekehrt, wurden nun aber von den durch sie bedrohten Großen des Landes verjagt und unter Beihülfe der Geistlichen ihrer alten Religion auf eine grausame Weise verfolgt. Es geschah dieses zuerst im Jahre 1597, doch wurde noch keinesweges das Christenthum, sondern nur die anmaßende Geistlichkeit verfolgt; als aber hierdurch noch keinesweges belehrt, die Unduldsamkeit gegen Andersdenkende immer weiter und weiter getrieben wurde, begann endlich im Jahre 1622 ein förmlicher Vertilgungskrieg gegen die Christen und ward bis zum Jahre 1632 fortgesetzt, wo die letzten Christen in Japan unterlagen.

Es sollen damals die Holländer den Japanern gegen die Christen Beistand geleistet haben, ihnen in der Ausrottung geholfen haben, wie behauptet wird, aus jämmerlichem Handelsneid. Als nun die Verräther selbst gleichfalls das Land meiden sollten, unterwarfen sie sich, um der Früchte ihrer Verrätherei nicht verlustig zu werden, den erniedrigendsten Bedingungen, wodurch sie sich zwar die Verachtung der Japaner im höchsten Grade zuzogen, doch aber erreichten, daß man sie, wenn schon unter großen Beschränkungen, daselbst duldete.

So durften sie z. B. jährlich nur drei Schiffe dahin senden und der Ladungswerth durfte 300,000 Piaster nicht übersteigen; es war nur ein einziger Hafen am südlichsten Ende von Japan, nämlich Nangasaki, ihnen eingeräumt und hier war es eine künstlich gemachte Insel Desima von circa 700 Fuß Länge und etwas mehr als 200 Fuß Breite, auf der die Holländer wohnten in hölzernen, zu einer Straße vereinigten Häusern. Sobald

das Schiff ankert, wird es von Polizeibeamten besetzt, das Steuerruder wird ausgehoben, Kanonen, Pulver und Waffen werden abgeliefert und in Gewahrsam der Polizeibehörde genommen, die sehr hohe Miethe für die Insel wird entrichtet und nun werden die Waaren, welche man zum Austausch bringt, unter Aufsicht der Behörden nach den Magazinen der Insel gebracht. Diese selbst hat nur zwei Eingänge, ist ringsum auf das Sorgfältigste durch Pallisaden geschlossen, darf nur durch den einen Eingang von den Holländern betreten werden, der dann sogleich verschlossen wird und darf nur durch den zweiten Eingang verlassen werden, woselbst eine hölzerne Brücke die Insel mit der Stadt verbindet; auch diese zweite Zugangsthür wird des Nachts geschlossen, so daß dann die Holländer vollständig Gefangene sind.

Außerhalb der Insel bezeichnen versenkte Pfähle die Stelle, bis zu welcher die Japaner, um Handel zu treiben, sich der Insel nähern dürfen, die Brücke ist der Marktplatz. Nur vereidigte Dolmetscher verkehren mit den Holländern, die Waaren werden von den ersteren abgeschätzt und ihnen dann dafür Kampher oder andere gesuchte Waaren, wie Kupfer &c., verabfolgt. Jeder Verkehr mit den Holländern wird mit dem Tode bestraft, die Fremden dürfen auch auf ihrer Insel kein äußeres Zeichen ihrer Religion sehen lassen und nicht Gottesdienst halten. Bei der Abfahrt wird das Schiff von unten bis oben untersucht, um zu sehen, ob sich nirgends verbotene Waare findet, der Kaiser allein hat das Recht des Handels und bewacht dasselbe auf das Allerstrengste.

Die neuere Zeit hat hier unglaubliche Veränderungen hervorgebracht. Nachdem die Vereinigten Staaten eine Expedition unter Commodore Parry im Laufe der Jahre 1853, 54 und 55 nach Japan gesendet und durch blanke Kanonen einen Handelstraktat erzwungen hatten, ist der Handel ziemlich allgemein freigegeben und wie wenig derselbe nach den früheren Angaben dem der Holländer und Portugiesen gleicht, möge ein kurzer Auszug aus den Souvenirs d'une ambassade en Chine et en Japon en 1857 et 1858 par M. de Mogues uns zeigen.

„Der Hafen von Simoda (auf einer Halbinsel unfern des Einganges zum Meerbusen von Jedo gelegen) ist klein und eng und würde kaum fünf bis sechs Schiffe gleichzeitig fassen können, aber er ist sehr sicher und geschützt; die Stadt ist ein großes Dorf, durch einen schönen Steindamm gegen die Fluth geschützt; das Land ist das schönste und malerischste von der Welt, prächtige, wellenförmig auf- und absteigende Berge sind mit einer üppigen Vegetation bedeckt, welche bis an das Meer hinabreicht, auf den Höhen herrliche Bäume, am Meere reiche und üppige Reisfelder, im Hintergrunde

vulkanische Gebirge, auf denen die Sonne in dem wunderbarsten Effekt spielt und in dieser glücklichen Natur ein Völkchen, heiter und glücklich, zerstreut in Häusern wohnend, welche durch ihre Sauberkeit von dem Wohlsein der Einwohner zeugen.

„Wenn die Reinlichkeit betrachtet werden kann als ein Prüfstein des Glückes, so wie bei den einzelnen Personen auch bei den Völkern, so glaube ich, daß die Japaner sehr glücklich sein müssen, sie sind fortwährend heiter ja lachend, sie freuen sich über unsere Nähe und die Frauen laufen nicht davon beim Anblick eines Europäers, wie die chinesischen, und man ist auch nicht umgeben von einem Haufen schmutziger und drei viertel nackter Packträger, alles erscheint wohlgekleidet und vor allen Dingen im höchsten Grade sauber.

„Im Hintergrunde auf einem ziemlich großen Gebäude sieht man die amerikanische Flagge, es ist das Consulat der Union und die Flagge weht daselbst seit dem berühmten Traktat von Kanagera. Während unseres Aufenthalts in diesem Hafen haben wir Seitens der japanischen Behörden die freundlichste und zuvorkommendste Aufnahme gefunden; der Gouverneur selbst kam am ersten Tage schon an Bord des Hauptschiffes der Expedition, um dem Befehlshaber seine Aufwartung zu machen.

„Als wir am folgenden Tage an's Land gingen, um demselben unsern Gegenbesuch zu machen, empfing er uns mit der Höflichkeit eines vollkommenen Hofmannes unter der Säulenhalle seines Hauses, er war dabei umgeben von den höchsten Offizieren der Truppen, die unter seinem Befehle standen.

„Eine glänzende Tafel war in dem großen Audienzsaale gedeckt, wir nahmen an der einen Seite derselben auf dazu hingestellten Stühlen Platz, der Gouverneur und sein Gefolge hockten uns gegenüber auf den Fersen nieder, der Dolmetscher kniete zwischen beiden Parteien und übersetzte die Worte der Gesandschaft dem Gouverneur. Es wurde nun Thee und Sacki (ein Reisbranntwein von übermäßiger Stärke) gereicht und dann bot man uns in hölzernen, sehr schön lackirten Tassen Schweinefleisch und Eierspeisen in vierzig verschiedenen Formen an. Die Gerichte scheinen denen der Chinesen ähnlich, aber sie sind bei weitem feiner und durchweg tragen sie den Stempel der Reinlichkeit.

„Die Diener, welche aufwarteten, trugen an jeder Seite einen Säbel, wie überhaupt die Bewaffnung eine sehr reichliche ist, doch hier bei Bedienten an der Tafel fiel dieselbe jedenfalls auf. Ueberraschend war die äußere Form der Gerichte, jedes hatte irgend etwas Besonderes, äußerlich Elegantes. Ein riesiger Fisch erschien auf einer silbernen Schüssel in einer Sauce von

blaugefärbten Holothurien, welche mit ihren walzenförmigen Körpern die Wellen des Meeres darstellen sollten, in welchen der Fisch schwamm. Ein anderes Gericht erschien unter der Gestalt von lauter kleinen schwimmenden Nachen, dieses waren die Schalen von Krebsen, deren Inhalt das Gericht bildete. Aus den Scheeren von Krebsen und aus Muscheln waren wunderschöne Blumenbouquets zusammengesetzt und der Gouverneur machte uns mit einem feinen Lächeln, welches durchaus nicht frei von Stolz war, bemerklich, daß die Offiziere seiner Armee diese künstlichen Blumen zusammengesetzt hätten, was uns zwar einen hohen Begriff von der Geschicklichkeit dieser Herren gab, aber unsere Achtung vor ihrem Kriegerhandwerk doch ein wenig herabstimmte. Glückliches Volk, wo alles so wohlgeordnet ist, wo die große Maschine der Gesellschaft ihre Dienste so einfach thut, daß ihre vornehmsten Ingenieure sich damit beschäftigen können, eßbare Blumen aus Krebsen, gelben Rüben und Muscheln zu machen. Nicht wenig erstaunten wir, unter all diesen neuen und fremden Gerichten auch ein vaterländisches zu sehen, einen sehr feinen südfranzösischen Kuchen, vollkommen wohlbereitet, von bestem Geschmack und in den appetitlichsten Schnitten servirt. Seine Bereitung in Japan schreibt sich aus der Zeit der Spanier her, hat sich mithin zwei Jahrhunderte lang und zwar sogar unter seinem castilischen Namen erhalten.

„Als wir uns des offiziellen Besuchs entledigt hatten, begaben wir uns, ohne irgend wie gehindert zu werden, auf den Bazar von Simoda. Man weiß, daß bisher den Japanern bei Todesstrafe verboten war, irgend etwas an die Fremden zu verkaufen. Dies war ein Monopol, welches sich die Regierung vorbehalten halte. Jetzt ist dies anders. Unterrichtet von der Ankunft unserer Schiffe, hatten die japanischen Behörden selbst die Leute veranlaßt, alle Produkte, welche die Neugier der Fremden reizen konnten, unter einem großen Schuppen aufzustellen. Vor allen Dingen hatte man die wundervoll lackirten Gegenstände, in deren Verfertigung die Japaner den Chinesen weit voran sind, ausgelegt. Da waren Dintenfässer, eingerahmte Spiegel, Schachteln, Toilettengegenstände, Tische von allen möglichen Größen, Kästchen ꝛc., sämmtlich auf das Allerfeinste verziert und zu billigen Preisen zu haben. Auf jedem Gegenstande lag ein Zettel, welcher in arabischen Zahlen die Summe in der Landesmünze ausdrückte, welche dafür zu entrichten war, neben jedem solchen Gegenstande befand sich auch eine Kiste, eigens zur Verpackung desselben bestimmt, so daß, kaum gekauft, derselbe auch gleich auf das Sorgfältigste verschlossen, versandt werden konnte. Den ganzen Tag lang fuhren unsere Boote hin und her, um die eingekauften Schätze zu holen und nach den Schiffen zu bringen, denn der erste Offizier wie der letzte Matrose stellte sich die Freude vor, welche er den Damen sei-

ner Bekanntschaft machen würde, wenn er ihnen so überaus zierliche Spielereien brächte und ein jeder wünschte darin so viel als möglich zu thun. Als die Expedition nach fünf Tagen abreiste, um nach Jedo zu gehen, ergab ein leichter Ueberschlag, daß für mehr als 30,000 Francs solcher Waaren gekauft worden waren.

„Unser Umgang mit den Einwohnern war der allerherzlichste, es war ein wirkliches Familienleben, wir kamen zu jeder Stunde des Tages oder des Nachts an das Land und wurden immer gleich freundschaftlich aufgenommen. Während des Tages besuchten wir die Tempel oder Pagoden, während des Abends gingen wir da und dort hin, um den Thee zu uns zu nehmen, wir mischten uns in die Tänze, welche zu Ehren des Mondes aufgeführt wurden, kurz, wir führten ein so überaus glückliches Leben, daß wir nur dessen längere Dauer wünschten; da wir aber nach Jedo gingen, so meinten die Einwohner, wir würden dort nicht so freundlich aufgenommen werden.

„Während der ganzen Zeit unseres hiesigen Aufenthalts waren unsere Schiffe von zahlreichen Gesellschaften besucht, welche sich sowohl unsere Weine schmecken ließen, als sie auch auf ihre Fächer, welche zugleich ihre Schreibtafeln sind, sich ausführliche Bemerkungen schrieben, die Dampfmaschinen oder irgend einen sonstigen, ihnen neuen Gegenstand betreffend. Sie suchen sich zu unterrichten, sie sind lernbegierig und nicht gleich den Chinesen hochmüthig auf ihr Wissen und alles Andere, was nicht mit der Weisheit ihres Landes zusammenpaßt, von sich weisend und verachtend.

„Bevor wir Simoda verließen, hatte uns noch der Gouverneur zwei Offiziere in großer Galla an Bord gesendet, welche uns den Tod des Kaisers anzeigen sollten; er war vor zwanzig Tagen bereits gestorben, die Nachricht traf aber erst am Tage unserer Abfahrt ein. Derselbe zählte erst 35 Jahre und war an der Gicht gestorben, welche, wie man sagte, ihm in den Magen getreten sei. Der Gouverneur hatte seinen Tod so lange als möglich verheimlicht, wie es hier gewöhnlich zu geschehen pflegt, um die Unruhen zu vermeiden, welche leicht ausbrechen, wenn die Thronfolge nicht gesichert, d. h. wenn der Erbe nicht vom Kaiser ernannt und schon bei seinem Leben mit hohen Ehren bedacht worden ist. Im gegenwärtigen Falle war der Nachfolger ein Adoptivsohn des Kaisers, erst 13 Jahre alt. Die Japaner müssen als Zeichen der Trauer ihren Bart wachsen lassen; diese Trauer mag gerechtfertigt sein, denn man sagt sich in's Ohr, daß der neue Kaiser äußerst grausam sei. Jetzt studirt er den Confucius und seine Erklärer. Sein Hofmeister muß dabei vor ihm auf den Knien liegen, soll sich aber herausnehmen, ihn mitunter hart genug anzufahren.

„Wir langten vor Jedo an und waren sogleich von einer unglaublichen Menge von Kähnen umringt; wir warfen vor demjenigen Stadttheil, welcher Sinagawa heißt, unsere Anker und sahen zu unserm nicht geringen Erstaunen daselbst fünf europäische Kriegsschiffe, zwei davon waren Dampfer, mit Japanern bemannt. Es waren Schiffe, welche die Regierung von Engländern und Holländern gekauft hatte.

„Das Ufer ist mit Dörfern und Städtchen und der mächtigen Hauptstadt selbst auf große Strecken hin bedeckt, im Hintergrunde erhebt sich in seiner ganzen majestätischen Pracht Fusijama, einer der Hauptberge des Landes, die Sonne vergoldete das Panorama und brachte eine zauberische Wirkung hervor.

„Nur mit Mühe gelang es uns, die Erlaubniß zu erhalten, Jedo selbst zu besuchen und die Gesandtschaft sowohl innerhalb der Stadt wohnlich unterzubringen, als auch ihre Funktionen direkt und ohne Zwischenträger in Wirksamkeit zu setzen. Wir fuhren bei fünf kleinen Festungen vorbei, welche sämmtlich auf Pfählen und gänzlich nach europäischem Muster erbaut waren; sie stammen noch von den Portugiesen her, sind sehr wohl erhalten und auch mit Kanonen zur Genüge versehen.

„So betrat die Gesandtschaft den Boden von Japan, welches so viele Jahrhunderte lang ungastlich alle Fremden zurückgewiesen hatte; es ist der Moment, um die Civilisation des Abendlandes einzuführen in das japanische Reich und die alte zurückstoßende Sitte in Trümmer zu legen."

(Ob die Japaner Ursache haben werden, den Europäern dafür zu danken, muß allerdings dahingestellt bleiben, doch nach den Vorgängen, welche wir gehabt haben, nach der grausamen Art, wie die Europäer in Amerika, in Afrika und in Indien verfahren sind und nach den abscheulichen Lastern, welche sie den armen und glücklichen Bewohnern der Südsee-Inseln beigebracht haben, zu schließen — dürfte das Glück, welches französische und engländische oder gar amerikanische Civilisation über Japan verbreiten wird, nicht gar zu weit her sein.)

„Die Gesandtschaft befand sich in einer der Befestigungen selbst, in welcher einige hundert Soldaten mit zwei Säbeln bewaffnet und bestimmt, uns zu geleiten, der Ankunft der Gesandten harrten. An dem Thore dieser Festung erwartete uns der berühmte und historische Gesandtschaftssessel, auf welchen der Baron Gros gehoben und durch sechs Leute getragen wurde, auch für die ganze Gesandtschaft waren Portchaisen, auf das Schönste lackirt, vorhanden, wir lehnten jedoch diese Ehre ab, um zu Fuß gehen und um so besser uns umsehen zu können. Dem Zuge voran geht immer ein niederer Beamter, Kanabo Mohi, ein Stockträger, ein Mann, wie ihn unsere

Zeichnung nachstehend den Lesern giebt, in einem weiten, vielfarbigen Gewande, schwarz, gelb, grün und roth, mit einem hohen eisernen Stabe bewaffnet, an dessen Griff eine Menge eiserner Ringe klingt und klappert. Ein solcher Kanabo steht in jeder Straße und zwar an jedem Thor, welches zu öffnen seine Pflicht ist, denn die Stadttheile oder die Straßenabtheilungen sind zum Theil abgeschlossen und können es sämmtlich werden. Ein solcher Mensch ging der Gesandtschaft voran und machte derselben Platz, indem er seinen langen Stab rechts und links ziemlich hart auf die Erde setzte und die Zuschauer nöthigte, sich so weit zurückzuziehen, daß er sie nicht erreichen konnte. Wo nicht so viel Platz gemacht war, setzte er seinen schweren Stab rücksichtslos auf die Füße der Anwesenden und nagelte sie wohl gar am Boden fest.


Ein Kanabo Moßi oder Polizeibeamter von Jedo. Nach Moges.

„An jedem Thore übergab ein solcher Kanabo die Gesandtschaft dem nächsten, der sie in gleicher Weise durch sein Quartier geleitete. Die Menschen sahen aus wie die Teufel und benahmen sich auch wie diese, das Volk hat daher einen so unglaublichen Haß gegen sie, wie Respekt vor ihnen.

„Wir kamen sehr bald in denjenigen Theil der Stadt, welcher uns während unseres Verweilens in Jedo zum Aufenthalt angewiesen war, aber wir hatten auf diesem Wege Gelegenheit, manches sehr Sonderbare wahrzunehmen. Der Baustyl z. B. ist nicht ohne Schmuck, aber er erinnert durchweg an das Gefängniß, gewaltige Pforten von Eichenholz sind immerfort geschlossen, mit Riegeln von Eisen versehen. Hinter vergitterten Fenstern wohnt auf einer Seite der Straße die Herrschaft mit ihrer Familie, auf der

andern Seite die Dienerschaft; die Straßen sind breit, reinlich und luftig, zum Theil sind sie sogar chaussirt, auf jeder Seite fließt ein munteres Bächlein, die Häuser stehen frei, sind nicht auf einander gepackt, wie die chinesischen, überall nimmt man eine sehr aufmerksame und thätige Polizei wahr.

„Unsere Wohnung selbst ist am Fuße eines bewaldeten Hügels gelegen, auf dem sich ein Tempel des Buddha erhebt, welcher die Bai und die ganze Stadt übersieht. Kaum angelangt, besuchten uns sechs Bunio's, Großwürdenträger des Reiches und Bevollmächtigte des Kaisers, um uns willkommen zu heißen und sich nach unserem Wohlbefinden zu erkundigen, dann wurde uns ein Mittagsmahl von dem Kaiser geschickt, welches reichlich, mannichfaltig und höchst kostbar war; er schickte uns auch alle möglichen vortrefflichen Früchte und ließ uns anzeigen, daß er uns eben so viel jeden Morgen senden würde, so lange wir uns in seiner Residenz aufhalten würden.

„Der Titel des Kaisers in Japan selbst ist Taïcun, seine Residenz soll hundert Quadratmeilen umfassen und die Bevölkerung 2½ Millionen Seelen übersteigen. Die Stadt umfaßt eine unglaubliche Anzahl kleiner bewaldeter Hügel, welche eine äußerst schöne Aussicht über die verschiedenen Stadttheile gewähren; noch viel zahlreicher sind die Gärten, parkartig angelegt, welche den vornehmen Leuten gehören und ihnen ein Lebensbedürfniß sein müssen, da sie nur in wichtigen Geschäften ihr Haus verlassen, sonst aber mit ihrer Familie auf Haus und Garten beschränkt leben. Bei einem erforderlichen Ausgange lassen sie sich tragen und sind immer von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben.

„Wenn nun gar der Kaiser seinen Palast verläßt, so müssen die Straßen vollkommen geräumt werden, ein Jeder muß in sein Haus, muß sich darin verschließen, in der Stadt muß die Ruhe des Grabes herrschen, diejenigen, welche berechtigt sind, auf den Straßen zu bleiben, die Beamten, welche die Ordnung aufrecht zu erhalten haben, müssen auf den Knien liegen und die Stirn auf die Erde drücken, die geringste Veränderung in dieser Stellung wird sofort mit dem Tode bestraft. Im Uebrigen sind die Leute wenig durch ihren Herrn belästigt, denn er verläßt höchstens vier- oder fünfmal im Jahr seine Gärten und Paläste, um die Bildnisse seiner Vorfahren, welche in einem Tempel aufgehängt sind, anzubeten. Der Taïcun ist so sehr durch die Etikette umschränkt, sein ganzes Leben ist dergestalt geregelt, daß er nach und nach mehr wie ein Halbgott als wie ein Mensch betrachtet wird, dabei unsichtbar und erhaben viel zu weit über dem Erdenleben steht, um sich mit den Geschäften dieser Welt zu befassen, auch regiert in der That der Gotaïro, der Premierminister, mit einem Ministerrath.

„Am nächsten Morgen nach unserem Eintritt in Jedo gingen einige von uns aus, um sich wo möglich die Gegend der Paläste des Kaisers anzusehen; dies war ganz leicht durchzuführen, wir durften nur consequent eine Richtung einschlagen, welche derjenigen entgegengesetzt war, in welche unsere japanischen Führer uns bringen wollten; so gelangten wir denn dazu, zwei mächtige Umgürtungen von Wall und Graben zu überschreiten, in denen ein sehr lebendiges Wasser floß. Die Ufer waren sehr sorgfältig gehalten und zum Theil mit prächtigen Bäumen besetzt, deren Zweige gleich den Trauereschen bis auf den Boden herabhingen. Ueberall wanderten außerordentlich schöne, blendend weiße Kraniche umher und alle hundert Schritte sah man ein allerliebstes lackirtes Schilderhäuschen stehen, in denen japanische Soldaten, jeder mit zwei Säbeln an der Seite, zusammengehockt auf den Fersen saßen. Die Schweigsamkeit und Einsamkeit dieser Straßen, welche zu den kaiserlichen Palästen führen, wurde nur dann und wann unterbrochen durch den Zug eines Daïmio oder japanischen Prinzen, welcher sich zur Audienz bei dem Kaiser begab. Vor einem jeden gingen etwa zwanzig Leute mit zwei Säbeln einher, dann kam der Prinz selbst mit einem gewaltig großen lackirten Hut, in allen möglichen Farben spielend, auf einem prächtig aufgezäumten und mit allerlei buntem Schmuck bedeckten Pferde. Das Reiten ist nicht einem Jeden gestattet, sondern ist ein Vorrecht der Prinzen des Hauses und der Großwürdenträger. Zum Ziehen werden die Pferde übrigens nie gebraucht. Einen Wagen kennt man überhaupt in Japan nicht, die zweirädrigen Karren werden von Ochsen gezogen. Da man hier kein Pflaster und auch nur innerhalb der Stadt Chausseen kennt, so werden die Pferde so wenig beschlagen, wie die der Araber, allein man zieht ihnen Schuhe an, welche gerade so gearbeitet sind, wie die der Menschen.

„Hinter dem Prinzen läuft eine große Menge Soldaten mit zwei Säbeln, dann aber auch gewöhnliche Packträger, welche an Stangen auf den Schultern Reisekoffer tragen und zwar eine ziemliche Menge, und je größer, d. h. vornehmer der Würdenträger ist, desto bedeutender ist die Anzahl der Koffer, welche er sich nachtragen läßt. Dieselben enthalten nichts, als verschiedene Anzüge, aber Anzüge für den Sommer und für den Winter, für den Morgen und für den Abend, für den Mittag wie für die Nacht, Anzüge, behäbig und warm, um sich auch gegen das leichteste Lüftchen zu schützen, Anzüge, so leicht und luftig, daß man kaum glauben sollte, sie dürften getragen werden in diesem Lande des Anstandes und der allerhöchsten Etikette. Viele von den vornehmen Herren sollen die Hälfte ihrer Garderobe so auf Reisen mitnehmen.

„Diese Kofferträger vermehrten das Sonderbare des Aufzuges in nicht geringem Grade und wir folgten demselben neugierig, um zu erfahren, wohin

er sich wenden würde. Bereits hatte der ganze Zug eine dritte Umgürtung von Wall und Graben überschritten, als uns drei Offiziere von der Garde mit zwei Säbeln entgegentraten, um unser Weiterschreiten zu verhindern; wir wollten Vorstellungen machen, aber sie erklärten, wenn sie uns weiter gehen ließen, so würden ihnen die Köpfe abgeschnitten werden. Wir glaubten dies zwar nicht, da wir jedoch die große Strenge der japanischen Etikette kannten und uns nicht verhaßt machen wollten durch Uebertreten derselben, so verzichteten wir auf das gehoffte Vergnügen.

„Bei unserer Zurückkehr erfuhren wir, daß der Gesandte Baron Gros seinen Einzug auf eine unerlaubte Weise gehalten hatte, er war durch Leute getragen worden, denen man chinesische Kleidung angelegt hatte. Es scheint, als ob diese in Japan etwas Ungewöhnliches, vielleicht Unehrenhaftes sei (die Chinesen werden von den Japanern auf das Tiefste verachtet und verabscheut), denn man betrachtete diesen Aufzug als etwas noch nicht Dagewesenes, als ein höchst strafbares Vergessen aller Sitte, und 600 japanische Beamte, schuldig befunden, dieses schreckliche Ereigniß nicht verhindert zu haben, wurden ein jeder zu hundert Tagen strengen Gefängnisses verurtheilt — 60,000 Tage Gefängniß wegen sechs chinesischer Kleider. Man kann sich denken, daß der Gesandte sofort alle möglichen Schritte that, um die bereits angetretene Strafe sofort aufzuheben.

„Jedo zerfällt in zwei sehr verschiedene Theile, der eine derselben, die Stadt des Kaisers, die Umgebung des Herrschers, ist traurig, todtenstill, peinlich; die andere gewöhnliche, ferner gelegene Stadt ist lärmend, ist volksthümlich, ertönt von Bewegung der Arbeit und von lustigen Liedern. Man glaubt zwei Städte zu sehen, welche hundert Meilen weit von einander entfernt sind. In der kaiserlichen Stadt wohnen nur die Fürsten mit ihren Familien und die Groß- und Kleinwürdenträger. Sie sind gewissermaßen als Geißel für ihre Treue an die nächste Umgebung des Hofes gefesselt und umgekehrt auch wieder durch ihre eigenen Wünsche, so nahe als möglich der Sonne der Macht zu stehen.

„Setzt man den Fuß in die Stadt des Volkes, so ist man erstaunt über das unglaublich bewegte Leben, die Straßen sind voll von Menschen, in lärmender Art beschäftigt, die Kinder schreien, Männer und Frauen laufen herzu, die ganze Bevölkerung scheint toll zu sein, das Erscheinen der Europäer macht ein solches Aufsehen, daß sie immer von Tausenden von Menschen begleitet werden. Solch ein Spaziergang ist keine Erholung und man freut sich, zu Hause anzulangen. Ist ein Spaziergang durch die vornehme Stadt vielleicht auch langweilig, so ist er doch auch friedlich und dies ist sehr angenehm.

„Unsere Wohnung ist eigentlich nicht besonders bequem, wir sind nur durch dünne Wände von Reispapier von der Umgebung geschieden, und während der Nacht ist es ziemlich kalt, aber unsere guten Japaner thun Alles, was sie können, um uns neben dem Nützlichen auch das Angenehme zu gewähren, und ihr gescheudtes Wesen zeigt sich in hundertfältig verschiedener Weise, dabei sind sie so lernbegierig, daß sie uns in Schulmeister umwandeln, wir haben sie das Alphabet gelehrt, sie kennen unsere Zahlen, sie sprechen eine Menge der gewöhnlich häufig wiederkehrenden Worte ohne Mühe und ohne Unterricht aus, und ich glaube, wenn wir noch ein paar Monate hier blieben, so würde die ganze vornehme Stadt französisch sprechen.

„Die Abende sind ein wenig lang, denn zwischen acht und neun Uhr werden alle die Thore, welche die verschiedenen Stadtviertel und die Straßenabtheilungen von einander trennen, geschlossen, um diese Zeit muß also ein Jeder zu Hause sein, und Nachtschwärmer giebt es in Jedo nicht, die Circulation ist vollständig unterbrochen bis zum nächsten Morgen um 6 Uhr. Während der Nacht wird kein Thor geöffnet, wir sind mithin gleichfalls verhindert auszugehen, sind auf unsere vier Pfähle beschränkt und amüsiren uns entweder mit einer Partie Whist oder mit Betrachtung des riesigen Kometen, welcher in vollster Pracht am Himmel steht.

„In Jedo sind 500 Faustkämpfer von athletischen Formen, welche man nach Belieben, mithin auch für Geld und gute Worte, sich gegenseitig zerbläuen sehen kann. Wir dachten daran, ein paar solcher Boxer zu miethen und uns an ihrem Gladiatorenspiel zu ergötzen. Wenn wir Engländer gewesen und an den Anblick der Boxer gewöhnt gewesen wären, so würden wir es wohl auch gethan haben, doch fanden wir die Sache zu wenig ästhetisch und unterließen es daher.

„Der Zweck der Gesandtschaft war, einen Handelstraktat zwischen Frankreich und Japan zu schließen. Sechs Große des Reiches versammelten sich deshalb wiederholt mit uns, um die Punkte zu berathen, und wir hatten Gelegenheit, die Feinheit und die Geschicklichkeit der Diplomaten des äußersten Endes der ehemals bekannten Welt zu bewundern; nur einer war schweigsam und nahm auch bei der allerlebhaftesten Unterhandlung niemals das Wort. Wir erlaubten uns, sehr traurige Begriffe von seinem Geiste zu haben, bis wir eines Tages den Grund dieser Schweigsamkeit erfuhren. Er hatte uns seinen Besuch zugedacht, und da er uns nicht traf, seine Karte hinterlassen; diese lautete: Et Kamai Sakio Kami, kaiserlicher Spion, oder wenn wir es wörtlich übersetzen: „Mann, welcher seitwärts sieht, um dem Kaiser zu hinterbringen, was er gesehen hat.“

„Das Spioniren ist in Japan so in die Sitte und Gewohnheit übergegangen, ist so gesetzmäßig, macht so vollständig einen Zweig der Administration aus, daß man dasselbe als die innere Politik des Landes bezeichnen kann. Ohne alle Uebertreibung darf man sagen, daß die eine Hälfte der Japaner die andere Hälfte bespionirt. Unsere hundert Leute mit zwei Säbeln waren sehr brav, anständig und gefällig, aber sie ließen uns nicht aus den Augen und schrieben immerfort auf ihre Fächer, wohin wir gingen, was wir thaten, womit wir uns unterhielten, wonach wir fragten; demnächst waren aber noch sechs andere Spione da, welche diese ersten beobachteten, um zu sehen, wie dieselben sich ihrer Pflicht entledigten. Diese sechs waren nur die Spione in zweiter Potenz, vielleicht war irgend wo ein Bonze verborgen (denn wir wohnten ja in einem Bonzenkloster), welcher diese sechs Beobachter seinerseits wieder beobachtete. Dies wäre denn die Spionirerei in dritter Potenz gewesen.

„Endlich wurde der Tractat unterzeichnet, nichts hielt uns mehr in Jedo zurück, und der Gesandte setzte den nächsten Tag zur Rückkehr an Bord fest; wir verabschiedeten uns von den Regierungsbevollmächtigten und gaben uns ein Rendezvous in Paris, wobei uns der zweite Bevollmächtigte erklärte, daß er bereits zum Gesandten am Hofe der Tuilerien ernannt sei, das japanische Gouvernement werde andere Gesandten nach London, nach Petersburg und nach Washington senden. Wir fragten, wie die Gesandtschaft sich nach Frankreich begeben wolle, ob über Suez oder über das Vorgebirge der guten Hoffnung, ob durch Packetboote oder durch ein französisches Kriegsschiff.

„Der künftige Gesandte erwiderte, daß dieses auf einem japanischen Kriegsschiffe geschehen und daß er die Flagge seines Vaterlandes in Toulon vom hohen Maste wehen lassen werde. Als wir eines Artikels des Vertrages erwähnten, nach welchem die japanischen Dolmetscher verpflichtet seien, binnen fünf Jahren die französische Sprache zu lernen, erwiderte er in schmeichelhafter Weise lächelnd, er wisse sehr wohl, daß die französische Sprache in Europa am weitesten verbreitet sei und daß alle wohlerzogenen Menschen eine Ehre darin setzten, dieser Sprache mächtig zu sein.

„Wir verließen einander unter Auswechselung der höflichsten Worte, nahmen noch ein vom Kaiser gesandtes Diner zu uns und beschlossen so unsere Arbeit, wie wir sie begonnen hatten, mit einer großen Schmauserei.

„Der Kaiser machte einem jeden von uns ein Geschenk mit mehreren Stücken des schönsten Seidenzeuges als Zeichen des Friedens. Die japanische Seide ist vielleicht nicht ganz so fein als die chinesische, sie steht ihr jedoch hinsichtlich der Farbenpracht in keiner Weise nach.

„Am 11. Oktober 1858 verließ die französische Gesandtschaft Jedo, um an Bord zurückzukehren. Vom frühen Morgen schon herrschte eine ganz ungewöhnliche Beweglichkeit in unserem Kloster, man packt ein, man bezahlt die letzten Rechnungen, man frühstückt in Hast, und nun beginnt die große Ausquartierung. Schon am Abend vorher waren hundert Packträger mit ihren Instrumenten herbestellt, und wir sahen nicht ohne Sorge unsere Koffer, Mantelsäcke und Kisten von Unbekannten aufgehoben, entführt und in der Menge verschwinden; wir setzten uns in Marsch mit der dreifarbigen Fahne voran, man hat die Seitenthore geschlossen, man hat Ketten vor die kleineren Zugänge gehängt, die Stockträger machen noch überdies Platz, so daß wir nirgend durch die Menge belästigt werden, wir kommen an den Platz der Einschiffung, um Mittag sind wir alle auf unseren Schiffen und siehe, unsere Koffer sind auch da, es fehlt kein einziges Stück, also Ehrlichkeit ist auch eine Tugend, welche die Japaner vor den Chinesen voraus haben. Am nächsten Morgen wurden die Anker gelichtet, und in fünf Tagen befanden wir uns in Nagasaki.

„Eine außerordentliche Menge von Schiffen aller Art war auf der Rhede versammelt, die einen, um zu spioniren, die anderen, um Lebensmittel auf die Schiffe zu bringen. Der Ort ist noch bewundernswürdig, selbst nachdem wir Simoda kennen gelernt hatten. Der Hafen verdient gewiß die große Reputation, in welcher er steht. Die Landschaft umher ist zwar weniger malerisch schön, aber sie ist viel ausgedehnter und großartiger als die von Simoda. In den Bäumen, welche die Höhe rings umher bedecken, sah man deutlich Kanonen versteckt, an mehreren Stellen waren auch schwarze Kattunstreifen ausgespannt, welche uns glauben machen sollten, daß hier Batterien aufgeworfen wären, um den Hafen zu beherrschen.

„Es ist hier beinahe so heiß während des Sommers wie in Batavia, aber der Winter bringt doch häufig Kälte und zuweilen sogar Eis. Der Tisch ist hier nicht so reich besetzt, als man ihn sonst wohl findet, und das kommt daher, daß es hier beinahe ganz an Fleisch fehlt, die Japaner wie die Chinesen leben fast ausschließlich von Reis, Fischen und Geflügel. Die Rinder sind lediglich für den Ackerbau da, ein solches Thier schlachten würde wie eine Heiligthumsschändung betrachtet und bestraft werden. Im Winter dagegen giebt es hier viel Wild, Hirsche, wilde Schweine, Wachteln, Fasanen, ein solcher kostet während des Winters in Nagasaki 6 Sous (3 Groschen oder 9 Kreuzer).

„Die japanischen Fürsten üben auf ihren Ländereien die Jagd zwar häufig mit ziemlich schlechten Luntenflinten, viel öfter aber mit Pfeil und Bogen. Diese gelten für die bei weitem noblere, vornehmere Waffe, weil

sie größere Geschicklichkeit fordert. Die vornehmen Herren beschäftigen sich auch mit den Wissenschaften, und zwar in einer Weise, welche uns wohl in Erstaunen setzen kann. Einer derselben, der Prinz Satsuma, fragte eines Tages den Capitain eines holländischen Schiffes, auf welche Weise man sich der Photographie bediene, um die Barometerbeobachtungen dadurch in ununterbrochener Reihe zu malen. Der europäische Offizier konnte nicht darauf antworten; der Japaner kannte die Thatsache, daß bei dem Observatorium zu Greenwich ein photographischer Apparat in jeder Minute bildlich festhält, was die Instrumente zeigen, er wußte nur nicht, auf welche Weise die Sache ausgeführt wird. Man dürfte fragen, wie die Kenntniß von dieser Thatsache nach Japan, wenigstens 5000 deutsche Meilen von Greenwich, gelangt sei.

„Man genießt in Nangasaki der größten Freiheit, überall sieht man auf den Straßen Franzosen, Amerikaner und Russen, wir durchstrichen, um an's Land zu kommen, die berüchtigte Insel Desima, künstlich im Meere aufgebaut und berüchtigt durch die unehrenhafte Gefangenschaft, welcher die holländischen Kaufleute sich zwei Jahrhunderte lang unterworfen haben, damit nicht zu theuer die Verbindung mit Japan bezahlt glaubend. Jetzt sind die Wachhäuser leer, die Thore, Schlagbäume und Ketten entfernt, man verkehrt vollkommen frei mit der Stadt.

„Man hat die Wichtigkeit des Handels mit China bei weitem übertrieben, die Japaner verachten die Chinesen viel zu sehr, um häufig mit ihnen zu verkehren, es kommen kaum mehr als vier oder fünf chinesische Schiffe jährlich in Nangasaki an, und sie bewohnen alsdann einen ziemlich großen, aber fest abgeschlossenen Raum, welcher ganz mit Pallisaden umgeben ist und welchen sie nicht verlassen dürfen, denn man behandelt sie gerade so, wie man vor Kurzem noch die Holländer behandelte. Die Hauptgegenstände, welche sie hierher bringen, sollen europäische Waaren sein, sie machen also den Holländern Concurrenz.

„Die Japaner sind so weiß von Farbe wie die Europäer und weisen die Verwandtschaft mit den Chinesen mit Verachtung und als eine Beleidigung von sich. Ihre Kultur ist zwar in vielen Fällen der chinesischen ähnlich, weicht dagegen in anderen weit von derselben ab. Ihre Schreibweise ist der chinesischen ganz gleich, der Kultus des Buddha und des Confucius herrscht in beiden Ländern, in beiden Ländern sind ferner die Tempel und Pagoden ganz dieselben und sie werden durch dieselbe Gattung von Bonzen mit geschorenem Kopfe und langem grauem Gewande bedient. Die im Lande gebauten Schiffe sind gerade wie die chinesischen, Reis, Fische, Thee und Reisbranntwein sind die Hauptnahrungsmittel beider Völker, die Kuli's oder Lastträger lassen ihre scharfgellenden Laute

eben so in Nangasaki wie in Canton erschallen. Die Literatur der Japaner ist vollständig chinesisch, die Tracht der Japaner ist gleich der chinesischen, aber hier hören auch die Aehnlichkeiten auf.

„Die japanische Race ist vornehm, stolz, kriegerisch und weicht auffallend von der unterthänigen, listigen, feigherzigen Race der Chinesen ab. Der Japaner hat Ehrgefühl; wenn man ihm seinen Säbel nimmt, so ist dies eine solche Beleidigung, daß derselbe nicht früher in die Scheide gesteckt werden darf, als bis er in das Blut des Beleidigers getaucht worden. Der Chinese dagegen lacht, wenn man ihm vorwirft, daß er ein Lügner, daß er ein Feigling sei, daß er vor dem Feinde geflohen sei, er lacht, denn er hat sich klug benommen. Die chinesische Race ist von einer ekelhaften Unreinigkeit, die japanische von einer bewundernswürdigen Reinlichkeit. Der Japaner ist heitern, fröhlichen Herzens, aufgeweckten Geistes, lernbegierig, weiß alles und verachtet keinesweges alles, was nicht aus seinem eigenen Lande stammt. Dies zeigt, daß der Bewohner von Niphon einer edleren Race angehört, als die Bevölkerung von China, und man kann als wahrscheinlich annehmen, daß die Japaner von der großen Mongolenfamilie abstammen und ihren Ursprung einer der vielen Auswanderungen verdanken, welche von der Mongolei so häufig ausgegangen sind. Der nach Japan gerichtete Zug ging unzweifelhaft über Korea.

„Die Chinesen betrachten Japan als ein Reich, welches dem der himmlischen Mitte tributpflichtig ist, indessen dürfen sie, wenn sie sich in Nangasaki befinden, die Umgürtung, die Pallisadenreihe, welche ihre Niederlassung einschließt, nicht verlassen, und in Jedo durften wir es nicht wagen, unsere himmlische Dienerschaft in die Stadt gehen zu lassen, weil sie sowohl wegen ihres drolligen Kostüms, als wegen ihres langes Zopfes ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und des mitunter nicht sehr zarten Scherzes des dortigen Pöbels war.

„Die Japaner nennen ihr Reich Niphon, wenn sie aber im poetischen Style davon sprechen, so heißt es das Reich der aufgehenden Sonne. Das Reich ist zusammengesetzt aus vier großen Inseln und einer unzähligen Menge kleiner. Die vier großen sind Jesso, Niphon, Sikof, Kiusiu. Niphon ist die größte derselben und umschließt die drei Hauptstädte des Reiches, nämlich Jedo, die Hauptstadt des weltlichen Kaiserthums, Miako, die Hauptstadt des geistlichen Kaiserthums, die Residenz des Mikado, des gefangen gehaltenen Papstes, und endlich die große Stadt Brusaka, in welcher der Großhandel mit den Produkten des Reiches nach allen Weltgegenden hin abgeschlossen und betrieben wird.

„Das Reich des Taïcun dehnt sich, wenn man die Gruppe von Bonin und von Liukiu dazu zählt, über mehr als 3800 Inseln und Inselchen

aus. Dieses ganze weit ausgedehnte Reich ist alljährlich der Schauplatz mächtiger Erderschütterungen, daher sind auch alle Häuser von Holz gebaut und haben sämmtlich nur ein Geschoß. In Jedo allein sind die Umgürtungen, welche zunächst bestimmt sind, den Palast des weltlichen Kaisers zu schützen, von Steinen, und zwar sind es cyclopische Mauern. (Solche, welche aus riesigen Blöcken bestehen, die man in einander gefügt hat, theils so, wie die Natur sie bot, theils um ein Geringes in so weit behauen, daß, wenn der eine Stein roh bleibt, der nächste künstlich bearbeitete sich einigermaßen an denselben fügt und nicht zu große Lücken bleiben. Es ist dieses die älteste und natürlichste Bauart, und man findet sie sowohl in Griechenland und Italien in den Resten, welche von den ältesten Baudenkmälern übrig sind, als man sie auch in ganz Norddeutschland noch jetzt fortwährend benutzt findet zur Fundamentirung größerer Gebäude. Die großen Granitfindlinge werden durch Pulver gesprengt und ihre Bruchstücke so vertheilt, daß man die größten derselben zu den untersten Schichten, die mittleren zu den darauf ruhenden Fundamentbauten und die Splitter zur Ausgleichung der Lücken benutzt.) Viele Vulkane sind noch in Thätigkeit, der Fusijama ist der höchste Berg von Japan, und er steigt nahe an 12,000 Fuß aus dem Meere empor, er ist aber dennoch nicht mit ewigem Schnee bedeckt, der Sommer entwickelt hier noch Wärme genug, um denselben in 12,000 Fuß Höhe zu schmelzen, welches, da er unter dem 35. Grade der Breite liegt, eigentlich nicht anders sein kann; die Behauptungen, er trage ewigen Schnee, rühren wahrscheinlich davon her, daß die Beobachter ihn nicht im Spätsommer gesehen haben; als wir in Jedo waren, zeigte sich keine Spur von Schnee mehr auf seinem Gipfel.

„Entsetzliche Stürme treten alljährlich zur Zeit des Sommers auf, sie führen den Namen Tei Fun, was man in Typhon umgekehrt hat, es sind die entsetzlichsten der ganzen Erde, und Franz Xaver erzählt, daß von drei Schiffen, welche nach diesem Meere gingen, in der Regel nur eins zurückkehrt. In jetziger Zeit ist die Schiffsbaukunst allerdings so weit vorgeschritten, daß das Verhältniß sich bei weitem günstiger stellt und manches europäische Schiff den Tei Fun bestanden hat, ohne weiteren Schaden, als an Segel und Takelwerk, zu nehmen. Die japanischen Schiffe aber sind von so schlechter Bauart, daß es im ganzen Reiche Sitte ist, sich während des Sommers nicht auf das Meer zu wagen. In dieser Zeit ruhen die sämmtlichen Yonken in den tausend verschiedenen Baien und Buchten, welche die Inseln umgürten, am 26. September aber verlassen sie sammt und sonders plötzlich ihre Verstecke, und alle Meeresgegenden sind so weit davon bedeckt, wie die Japaner überhaupt wagen, sich vom Ufer zu entfernen. Wir waren Zeugen dieses festlichen Schauspiels.

„Das Klima von China ist heiß und feucht und folglich ungesund, das Klima von Japan, welches unter derselben Breite liegt, ist im Norden ziemlich kalt, im Süden sehr heiß, aber immer trocken und in Folge dessen sehr gesund. Nach der Aussage der Holländer ist es auf der südlichsten Insel Kiusiu so heiß, wie in Java während der Sommerhitze, aber im Winter soll es auch hier Schnee geben. Dem europäischen Handel ist der Hafen von Hakodaï geöffnet; ohne Zweifel wird diese Anordnung sehr wohlthätig auf die Mannschaften der Chinafahrer wirken, nachdem sie unter der erschlaffenden feuchten Hitze von Canton und der südlichen chinesischen Küste genugsam gelitten haben, werden sie sich in dem erfrischenden Klima von Jesso, der nördlichsten der vier großen japanischen Inseln, auf welcher Hakodaï liegt, erholen können.

„Man bedarf nur dreier Tage, um bei günstigem Winde von Shangai nach Nagasaki, und acht Tage, um von der chinesischen Küste nach der Hauptstadt der Insel zu gelangen, trotz dessen ist der gegenwärtige Handel des himmlischen Reiches mit Japan so unbedeutend, daß er kaum der Betrachtung werth ist. Die japanische Inselwelt war bisher den Chinesen eben so sorgfältig verschlossen, als den anderen Nationen, kaum durften vier oder fünf Handelsschiffe in Nagasaki anlegen. Was sie verhandelten, wissen wir nicht genau, die japanische Seide ist gar nicht so fein, als die chinesische, der Thee ist nicht so gut, als der aus China kommende, aber beide Hauptshandelsartikel der Chinesen werden in Japan für viel schlechter angesehen, als die einheimischen, möge es auch aus Eigenliebe sein, so ist doch sicher, daß die beiden Waaren nicht in Japan eingeführt werden. Dagegen sind Medikamente in ganz Niphon unglaublich theuer und man behauptet, daß einer der wichtigsten Handelsartikel der Chinesen ihre abscheulichen Medikamente seien.

„Das weibliche Geschlecht in Japan ist bei weitem nicht so unwissend, als in China. Man hat Schulen, in denen mancherlei Nützliches gelehrt wird, so daß eine japanische Dame sich von einer chinesischen sehr auffallend und sehr glücklich unterscheidet, ein wichtiger Punkt ist schon, daß sie die Fremden nicht für eigentliche Teufel halten, wie es unbedenklich von Seiten der Chinesinnen geschieht. Die verheiratheten Frauen unterscheiden sich von den Mädchen hauptsächlich dadurch, daß sie sich die Augenbrauen sorgfältig ausrupfen und die Zähne durch eine Beize von Eisenfeile und Sacki schwarz färben, im Uebrigen sind sie nicht eingeschlossen in die geheimnißvollen Gemächer des Harems, wie die Damen des himmlischen Reiches, sondern sie dürfen sich ohne den Anstand zu verletzen, frei in den Straßen bewegen.

„In ganz Japan giebt es keine Zeitung, alle Oeffentlichkeit ist auf das

Strengste untersagt; es ist hier noch schlimmer, als in China, woselbst doch wenigstens ein öffentliches oder offizielles Journal erscheint, die Zeitung in Pecking, welche zahlreiche Columnen enthält, täglich ausgegeben wird und sich durch das ganze Reich verbreitet. Die Geschichte von Japan ist nichts als eine Erzählung dessen, was der Taïcun täglich gethan, gesagt, wie er sich befunden habe. Der Kaiser ist ausgefahren, der Kaiser war krank, der Kaiser hat den Blumengarten besucht, der Kaiser hat wenig zur Nacht gegessen u. s. w.

„Die Japaner aller Klassen haben eine große Vorliebe für das warme Bad; dieses macht einen Theil ihrer Sitte aus, sie halten es für erfrischender und wohlthätiger, um die Kräfte des Körpers wieder herzustellen, als den gesunden Schlaf, auch unsere hundert Doppelsäbler in dem Bonzenkloster zu Jedo überließen sich jeden Abend dieser Erfrischung in solchem Maße, daß die erste Hälfte der Nacht dadurch sehr geräuschvoll wurde, man erzählt uns, daß während des Sommers dieses Alles in den Straßen selbst, nicht in den Häusern geschehe, und daß selbst die Damen es nicht unter ihrer Würde halten, sich vor ihrer Hausthür in die wohlthätige Fluth zu stürzen, wir haben jedoch nichts davon gesehen, denn das erste kühle Lüftchen des Herbstes macht diesem ungenirten Straßenleben ein Ende, und so fehlt unserem Gesandtschaftspersonal die süße Erinnerung an die Schönheit der japanischen Damen gänzlich.

„Wenn die Japaner sich selbst, ihr Ich, ihre Persönlichkeit bezeichnen wollen, so zeigen sie auf ihre Nase, die Nasenspitze ist bei ihnen der Sitz der Individualität — was ist da sonderbares, wir bezeichnen, wenn wir statt zu sprechen die Hände brauchen, unseren Magen als den Sitz unseres Ichs.

„Die Münzeinheit in Japan heißt Itschebut, ein kleines Stückchen Silber von der Form und Größe eines Dominosteines, drei Itschebuts gelten einen mexikanischen Piaster, der Koband ist eine Goldmünze, welche vier Itschebuts gilt, das Volk bedient sich der Sapekes, einer Münze von Kupfer für den Kleinhandel bestimmt.

„China ist das Land der Gleichheit, außer den Söhnen der Tankaderen, d. h. der Kahnführerinnen, der weiblichen Ruderer, kann ein Jeder zu den höchsten Würden gelangen, er lernt fleißig und steigt durch fortwährend sich folgende Examina von Rangstufe zu Rangstufe. In Japan ist dieses anders, es ist ein Feudalstaat durch eine Militairaristokratie regiert. Die Japaner theilen sich in neun Klassen, und mit sehr seltenen Ausnahmen bleibt ein Jeder in der Klasse, in welcher er geboren ist. Alle Wünsche und Versuche, im Range zu steigen, werden ungern gesehen, auch die Meinung des Publikum ist vollständig dagegen, und es scheint,

als ob dieses eine sehr vernünftige Einrichtung sei, es existirt kein Ehrgeiz, kein Bestreben, den anderen voranzukommen, daher die große Seelenruhe, die völlige innere Genugthuung und die große innere Heiterkeit, welche den vorzüglichsten Charakterzug der Japaner ausmachen. Nirgends sieht man so glückliche Leute, nirgends so viele Menschen, denen aller Neid, alles ungünstige Vorurtheil gegen andere fern ist, als gerade hier.

Die Prinzen, die Adligen, die Geistlichen und die Soldaten bilden die vier vornehmeren Klassen und haben das Recht, zwei Säbel zu tragen; die Beamten niederen Ranges und die Aerzte bilden die fünfte Klasse und dürfen einen Säbel tragen. Die Wechsler und die Großhändler bilden die sechste, die Detailhändler und die Handwerker die siebente, die Bauern und die Packträger die achte, die Weiß- und Rothgerber bilden die neunte Klasse und dürfen in keinem Falle einen Säbel tragen. Alle diejenigen, welche mit Häuten oder der Bereitung derselben zu Leder, ihrer Verwandlung in Leim rc. zu thun haben, sind für unrein erklärt und haben nicht die Berechtigung, innerhalb der Städte zu wohnen, sie müssen sich nicht nur auf Dörfer zurückziehen, sondern sie dürfen auch nicht einmal mit anderen Leuten, mit solchen, die ein anderes Gewerbe betreiben, zusammenwohnen. Unter diesen Leuten wählt man auch immer diejenigen aus, welche eine Hinrichtung oder eine der vielen grausamen Strafen zu vollziehen haben und es scheint, als ob es ihnen nicht an Beschäftigung fehlen dürfte, da die japanischen Gesetze überaus streng sind und den Tod selbst auf einfache Gesetzesübertretungen setzen. Wer seinen Nächsten durch Unvorsichtigkeit tödtet oder einen Verbrecher verbirgt, ihm zur Flucht


Chinesischer Gongschläger.

hilft, wird sofort und ohne alle richterliche Untersuchung enthauptet. Es wäre wohl zu wünschen, daß die häufigere Berührung, in welche die Japaner mit den Europäern treten werden, etwas mildere Sitten, etwas weniger drakonische Strenge in die Handhabung der Rechtspraxis brächte.

„Die einzigen Wissenschaften, welche im Reiche der aufgehenden Sonne kultivirt werden, sind die Medizin und die Astronomie, man hat zwei Observatorien in Niphon, das eine zu Jedo, das andere zu Miako. Wir waren zur Erscheinung des großen Kometen des Jahres 1858 in der Hauptstadt und haben nirgends bemerkt, daß die Leute Zeichen von Erstaunen oder von Furcht gegeben hätten. Zu Schanghaï während einer Mondfinsterniß bemerkten wir unter den Chinesen keinesweges eine solche Gemüthsruhe, die militärischen Befehlshaber schossen Pfeile nach dem Monde ab, um den Drachen zu tödten, welcher ihn verschlingt. Von allen Pagoden, aus unzähligen Häusern, von allen Schiffen ertönte das beinahe taubmachende, gellende Geräusch des geschlagenen Gong oder Tamtam (s. d. vor. S.), womit man das Ungeheuer erschrecken, zur Flucht treiben wollte, und in der That, der Drache hatte Angst, denn nach Zeit von anderthalb Stunden erschien Luna wieder und strahlender als früher, sie schien unverletzt aus einer so harten Prüfung hervorgegangen zu sein. Dieses beweist doch ziemlich sicher, daß ein abscheulicher Aberglaube unter den Chinesen allgemein und daß umgekehrt dieser bei den Japanern bereits erloschen ist.

„Die japanischen Aerzte lesen die holländischen medizinisch-wissenschaftlichen Bücher und beschäftigen sich sehr ernsthaft mit ihrer Kunst. Zwei derselben kamen täglich in unser Kloster, um die jungen Aerzte unserer Expedition über die Behandlung der Cholera zu Rathe zu ziehen, welche sich zu zeigen begann."

Die Japaner haben eine große Nachsicht in Sachen der Religion mit Andersglaubenden, mehrere Glaubenslehren existiren im Frieden neben einander und der Buddhaismus sowohl als die Lehre des Confucius, beide von außen her eingeführt, theilen mit dem Kultus des Kamis, mit der Simto-Religion, der ersten ursprünglichen des Landes, gleiche Rechte und gleiche Ehren. In Folge dieser Toleranz vermochten die portugiesischen Geistlichen binnen wenigen Jahren 200,000 Eingeborne der höchsten Klassen zu taufen, zur christlichen Glaubenslehre zu bekehren und Franz Xaverius konnte sagen: „ich vermag nicht zu enden, wenn ich von den Japanern spreche, sie sind wahrlich die Freude meines Herzens."

Jetzt ist dieses allerdings sehr verändert, seit zweihundert Jahren existirt kein Christ mehr in ganz Japan, unter den Kaisern Taïko und Yeyas im Jahre 1640 wurden 37,000 derselben an einem Tage geschlachtet, sie waren

in einem Schlosse Simabara zusammengedrängt, wehrten sich zwar wie Verzweifelte, wurden aber doch überwältigt und dann kaltblütig abgethan.

Gegenwärtig sind drei oder vier französische Missionaire auf den Inseln Liukiu, einem Archipel, welcher an China sowohl als an Japan tributpflichtig ist, stationirt. Es sind die verlorenen Posten des Christenthums und sie erwarten mit großem Eifer den Augenblick, der ihnen gestatten wird, in die Fußtapfen des großen Apostels der Indier zu treten, aber bis jetzt war ihr Eifer noch ohne Früchte, denn eine ganze Armee von Trabanten ist Tag und Nacht beschäftigt, ihre Verbindung mit den Eingebornen zu verhindern, ihre Dienstboten müssen sie beinahe täglich wechseln, alle Häuser, welche die Aussicht auf die bescheidene Niederlassung dieser Priester hatten, mußten ihre Fenster und Thüren zumauern und ihre Ausgänge auf die entgegengesetzte Seite verlegen. Wenn sie spazieren gehen, so ist ein Jeder angewiesen, ihnen so weit als möglich auszuweichen und die unausbleibliche Antwort auf jede Frage, welche an sie gerichtet wird, ist: „ich verstehe nicht."

Wer das japanische Gouvernement nicht näher kennt, vermag sich eine solche Handlungsweise nicht zu erklären; sie rührt einfach daher, daß die europäische Kriegskunst den Japanern eine unbeschreibliche Furcht einflößt. Der Taïcun hält die Missionaire der Europäer für Spione, beauftragt, die schwachen Seiten der japanischen Küste aufzusuchen und eine Landung und Invasion vorzubereiten. Dies ist der Grund, warum sie so sorgfältig überwacht werden.

Es giebt in Japan kein stehendes Heer, alle die Zweisäbler, welche die Fürsten, die Großen des Reiches, die Adligen als Gefolge begleiten, so lange es Frieden ist, werden Soldaten, sobald es Krieg giebt. Sie sind zwar persönlich sehr tapfer, aber sie würden doch schwerlich gegen die europäische Taktik mit Erfolg kämpfen können, aber man sagt, daß seit der Zeit, wo sie gezwungen worden sind, ihr geheimnißvoll verschlossenes Reich den Europäern zu öffnen, sie sich sehr fleißig mit dem Studium taktischer Werke beschäftigen. Der Japaner hält sich für bedroht durch Europa und er ist in diesem Augenblicke die Beute einer ungewissen Angst, er fühlt, daß er mit seinem Pfeil und Bogen unseren Miniébüchsen und unseren Bombenkanonen nicht würde Widerstand leisten können, er sucht daher mit Eifer sich auf den Stand unseres militärischen und nautischen Wissens zu setzen.

Um brauchbare, taktisch verwendbare Soldaten zu haben, müßten die Japaner vor allen Dingen auf die Sandalen oder Holzschuhe, auf die weiten Pluderhosen und auf die langen, schleppenden Gewänder verzichten, aber sie sind bereit, alle diese Opfer zu bringen. Die Japaner haben durchaus nicht

das thörichte Vorurtheil der Chinesen, sich für höherstehend als alle anderen Völker zu halten, sie fühlen, daß sie mehr sind als die Chinesen, aber sie schätzen trotz dieses Selbstgefühls die Macht der Intelligenz der europäischen Völker nach ihrem vollen Werth.

Man schneidet sich jetzt nicht mehr den Bauch auf, um eine Beleidigung zu rächen, ersichtlich ist dieses ein alter Brauch, welcher aus der Mode gekommen ist. Allerdings giebt es, so wie bei uns Tanzmeister und Fechtmeister, in Japan Bauchschneidemeister, d. h. solche, welche in der Kunst, sich den Bauch gründlich aufzuschneiden, Unterricht geben. Die Kenntnißnahme von dieser Kunst gehört zur Erziehung eines jungen Mannes von Rang, es ist mitunter ein Mittel, sich oder seine Nachkommen der Schande zu entziehen, indem man durch einen freiwilligen Tod dem Tode durch den Henker ausweicht.

Man erzählt, zwei vornehme Herren, im kaiserlichen Dienst beschäftigt, steigen gleichzeitig, der eine mit einer leeren Schüssel die Treppe zum Thronsaal herab, der andere mit einer gefüllten hinauf; durch Zufall berühren sich ihre Säbel, derjenige, der heruntersteigt, hält sich für beleidigt, zieht seinen Säbel und öffnet sich den Bauch, der andere steigt rasch die Treppe hinauf, setzt seine Schüssel auf die Tafel des Kaisers nieder und eilt schnell wieder die Treppe hinab, ganz entzückt, seinen Feind noch lebend zu finden, er macht ihm tausend Entschuldigungen, daß er sich habe zuvorkommen lassen, schiebt dieses auf seinen Dienst, auf seinen Kaiser, setzt sich dann aber an seine Seite und öffnet sich gleichfalls den Leib.

Diese Anekdote, welche jedenfalls höchst charakteristisch genannt werden muß und welche nebst hundert ähnlichen in allen Büchern über Japan citirt wird, gehört jedenfalls einer weit entfernten Zeit an, wir wenigstens haben die Erfahrung gemacht, daß man sich damit nicht mehr ins Bockshorn jagen läßt.

„Wir hatten in unserer Umgebung einen Mann, Namens Kodamaia, welchem wir nicht eben grün waren, da wir ihm beweisen zu können glaubten, daß er alle die Nippes und zierlichen Kleinigkeiten, die wir zu kaufen wünschten, durch seine Rathschläge unverschämt vertheuere, ein Herr de Flavigny, welcher von der Sitte des Bauchaufschneidens gehört, bedrohte ihn, zog seinen Säbel und that, als wolle er sich damit den Leib aufschneiden, aber der unverschämte Zweisäbler zog nicht den seinigen, sondern lachte den Franzosen herzlich aus, was die umstehende Menge gleichfalls that. Unser junger Freund war demnach in der Kenntniß japanischer Sitten um ein halbes Jahrhundert zurück.

„Der Palast des Kaisers zu Jedo ist umgeben von einem breiten Gra-

ben, in dem ein frisches Wasser rasch fließt, die Ufer sind vortrefflich gehalten, mit Rasen bedeckt und mit japanischen Cedern, welche ihre Zweige bis auf den Boden stützen, bewachsen. Man würde glauben, in einem englischen Park zu lustwandeln. Zwei unserer Capitaine machten eines Tages einen Spazierritt rund um diese Umgürtung und brauchten dazu beinahe zwei Stunden, sie schätzen die Entfernung auf 35,000 Fuß, d. h. auf $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen. Für einen Palast eine ganz hübsche Ausdehnung.

„Zu Jedo sowohl als zu Simoda sieht man ganze Wolken von Fischadlern und von schwarzen Raben, denen die Japaner niemals etwas thun. Einer der Unsrigen schoß zu Simoda auf einen Raben, alsbald kam ein Bonze mit brennender Friedenspfeife, um der Seele des Raben ein Opfer zu bringen, und er war sehr entzückt, zu erfahren, daß demselben durch den Schuß kein Leid geschehen sei."

Die Bai von Jedo wird in jeder Richtung durchfurcht von einer Unzahl kleiner Barken, welche die Fischerei betreiben und in ihren Netzen ganze Haufen von kleinen und großen Fischen heimbringen, aber das japanische Gouvernement, treu seiner Abschließungspolitik, hat auf das Genaueste die Gestalt und die Größe und die ganze Bauart der Barken festgesetzt, so daß dieselben vollständig außer Stande sind, sich von der Küste zu entfernen, das hohe Meer zu befahren. Wenn Japaner durch den Sturm nach China oder nach anderen Richtungen verschlagen werden, so können sie nur zurückkehren auf holländischen Schiffen, dann aber sind sie ihr ganzes Leben hindurch so verdächtig, daß sie unausgesetzt unter Aufsicht der Polizei stehen.

Jetzt ist dieses zwar bei weitem weniger gefährlich als früher, aber immer ist es von üblen Folgen für den Japaner, wenn er auf einem europäischen Schiffe in sein Vaterland zurückkehrt, sollte er auch nicht wie ein Verbrecher beobachtet werden, so würde man ihm doch vielerlei in den Weg legen.

Die Japaner wissen sehr genau, welche schrecklichen Verwüstungen der Genuß des Opiums unter den Chinesen hervorgebracht hat, und der Kaiser von Japan hat die Einfuhr des Giftes nicht nur verboten, sondern eine sehr wohl gefaßte und genau gesetzte Klausel in jedem der Traktate mit den vier Nationen spricht sich ausdrücklich dahin aus, daß Opium unter keiner Bedingung eingeführt werden darf.

Das Gouvernement von Japan zeigt die sonderbare Eigenheit zweier Souveraine, welche gleichzeitig auf eine geregelte und durch die Gesetze des Landes vorhergesehene Weise neben einander regieren, es existirt in Japan ein militärischer und ein geistlicher Kaiser. Der Taïcun wird von den Europäern, wenn man die Sache genau betrachtet, f ä l s c h l i c h Kaiser ge-

nannt, er ist nur der Abgeordnete, der Statthalter des Mikado, welcher der wirkliche Souverain von Niphon ist. Er gilt für den Repräsentanten der uralten, von den Göttern abstammenden Herrscherfamilie, er steht aber viel zu hoch, er ist zu sehr göttlichen Ursprunges, als daß er sich mit der Sache dieser Welt befassen könnte, er ladet daher diese seine Sorge auf seinen Statthalter, den Taïcun, ab. Ursprünglich ist ein solcher nichts weiter als ein major domus, ein Haushofmeister des Mikado, aber es ist doch so gegangen, wie einstmals im alten Frankenreiche, nachdem die obersten Würdenträger sahen, daß die ursprüngliche königliche Familie ihre ganze Energie verloren hatte, wurden zwar diese letzten japanischen Merovinger nicht mit geschorenen Köpfen in ein Kloster gesteckt, aber doch in einen prächtig ausgestatteten Tempel, hier machte man sie, die thatsächlich Gefangene waren, zu Halbgöttern, und man machte der Nation weiß, daß diese Stellung ihrer erhabenen Abkunft bei weitem angemessener sei, als die frühere.

So hat die neue Dynastie sich auf den usurpirten Thron eines abgesetzten Kaisers geschwungen, zu gleicher Zeit den allertiefsten Respekt vor der Erhabenheit dieses Herrn erheuchelnd und ihn immerfort als den absoluten Herrscher des ganzen Archipels darstellend.

Auf dieser Anschauung beruht das ganze künstliche Gebäude der japanischen Landesverfassung. Der Mikado residirt nach wie vor zu Miako, der alten Hauptstadt der Söhne der Sonne, er ist umgeben von einem prachtvollen Hof, ist der Gegenstand des Respektes aller, ja des unterthänigsten Respektes seines Vasallen, des Taïcun. Seine schläfrige Existenz verläuft in der Umgürtung seines weiten Palastes, den zu verlassen eine unbeugsame Politik ihn verhindert, aber sein Hof ist der Sammelplatz der Dichter, der Musiker, der Künstler und Astronomen, und so könnte er wohl ziemlich angenehm leben. Ueberdies wird auf seine sonstige Verpflegung der unglaublichste Fleiß verwendet, der Reis zu seiner Nahrung wird Korn für Korn ausgesucht, er legt ein Kleidungsstück nicht öfter als einmal an, er trinkt nie zweimal aus demselben Becher, dieser wird sofort zerbrochen, aus Besorgniß, daß irgend ein Verwegener seine unheiligen Lippen an das Kleinod bringe, was von denen des Halbgottes geheiligt worden ist.

In früheren Zeiten war der Mikado verpflichtet, mehrere Stunden lang täglich auf seinem Thron zur Schau zu sitzen, unbeweglich, ohne ein Glied, ohne das Haupt zu rühren, es sollte damit die unwandelbare Festigkeit des japanischen Reiches symbolisch dargestellt werden. Wenn er so auf dem Thron sitzend sein Haupte regte, so wurde die Gegend, nach welcher er hinsah, durch schweres Unglück heimgesucht, durch Ueberfall von fremden Mächten, durch Invasionen barbarischer Horden u. dgl.

Da nun Japan von solchen Unglücksfällen sehr häufig und auf eine schreckliche Weise heimgesucht worden ist, so muß der gute Mikado häufig mit dem Kopfe gewackelt haben, und da es unmöglich schien, dieses ganz zu hintertreiben, so wurde die Ceremonie dahin abgeändert, daß nicht mehr der Mikado, sondern nur seine gewaltige Krone auf dem Throne aufgestellt wurde, und in der That, es scheint auf solche Weise gelungen, die Ruhe im Reiche zu erhalten, denn seit zwei Jahrhunderten besteht hier ein tiefer Friede, und er ist weder von außen her, noch durch innere Zwistigkeiten gestört worden.

Als die neue Dynastie sich der alten auf eine so glückliche Weise entledigt hatte, wandte sich die Aufmerksamkeit derselben gegen die Fürsten des Reiches, welche, durch ihren Ursprung dem Heroenzeitalter der Japaner angehörend, Grund und Boden des Reiches als Eigenthum besaßen. Ein jeder hielt in seinem Fürstenthume einen kleinen Hof und befehligte über viele Vasallen. Ihr kriegerischer Sinn und ihre Unabhängigkeit ward der Gegenstand der Befürchtungen an dem Hofe von Jedo, und die hinterlistige und zugleich vorsichtige Politik der Japaner gelangte dahin, wohin viel später Ludwig XI. auch in Frankreich kam, durch unablässige Arbeit, durch Hinterlist und Treulosigkeit wurden die japanischen Fürsten einer nach dem andern unterworfen und machtlos gemacht, man hatte ihnen nur die äußere Form des Fürstenranges gelassen, im Uebrigen wurden sie, was sie noch heute sind, die unterthänigsten Diener des Kaisers. An den Hof eines jeden brachte man einen Gesandten des Kaisers, welcher die Provinz und deren Einkünfte, deren Verwaltung überwachen mußte, man verpflichtete sie, ein Jahr um das andere in Jedo zuzubringen, und während dieses Jahres wurde alles mögliche hervorgesucht, um sie in die größte, unnöthigste Ausgabe zu stürzen, um sie verarmen zu machen. Man gestattet Nachbarn, deren Territorien sich berühren, nicht, zu gleicher Zeit in Jedo zu sein, es wäre denn, daß sie sich feindlich gegenüberständen, und in diesem Falle hat man Sorge, daß ihr Zwist nicht geschlichtet, daß ihr Haß aufs Neue geschärft werde. Ihre Familien, besonders Frau und Töchter, müssen fortwährend in Jedo bleiben, und sie sind verantwortlich für den Gehorsam des Familienhauptes. Eine ganze Armee von Spionen umringt sie und hinterbringt die geringste ihrer Handlungen dem Hof; so hat man nach und nach ohne alle gewaltsame Erschütterung die Macht dieser Fürsten untergraben und vernichtet, es ist eine vollständige politische und administrative Centralisation eingetreten. Aber all' Ding auf dieser Welt hat ein Ende, und die Dynastien altern eben so gut wie die Reiche. Der stolze Statthalter des Mikado, der allmächtige Taïcun, der Oberbefehlshaber der Armeen, hat sich seinerseits überwältigen, hat sich in das unauflösliche Netz der Eitelkeit und der Etiquette fangen

lassen, man hat ihm gleichfalls weiß gemacht, die Regierung eines Reiches sei eine schwere Last und ein weichliches, schwelgerisches Leben passe besser für ihn und seine Würde, als jegliche Arbeit.

So ist der Taïcun denn wirklich aller Herrscherpflicht entladen, er hat dieselbe auf den Gotaïro, gewissermaßen den Reichskanzler, aber seit mehreren Generationen erblich, abgeladen, und er hat diesen starken Baum neben seinen Baum gepflanzt, damit er denselben stütze und ihn beschatte. Die Zeit des Kaisers wird zugebracht mit einer Menge höchst überflüssiger Formalitäten, Verpflichtungen der Etiquette und mit Audienzen, er verläßt die Umgürtung seines Palastes höchstens drei oder vier Mal jährlich, um die Bilder seiner Ahnen zu verehren; vielleicht sieht er in seinem ganzen Leben nicht die Yacht, das Muster von Leichtigkeit und Eleganz, welches die Engländer, den jetzigen Stand der japanischen Politik nicht kennend, ihm als Geschenk übermacht haben. Wer weiß, ob nicht der Gotaïro, der erbliche Großmeister des Palastes, noch eines Tages den Titel des Kaisers zu der Macht des Kaisers fügt, wer weiß, ob er nicht bestimmt ist, seinerseits den zweiten Kaiser in Skat zu legen, wie die Familie desselben den ersten Kaiser beseitigt hat, und eine dritte Hauptstadt und eine dritte Dynastie vielleicht in Osaka zu bilden, Schritte sind dazu bereits geschehen, der Statthalter des Mikado war sonst Taïcun und Siogun, das erste Wort bedeutet den höchsten Justizbeamten, der andere den höchsten Befehlshaber der Armee. Alle älteren Bücher nennen den Kaiser von Japan bei diesem letzteren Titel, aber der geschickte erbliche Premierminister hat es dahin gebracht, daß diese zweite Würde verschwunden ist, und der Kaiser wird nur noch bei dem ersten Titel genannt, indessen der andere, wenn auch nicht dem Wortklange nach, so doch in der That auf diesen ersten Staatsbeamten übergegangen ist.

Mehrere große Städte sind aus dem Besitz der Fürsten, denen sie früher gehörten, gewissermaßen in den Besitz des Kaisers übergegangen, sie werden von dem Hofe von Jedo aus administrirt und haben zwei Gouverneure, wovon einer jederzeit in der zu regierenden Stadt, der andere zu Jedo wohnt, sie lösen sich regelmäßig alljährlich einmal ab, aber beide sind fortwährend von Spionen umgeben.

„In solcher Weise wird auch das ganze Reich regiert, und da die Familien von hunderttausend reichen oder reich gewesenen Fürsten in Jedo gefangen gehalten werden, so kann man sich über die ungeheure Ausdehnung dieser Stadt durchaus nicht wundern. Im Uebrigen muß zugestanden werden, daß die Art der Gefangenschaft eine so milde ist, daß der Anschein derselben völlig vermieden wird. Die unzähligen Frauen, die mitunter

sehr schönen Mädchen, welche uns von ihren Gärten aus mit einer gewissen Neugier betrachteten und uns, weil wir ihr Schicksal kannten, mit tiefem Mitleid erfüllten, waren alle doch so heiter, so fröhlich, trugen so vollständig das Gepräge inneren Glückes, daß wir glauben mußten, sie wüßten gar nicht, daß sie eigentlich der Freiheit beraubt sind." — Allerdings ist ihr Gefängniß sehr groß.

Der einzige Fürst, welcher noch eine gewisse Unabhängigkeit behalten hat, ist der von Sassuma; er hat ausgedehnte Besitzungen, und die Inselgruppe von Liukiu ist sein unabhängiges Erbe. Der jetzige Fürst gilt für einen höchst grausamen Menschen, die Japaner sagten, es sei besser und leichter, ein Bedienter des Teufels als des Fürsten zu sein, auch soll sich in seiner Familie und an seinem Hofe die alte Sitte des Bauchaufschneidens noch erhalten haben. Er duldet keinen Spion neben sich, und er läßt einem Jeden, der ihm als solcher verdächtig ist, ohne weiteres den Kopf abschlagen, trotz dessen hat man noch nicht versucht, ihm selbst den Kopf abzuschlagen, ja der Taïcun soll häufig in seine Familie heirathen.

„Die Regierung in Japan ist sehr streng gegliedert; der erste Minister oder Reichsverweser hat einen kleinen Rath von sechs und einen großen von fünfzehn Mitgliedern unter sich, welche die Gesetze verfertigen. Er hat ferner vier Ministerien unter sich, das des Krieges, welches die Unabhängigkeit von Japan zu erhalten hat, das der Domainen und der kaiserlichen Städte, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und endlich das im Range letzte, aber doch wichtigste und gefürchtetste Ministerium der Polizei. Dasselbe ist verpflichtet, alle die zahllosen Rapporte zu untersuchen, welche eine ganze Armee von Spionen, über das Reich verstreut, einsenden. Auch wir selbst haben diesem Ministerium zu thun gegeben, und wahrscheinlich sind viele tausend reich beschriebene Fächer voll von Notizen über uns sehr sorgfältig studirt worden."

Wahrscheinlich wäre Alles so ziemlich beim Alten geblieben, denn selbst ein eigenhändiger Brief Wilhelms II., Königs der Niederlande, an den japanischen Kaiser fruchtete nichts. In diesem Briefe wurde mit überzeugenden Gründen dargethan, daß ein längeres Abschließen gegen das Ausland unmöglich sei, daß die Kraft des Dampfes die Entfernungen bis auf ein Viertheil vermindere, daß die steigende Industrie von Europa neue Abzugsquellen für ihre Produkte fordere, und daß es, um üble Conflicte zu vermeiden, wohl das Gerathenste sei, selbst freundschaftliche Verbindungen mit den Seemächten anzuknüpfen.

Es scheint, als habe man diesen Rath nicht befolgen wollen, denn in dem Abschließungssystem wurde nicht das Geringste geändert, erst der Donner der Kanonen von Tahu machte die letzten Besorgnisse des japanischen

Kaisers schweigen. Aber auch hier muß man doch erkennen, daß die Regierung von Japan Verstand genug zeigte, um, als einmal Tractate geschlossen wurden, scheinbar freiwillig eine große Menge von Zugeständnissen zu machen, von denen voraussichtlich war, daß sie doch einmal dürften abgedrungen werden.



Grenzmarken zwischen Rußland und China.

Sibirien.

Wir kehren von der äußersten Grenze Asiens, bis zu welcher wir, nach Osten wandernd, gelangt sind, zurück, um den nördlichen Theil der gemäßigten Zone zu betrachten.

Ganz Nordasien heißt das asiatische Rußland, es grenzt im Süden an

China und im Norden an das Eismeer, wird im Osten von dem großen stillen Ocean, im Westen aber von Europa begrenzt, und man pflegt das Uralgebirge als die Grenzmarke zu betrachten.

Dieser ungeheure Raum, dessen Grenzen nach Süden zu vollständig unbestimmt sind, indem fortwährend neue Entdeckungen gemacht werden, bald, daß der Amurfluß zu Rußland gehöre, bald, daß das ganze Stromgebiet des Baikalsees, der Lena, des Jeniseisk und des Obi mit sammt seinen Quellen und den dazu gehörigen Gebirgen, also ein hübsches Stückchen von der Mongolei, bald die freie Tatarei oder die Hälfte von Persien oder der ganze Kaukasus dazu gehöre — umfaßt einen Flächenraum von wenigstens 300,000 Quadratmeilen, der zum mindesten so stark bewohnt ist, daß neun Personen auf die Quadratmeile kommen.

Die Zahlen klingen ganz fabelhaft, der Flächenraum nimmt beinahe die Hälfte von Asien ein, die ganze Bevölkerung dieser ungeheuren Landstrecke umfaßt noch nicht einmal 3 Millionen Einwohner, d. h. bei weitem noch nicht so viel, als das Königreich Baiern zählt. Dies rührt wohl von der eigenthümlichen Beschaffenheit des Landes her, dessen nördliche Hälfte weit über Dreivierteljahre im Schnee begraben liegt und dessen südliche Hälfte aus Steppen besteht, die allerdings Nomaden, aber nicht Ackerbauer nähren können, und Nomaden brauchen viel Platz, sie sind darauf angewiesen, die Heerden, von deren Ertrag sie leben, von Ort zu Ort zu treiben, von Norden nach Süden und von Süden nach Norden zu ziehen, wie ihre Heerden es zur Nahrung bedürfen, denn sie können nicht für den Winter einsammeln, da sie weder Häuser, noch Scheunen, noch Keller haben. Im Sommer, wo die Steppe an der Grenze von China kein Gras mehr bietet, weil alles unter einer beinahe tropischen Sonne verbrennt, ziehen sie nach Norden, und im Winter, wo der Norden sich in sein kaltes Schneegewand hüllt, ist es wieder die südliche Steppe, welche schneefrei und grasreich ist. Während eine Bauernfamilie in unseren Gegenden bei funfzig Morgen, im südlichen Deutschland schon bei zehn Morgen für reich gilt, braucht dort in Asien eine Nomadenfamilie einen Flächenraum so groß wie das Königreich Sachsen, und nicht viel weniger Raum bedarf der Jäger, wenn er schon nicht so wechselnd von Norden nach Süden und von Süden nach Norden zieht.

Der Boden dieser Steppen sowohl, als der nördliche Theil Asiens ist übrigens keineswegs undankbar. Da, wo in Sibirien sich die kleinen Flecke bebauten Landes zeigen, um die höchst vereinzelten Dörfer und Städte, da sieht man, daß es wohl möglich sei, unsere Feldfrüchte zu bauen, sie gelangen vollständig zur Reife, ja es bedarf nicht einmal großer Pflege, weil der Boden fast jungfräulich zu nennen ist, weil er überaus wenig angegriffen

wird und man von Stätte zu Stätte wandert, so wie man demselben eine oder zwei Erndten abgewonnen hat, so trägt derselbe sehr reichlich, selbst nach einmaliger Umkehrung und ohne Dünger, und da es nicht an Land fehlt, so pflegt die russische oder vielmehr sibirische Bauernfamilie sich mit einer halben Quadratmeile zu begnügen, wovon sie jährlich ein halbes oder ein ganzes Dutzend Morgen besäet und aberndtet, im nächsten Jahre aber, ohne sich um das benutzte Land ferner zu bekümmern, mit Hacke oder Spaten ein Stück weiter zieht. Es sind übrigens dieser Ackerbau treibenden Leute im Ganzen sehr wenig, die bei weitem größere Menge der Einwohner treibt Jagd, Fischerei oder Viehzucht, wozu die gebirgige Beschaffenheit, wozu das Flußnetz, die Meeresküste, wozu ferner der Waldreichthum recht eigentlich auffordert.

Das östlichste der sibirischen Gebirge ist das von Kamtschatka, dasselbe ist nur mäßig hoch, bildet wenige Züge, meistens nur Gruppen und ist reich an Vulkanen, erloschenen sowohl als noch brennenden, welche in der dortigen Sprache heiße Berge genannt werden; die bedeutendsten sind der Tobalschinsk, welcher 1739 einen Feuerball auswarf, der Kamtschatka, welcher fast beständig raucht oder glüht, auch mit seinen Nebenbergen häufig Feuer ausspeit, der Wiluit-Schiskaja und einige andere. Die Gebirge auf den Kurilen sind offenbar eine Fortsetzung des kamtschatkischen Gebirges und wahrscheinlich einst durch eine Erdrevolution davon getrennt. Auch hier giebt es Vulkane, wie der Pik Sorytschew, der Pik Torpoi u. a.

An dieses Gebirge von Kamtschatka schließt sich das Stannowoi-Jablonnoi genannte, es ist beinahe gar nicht bekannt, man weiß nur, daß es den 50. Grad der Breite auf einer Länge von ungefähr 200 Meilen einnimmt, sich weit verzweigend, in der Nähe des Meeres nach Norden hinaufsteigt und dann einen Zweig nach Kamtschatka sendet. Der östlichste Theil läuft längs der Küste des Australoceans nordwärts und sinkt in der Gegend der Behringsstraße in das Meer. Ein anderer Zweig geht parallel mit der Lena nordwärts, seine übrigen vielfältigen Verzweigungen sind viel zu wenig untersucht, um nur etwas Haltbares darüber sagen zu können.

Ein anderes, von dem eben gedachten völlig getrenntes Gebirge ist das Sajanische, welches vom oberen Jeniseisk bis zum Selengafluß geht. Es enthält Porphyr, Granit, Schiefer, enthält ferner viel Sandstein, Thon und Mergelmasse, erreicht bedeutende Höhe und hat sogar Schneealpen. Die Hügel, welche sich an diese Hochgebirge legen, sind mit fruchtbarem Erdreich bedeckt und tragen daher schöne Waldungen.

Ein Arm dieses Gebirges führt den Namen Baikal und umschließt jenen großen Binnensee gleichen Namens, welcher die besten Seeleute

liefern soll, indem die Fahrt auf diesem von plötzlichen Stürmen auf das Entsetzlichste heimgesuchten See zu den gefährlichsten Unternehmungen gehört und daher die Leute an Entschlossenheit, Kühnheit und Besonnenheit in der Gefahr gewöhnt. Dies Gebirge, fast durchweg einen Granitkern enthaltend, ist doch mit späteren Formationen verschiedentlich bedeckt, sein Inhalt ist noch wenig untersucht, doch findet man Steinkohlen, krystallisirten Schwefel in schönen Stufen, Alaun und verschiedene Metalle, Kupfer, Eisen und Blei, auch einige Mineralquellen hat man gefunden, wiewohl dieselben wenig Anziehungskraft für Kranke haben dürften. Die Oberfläche dieses Gebirges ist auf das Prächtigste bewaldet, nur die Granitkuppen und die bis an die Schneegrenze reichenden Alpenkuppen sind nackt.

Ein anderer Zweig des Sajanigebirges heißt das Daurische, und sein östlicher Theil wird das Nertschinskische Gebirge genannt. Dieses ist sehr erzreich, hat Silber, Blei, Kupfer, Zink, Spießglanz, Quecksilber und Eisen, demnächst aber noch vortreffliche Steine mancher Art, Marmor, Porphyr, Granit, vielfarbigen Schiefer, Quadersandstein, alle natürlich werthlos in einer Gegend, wo Niemand Porphyrsäulen oder Schieferdächer oder Granittrottoirs braucht.

Der Altai ist einer der höchsten Bergrücken Asiens und gehört zu den ostasiatischen Hochgebirgen. Zwar berührt derselbe eigentlich nur in einigen Ausläufern die russische Grenze, das südliche Sibirien, wo er unter dem Namen des kleinen Altai bis zum Irtysch geht, allein die Russen sind gewohnt, denselben überhaupt als in ihren Grenzen gelegen zu betrachten und wahrscheinlich ist Niemand, der sie hindert, sich denselben wirklich anzueignen, sobald es ihnen gefällt.

Dies Gebirge scheint der Hauptstamm der vorgenannten zu sein, denn dieselben gehen alle von ihm aus, wiewohl da oder dort von einem Strome quer durchschnitten. Das Baikalgebirge schließt sich unmittelbar daran, die Gebirge der Mandschurei sind nur durch den Amur davon getrennt, und die längs des ochotskischen Meerbusens nördlich und durch Kamtschatka südlich streichenden Bergzüge schließen sich unmittelbar an das Grenzgebirge der Mongolei, an das Salomongebirge.

Der Altai ist rauh und hoch, ein wahres Alpengebirge; wo sich die Gipfel nicht bis zur Schneegrenze erheben, sind sie mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Merkwürdig ist, daß die reichen Erzgruben, welche unglaubliche Massen von Silber zur Münze nach Moskau und Petersburg liefern, gerade in Gegenden liegen, welche sehr holzarm sind, daher werden die Erze auch nicht dort verschmolzen, sondern nach den holzreichen Gegenden gebracht. Etatsmäßig hat der Altai 1000 Pud à 40 Pfund, also 40,000

Pfund Silber jährlich zu liefern und er liefert jederzeit mehr; hierzu kommen noch 12,000 Pud Kupfer und 20,000 Pud Blei.

Von dem Altai zweigt sich ab das Kolywansche Gebirge, in welchem die reichsten Gold- und Silbererze gefunden werden; der Kusnezkische Altai, der Abakonskische und der Krasnojarskische Bergzug, beide reich an Erzen, beide ziemlich gut bewaldet.

Ein mächtiges Gebirge, die Scheidegrenze von Asien und Europa, ist der Ural; er beginnt am karischen Meerbusen des Eismeeres und scheint sich auf Nowaja Semlja nordwärts fortzusetzen; von dem Meerbusen, an welchem er westwärts nach Nowaja Semlja umbiegt, streicht er beinahe ganz südlich auf das Plateau zu, welches den Aralsee vom kaspischen See trennt und macht zwischen Europa und Asien so weit die Grenze, bis er die Statthalterschaft Perm erreicht, von wo an Zuflüsse der Wolga die Grenze bilden und der Ural ganz zu Asien gehört; er zieht sich dann nach Orenburg, wo ungefähr unter dem 50. Grade das Gebirge in die Steppe verläuft, man kann daher dieses Gebirge nur theilweise, wiewohl doch immer größtentheils ein Grenzgebirge nennen; es gehört nicht zu den Hoch- oder Alpengebirgen, wiewohl einige Spitzen ewigen Schnee tragen. Seine beiden Abhänge sind zwar physikalisch ganz gleich beschaffen, doch ist der östliche Abhang steiler, der westliche bei weitem länger gestreckt.

In diesem Gebirge findet man viele der kostbarsten Steine und einen Halbedelstein, den Malachit, welcher in solcher Masse bricht, daß man die prachtvollsten Säulen zu einigen Kirchen in Petersburg und Moskau daraus macht, kleinere Stücke als Schmuck gefaßt trägt, die Hauptmasse aber auf Kupfer verarbeitet, da der Malachit das edelste Kupfererz ist.

Der Nord-Ural, vom 68. bis zum 61. Grade der Breite, steigt in drei Rücken auf, welche sich am Ursprung der Petschora vereinigen. Der westlichste, Nowaja Semlja gegenüber, ist der höchste dieser Rücken, welche meistens ganz nackt, nur mit Moos oder Torfwiese bedeckt, strichweise mit verkrüppeltem Holz besetzt sind. Unter dem 63. Grade, wo die Petschora ihren Ursprung nimmt, fängt Nadelwaldung an. In dieser Gegend scheinen einige Vulkane thätig gewesen zu sein, denn man sieht daselbst vulkanische Gesteine.

Einige Zweige dieses Gebirges gehen weit nach Westen bis zum weißen Meere und dem Fluß, der bei Archangel in dasselbe mündet, bis zu der Dwina. Diese Rücken sind sehr hoch, sehr ausgebreitet, schön bewaldet, bergen aber doch in ihrem Schoße Steinkohlen, Salz und Kupfererze.

Der mittlere Theil des Ural heißt der Werchoturische und reicht vom 61. bis zum 57. Grade. Eine kleine Abtheilung von einem Grad Länge wird nach der Hauptbergstadt Jekatharinenburg genannt, der südlichste heißt der

Baschkirische Ural. Die Verzweigungen, welche der Ural aussendet, sind nicht eben bedeutend, das Hauptgebirge aber ist reich an herrlichen Erzen, und die Nebengebirge und ihre Abhänge enthalten jene berühmten Goldwäschen, welche den Hauptreichthum Rußlands ausmachen.

Dieser Theil von Asien umschließt die mächtigsten Ströme des ganzen Welttheils. Von dem in der Mitte liegenden Gebirge gehen der Obi, die Lena, der Jeniseisk und andere aus, von Süden nach Norden streichend, im Eismeer ihr Ende erreichend, ungeheure Wassermengen führend und durch eine Länge von 200 Meilen die Anwohner mit der reichsten Erndte von unzähligen verschiedenen Fischen versehend. Eben so wie Ströme mit unzähligen Nebenflüssen das Land überreich bewässern, so sind auch im Norden eine große Menge Seen, welche den Wasser- und Fischreichthum noch vermehren. Aber diese Abwechselung von Wasser und Land, von Ebenen und Gebirgen und diese äußerst verschiedene Höhenlage des Landes bedingt ein äußerst schwankendes, unsicheres Klima; es kann mithin von einem Klima des asiatischen Rußlands gar nicht die Rede sein, man muß überall auf die Oertlichkeit zurückgehen, man muß sagen, das Klima von Tobolsk oder von Astrachan oder von Irkutzk ꝛc., man hat durchaus Unrecht, zu behaupten, das Klima sei über alle Begriffe kalt, man könnte eben so gut sagen, es sei über alle Begriffe heiß, der eine hat Recht für die Nordgegenden von Sibirien, der andere hat Recht für die Steppen am Caspi- oder Aralsee, und ein dritter wird für Kamtschatka, ein vierter für Nertschinsk Recht haben, wenn er das Klima dieser Landstriche so beschreibt, wie er sie gefunden hat, Unrecht hat aber ein Jeder, wenn er seine Beobachtungen verallgemeinern und auf das Ganze ausdehnen will.

Charakteristisch ist nur wenig an diesem Klima, extreme Kälte im Norden, extreme Unterschiede von Hitze und Kälte im Süden, im Sommer eine tropische Hitze, im Winter eine Kälte, welche regelmäßig bis 20 Grad und noch weiter unter den Gefrierpunkt hinabgeht.

Eine klimatische Erscheinung auffallender Art sind die heftigen Stürme, welche den tatarischen Namen Buran haben, ein nur kurze Zeit dauernder Sturm, welcher im Sommer den Staub der Steppe aufhebt und fortführt, gleich dem Samum in der Sahara, im Winter aber es mit dem Schnee eben so macht; man unterscheidet diese Stürme, je nachdem sie an der Oberfläche der Erde oder höher in den Wolken dahersausen, in niedere und in hohe Buran. Es tritt mitunter auch der Fall ein, daß diese Stürme in beiden Regionen sich zugleich erheben, wenn dieses geschieht, so erzeugt sich ein solches entsetzliches Chaos, daß Menschen und Thiere von Entsetzen ergriffen werden, nicht nur werden die Zelte der Kirgisen weggeweht wie Spreu — das würde nichts Besonderes sein, denn auch bei uns giebt es leider

Stürme, welche Scheunen und Bauerhäuser abdecken und mächtige Bäume, ja man könnte beinahe sagen, Wälder brechen, – sondern die feststehenden Häuser der Kirgisen mit Staub und Sand bedecken und ganze Karavanen mitten in der Steppe vernichten.

Der Buran, den die Führer der Karavanen sehr gut kennen, beginnt damit, daß ein Windzug vereinzelt über die Schnee-Ebene weht, die Schneekörnchen sind dabei noch nicht geballt, sie erheben sich nur fortgerollt zu langen Streifen, welche den Anschein von breiten Silbertressen haben.

Aus dieser vereinzelten Erscheinung wird bald eine vielfache und auf allen Seiten erneuerte, der Wind wird stärker, die Luft ist voll von glänzenden Schneeflittern, der Wind fängt an zu sausen und zu heulen, die Schneemasse wird dichter und so compact, daß sie Alles verdunkelt und, in einer Richtung fortgetrieben, der Wanderer und das Thier mit dem Schnee eine Masse zu bilden scheinen. Sobald sich nun von einem Hügel ein Widerstand erhebt, sinkt die Schneemasse nieder und bildet dort einen Schneeberg, tritt ihr aber ein Luftstrom entgegen, so entsteht ein Wirbel, welcher das Gefährlichste an dieser Erscheinung ist, indem demselben nichts Widerstand zu leisten vermag.

Der Buran beginnt nicht selten bei ganz sonnenhellem Wetter, meistentheils aber bei Witterungswechsel und bei dem Wechsel der Jahreszeit, in so fern dieser von Witterungswechsel begleitet ist.

Wer auf dem Wege ist, wird bei Annäherung des Burans meistens von einem tödtlichen Schreck ergriffen, sonderbar genug muß erscheinen, daß die Fähigkeit, sich zu orientiren, daß der ganze Ortssinn verloren geht. Dies wissen die Leute sehr wohl, deshalb geht auch Keiner aus seinem Hause; denn es ist nicht selten vorgekommen, daß das bloße Hinübergehen bis zum Nachbar den Erfolg gehabt hat, daß man sich in die Steppe verirrte und daselbst umkam, aber wer auf der Wanderung ist, kann nicht zu Hause bleiben, er ist einmal draußen, und ihm hilft selbst der erfahrenste Führer nichts, dieser selbst hat den Kopf, den Verstand verloren, so wie der Boden unter seinen Füßen jede Spur des Weges. Das in der Steppe grasende Vieh pflegt nicht, wie man sonst wohl glaubt, durch natürliche Empfindungen getrieben, den besten Weg, den vernünftigsten und zweckmäßigsten einzuschlagen, sondern es stellt sich anfangs mit der breiten Seite gegen den Wind, dann aber, von dem Winde überwältigt, beginnt es zu laufen, meilenweit und stürzt dabei über steile Abhänge oder in Schluchten, in Steppengerinne von großer Tiefe und Breite, so daß alljährlich große Massen von Vieh auf diese Weise zu Grunde gehen. Aus den südlichen Steppen wurden im Jahre 1827 bei einem Buran die Heerden fast alle nach Norden in die Steppe von Saratow getrieben, damals kam eine

Million Schafe um, mehr als eine Viertelmillion Pferde, über 13,000 Rinder und 10,000 Kameele, ein Schaden, den man im Ganzen auf 15 Millionen Rubel anschlug.

Wenn sich im Sommer solche Stürme erheben, so führen sie den Sand und den Staub hoch empor, wälzen ihn in dichten Knäueln umher, er verdunkelt die Sonne bis zur blutrothen Farbe; der Staub dringt in alle Spalten und Ritzen ein und wird den Thieren dadurch höchst verderblich, daß er sie am Athmen und am Sehen hindert, tausende sterben den Erstickungstod. Menschen vermögen sich einigermaßen zu schützen, wenn sie sich niederwerfen und den Kopf so tief als möglich in die Erde begraben, noch besser ist es, wenn man ein nasses Tuch um den Kopf wickelt, wodurch natürlich der Staub abgehalten wird.



Argali, das wilde sibirische Schaf.

Das Klima der südlichen Gebirge, zwar nach ihrem Nord- und Süd-Abhange auch noch sehr verschieden, ist doch im Allgemeinen der menschlichen Gesundheit sehr zuträglich, denn es giebt dort kaum andere Krankheiten, als das Wechselfieber, im Frühjahr und Herbst hitzige Fieber, und unter dem Vieh die sogenannte sibirische Pest, ursprünglich eine Viehseuche, welche aber auch mitunter die Menschen befällt. Die Krankheit fängt mit einer Geschwulst an, welche nach und nach verhärtet, sich ausbreitet, häufiger wiederkehrt, besonders aber an den von Kleidern nicht bedeckten Theilen des Körpers sich bildet. Man glaubt, Stiche von giftigen Insekten seien die Ursache, man kann aber nicht angeben, was für Insekten es sind. Die Geschwülste bilden sich zu schwarzen brandigen Geschwüren aus, ziehen ein erschlaffendes, zerrüttendes Fieber und bald den Tod nach sich. Am Anfang

der Krankheit soll man dieselbe heilen können, indem man Schnitte in die Beule macht und einen Aufguß von Salmiaklösung auf Taback hineinbringt, wenn aber die Geschwüre erst weiter nach innen gedrungen sind, soll eine Heilung nicht mehr möglich sein. In Gebirgen tritt diese Krankheit überhaupt niemals auf, man bringt deshalb auch im Frühjahr gern das Heerdenvieh in die höher gelegenen Gegenden, woselbst sie auch nicht von den schädlichen Insekten, Mücken und Bremsen und Muskitos, geplagt werden. Diese letzteren sind besonders in den niedriger gelegenen sumpfigen und wärmeren Theilen eine wahre Landplage. Man schützt sich in den Häusern durch Räucherungen dagegen, indem man verrotteten Kuhmist schwelen läßt, dessen Geruch den Insekten unerträglich sein soll, nach unseren Begriffen auch den Menschen. Im Freien bleibt kein Mittel, sich dagegen zu schützen, als daß man Bienenkappen trägt, die jedoch vor dem Gesicht nicht ein Drahtgeflecht, sondern ein Geflecht von Pferdehaaren haben.

Bis zum 60. Grade, auch darüber hinaus, wachsen alle unsere Feldfrüchte; im südlichen Theile baut man Arbusen und Melonen im Freien, und es wächst daselbst ein so köstlicher Wein, daß er sich dem besten ungarischen ohne Schaden an die Seite stellen kann. Dies Alles sind Beweise von der äußersten Verschiedenheit des Klimas.

Das Thierreich ist, wie begreiflich, in einem so ungeheuer ausgedehnten Lande äußerst mannichfaltig vertreten. Die den Menschen begleitenden Hausthiere sind überall dieselben, Pferd, Rind und Schaf. Schwein und Hund kommen in verschiedenen Species und Varietäten vor; im Norden sieht man noch das Rennthier, im Süden das Kameel sich zu den Hausthieren gesellen.

Unter den wilden Thieren ist in den Bergen von Südrußland besonders interessant der Stammvater unseres Schafes (s. d. Abbild. auf der vor. S.). Dasselbe hat ungefähr die Größe und die schlanke Bauart des Dammhirsches, es hat nicht eben langes Haar, welches im Winter hellgrau, im Sommer rostfarben ist, auf dem Rücken bleibt ein rostfarbener Streif Sommer und Winter, ohne die Farbe zu wechseln. Nur das Männchen hat Hörner, welche lang und stark und zweimal gekrümmt sind. Das Weibchen hat nur Ansätze zu Hörnern, welche sich kaum jemals ausbilden. Der Argali bewohnt während des Winters die Berge, die Thäler aber im Sommer, was zwar sonderbar scheint, seine Erklärung aber darin findet, daß die Stürme den Schnee von den Bergen verjagen, daher das Thier Futter findet, was in den Ebenen nicht der Fall sein würde. Diese wilden Schafe sind lebhaft, ungemein kräftig und gewandt, sie springen von Fels zu Fels in den gewagtesten Sätzen. Das Weibchen wirft zweimal im Jahre und nicht selten Zwillinge, man sollte daher glauben, daß die Thiere sich stark vermehren

müßten, da jedoch Fleisch und Fett derselben sehr geschätzt sind, so stellen die Jäger ihnen gewaltig nach.

An sonstigen Vierfüßlern kommen der schwarze Bär, Wölfe, Füchse, Zobel, Marder, Hermelin, Luchs, Vielfraß, Iltis und Feldkatze vor, lauter Räuber, die bei der geringen Bewohntheit der Gegenden sich sehr bequem ausbreiten können. Von pflanzenfressenden hat man Murmelthiere, wilde Schweine, Hasen, Eichkätzchen, schwarze sowohl als graue und gestreifte, ferner das ganze Hirschgeschlecht vom Rennthier und Elenn bis zum Rothhirsch und zum Reh.

Als Merkwürdigkeit wird angeführt, daß der bengalische Tiger sich dann und wann bis zum 53. Grad der Breite zeigt. Wie oft man dergleichen gesehen hat, ist nicht bekannt, doch sind drei Fälle festgestellt, in denen die so weit nordwärts gewanderten Raubthiere getödtet worden und die Leute dafür belohnt sind, so daß die Thatsache selbst außer Zweifel ist.

Im Altaigebirge hat man ein Insekt gefunden, das auf Erdbeerstauden lebt und eine rothe Farbe giebt, welche der Cochenille an Glanz und Schönheit nicht nachsteht; der Entdecker hat eine lange Zeit darum correspondirt, man hat bald diese Cochenille überaus vortrefflich gefunden, bald sie verworfen, man hat von Petersburg aus Proben verlangt und hat sie dort untersuchen lassen, man hat in den Bergwerksbezirken das Thier gesucht und die Akten verloren, kurz, es sind seit dem Beginn dieser Entdeckungen bis auf die jetzige Zeit beinahe hundert Jahre verflossen und noch steht die Sache auf dem ursprünglichen Punkt, denn der Entdecker und seine Nachfolger hatten nicht Geld genug, um sich das zärtliche Mitgefühl der Berichterstatter zu verschaffen.

Die Bevölkerung des asiatischen Rußlands ist eine im höchsten Grade vielfältige und bunt zusammengewürfelte. Im Ganzen zählt man im russischen Reiche über hundert verschiedene Nationen oder Volksstämme und da auf das europäische Rußland noch nicht zehn kommen, so kann man unzweifelhaft neunzig verschiedene Volksstämme mit vierzig verschiedenen Sprachen auf das asiatische Rußland rechnen. Von vielen der im Norden wohnenden haben wir bereits gesprochen und die übrigen einzeln anzuführen, fehlt es uns durchaus an Raum, doch wollen wir das Hauptsächlichste, was so ziemlich allen gemeinschaftlich ist oder was die Hauptstämme von einander unterscheidet, noch anführen.

Der Russe im Allgemeinen ist überaus geschickt in einer großen Menge mechanischer Arbeiten, er bildet unzweifelhaft die betriebsamste, die thätigste Klasse der ganzen Bevölkerung, er beschäftigt sich nicht allein mit Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischfang und Bienenwirthschaft, er versteht auch noch viele Handwerke, die man sonst nur in den Städten vertreten findet. Der rus-

sische Bauer ist immer ein Zimmermann, der sich fast nur mit Hülfe des Beils und der Säge sein Haus baut, er ist aber auch ein Tischler, seine Stühle und Schränke, seine Tische und Bettstellen, seine Bänke und sonstiges Hausgeräth sind auf eben diese einfache Weise, und nur noch unterstützt von der sogenannten Schnitzelbank, gemacht. Er ist aber auch ein Wagner oder Stellmacher, denn er versteht seine Räder, seine Leitern, Schlittenkufen, sein Ackergeräth und alles, was sonst für Wagen oder Pflug nöthig ist, mit den vorhin genannten Werkzeugen zu machen, er bedarf höchstens noch einiger Bohrer und wenn er diese nicht hat, so hilft er sich mit dem glühenden Eisen.

Aber wir müssen ja nicht glauben, daß er nun nichts weiter könne. Er versteht sehr wohl, seine Ziegel zu bereiten und das Fundament seines Hauses daraus zu bauen, er versteht eben so gut, seinen Ofen aufzurichten und ihn viel besser mit auf- und absteigenden Röhren zu versehen, als es unsere Töpfer thun. Da er sich kein blechernes Abzugsrohr machen kann, so macht er dasselbe von Holz, er schneidet einen angemessen dicken Stamm so lang ab als erforderlich, höhlt ihn aus mehr als erforderlich und füllt diese zu große Höhlung mit Thon so weit aus, daß sie gerade die richtige Weite hat.

Auch Glaser ist er, wenn er sonst Glasscheiben bekommen kann. Wo dieses nicht der Fall ist, bedient er sich des gespaltenen Gypses oder Glimmers, wo er aber Glas erhält, schneidet er dasselbe mit einem Kiesel so sicher, wie der Glaser mit dem Diamant. Er ist auch Bildhauer und er versteht sehr wohl, seine Heiligenbilder selbst zu machen. Mit denselben Instrumenten bildet er auch die Verzierungen rund um seine Fenster und die Gesimse an seinem Hause, Bohrer, Beil und Säge unterstützen ihn wieder dabei, so daß mitunter sehr geschmackvolle Zeichnungen zum Vorschein kommen. Bei aller dieser Geschicklichkeit baut er sich keine Mühle, denn dazu gehört ein Zauber, den ein Wissender ausüben muß, um die bösen Geister, welche sich der guten und heilsamen Benutzung der Wasserkraft entgegensetzen, zu überwinden; aber baut er auch keine Mühle, so hilft er doch bei dem Bau und hat er nur einen Mühlenmeister bei sich (es bedarf nur der Gegenwart desselben, nicht seiner eigentlichen Handleistung), so kann er die Mühle von Anfang bis zu Ende selbst bauen, denn er ist ja Uhrmacher, hierbei gilt es keinen Dämon zu überwinden und darum macht er für sich und seine Familie hölzerne Uhren, welche so richtig gehen wie die Taschenuhr seines Grundherrn, und wenn er Zeit hat, verfertigt er wohl mehrere und sucht sie zu verkaufen an Schenkwirthe, meistens Juden und nicht so geschickt wie er, oder an Schulen und Kirchen, falls sich deren in seiner Nähe befinden sollten.

Der russische Bauer hat ganz das Zeug, was zu einem Republikaner gehört, es fehlt ihm keine Viertelelle daran, wenn es nicht etwa der Freiheitssinn ist, sonst aber hat er alles, was man dazu braucht, er ist nämlich von Niemandem abhängig, als von sich selbst, denn so wenig wie er eines Meisters bedarf, um seinen Ofen, seinen Wagen, sein Haus zu bauen, so wenig bedarf er eines Tuch- oder Leinwandwebers, eines Gerbers, eines Schneiders oder Schusters, er webt sich seine Zeuge selbst, er gerbt die Felle seiner Thiere und macht sie zu Leder, seine Frau näht ihm und sich Kleider, er macht sich und ihr die Stiefel. Kommt zu allem diesen noch hinzu, daß er sich seinen Branntwein oder seinen Quaß selbst bereitet, daß er aus seinen Erzeugnissen eine Menge höchst delikater Gerichte zu bereiten weiß, kommt ferner dazu, daß er ein munterer Sänger ist, die Balalaika, die er sich selbst macht, auch sehr gut spielt, daß er Talent zur Dichtung hat und daß er ein geborner Buffo ist, so kann der Verfasser gar nicht einsehen, was ihm noch zum vollkommenen Glücke fehlt, die Freiheit gewiß nicht, denn sie ist das einzige Schreckbild, sie ist der Popanz, womit der Herr, in den Städten wohnend, im Stande ist, seinen weder durch Worte noch durch Schläge zu bessernden Bedienten (Leibeigenen) zur Ordnung zu bringen. Die Drohung, ihn frei zu lassen, macht, daß er sich demselben zu Füßen wirft und bei allen vorhandenen und nicht vorhandenen Heiligen schwört, daß er sich bessere, wenn der Herr ihn nur nicht so grausam strafen wolle, ihm die Freiheit zu schenken.

Der Ackerbau wird beinahe in ganz Rußland ohne allen Dünger betrieben, was seinen guten Grund darin hat, daß die Bauern die Stallfütterung nicht im Entferntesten kennen, allenfalls wird für die sogenannten Krautgärten der Dünger in Anspruch genommen, das ist dann Sache der Frau, der Mann hält es unter seiner Würde, sich um den Garten zu bekümmern. Auf dem Acker verwendet er theils aus dem Grunde keinen Dünger, weil er keinen hat, theils aber bedarf der üppige Boden desselben auch nicht, dazu kommt noch, daß derselbe sehr geschont wird, indem man die Brache nirgends in einem so hohen Grade anwendet, als dort, man pflegt nicht zwei Jahre lang Getreide zu bauen und dann den Acker ruhen zu lassen, sondern man läßt ihn sechs Jahre ruhen und baut dann einmal Getreide darauf. Von Klee zur Gewinnung des nöthigen Futters oder von Kartoffeln kann da nicht die Rede sein, die letzteren widerstehen dem Volk und der Aberglaube, daß sie die Eier des Teufels seien, womit er das Böse in der Welt verbreitet, wird durch die Popen fast allgemein genährt.

Der Gartenbau liefert vor allen Dingen den Weißkohl, aus welchem das Sauerkraut bereitet wird, die Nationalspeise der Russen und Schwaben, ferner eine Menge Rüben, die man gleichfalls so fein wie Sauerkraut schnei-

det und auch einsäuert, dann Gurken und Kürbis in ungeheurer Menge, im südlichen Rußland kommen dazu Melonen und Taback, ferner Hanf und Flachs und einige Farbekräuter.

Der Viehstand ist ziemlich bedeutend, alle unsere Hausthiere werden in großer Masse gehalten, so hatten z. B. die Bauern des Altaidistrikts (alle anderen angrenzenden Kreise ausgeschlossen) auf eine Bevölkerung von 250,000 Seelen nach unseren Begriffen, wo auch die Frauen zu den Seelen gezählt werden, was in Rußland nicht der Fall ist, 460,000 Pferde, 380,000 Stück Rindvieh, eine halbe Million Schafe, über 100,000 Bienenstöcke, dies will sagen, auf jede Familie kommen durchschnittlich 9 Pferde, 8 Rinder und 20 Schafe, ferner 4 bis 5 Bienenstöcke.

Dies ist ein Wohlstand, wie man sich denselben hier kaum denken kann, als Durchschnitt nämlich, denn daß es bei uns Bauern giebt, welche viel mehr als 10 Pferde und 12 Rinder haben, weiß ein jedes Kind, daß aber im Durchschnitt nur der fünfte Theil auf eine Haushaltung käme, dürfte beinahe bezweifelt werden, außer in den östlichen Provinzen unseres Staates, wo die Bevölkerung gering, der Boden günstig und wohl vertheilt ist. Daher ist auch der russische Bauer so unglaublich gastfrei. Er gewinnt bei weitem mehr, als er zu seinem und seiner Familie Unterhalt bedarf, er genießt seines Wohlstandes reichlich, aber er kann doch nicht alles vertilgen, was ihm zuwächst, und obschon die Abgaben bedeutend sind, die Preise für die Lebensmittel, die er zu verkaufen hat, aber gering, so bleibt ihm doch noch so viel übrig, daß er den Fremden bewirthen kann, ohne daß es ihm irgend beschwerlich wird, und schenkt ihm der Reisende nach monatelangem Aufenthalt ein paar Silberrubel, so hat er ihm dreifach und vierfach dasjenige bezahlt, was er verzehrt hat, denn ein Viertel des dortigen Getreidemaßes Tschetwert, welches gleich ist einem ganzen preußischen Scheffel, kostet nicht mehr als einen halben Papierrubel (etwa 4 Silbergroschen) zur Zeit der größten Theuerung. Wohlverstanden mitten im Lande, nicht in den Städten. Bei uns verschwindet dieser Unterschied nach und nach durch die Eisenbahnen und die Kanal- und Flußnetze, vermöge deren der Transport so erleichtert wird, daß der Unterschied der Getreidepreise auf den Scheffel immer nur einige Groschen beträgt, dort aber beträgt der Unterschied zwischen 100 und 500 Prozent, d. h. das Getreide ist in der Stadt zweimal bis sechsmal so theuer als auf dem Lande, je nach der Entfernung des Landgutes von der Stadt.

Auch mit den Viehpreisen findet dasselbe statt, der Rinder hat man etwas weniger als der Pferde, weil die ersteren eine größere Sorgfalt und einen bedeutenderen Heuvorrath für den Winter erfordern, welcher schwieri-

ger zu beschaffen ist, als Getreide und Stroh für die Pferde, dennoch kostet eine milchgebende Kuh in den Städten nicht mehr als 6 bis 7 preußische Thaler, funfzig deutsche Meilen davon auf dem Lande kostet sie kaum einen Thaler.

Die Schafe bilden einen Hauptgegenstand der Viehzucht, weil sie in verschiedener Hinsicht den Leuten nützlicher sind, als Rinder. Der Bauer schlachtet ungern einen Ochsen oder eine Kuh, außer etwa im Winter; was soll er mit zehn Centnern Fleisch, dagegen ein Schaf von dreißig bis vierzig Pfunden Proviant auf eine Woche liefert. Die Haut eines Rindes giebt zwar mehrere Paar Schuhe und Stiefel, aber nur einmal in seinem Leben, das Schaf giebt sein Kleid alljährlich zweimal, und der Bauer kleidet sich darin, und schließlich, wenn das Thier alt geworden ist, zieht er ihm das Fell über die Ohren, verzehrt sein Fleisch und trägt seinen Pelz, das Alles kann er von dem Ochsen oder der Kuh nicht gewinnen, und der Geldwerth, welcher bei uns den Ausschlag geben würde, ist dort, wie eben bemerkt, sehr gering. Die Schafe, welche sie dort ziehen, gehören unserer gröbsten Race an, sie sind ziemlich groß, haben lange, grobe Wolle und können zweimal im Jahre geschoren werden. Unter den Nomaden ist das tatarische oder kirgisische Schaf mit dem breiten Fettschwanz heimisch. Von den Lämmern dieses Thieres kommt dasjenige Pelzwerk, welches in früherer Zeit sehr Mode war, jetzt aber nur noch in der schwarzen Varietät getragen wird. Man erzählt sich, daß die Lämmer einen oder zwei Tage nach der Geburt in Leinwand eingenäht würden und darin blieben, bis die Leinwand platzt oder die Thiere sterben. Hierdurch soll die Wolle jenes lockige und dauernd so bleibende Ansehen gewinnen, welches man an den tatarischen Lämmerfellen besonders schätzt. Dieselben bestehen aus einer unzähligen Menge ganz kleiner Löckchen, die Wolle ist nicht kraus, wie die Wolle des Negers, sondern von solcher Art, wie das möglichst kleinlockige Haar des Europäers. Ob diese Bereitungsart nicht fabelhaft ist, weiß der Verfasser nicht zu entscheiden, es ist wohl möglich, daß diese Löckchen des an sich krausen Felles blos durch heiße Pressung in diesem Zustande erhalten werden.

Sonderbar ist, daß die Ziege, welche in Persien bekanntlich jenes vortreffliche weiche Haar liefert, aus dem die theuersten Stoffe gemacht werden, keiner größeren Pflege im südlichen Rußland genießt, obschon die Ziegen des Altai und der sämmtlichen südrussischen Gebirge dasselbe weiche Haar haben, wie die Kaschmirziegen, es wird denselben auch an manchen Orten abgenommen, indem man sie zur Zeit des Rauhens mit metallenen Kämmen striegelt, aber man benutzt diese zarte, weiche Wolle nur zu Handschuhen oder Strümpfen.

Auch die Schweine werden nicht sehr gepflegt, obschon der Russe das

Schweinefleisch allem anderen vorzieht. Während des Sommers müssen sie sich selbst in den benachbarten Waldungen nähren, wobei sie vortrefflich gedeihen und sich mästen, nach der Heimkehr wird alles, was man für den Winter braucht, geschlachtet, die übrig bleibenden, die Zuchtthiere, führen nunmehr ein jämmerliches Leben und werden kaum dem Hungertode entzogen.

Der Fischfang bildet die zweite Hauptbeschäftigung des russischen Volkes, die Flüsse sind überreich mit einer großen Menge verschiedener Species besetzt, die größten und prächtigsten sind die Störe, Hausen und Sterlet, auch der Lachs gehört noch zu den großen Fischen, wenn schon zu einem andern Geschlecht.

Der Stör findet sich zwar in den mehrsten Flüssen von Europa, soweit sie in die Nord- und Ostsee oder in das schwarze Meer münden, aber die größten Thiere dieser Art fängt man doch in den großen Flüssen von Rußland. Dort werden sie meistentheils einzeln gefangen, unter dem Eise mit Speeren gestochen. Man bereitet aus ihren Eiern den Kaviar, aus ihrer Blase den Fischleim (Hausenblase). Das Fleisch ist durchaus sehr geschätzt, aber da es in Rußland noch wenig Transportmittel giebt, so ist es, wie vortrefflich auch, dennoch kaum zu verwerthen. Der Hausen gehört gleichfalls zu diesen großen und wandernden Fischen, seine Vermehrung ist so außerordentlich, daß alle Bemühungen der Menschen, die ihm nachstellen, nicht ausreichen, um ihn seltener zu machen.

Stör und Hausen werden über zwei Klafter lang, der Eiersack wiegt oft zwei Centner und darüber, die Milch des Männchens reichlich eben so viel. Man hat Störe und Hausen gefangen, welche 24 Fuß lang und 1200 Pfund schwer gewesen sind, beide Fische haben eine äußerst scharfe, mit unzähligen kleinen Nägeln besetzte Haut, auf dieser aber einen förmlichen Panzer von fünf Reihen Knochenplatten, welche handgroß und in der Mitte zollhoch und spitz sind, so daß keine Kugel und kein Speer, auf solch einen Schild treffend, den Fisch verwundet, die Haut zwischen diesen Schuppen aber, wenn schon hart, ist doch ziemlich leicht durchdringlich. Der Fang dieses Fisches bildet einen wichtigen Erwerbszweig der Flußbewohner.

Der Rogen dieser Fische bildet einen mächtigen Handelsartikel; derselbe wird, gesalzen, durch ganz Rußland verkauft. Hunderte von Wagen in langen Karawanen hinter einander, jeder Wagen mit zwei und drei Tonnen bepackt, ziehen sie von Stadt zu Stadt. Dort in Rußland selbst wohlfeil genug, wird der Kaviar immer theurer, je weiter er sich von dem Lande seiner Erzeugung entfernt. Während in Tobolsk das Pud (ungefähr 40 Pfund) einen Rubel und in Moskau zwei Rubel kostet, bezahlt man in Berlin ein

Pfund beinahe doppelt so hoch, wie in Tobolsk das Pud, er ist natürlich in London und Paris noch beträchtlich theurer.

Die Steppen geben einer dritten Klasse von Menschen reichliche Nahrung, das sind die Nomaden. Der ganze untere Lauf der Wolga, ferner der Raum zwischen dem Uralgebirge und den großen südlichen Seen, endlich die Strecke zwischen diesem Gebirge und den Seen einerseits, und dem Altai andererseits haben kein Holz, haben keinen Ackerbau, haben auch kein Wasser, und dennoch waren diese Steppen seit Jahrtausenden mit Menschen und mit Viehheerden bedeckt, wie sie es jetzt noch sind. Man fragt billig, wie ist dieses möglich, wie können sie bestehen, da beiden die Hauptbedingungen des Lebens fehlen?

Der Naturforscher giebt hierauf zur Antwort: Diese Steppen sind trotz des Sandes und der Salzseen doch reich an Pflanzen, deren Wurzeln sich tief genug erstrecken, um von der Feuchtigkeit des Untergrundes zu leben. Diese bilden die Nahrung des Viehes und das Vieh wieder die Nahrung des Menschen. Dabei vermehrt das Salz die Nährkraft des mageren Grases, und die Sandhügel geben den Thieren während des Winters einen nicht zu verachtenden Schutz gegen Unwetter, gegen Schneestürme, und die Thäler zwischen diesen Hügeln geben fast immer beim Nachgraben Wasser, auch sind diese unterirdischen Wasserbehälter seit Jahrtausenden erschlossen, die Brunnen sind so lange bekannt, als es eine Geschichte giebt, wiewohl sie auch in neuester Zeit immer noch vermehrt werden. Es sind eigentlich nur Schürfe, man gräbt mit einer geringen Böschung eine den Kräften der vorhandenen Leute angemessen große Vertiefung aus, man macht sie so flach und so weit als möglich und dringt auch so tief, als das sehr bald sich zeigende Wasser erlaubt, ein. Solch ein Brunnen oder vielmehr Schurf hat nicht selten eine Wasserfläche von zwanzig, dreißig und mehr Quadratklaftern, und die Ausgrabung, welche dazu erforderlich, hat nicht selten einen zehnfach größeren Flächenraum. Man thut dieses sehr absichtlich, damit das zur Tränke gehende Vieh von allen Seiten einen bequemen, leicht gangbaren Weg habe und nirgends durch Steilheit des Ufers in die Gefahr komme, zu stürzen und sich oder den Brunnen zu beschädigen. An anderen Orten, wo man sorgfältiger verfährt, wird das Vieh aus Rinnen getränkt, die man mit Wasser füllt. Dies geschieht dann aus sehr viel kleineren Brunnen, welche man vor der Tränkung des Viehes ausschöpft, das neue Ansammeln des Wassers abwartet und dann erst mit diesem die Tröge füllt. Natürlich kann es nicht geschehen, wo die Heerden sehr zahlreich sind, für die Schafe aber ist es die seit Tausenden von Jahren übliche Tränkungsweise, wir finden sie bereits in der Bibel beschrieben, wo Jakob bei Laban diente. (1. Buch Mose Cap. 30, V. 37: „Jakob aber nahm Stäbe von grünen Pappelbäumen,

Haseln und Kastanien und schälete weiße Streifen daran, daß an den Stäben das Weiße bloß ward; und legte die Stäbe, die er geschälet hatte, in die Tränkrinnen vor die Heerden, die da kommen mußten zu trinken, daß sie empfangen sollten, wenn sie zu trinken kämen.")

Die Viehhirten haben Zelte von Weidengeflecht mit Filz bedeckt, und eine solche Wohnung heißt Kosch oder Kibitka. In einem großen Kreise steckt man aufrechtstehende Stecken von Weiden- oder Haselgesträuch neben einander und durchflechtet dieselben in Gitterform mit anderen schwächeren, doch immer so, daß sich aus diesen Geflechten Tafeln bilden, welche man, nachdem sie fertig sind, von ihrem Platze nehmen kann, ohne die benachbarten Tafeln dadurch zu zerreißen. Diese den Hürden ähnlichen Flechtwerke werden mit einander durch Zweige verbunden und von ihrer Höhe werden andere dreieckige Tafeln gekrümmt so zusammengelegt, daß sie eine Wölbung über dem hölzernen Zelte bilden.

Dies ist die Grundlage des Hauses, dasselbe wird nun mit Filz, allenfalls auch mit Thierhäuten von oben bis unten bedeckt, in solcher Art, daß sich ein ziemlich luftdichter Schutz für die im Innern Hausenden bildet, die Hütte giebt Schatten und Sicherheit gegen den Regen, sie ist luftdicht und gewährt doch den Stürmen einen mäßigen Widerstand, allerdings ist keine Rede davon, daß ein wirklicher Sturm, daß ein Buran von derselben ausgehalten werden könnte. Naht er sich, so wird die Hütte schnell aus einander genommen, und flach werden die Hürden und die Filzdecken auf einander gelegt und mit Steinen beschwert, wenn man derselben habhaft werden kann, wo nicht, so schüttet man Erde darauf, auch legen sich wohl die Bewohner selbst als Gewichte auf diese ihre Wohnung und lassen den Sturm über sich hinwegbrausen.

Diese Filzhütten können transportirt werden, man nimmt sie aus einander und packt sie auf einen mit Ochsen bespannten Wagen, ja wenn die Hütte nicht groß ist, so steht sie ganz, wie sie auf dem Boden gestanden hat, auch auf den Achsen des Wagens.

Diese Wohnungen werden gebraucht von dem schwarzen Meere an bis zu der chinesischen Grenze, so weit man die Nomadenstämme wandern sieht.

Die Nahrung dieser wandernden Viehzüchter ist nur das Erzeugniß ihrer Heerden, Milch von Stuten, Kühen und Schafen in den verschiedensten Formen, als Getränk, als gesäuerte Speise, als gegohrenes Berauschungsmittel, als Butter, als fetter und als magerer Käse. Fleisch essen sie in der Regel nicht, da es ihnen zu theuer ist, sie verkaufen das lebendige Vieh und nehmen sich Mehl für die Winterzeit aus den Städten, wohin sie

ihr Vieh treiben, während des Sommers aber sammeln sie viele verschiedene Wurzeln und Körnerpflanzen, welche in den Steppen wild wachsen, und die sie in der Milch gekocht oder auch roh genießen. Der Ziegelthee ist ferner ein Hauptnahrungsmittel.

Sind die Nomaden tatarischen Stammes, so halten sie sich für die Abkömmlinge der goldenen Horde, sie nennen sich Nonager und glauben, daß ihre Stammväter Astrachan gegründet haben.

Die Tataren theilen sich in sehr viele wandernde Stämme, und ein jeder Stamm hat zwei Standlager, welche er immer wieder von Neuem aufsucht. Im Winter sind die Lager stehend und schließen den Hauptreichthum des Stammes, die Viehheerden, in sich. Da diese nun wohl das Ziel räuberischer Nachbarn sein können, so lag es nahe, einen solchen Wohnsitz zu befestigen, was entweder durch Pallisaden oder durch einen Graben mit dahinter liegendem Wall oder endlich durch Steinmauern geschah. Begreiflich waren diese nicht übermäßig fest, denn es handelte sich nicht darum, eine Belagerung mit Kanonen auszuhalten, sondern nur darum, einen Anfall berittener Räuber abzuweisen.

Diese Mauern von Lehm oder von Backsteinen umschlossen auch einige steinerne Häuser für die fremden wandernden Kaufleute, umschlossen auch eine Moschee, hatten Thore, vielleicht auch Brücken über die Gräben, und diese Lager wurden nunmehr von den Russen allgemein als Städte bezeichnet, noch jetzt findet man die Ruinen derselben an vielen Orten im Lande der Baschkiren, in den Kirgisensteppen, in den Wanderdistrikten der Kalmücken, ja sie entstehen noch jetzt, wie in früheren Zeiten, gewohnheitsmäßig, obwohl die Nothwendigkeit, sich gegen Feinde zu schützen, nicht mehr vorhanden ist.

In ihren Wanderungen befolgen diese Nomadenstämme ein ganz geregeltes System, man bildet sich gewöhnlich ein, daß diese wandernden Hirten nach ihrem Belieben kreuz und quer ziehen, dies ist eben so wenig jetzt der Fall, als vor Tausenden von Jahren. Ein jeder Stamm hatte schon zu Abrahams Zeiten seinen ihm gehörigen Landstrich, diesen konnte man selbst damals, wo es weder Weg noch Steg gab, wieder finden, man konnte Boten zu einander senden, man konnte seine Verwandten aufsuchen, was man wohl bleiben lassen müßte, falls eine jede Familie mit ihren Heerden umherzöge, wohin und so viel es ihr beliebte.

Die Nomaden des russischen Reiches, welchem Volksstamme sie auch angehören, haben ihren bestimmten Strich, den sie nicht verlassen, und kein Dorf und kein Aul greift in seiner Wanderung nach den Ländereien des andern.

Theils sind diese Landstrecken den Stämmen von der russischen Krone verliehen, theils gehören sie ihnen von Alters her oder durch das Recht des ersten Besitzes, aber alles dieses wird geschont, geachtet, keiner versucht es, dem andern sein Eigenthum streitig zu machen, und deshalb haben sie auch ganz geregelte Züge, und sie wandern regelmäßig nordwärts und südwärts. Sobald das Frühjahr kommt und der Schnee geschwunden ist, sobald das erste Grün dem Boden entsprießt, nehmen die Nomaden ihre Zelte aus einander, packen sie auf Kameele oder Ochsen oder auch auf Karren von Ochsen oder Pferden gezogen, und beginnen ihre Wanderung in der Richtung, welche sie seit Jahrhunderten in dieser Zeit einzuschlagen pflegen.

Sind einige Werst, eine viertel, eine halbe Meile, selten mehr als eine ganze Meile zurückgelegt, so macht der ganze Aul oder Choton (kalmückisch, bedeutet Dorf ungefähr in unserem Sinne, nur mit dem Unterschiede, daß die Dorfbewohner sämmtlich Verwandte sind, sämmtlich einer Familie angehören) Halt, die Aeltesten oder Führer untersuchen den Ort auf seinen Graswuchs, auf die Ergiebigkeit der Weiden, auf die Wasservorräthe. Wird Alles nach Wunsch befunden, so bringen die Männer das Vieh sogleich auf Weide, es geschieht ordnungsmäßig, jeder Viehgattung wird ein bestimmter Raum angewiesen, und die Jünglinge und Knaben halten das Vieh in der nöthigen Ordnung und Gesondertheit, die Weiber nun schlagen die Zelte auf, ordnen das Hausgeräth, bereiten das Essen, und wenn die Männer daran gehen, ihr Vieh zur Tränke zu bringen, so schicken sich die Frauen an, Kühe und Schafe zu melken.

Wenn nach längerer oder kürzerer Zeit das Futter der nächsten Umgebung bis auf eine halbe Stunde im Umkreis abgeweidet ist, so bricht der ganze Aul wieder auf und zieht in dem gewohnten Strich weiter, etwa eine Stunde oder anderthalb Stunden, eine Meile weit, bis zu einer frisch begrünten und mit einem Brunnen versehenen oder neu zu versehenden Stelle.

Dieser Wechsel geschieht zwar nicht regelmäßig alle acht Tage, aber doch ungefähr in solchen Zeiträumen von einer Woche, und so gehen sie vorwärts bis zum August oder zum Anfang des September. Während dieser Zeit sind die Frauen beschäftigt, höher aufgeschossenes Gras abzuschneiden, zu trocknen und zum Wintervorrath aufzuhäufen. Aus der Wolle ihrer Schafe werden Filzdecken bereitet oder sie wird gesponnen, um zu Kleidungsstücken verwebt zu werden. Die wachsenden Vorräthe werden von Woche zu Woche mit fortgeschleppt und es vermehrt sich dadurch das Gepäck der Auls auf eine sehr bedeutende Weise, so daß zuletzt alle Lastthiere ihre reichliche Ladung haben. Im September kehrt der Aul eben so langsam nach seinem Winterlager zurück, gewöhnlich macht er einen Bogen, um nicht auf die

nämlichen Stellen zurückkehren zu müssen, auf denen beim Abmarsch das Vieh geweidet hat, obschon unterdessen Gras und Kräuter wieder gewachsen sind; man glaubt, das Vieh fresse die Kräuter nicht gern, über deren Schößlinge es einmal gegangen ist. Müssen die Leute desselben Weges zurück, weil auf den anderen nicht die nöthigen Brunnen vorhanden sind, so pflegen sie es so einzurichten, daß sie bei einem Marsche nach Norden nur die Gegend abweiden, welche ihren Brunnen zur Linken, d. h. also westlich von denselben liegt. Bei dem Rückmarsch machen sie es dann eben so, da sie sich aber umgekehrt haben, so liegt das, was links von den Brunnen ist, jetzt nicht mehr westlich, sondern östlich von denselben und in Folge dessen haben sie für ihre sämmtlichen Heerden durchaus noch unbegangene Futterplätze. Bei diesen Wanderungen kommt es nicht selten vor, daß ein zweiter Nomadenstamm die Bahn des ersten rechtwinklig kreuzt, niemals aber wird dieser zweite Stamm auf dem Wege des ersten Halt machen, weder vor ihm, um demselben nicht sein Futter zu schmälern, noch auch hinter ihm, weil er dann selbst nur abgeweidetes Land hätte, also kein Futter für sein Vieh fände.

So erreichen nun gegen Ende des Herbstes alle Nomadenstämme ihren Wintersitz, dort schlagen sie ihre Zelte für vier bis fünf Monate auf, befestigen sie stärker als sonst, verdoppeln ihre Filzbehänge, um sich gegen die Unbilde der Witterung zu schützen, sie umgeben auch ihr Zelt in einem ziemlich weiten Kreise mit einer starken Hürde, wo hinein während der Nacht Schafe und Rinder kommen, indessen sie am Tage außerhalb ihr Futter suchen. Pferde bleiben Tag und Nacht außerhalb der Hürden, nähren sich selbst und wehren sich auch ihrer Haut gegen Wölfe.

Während der Nacht wird dem nach Hause kehrenden Vieh Futter in Ueberfluß gegeben, indem die Heuvorräthe, welche während des Sommers gemacht sind, in der Regel sehr reichlich ausfallen. Ist der Winter milde und wird die Steppe nicht mit Schnee oder Glatteis bedeckt, so bleiben diese Nomaden auch während des Winters nicht auf einem Flecke sitzen.

Unter diesen nomadisirenden Völkern giebt es übrigens eben so gut Standesunterschiede, wie unter den civilisirten Nationen; sie haben einen Adel, welcher sogar von den Russen anerkannt wird, sie haben eine Art von Mittelstand, welcher die Rechte des persönlichen oder des erblichen Ehrenbürgerthums genießt, sie haben drittens einen Stand der Gemeinen, welcher etwa mit den Bauern zu vergleichen wäre. Merkwürdig ist, daß ihre Geistlichkeit nicht vermocht hat, sich zum ersten Stande aufzuschwingen, wie es bei vielen der civilisirten und nicht civilisirten Völker der Fall ist. Die Kalmücken sind Buddhaisten, ihre Geistlichen dürfen nicht in die Ehe treten;

sie zerfallen in drei Grade, Gelung ist ein Priester der ersten Stufe, Gezul einer der zweiten und Mandschib heißt der Schüler. Die Tataren sind Mohamedaner, aber ihre Gebräuche weichen von denen des eigentlichen Islam sehr bedeutend ab, sie sollen keinen Wein trinken (was den Buddhaisten nicht verboten wird), aber sie trinken desto mehr Branntwein aus Pferdemilch oder Branntwein aus Getreide. Alle Männer und Weiber rauchen leidenschaftlich Taback.

Um einen Begriff von dem Leben der vornehmen Leute der Kalmücken zu erhalten, wollen wir hier einen möglichst gedrängten Auszug aus Kiesewetter's Mittheilungen und ethnographischen Reisebildern geben. Dieser ausgezeichnete Mann hat sich eine Reihe von Jahren auf Reisen befunden und mehrere davon auch in Rußland unter Kirgisen und Tataren zugebracht, er beschäftigte sich damit, wie Catlin, Farbenskizzen von Personen, Gegenden, Gebäuden, Gesellschaften ꝛc. zu entwerfen. Als er diesen Zweck verfolgend auch zu der kleinen Derbaettenhorde kam, erbat er sich daselbst die Erlaubniß, mehrere Personen zu malen, welches ihm auch gewährt wurde.

Der Fürst dieser Horde herrscht über 10,000 bis 12,000 Zelte, d. h. über eben so viele Familien, welche auf die Art, wie wir beschrieben, durch die Steppe auf ganz genau bestimmten Strecken auf- und abziehen. Die Abtheilung, in welcher sich das Hauptlager des Fürsten befindet, besteht aus drei Hauptquartieren, das erste umschließt das Wohnzelt des Fürsten, dem zunächst rings umher die Aeltesten des Stammes, die Richter, die Geschäftsführer, wenn wir uns nach unserer Weise ausdrücken wollen, die Minister, ferner der hohe Adel wohnt, in einiger Entfernung davon hat sich im weiteren Kreise der niedere Adel und ein Theil des Volkes ansässig gemacht.

Ein zweites Lager umschließt den Götzentempel und die Wohnung der Priester, dasselbe ist von dem Hoflager des Fürsten ungefähr hundert Klafter weit entfernt, die Leute nennen das eine Stimmenlänge, weil man die erhobene menschliche Stimme ungefähr so weit hört. Aehnlich diesem Ausdruck sind die im nördlichen Deutschland unter den Bauern üblichen Bezeichnungen für kleine Entfernungen, ein Peitschenknall, ein Hundeblaff (Hundebell), ein Hahnenschrei. Das letztere kann man wenigstens als den Ausdruck für eine halbe Meile annehmen. Das helle Krähen des Hahns in der Morgenstille am anbrechenden Tage wird gut auf solche Entfernung gehört.

In der Entfernung von drei Stimmenlängen befindet sich die Handelsstadt, der Bazar, der Markt.

Als Kiesewetter bei der Horde ankam, befand sich der Fürst nicht an

diesem seinen eigentlichen Wohnsitz, der Maler mußte sich daher an den Herrn Minister wenden, welcher sich in der Gerichtshütte befand, die zugleich ihm und seiner Familie als Wohnsitz dient. Der Minister saß im Hintergrunde, der Thür gegenüber, auf einer aus Filzdecken gebildeten Erhöhung, mit untergeschlagenen Beinen, wie diese Völker alle sitzen, und hatte über sich eine Art Betthimmel von rothem Seidenzeuge.

Die Hütte sah sonst eben nicht wie ein Tempel der Themis aus, an den Wänden umher hingen hölzerne Näpfe, lederne Flaschen mit Branntwein aus Pferdemilch bereitet, hingen mit Käse gefüllte Kameelmagen, Stücke Fleisch von einem frisch geschlachteten Schaf, mit dessen Fell der jüngste Herr Sohn des Herrn Ministers sich umwunden hatte u. s. w.

Es waren mehrere Richter anwesend, welche sehr verschiedenartig gruppirt auf dem Boden umher auf kleinen Filzteppichen saßen, einige bildeten eine berathende Gruppe, andere saßen tiefsinnig, ihre Nasenspitze beschauend, allein, ein großer Kreis hatte sich um einen Kessel geschaart, in welchem Thee bereitet wurde, der allerdings uns schwerlich munden dürfte. Dieser Thee, welcher im asiatischen Rußland gewissermaßen die Münzeinheit repräsentirt, indem man seine Waaren nach halben, ganzen oder vielen kleinen Stücken dieses Thees in Ziegelform schätzt, besteht aus dem schlechtesten Theile, aus der Nachlese der Blätter des chinesischen Thees, übermäßig ausgereift und daher sehr reich an Gerbestoff, er ist mit Rindsblut vermischt und mit demselben zusammengeknetet und in Form von Ziegeln gebracht. Dieser sogenannte Ziegelthee wird nicht, wie wir den Thee brauchen, gebrüht, sondern er wird mit Wasser gekocht, es wird Hammeltalg, Milch und Salz dazu gethan und dann wird diese widerlich schmeckende, bittere, herbe und salzige Brühe mit großem Appetit verzehrt.

Die Steppe bietet kein Holz dar, man sammelt daher den Dünger der Thiere, trocknet ihn und benutzt ihn als Brennmaterial, wozu noch die Abschnittsel der Weiden oder Haseln kommen, aus deren stärksten Schößlingen man die Zeltflechtwerke macht.

Ueber solchem Brennmaterial befand sich auch hier der Kessel mit dem Thee, die Wolken von Rauch und von Wasserdämpfen erfüllten den innern Raum der Hütte und gestatteten keinesweges zu allen Zeiten eine bequeme Durchsicht, im Gegentheil waren die Bewohner der Hütte meistentheils in einen düstern Schleier gehüllt, nur dann und wann, wenn eben eine tüchtige Portion des beißenden Qualms durch die Thüröffnung oder durch die Oeffnung oben im Zelte abgezogen war, brach durch diese letztere ein Strahl des blauen Himmelslichts und er färbte diejenigen, auf welche er schien, in einem eigenthümlichen Contrast zu der gelben Beleuchtung durch das unsichere Feuer,

grünlich blau, was einen sonderbaren Eindruck machte. Noch auffallender wurde dieses, wenn das rothe Licht unter dem Kessel, von den verkohlten Reisern ausgehend, überwiegend wurde; für einen Maler sicher ein sehr interessantes Studium diese bunte Beleuchtung aus blau, roth und gelb im Schleier von Rauch und Dampf.

Kiesewetter erzählt, daß Se. kalmückische Excellenz mit einem weißen Schafpelz und blau- und rothgestreiften Beinkleidern angethan gewesen, das Gesicht war voll und schien selbst glühend wie eine Kohle, aus der kurzen Pfeife strömte fortwährend der Dampf des Tabacks. Eine zottige Pelzmütze bedeckte das Haupt, die chinesisch geschlitzten, freundlich blitzenden Augen schienen anzuzeigen, daß er sich in dem Augenblicke nicht mit politischen Angelegenheiten beschäftige, wenigstens keine Opposition in den Kammern zu bekämpfen habe. Zu den Füßen des Machthabers stand ein hölzernes Gefäß mit einer schwarzen Substanz, welche Dinte vorstellen mochte, daneben lag das Gesetzbuch und eine Schüssel mit Streusand, um es gelegentlich zuzudecken. Die Gattin des Ministers trug ein blaues Gewand mit hochrother Stickerei und eine gelbe Kosackenmütze, sie hatte sich jedoch hinter das Himmelbett oder den Thronhimmel, man war zweifelhaft, was es vorstellen sollte, zurückgezogen.

Bei seinem Eintritt hatte der Maler sich zur linken Seite der Thür begeben, hatte sich dort schweigend mit untergeschlagenen Beinen niedergesetzt und harrte, wie es die gute Sitte fordert, einige Zeit, bevor die Unterredung eröffnet wurde, welche durch einen Dolmetscher geführt wurde. Dieser Arme mußte knien wie ein Kameel, weil er im Range niedriger war als der Maler, dem das Sitzen gestattet wurde.

Als nach einiger Zeit geredet werden durfte, war der erste Gebrauch, welchen Kiesewetter von dieser Erlaubniß machte, daß er bat, sich dann und wann der Länge nach auf den Boden legen zu dürfen, weil der Rauch ihn im Sitzen höchlichst belästigte.

Der Verfasser führt diesen Umstand, so unbedeutend er scheint, absichtlich deshalb an, um zu zeigen, was selbst hohe Adlige und Würdenträger ersten Ranges unter den Kalmücken für ein Leben führen, unsere Minister würden sich wahrscheinlich keine Wohnungen aussuchen, in denen der fortwährende Qualm vom schwelenden Pferde- und Kameeldünger ihnen die Augen entzündet und die Sprache versetzt.

Nun erzählte der Maler, daß er lange Zeit in der Welt umhergereist sei, um die Trachten der Völker und das Aussehen von Männern und Frauen, um Gegenden, Häuser und Tempel, um Volksgebräuche u. s. w. auf seine Leinwand zu werfen, durch Pinsel und gute Farbe anschaulich zu

machen. Er sei nun auch hierher gekommen, nachdem er die Horden im fernen Westen in ihren Fürstenjurten (d. h. Stadt oder Residenz, denn Jurte ist nicht der Name für ein einzelnes Haus oder Zelt, sondern für eine große Menge derselben, von einer Mauer, von Pallisaden oder einer sonstigen Umzäunung umschlossen) besucht habe, auch die berühmten Horden der Kalmücken und Tataren in gleicher Weise aufzunehmen. Der Maler zeigte dann mehrere seiner Werke, tatarische Männer mit rasirten Köpfen und langen Bärten und ihre Frauen mit künstlich roth gefärbten Haaren und Fingerspitzen, ferner russische Bauern in ihren farbigen Kleidern, ferner Pilger im Kloster, die ihre mit Hanföl gewürzte Suppe verzehren, keusche Nonnen unter langen schwarzen Schleiern und übermüthige Brautjungfern, welche die Hochzeitsgäste zum Dank für überbrachte Brautgeschenke herzlichst küssen, eine Braut in Dalekarlien, von ihren Brautjungfern umgeben, mit bunten Glasperlen umhängt, mit einer goldpapiernen Krone geschmückt, aller Welt zur Schau öffentlich dargestellt, und eine tatarische Braut, tief verschleiert, geheimnißvoll in die dunklen Gemächer des Brauthauses gebracht ꝛc.

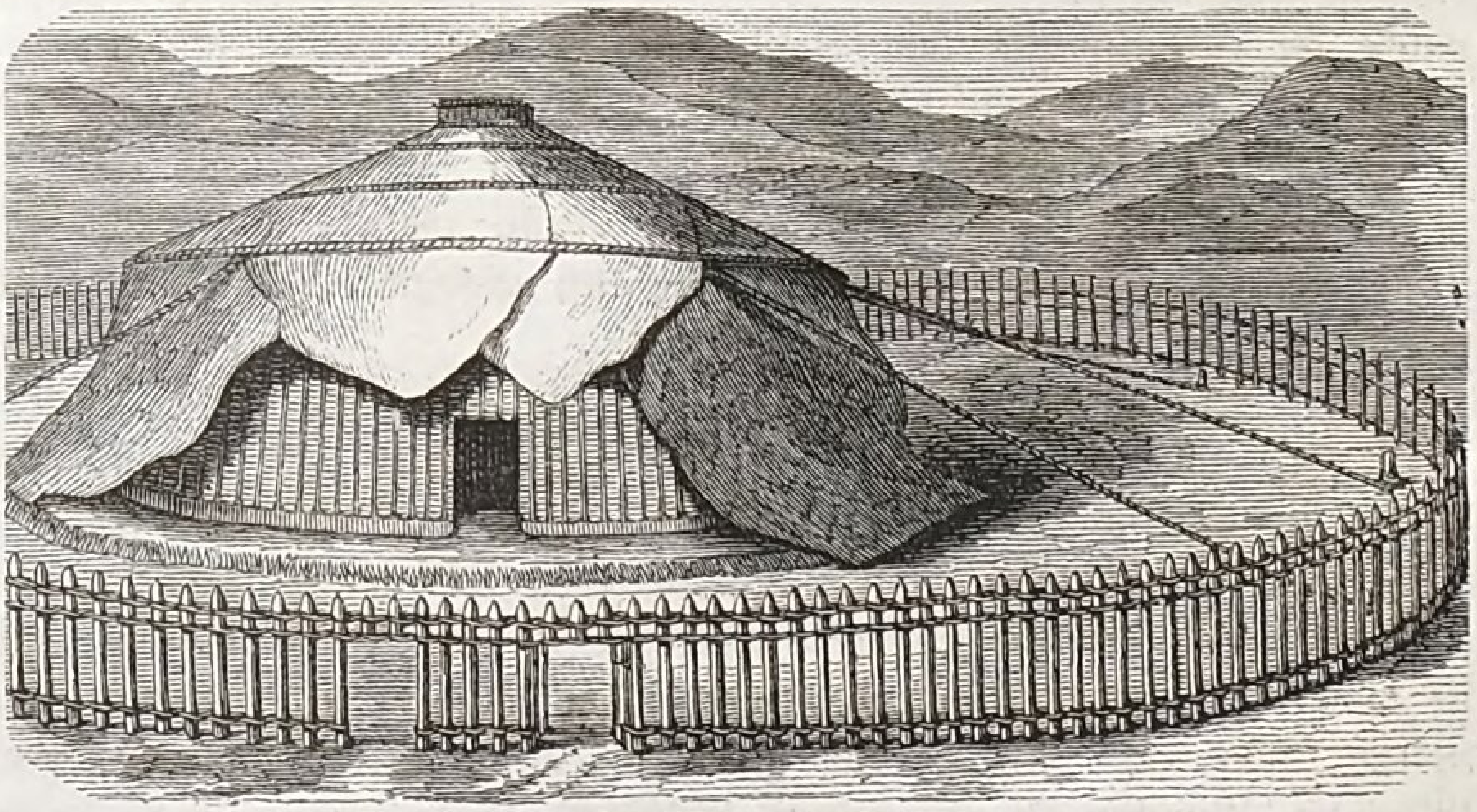
Der Maler ließ nun durch seinen Dolmetscher sagen, solche Sittengemälde wünsche er auch bei den Kalmücken anzufertigen, und er rufe dazu den Beistand seiner kalmückischen Excellenz und der ganzen Versammlung an. Er werde späterhin seine Wanderungen zu den übrigen Völkern der Erde fortsetzen, alle seine Bilder in einer großen Sammlung vereinigen und sie dann der Welt zum Nutzen vorlegen. Mannigfaltig seien die Gebräuche überall, aber nur wo sie kindlich geblieben seien, trügen sie noch zu dem Glück der Menschen bei, die tollsten Gebräuche fände man bei den Leuten, welche sich am klügsten dünkten. Seine Bildersammlung solle Gelegenheit geben, sich gegenseitig kennen zu lernen, und wenn sie dann mit einander Bekanntschaft gemacht hätten, wenn sie einander recht verständen, würden sie sich zu ihrem Heile endlich selber kennen lernen, welches gewiß das Vortheilhafteste für einen Jeden sei.

Nachdem der Maler seine Rede beendet hatte, versammelten sich die Würdenträger des fürstlichen Hauses um den Minister in einem engeren Kreise, die mehrsten saßen, die Geringeren knieten auf allen Vieren (daher die obige Bemerkung, wie die Kameele) und nur die Allervornehmsten durften sich nach Belieben auf den Bauch oder auf den Rücken niederlegen. Jetzt kam auch die Frau Ministerin Excellenz zögernd zum Vorschein und stellte sich neben ihren Herrn, wie aus ihren freundlichen Gesichtszügen — in diesem Augenblick vom reinsten Blau des Himmelslichtes beleuchtet — schließen ließ, geneigt, das Gesuch des Malers zu unterstützen.

Die Berathung war sehr ernst und fiel keinesweges vollständig zu

Gunsten des Malers aus, der Minister, welcher jetzt wieder die prächtige hochrothe Beleuchtung von den verkohlten Pferdeäpfeln erhielt, fand die Sache bedenklich und wollte sich der Verantwortlichkeit nicht unterziehen, es wurde deshalb ein reitender Bote entsendet, welcher den Fürsten aufsuchen und dessen Befehle einholen sollte. Dem Maler wurde indessen ein Zelt in der Nähe des Ministers angewiesen und ihm bedeutet, daß er vorläufig als zu dessen Familie gehörig betrachtet werden sollte.

Während er sich nach seiner neuen Wohnung begab, um dort seine Sache zu ordnen, sah er die Gattin des Ministers geflügelten Füßes nach der Wohnung der Fürstin eilen.



Tatarisches Fürstenzelt.

Das Aeußere derselben giebt unsere Zeichnung, es ist ein Zelt gleich denen der übrigen Kalmücken, rund aus geflochtenen Stäben, wie die Hürden für die Schafe bei uns geflochten werden, wo Weiden in Ueberfluß sind. Der Unterschied besteht nur in der beträchtlich größeren Ausdehnung, welche sogar gestattet, daß man mehrere Abtheilungen darin macht, welche natürlich nur aus Flechtwerk mit Filz bedeckt oder wohl gar nur aus einfachen Vorhängen bestehen, aber doch den Erfolg haben, daß nicht ein Jeder, der sich in der Hütte befindet, alles sehen kann, was darin vorgeht. Solche Abtheilungen namentlich werden gemacht, wenn die Zeltbewohner dem Mohamedanismus angehören, diese nämlich sondern wie bekannt ihre Frauen auf das Strengste ab, was die nomadischen Tataren gerade so thun, wie die ansässigen Türken oder Perser.

Das Innere dieser vornehmen Fürstenwohnungen ist übrigens besser bedacht, als das der gemeinen Kalmücken, die Wände von Flechtwerk sind

mit Ziehtüchern von verschiedener Farbe, mit Streifen baumwollenen oder seidenen Zeuges, auch wohl mit Shawls bekleidet, nur das Dach, durch welches der Rauch abziehen muß, ist ganz so wie bei den übrigen Kalmücken.

Nach kurzer Zeit wurde ein Bote der Fürstin zu dem Maler gesendet, welcher ihn aufforderte, ihr einige seiner Bilder als Probe seiner Kunst zukommen zu lassen. Ihr Wunsch wurde sofort gewährt und die Bilder kehrten etwa nach einer halben Stunde in die Hände des Malers zurück, zugleich aber sah er einen Kalmücken auf einem der edelsten Renner dem vorhin abgesendeten Boten nachjagen, entschieden in der Absicht, denselben einzuholen oder zu überholen. Jetzt war ihm nicht mehr bange um das Gelingen seines Vorhabens, da die Fürstin selbst die Frage in die Hand genommen hatte, es handelte sich nur noch darum, ein Paar Tage in Geduld zu warten.

Die Hausfrau der gastfreundlichen Familie, bei welcher der Maler vorläufig wohnte, beeilte sich, ihm das Leben so angenehm zu machen, wie möglich, d. h. sie holte ein Lamm aus der Heerde, um es zu schlachten und zum Essen zuzubereiten, während welcher Zeit die übrigen anwesenden Personen sich bemühten, durch sorgfältiges Studium seiner Person die Unterschiede zwischen einem Mitgliede der großen Preußenhorde und einem der Kalmückenhorde herauszufinden. Wahrscheinlich wird ihnen der Preuße sehr häßlich vorgekommen sein, weil er nicht geschlitzte Augen, nicht vortretende Backenknochen, nicht eine breite Nase und nicht ein bartloses Kinn hatte, welches alles gewiß nach den Begriffen von Schönheit, wie die Kalmücken sie haben müssen, sehr abscheulich ist.

Es ist fraglich, wie weit namentlich die weiblichen Bewohner des Zeltes ihre Studien über das Preußenthum fortgesetzt hätten, wenn nicht ein zweiter Bote der Fürstin gekommen wäre, der die Bilder nochmals zu haben wünschte, welche die Fürstin gesehen, da die ältere, die Fürstinmutter, auch die Kunst des Malers kennen lernen wollte. Seine Willfährigkeit wurde nach einer halben Stunde reichlich belohnt durch eine Flasche mit Milchbranntwein, jedoch wurde ihm ausdrücklich bedeutet, daß nach dem Genusse dieses köstlichen Getränkes er die lederne Flasche der Fürstin wieder zurückgeben solle. Gern hätte der Maler gleich angefangen, irgend welche Personen durch seinen Pinsel zu verewigen, allein der Ceremonienmeister oder Minister oder, was er sonst alles sein mochte, erklärte dieses für unthunlich, indem es nicht schicklich sei, einen Unterthanen zu malen, bevor die Fürstin und die anderen vornehmen Personen gemalt seien, dann habe dieses, wenn es überhaupt erlaubt würde, keine Schwierigkeit mehr, und er könne alle malen, vom Ersten bis zum Letzten. Dies war nun allerdings eine Arbeit

von einiger Ausdehnung, denn nach dem Portrait der Fürstin, vielleicht auch des Fürsten selbst, kam zunächst der Lama, die ganze Priesterschaft, dann der Minister mit seinem hohen Rath, dann der Adel und endlich das Volk von vielleicht 100,000 Personen, er würde jedenfalls ein sehr beschäftigter Portraitmaler genannt werden müssen, schien aber diese Ehre nicht in dem vollen Maße anzuerkennen und zu begreifen, wie sie es wohl verdient hätte, denn er entwarf einen Plan, welcher ihn um den größten Theil der Kundschaft brachte. Er wollte die Fürstin in den Vordergrund eines Bildes stellen, welches sie als Anführerin ihres wandernden Volkes zeigte, die ganze Horde sollte außer einigen Hauptpersonen, die zur Staffage gehörten, den Hintergrund ausfüllen und sollten sich in Staub und Nebel verlieren; wer sodann sein Portrait im Bilde nicht fände, dem wollte der Maler begreiflich zu machen suchen, daß er sich vorläufig noch dahinter in zu großer Ferne befinde, um gesehen zu werden, daß er aber, so wie die ganze Horde in den Vordergrund rückte, dann sein Bild schon finden würde.

Da nun an wirkliche Arbeit nicht zu denken war, so ordnete Kiesewetter seine Malergeräthschaften und seine Bilder und wartete ab, was die Eilboten bringen würden, die denn auch am folgenden Tage mit Staub bedeckt und mit von Schweiß schäumenden Pferden zurückkehrten. Ihnen folgte eine kleine Karavane, ein Mann in einem Kaftan, der mit silbernen Tressen besetzt war, führte ein Kameel am Zügel, das große Bündel von roth angestrichenen Stangen, Filzdecken von Kameelhaar, Stricke, Pflöcke und andere zum Zeltbau nöthige Dinge trug. Es folgte demselben ein zweirädriger Karren, bedeckt mit den häuslichen Geräthen, einem eisernen Kessel, einem Dreifuß und einigen hölzernen Näpfen, dem Karren folgte ein Mann, der ein Schaf mit sich führte.

Die Karavane nahm einen Raum ein, welcher zwischen dem Götzentempel und der Wohnung des Fürsten lag. In wenigen Minuten sah der Maler aus den Stangen und Decken ein graßes, prächtiges Zelt entstehen, das ihm zur Wohnung dienen sollte; der Minister theilte ihm die Nachricht mit, daß der Fürst sein Gesuch genehmigt und für die Zeit seines Aufenthalts ihm einen eigenen Haushalt bestimmt habe, es sollten zwei Diener und ein Dolmetscher sich ausschließlich ihm widmen, und jeden dritten Tag sollte ihm aus der fürstlichen Heerde ein fettes Schaf geliefert werden, dessen Fell er jedoch zurückgeben müsse, damit es der fürstlichen Schatzkammer bleibe.

Als der Maler nach dieser Benachrichtigung sein Zelt betrat, war der Hausstand bereits vollständig geordnet, der Kessel stand auf einem lebhaften Feuer von trocknem Mist, die Diener waren beschäftigt, dem geschlachteten Schaf das Fell abzuziehen und das Mahl zu bereiten.

Während dieses geschah, fanden sich verschiedene Gäste ein, und zwar durchaus solche, in deren Haushaltungen heute nicht gekocht wurde, sie hatten sich deshalb nach einem rauchenden Zelte umgesehen, hatten diese Eigenschaft an dem Zelte des Malers entdeckt und waren nun gekommen, um seine Gäste zu sein. Auch die Hunde der Umgegend schienen ein Gleiches zu beabsichtigen, sie mußten wohl von dem fürstlichen Geschenk Kunde erhalten haben, denn sie steckten ihre schnüffelnden Nasen unter die Filzbedeckung des Zeltes und durch das Gitterwerk desselben.

Sie begannen nun ihre Mahlzeit, und der Dolmetscher theilte ohne Ansehn der Person tüchtige Fleischquantitäten unter die Anwesenden aus, so daß nur wenig von dem fürstlichen Schaf übrig blieb und der Reisende mit seinen Begleitern schon am nächsten Tage genöthigt war, sich nach einer rauchenden Kibitka umzusehen.

Der Maler verfertigte sich nun aus einigen übrig gebliebenen Zeltstangen und aus Schnüren eine Staffelei und ließ dann die Fürstin um eine Sitzung bitten, welche jedoch erst nach mehreren Tagen gewährt werden konnte, da, wie ein geschwätziges Hoffräulein ausplauderte, die hohe Herrin erst ihre Wohnung im Innern ausschmücken wollte, auch sich ein neues Kleid machen mußte, um vor dem Fremden mit der nöthigen Würde auftreten zu können. Hoffentlich wird derselbe bis dahin die 100,000 Kalmücken, welche in die Staubwolke des Hintergrundes gehüllt waren, in größter Portraitähnlichkeit gemalt haben.

Endlich erschien der große Tag, doch ehe er noch sich zu der Fürstin begeben konnte, kam ein Mann in das Zelt, um anzuzeigen, daß ein Nachbar gestorben sei. Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als die Anwesenden sich beeilten, alle am Fußboden stehenden oder liegenden Gegenstände an den Wänden aufzuhängen und zu befestigen. Hierauf wurden die Pfähle rund um außerhalb des Zeltes mit den Schnüren, die dasselbe gegen die Entführung durch den Wind schützen sollten, aus der Erde gezogen.

Nun stellten sich die Leute im Innern des Zeltes in ziemlich gleichen Entfernungen von einander auf, hoben das ganze Gittergebäude mit seinem Filzbehang einige Zoll hoch und trugen es davon. Der Maler ergriff Staffelei und Malkasten und wanderte innerhalb seiner wandernden Wohnung mit, ohne zu wissen, ohne zu begreifen, was dieses bedeuten solle und ohne zu ahnen, wo es dem Atelier gefallen würde, sich niederzulassen und ihm Ruhe zu gönnen. Durch die offene Thür aber sah er, daß alle anderen Zelte gleichfalls in Bewegung waren, er hatte den Anblick eines wandernden Dorfes.

Die Absicht dieser Wanderung war keine andere, als sich aus der Unglück und Verunreinigung bringenden Nähe der Leiche des Verstorbenen zu entfernen, welcher in seiner Hütte bleibt und in dieser begraben wird. Deshalb zogen alle in der Nähe gelegenen Familien davon, und dies geht sehr leicht, weil die Zelte durch das Flechtwerk einen ziemlich genügenden Zusammenhang haben, um solcherart transportirt zu werden. Die Pflöcke, welche außerhalb des Zeltes rings umher in die Erde geschlagen werden, dienen nur dazu, um mittelst langer Schnüre das ganze Zelt am Boden zu befestigen, so daß dasselbe nicht von jedem starken Winde aufgehoben und fortgeführt wird.

Die Begräbnisse bei den Kalmücken sind übrigens sehr verschiedener Art, zuvörderst halten die Priester bei der Leiche Gebete, nehmen mancherlei Ceremonien vor, segnen die Leiche mit heiligen Zeichen, damit die Seele nicht etwa für ein noch ungesühntes Verbrechen nach dem Tode mit dem Körper vereint bleiben möge, zuweilen wird auch die Haut der Leiche aufgeritzt, um der Seele den Ausgang zu erleichtern. Wenn man glaubt, daß die Seele den Körper nunmehr wirklich verlassen habe, wird derselbe zur Ruhe gebracht, hier treten aber die Verschiedenheiten ein, von denen oben gesprochen wurde. Die Mongolen haben fünf Elemente, Holz, Feuer, Erde, Eisen und Wasser, die Jahre werden nach diesen Elementen benannt, und je nachdem der Verstorbene in einem solchen Jahre geboren ist, wird er durch das Element, dessen Namen das Jahr führt, zur Ruhe gebracht. In einem Holzjahre und einem Feuerjahre wird er verbrannt, in einem Erdjahre vergraben, in einem Wasserjahre im Wasser versenkt, in einem Eisenjahre auf der Erde liegend mit Steinen überdeckt.

Nachdem Alles in dem wandernden Atelier wieder geordnet war, begab sich der Maler mit seiner Begleitung zu der Fürstin. Der Ceremonienmeister, welcher den Maler in den Gesetzen der Etiquette unterrichtet hatte und zugleich der Dolmetscher war, eröffnete den Zug. Seine Bekleidung bestand in einem gelben Kaftan von Kameelhaaren mit silbernen Tressen besetzt, in blauen Beinkleidern und einer viereckigen Mütze, an welcher ein rothes seidenes Läppchen (ein Gebet auf Papier geschrieben als Talisman eingenäht) befestigt war, er trug einen breiten Leibgurt von Leder mit vielen silbernen Knöpfen besetzt; ein Messer in lederner Scheide und ein lederner Tabacksbeutel hing daran. In der linken Hand trug er die Staffelei des Malers, in der rechten eine Tabackspfeife, welche er in sehr regelmäßigen Zwischenräumen zum Munde führte. In einiger Entfernung folgte Kiesewetter als fürstlich kalmückischer Hofmaler, ihm folgten die beiden Diener mit Pinsel, Palette und Malkasten.

Als sie dem Zelte nahe waren, zogen sich die Diener seitwärts, vor dem Maler aber flog die Eingangsdecke zurück, und er trat mit niedergeschlagenen Augen ein, begab sich sofort nach der linken Seite der Thür und fand drei Schritte von derselben einen Teppich für ihn ausgebreitet, worauf er sich kniend niederließ.

Der Maler hatte nicht unterlassen können, unter den niedergeschlagenen Augenlidern hervorzuschielen, um die Fürstin anzusehen, was er ohne Gefahr thun durfte, da sie selbst mit ihrem ganzen Hofstaat unbeweglich und mit wirklich ernsthaft niedergeschlagenen Augen dasaß.

Der Dolmetscher hatte sich weiter nach der Mitte des Zeltes begeben, woselbst er gleichfalls niederkniete, in der Nähe eines schönen Feuers, welches gleich dem in der niedrigsten Kalmückenhütte unterhalten wurde und dessen Rauch nicht den geringsten Respekt vor der Fürstin zu haben schien.

Die kalmückische Etiquette gebietet, daß man schweigend in eine Gesellschaft eintrete und schweigend darin verharre, bis man den ganzen Sinn des eben geführten Gesprächs in sich aufgenommen. Erst dann darf man sich in dasselbe mischen.

Als endlich der Maler glaubte, nicht mehr zu verstoßen, wenn er die Augen aufschlüge, bemerkte er, daß die Fürstin es bereits gethan und daß sie ihn aufmerksam betrachtete; sie saß der Thür gegenüber mit untergeschlagenen Beinen auf einem niedrigen Divan und hatte über sich einen rothen, mit Bändern verzierten Thronhimmel, sie trug ein längeres Gewand, darüber einen kurzen Kaftan von gelber, mit Gold- und Silberfäden durchwirkter Seide, der von einem silbernen Gurt zusammengehalten wurde. Ihre Kopfbedeckung, eine rothe viereckige Mütze mit Vogelfedern geschmückt, bildete eine Art Krone, unter welcher ihr schwarzes Haar zu beiden Seiten des Gesichts herabfiel, es war zum Theil mit Sammet umwickelt, wohl nur, um die Stelle zu verbergen, an welcher die starke Verlängerung der Zöpfe durch Pferdehaare angebracht war.

Am Divan zu beiden Seiten der Fürstin knieten zwei Hofdamen in langen blauen, mit rother Wolle gestickten Gewändern. Vor dem Divan stand der Thronfolger, ein etwa vierjähriges Knäbchen. Zu ihrer Rechten hatte die Fürstin einen Altar mit vielen metallenen Hausgöttern, die alle verschiedenfarbige Röckchen an hatten. Vor diesem Altar befanden sich mehrere mit Schnitzwerk verzierte Tischchen, auf denen silberne Schalen standen, welche die Opfer enthielten. An den Seiten standen Kisten zum Transport der Sachen, sie waren mit Teppichen bedeckt, auch der Fußboden war auf gleiche Weise mit Teppichen versehen.

Während der Maler in seiner respektvollen Entfernung kniete, vernahm

er die zarten Töne einer Spieldose, welche, wie es schien, unter dem Divan der Fürstin verborgen war.

Der Maler fing nun endlich an, sein Gemälde zu entwerfen, er zeichnete in leichten Umrissen die ganze Gruppe und begann dann das Bild der Fürstin auszuführen. Da es ihm nun sehr unbequem war, auf den Knien zu malen, so bat er um Erlaubniß, seine Beine vor sich ausstrecken zu dürfen, welches denn auch gewährt wurde. Nach einiger Zeit wurde die berüchtigte Theesuppe in hohen hölzernen Kannen herbeigebracht, in hölzerne Schälchen gegossen und so herumgereicht, was der Diener, bei der Fürstin anfangend, immer auf den Knien umherrutschend, im Kreise herum präsentirte.

Die Fürstin hatte eine Unterhaltung mit dem Maler angeknüpft, welche aus zwei Gründen sehr langsam vor sich ging, erstens, weil man sich einer Mittelsperson, des Dolmetschers, bedienen mußte, zweitens, weil die gute Sitte verlangt, auf jede Frage die Antwort erst nach längerer Zeit zu geben, damit man nichts Thörichtes sage. Nun machte aber der Dolmetscher es eben so. Die Fürstin fragte, nach mehreren Minuten übersetzte der Dolmetscher, nach mehreren antwortete der Maler, abermals nach mehreren Minuten übersetzte der Dolmetscher die Antwort und nun erst gelangte sie zu den Ohren der Fürstin, welche aber darauf keinesweges sogleich eine neue Frage vorlegen durfte, sondern warten mußte, bis die gesetzmäßigen Minuten verstrichen waren, so ging die Unterhaltung langsam genug von Statten.

Während dieses bedächtigen Gesprächs folgten die Töne der Spieluhr langsam und immer langsamer auf einander, sie war abgelaufen und drohte stillstehen zu wollen, als der Maler das Knarren der Feder hörte, die Spieluhr wurde wieder aufgezogen. Der Maler fragte den Dolmetscher im Vertrauen, ob unter dem Divan, wo er das Geräusch vernehme, eine Person versteckt sei. Der Dolmetscher hielt dies für eine öffentliche Frage, und nachdem die üblichen Zwischenräume verstrichen waren, richtete er, statt nur seine Meinung zu sagen, die Frage laut an die Fürstin. Kaum war dies geschehen, als die Etiquette durch das laute Lachen der Fürstin eine gewaltige Unterbrechung erhielt und auch die Hofdamen sich vergeblich bemühten, ihr Lachen zu unterdrücken.

Die Spieldose war durch die Fürstin von einem armenischen Kaufmann eingetauscht worden, und die hohe Herrin in der Meinung, dem Fremdling etwas höchst Ueberraschendes, noch nicht Dagewesenes vorzuführen, hatte die Uhr nebst einem Hoffräulein, welches sie aufziehen sollte, unter dem Divan versteckt. Da sie nun hörte, daß die Erfindung dem Mann von der

preußischen Horde bekannt sei, konnte sie sich des Lachens nicht ferner enthalten und gab dem Fräulein die Erlaubniß, mit sammt ihrer Spieldose an das Pferdedüngerlicht zu treten.

Der Maler setzte seine Arbeit nach einiger Zeit fort, die Fürstin hatte wohl Begriffe von dem, was sich vorbereitete, denn die Malerkunst ist in jenen Gegenden keineswegs völlig unbekannt, die Priester malen Götter und Heilige mit Wasserfarben, theils auf Thierhäute, welche gerade ausgespannt werden und einen sehr guten Grund geben, theils auf Papier, aber sie malen gleich den Chinesen beinahe ohne allen Schatten, vor allen Dingen aber ist von irgend einer Aehnlichkeit gar keine Rede, daher es nicht geringes Erstaunen veranlaßte, als die Fürstin nun ihr eigenes Gesicht, welches sie durch den Spiegel wohl kannte (welches Weib kennt nicht ihr Gesicht?), sah und vollkommen ähnlich fand.

Mit jedem Pinselstrich, der es der Vollendung näher brachte, wurde dieses Erstaunen noch erhöht, und als es fertig war, äußerte die Fürstin den Wunsch, das Bild zu behalten, der Maler sollte ein zweites zu seinem eigenen Gebrauch von diesem ersten abnehmen.

Das Bild machte ungeheures Aufsehen, nicht nur die Lamas und sonstigen Priester oder Würdenträger, nicht nur die Adligen, sondern alle Kalmücken, welche von der staunenswerthen Sache hörten, kamen herbei, um das Bild zu sehen und um dem Maler ihre eigene schöne Fratze anzubieten.

Es mußte natürlich weiter gemalt werden, allein der Künstler suchte sich aus, was ihn interessirte. Nachdem die Fürstin in ihrem Staatskostüm und mit ihrer Umgebung fertig gemalt worden war, besuchte Kiesewetter den Lama oder Oberpriester, welcher sich durch seinen Besuch höchst geschmeichelt fühlte, denn der Gedanke, daß sein Bildniß den vielen fernen, ihm selbst dem Namen nach ganz unbekannten Horden vorgezeigt werden sollte, war ihm höchst erfreulich, und als es zum Malen ging, ordnete er selbst seine Umgebung mit größter Sorgfalt; als er saß, um selbst gemalt zu werden, befanden sich seine Lippen in einer unaufhörlichen Bewegung, denn er wünschte betend gemalt zu werden und hoffte, daß es dem Maler gelingen werde, die Bewegung der Lippen auf seine Leinwand aufzunehmen.

Das Gesicht war von einem eigenthümlichen Interesse, der Mann war sehr alt und hierdurch sowohl als durch den häufigen Genuß von Opium hatten sich tiefe Furchen in sein Gesicht gezogen, welches ihm einen besonderen Charakter von Gottergebenheit verlieh. Sein geschorener Kopf war mit einer Pelzmütze bedeckt, an welcher sich das unvermeidliche rothe Läppchen befand, in dem ein auf Papier geschriebenes Gebet eingenäht ist, welches als Zaubermittel, als Amulet dient. Er trug ein rothes Meßgewand mit gelben

Aermeln und hatte darüber die seidene Binde, von der rechten Schulter über Brust und Rücken nach der linken Seite gehend, wodurch sich der Priesterstand auszeichnet; er saß unter einem reich verzierten Thronhimmel und hatte zu seiner Seite einen Altar mit dem metallenen Hausgötzen, welcher mit seidenen Läppchen und Goldpapier auf groteske Weise beklebt war. Neben dem Altar hingen mehrere von den Malereien, welche die Priester von ihren Göttern verfertigen, zwar meistens schlecht gezeichnet, dennoch aber großentheils sehr sauber ausgeführt, und wenn schon wie die chinesischen ohne Schatten und Licht, doch immerhin so zierlich, daß sie wohl auffallen mögen; es ist dieses einer von den Haupterwerbszweigen der Priester, welche immer nur auf die Mildthätigkeit oder auf den Ankauf solcher Handelsartikel angewiesen sind.

Der Lama besah verschiedene von den Malereien Kiesewetter's und fragte ihn dann, ob er in seiner Heimath nicht gleichfalls ein Priester sei, dem geistlichen Stande angehöre; der Maler antwortete in einem sehr feinen Doppelsinn, seines Gleichen bildeten allerdings eine besondere Klasse geweihter Männer, welche die ursprünglich unsichtbaren Götter und Heiligen den Menschen sichtbar machten, aber wenn schon sie durch ihre Kunst den Geistlichen immer beigestanden hätten, so seien sie selbst doch keinesweges Geistliche oder Priester. Kiesewetter malte das Bild des Lama fertig und obwohl dasselbe die Lippen nicht bewegte, so war er doch so entzückt davon, daß er gestattete, das Innere des Tempels selbst vor den Augen des Künstlers zu enthüllen, dazu aber mußte er eine besondere Weihe empfangen. Zwei anwesende Priester geleiteten ihn vor den Lama, vor welchem er niederknien mußte, seine Stirn wurde nun mit dem wunderthätigen Safranwasser benetzt, der Kopf einige Male mit dem geheiligten gelben Priesterkragen berührt und dann wurde er unter dem Klange einer Glocke und einer kleinen Pauke nach dem Tempel geführt. Dieser hat auffallende Aehnlichkeit mit allen übrigen Zelten, nur ist er etwas größer, wenn schon nicht größer als das Zelt der Fürstin. Die Wände sind auch eben so aus mehreren hundert hölzernen Stäben, welche roth angemalt sind, zusammengefügt und sie vereinigen sich in einem hölzernen Ringe auf dem Gipfel, welcher den Schornstein bildet; der untere Theil besteht aus einer 6 Fuß hohen Wand von solchem Gitterwerk, dessen längere Stäbe etwas gebogen sind, unten mit Riemen an das Gitterwerk gebunden, oben aber in das Holz des Ringes eingelassen. Die ganze Höhe des Tempels beträgt etwa 15 Fuß und er hat die Form eines gewöhnlichen runden Vogelbauers von Draht, auswendig ist er, wie die Zelte der übrigen Kalmücken mit Filzdecken behängt.

Kiesewetter beschreibt eines der vielen Feste und die damit verbundenen Ceremonien, er wohnte dem Fest der Frühlingsfeier bei. Schon vor Son-

nenaufgang wurde mit den kalmückischen Instrumenten ein entsetzlicher Lärm gemacht und dem Volk verkündigt, daß die religiösen Ceremonien ihren Anfang nähmen, die Priester sammelten sich auf dem Platze zwischen ihren Zelten und dem Tempel und zogen in einer Procession nach diesem letzteren. Der Zug wurde eröffnet durch zwei starke Leute, welche mit entblößten Häuptern allen anderen voranschritten und auf ihren Schultern die Schallöffnungen der ungeheuer weiten, viel über klafterlangen Trompeten oder Posaunen trugen, welche von Messing und stark versilbert waren und diesen letzteren Schmuck ausgenommen mochten die Posaunen wohl füglich ein Nachbild der alten römischen Tuba genannt werden, denn sie hatten ganz die Form derselben und bestanden aus einem einzigen langen Rohre, welches sich von dem Mundstücke an bis zu dem gewaltig breiten Schallstück langsam erweiterte. Die Posaunenbläser selbst in rothen Gewändern folgten den Trägern in einer solchen Entfernung, daß sie gerade das Mundstück der Trompete in der Hand hielten und von Zeit zu Zeit hineinblasen konnten; sie geben gewaltige erschütternde Töne von sich, welche in einem außerordentlich weiten Umkreise gehört werden können, da die endlose Steppe nirgends einen Widerstand für die angemessene Verbreitung des Tones bietet. Das Blasen muß übrigens eine große Anstrengung verursachen, denn obwohl sie nur langgehaltene einzelne Töne hervorbrachten, so ward das Gesicht der Bläser doch bei jedem Tone dunkler. Aber es waren nicht allein diese einzelnen Tubarufe, welche die Musik bildeten, sondern noch verschiedene andere Instrumente vereinigten sich zu einem wundervollen Concert, so war bei diesen heiligen Musikanten ein Trupp Schalmeienbläser, jedes Mitglied desselben trug ein Instrument von Holz mit sechs Löchern in der Hand, es war jedoch keine Rede davon, daß dieselben Stimmung gehabt hätten, was auch nicht sein konnte, da sie weder gleiche Stärke noch gleiche Länge hatten, dennoch spielte einer dieser Leute den Musikdirektor und alle übrigen hatten ihre Augen auf ihn gerichtet, welcher immer den Ton angab, der geblasen werden sollte, d. h. besser ausgedrückt, den Finger angab, welcher gehoben oder auf ein Loch der Pfeife gesetzt werden sollte, so wie dieses geschah, so hoben alle ihn Umgebenden denselben Finger und so entstand ein Accord, welcher an Reinheit ungefähr dem ähnlich sein mochte, den vier oder sechs gleichzeitig heulende Katzen hervorbringen, nur waren die Töne begreiflich viel stärker.

Zu diesen zwei musikalischen Instrumenten gesellten sich Pauken und Becken, gleichfalls beide in vielen Exemplaren, die Pauken waren metallene cylindrische Reifen, auf beiden Seiten mit nassen Fellen überzogen, welche dann nach dem Trocknen tönten, je nach der Spannung, welche ihnen gegeben worden war, höher oder niedriger. Diese Pauken wurden auf Stöcken

getragen und mit Schenkelknochen von geschlachteten Schafen unbarmherzig geschlagen, so daß kaum zu begreifen war, wie die Felle Widerstand leisteten. Die Becken hatten mehr die Form desjenigen Dinges, von dem sie ihren Namen haben, als des Instrumentes, was bei unserer türkischen Musik so heißt. Da die Kalmücken keinesweges Metallarbeiter sind, wohl aber durch Thybet mit China in Verbindung stehen, so mögen diese Becken wohl ächt chinesischen Ursprungs und sogenannte Gongs oder Tamtams sein.

Ohne alle Unterbrechung, selbst ohne irgend eine Spur von Rhythmus, von Taktabschnitten wurden diese Instrumente geblasen und geschlagen, da aber beides mit allen Kräften der Lunge und der Arme geschieht, so ist der Lärm begreiflich ein ganz abscheulicher.

Dieser höllischen Musikantenbande folgte der Lama an der Spitze dreier Abtheilungen seiner Geistlichkeit, die höheren trugen rothe Gewänder und eine Art Krone, an der eine Menge Bilder von bösen Göttern befestigt waren; auf der Spitze dieser Krone schwebte ein auf Papier geschriebenes Gebet, an einem sehr feinen Draht aufrecht befestigt, so daß es vom Winde leicht bewegt werden konnte. Diese Bewegung gilt für Beten und da das Beten den Gottheiten wohlgefällig ist, so werden dieselben dadurch, daß das Gebet hin und her geschwenkt wird, besänftigt.

Die zweite Rangstufe unter den Priestern war weniger kostbar gekleidet, auch war ihre Kleidung mannichfaltig, einige trugen grüne, mit Silber gestickte Kragen, andere hatten kurze Mäntel, noch andere waren mit der rothen Priesterbinde geschmückt.

Die Schülerklasse zeichnete sich von den anderen in Schafpelz gekleideten Kalmücken nur dadurch aus, daß sie gelbe viereckige Mützen trugen, auf deren Spitzen solche Gebetblättchen flatterten, um den Zorn der Götter von ihnen abzuhalten.

Von einem der Priester hatte der Maler einen Schafpelz, welcher mit blauen Bändern besetzt war, und eine fünf Ellen lange rothe Priesterbinde geliehen erhalten, so wie auf seiner Mütze ein flatternder Gebetsstreifen befestigt worden war. So durfte er gleich allen anderen Priestern, ohne Aufsehen zu erregen, dem Zuge folgen und sich zum Tempel begeben. Mit seinem Malerapparat wanderte er daher unter den anderen Priestern einige Male langsam um den Tempel her und hielt sodann mit ihnen durch die niedrige Thür desselben seinen Einzug. Die Musikanten nahmen die Plätze unmittelbar an den Wänden ein und vollführten hier innerhalb des geschlossenen Raumes einen Lärm, den man sich nicht abscheulich genug denken kann. In zweiter Reihe, näher nach der Mitte des Kreises, saßen die Priester, in der Mitte aber selbst nahm die hohe Geistlich-

keit mit untergeschlagenen Beinen, wie die Türken sitzen, auf einem Teppich Platz.

Im Hintergrunde, der Thür gegenüber, befand sich der Altar, welcher mit einer weißen Decke belegt war, die, von Seidenzeug, eine Menge goldener Stickerei trug. Ueber diesem Altar befand sich ein Thronhimmel, auf welchem der große Drache ruhte, der mit seinen Klauen Blitz und Donner regiert. Auf dem Altar standen mehrere der kalmückischen Götzen, welche alle von Metall gemacht waren und gewissermaßen als Wohnung hölzerne, bunt angestrichene Nischen hatten; die höchste Gottheit Dschagdschamuni wurde durch eine weibliche Figur mit sehr großen Ohren repräsentirt.

Daß der Maler hier eine weibliche Figur gesehen zu haben glaubte, mag wohl nur daher kommen, daß der kalmückische Künstler nicht eben unmäßig in der Anatomie des menschlichen Körpers bewandert war, es ihm also nicht darauf ankam, die Milchdrüsen, welche bekanntlich auch der Mann hat, etwas größer zu machen, als gerade erforderlich. Dschagdschamuni ist der oberste Gott der Thybetaner und ist identisch mit dem Buddha der Indier, er ist eine Verkörperung des Wischnu und erscheint als Dschagdschamuni zum vierten Male, um die Menschen zu erlösen; er ist der jetzige Regierer des Weltalls, nach ihm werden noch 996 Buddha's oder Dschagdschamuni's kommen, bevor die Welterlösung vollendet ist. Alle Diejenigen, welche der in Thybet herrschenden Religion zugethan sind, also auch die Mongolen, Kalmücken &c., betrachten ihn als den Stifter ihrer Religion und als den höchsten Gott, derselbe ist also keineswegs weiblichen Geschlechts, wie der kalmückische Künstler ihn dargestellt hat.

Zur Seite dieses höchsten Gottes stand das Bild eines bösen, Erlikhan, derselbe schien im höchsten Zorne auf einer weiblichen Figur herumzutreten, welche ausgestreckt unter seinen Füßen lag, in der rechten Hand hielt er einen Donnerkeil, welchen er auf die Sünderin herabzuschleudern drohte, in der linken Hand schüttelte er eine Glocke, womit er die That der Sünderin der Welt verkündete.

Seine Kopfbedeckung stellte eine Flamme dar, aus welcher sonderbarer Weise eine Menge Priesterköpfe kuckten. Sollte das heißen, daß auch die Priester keineswegs frei von Sünden seien und gleichfalls den Höllenstrafen verfielen, wer weiß das, Kiesewetter giebt uns hierüber keinen Aufschluß. Auch einen Gürtel hatte dieses Götzenungeheuer, und derselbe war ganz eigener Art, er bestand aus einer Perlenschnur Missethäterköpfe, die um seinen Leib vielfältig geschlungen war.

Vor dieser schrecklichen Statue stand ein weibliches Götterbild mit vierundzwanzig Händen und eben so vielen Köpfen, welche seinen Zorn besänf-

tigen zu wollen schien. Die Götzenbilder alle sind von Metall gegossen und inwendig hohl, sie dienen als Aufbewahrungsort für die Asche solcher Priester, welche nach ihrem Tode ehrenvoll verbrannt worden sind.

Vor dem Altar befand sich ein niedriger, zierlich geschnitzter Tisch mit einem Tuch bedeckt, auf welchem eine Menge silberner Opferschalen standen, welche verschiedene Früchte, Samen und Wurzeln enthielten, sie sind heilig und dürfen nur bei schweren Krankheitsfällen als Medikament genommen werden; auf dem Tischchen standen auch zwei silberne Vasen mit Pfauenfedern geschmückt, welche wunderthätiges Wasser enthielten. Vor diesem Tischchen stand ein Pfahl, auf welchem sich eine Schale befand, in welche die täglichen Opfer gelegt werden; diese dürfen nach einiger Zeit von den Priestern genossen werden. Auf beiden Seiten dieses Altars und der ganzen Götzengruppe standen zwei seidene Halbkugeln, hölzerne, große, runde Gewebe mit Seidenzeug überzogen, welche dazu dienen, um die Götter, wenn sie im Freien umhergetragen werden, vor Sonnenschein und Regen zu schützen.

Der Maler durfte sich wohl sehr Glück wünschen, daß er alle diese Heiligthümer zu sehen bekam, so gut wird es selbst den Fürsten nicht geboten; wer sich dem Tempel nahen will, darf es nur auf Händen und Füßen kriechend thun, um Opfer zu bringen, durch welche er sich die Fürsprache der Priester bei den Göttern erbittet.

Zu beiden Seiten des Altars, welcher die metallenen Götter trug, hingen an den Wänden die gemalten, die guten sowohl als die bösen. Diese letzteren werden immer als entsetzliche Ungeheuer dargestellt, indessen die ersteren stets mit Flammen umgeben sind, denn sie bewohnen das Feuer und sind die Erzeuger von Wärme und Licht. Zu ihnen wird wenig gebetet, denn sie können nur unabänderlich Gutes thun. Die bösen dagegen müssen immerfort angefleht werden, damit sie ihren bösen Neigungen zum Schaden der Menschen nicht freien Lauf lassen, es ist das alte Sprüchwort: „dem Teufel müsse man zwei Lichter anzünden" ins Kalmückische übersetzt.

Opfer und Gebete sind die Mittel, die bösen Geister zu beschwichtigen, beim Beten muß man aber die Lippen bewegen, denn still oder innerlich beten ist ganz zwecklos, hilft zu nichts; in dem Tempel stand auch die Gebetmaschine, man pflegt dieselbe so zu beschreiben, daß es zwei Walzen seien, mit einander durch einen breiten Papierstreifen von großer Länge verbunden, auf welchem die Gebete stehen, die an die verschiedenen Götter um verschiedener Zwecke willen gerichtet werden. Dieses breite Band windet sich beim Drehen auf die eine der Walzen und windet sich von der andern ab, bis

diese letztere leer ist, dann wird an dieser leeren Walze rückwärts gedreht und nun windet sich von der vollen der Papierstreifen wieder ab auf die leere Walze. So geht das hin und her, so lange man die Maschine dreht und die Götter bekommen dabei alle die an sie gerichteten Gebete zu sehen und können sich das beste aussuchen.

Die Gebetmaschine, wie sie Kiesewetter beschreibt, ist einfacher, sie besteht aus zwei hohlen Cylindern, einem größeren und einem kleineren, in dem kleineren sind die Gebete an die guten, in dem größeren die an die bösen und niederen Götter. In diesen hohlen Walzen können mithin die einzelnen dort hineingeworfenen Gebete durch Drehen geschüttelt, durch einander bewegt werden. Dies ist Gott wohlgefällig und wenn man genug nach der Ansicht des obersten Gottes gedreht hat, so folgt die Erfüllung, wenn die Erfüllung der Bitte oder des Wunsches, um dessen willen man betet, nicht erfolgt, so ist dieses blos ein Zeichen, daß man nicht genug gedreht hat.

Vor dem Tempel steht eine ziemlich hohe Stange aufgerichtet, an welcher ein Wimpel befestigt ist, auf diesem sind eine große Menge verschiedener Gebete geschrieben, jeder Luftzug bewegt diesen Wimpel, er betet mithin immerfort, bei starkem Winde betet er schneller, bei Sturmwind gewaltig schnell, darum läßt der Sturmwind denn auch bald nach und da die Götter es gern haben, daß man zu ihnen betet, so können sie vermöge dieses Wimpels und einer Lunge voll Luft sich selber viel vorbeten lassen.

Es kommen nunmehr die Feierlichkeiten selbst, wie sie der deutsche Maler erlebte. Dem Oberpriester wurde die Schale mit den Opfern gereicht, er warf einige Körner Getreide in die Luft und goß etwas Safranwasser den Göttern zum Trankopfer aus; nun begann ein Gesang, wobei ein Mann mit sehr tiefem Baß im tiefsten Tone, den er hervorbringen konnte, den Vers eines Gebetes sang. Bei dem zweiten Verse stieg er um einen Ton höher, bei dem dritten Verse wieder. Als er so weit kam, daß ein anderer im Stande war, mit seiner Stimme einzufallen, sang dieser, den ersten begleitend, gleichfalls einen Vers und so wurden immer mehr, die sich in einem äußerst monotonen Gesange dem Bassisten anschlossen, so wie derselbe in eine solche Tonlage kam, die von ihnen erreicht werden konnte. Nunmehr ging aber dem Bassisten der Athem aus, er selbst konnte nicht mehr höher, da führten nun die anderen den Gesang weiter ohne ihn, immer bei jedem neuen Verse um einen Ton steigend; als sie nun aber selbst nachgerade verstummen mußten, traten Knaben dazu, welche im höchsten Diskant gleichfalls immer nur in einem Tone weiter schrien. Auch sie erschöpften sich und zuletzt wurde der Chor immer dünner, bis nur noch ein einziger Diskantist mit

hinten übergebogenem Kopfe, zusammengezogenen Augenbrauen und vielen, vielen Falten auf der Stirn weiter sang, man könnte vielleicht eher sagen pfiff, so hoch und so kreischend waren seine Töne.

Als es so weit gekommen war, entstand ein allgemeines Murmeln, die sämmtlichen Priester hatten ihre Gebetschnüre zur Hand genommen, welche aus 108 Kügelchen bestehen, an denen sie die Anzahl bemerken, in welcher sie ihr heiligstes Gebet vor die Ohren des großen Gottes gebracht haben; dieses Gebet lautet: „om ma ni pad nia chom.“ Was es bedeutet, weiß Niemand, wußte auch kein kalmückischer Priester anzugeben, vielleicht sind diese Silben nur deshalb zusammengestellt, weil auf solche Art dieselben hinter einander sprechend der Betende seine Lippen am auffallendsten bewegt. Lippenbewegung ist aber Beten, gleichviel was für Töne man dabei ausstößt.

Dreihundert und vierundzwanzig mal waren diese Silben gesprochen worden, drei mal war der Rosenkranz von Anfang bis zu Ende durch die Hände der Priester gelaufen, da schienen sie der Stärkung zu bedürfen und sie kam auch, zwei Männer erschienen mit einem Fasse voll Kumiß, d. h. gegohrener Stutenmilch.

Unter den Kalmücken ist es Sitte, daß ein Jeder einen hölzernen flachen Napf, seine Speiseschüssel oder seinen Teller, bei sich trägt, gewöhnlich in dem Gewande am Busen, mitunter auch in ein Tuch geschlungen am Gürtel hängend; mit diesem Napf ist er gerüstet, sofort an jeder Mahlzeit Theil zu nehmen, welche ihm möglicher Weise begegnen könnte; ohne diesen Napf kann er es nicht, denn jeder Kalmücke hat nur den seinigen, nirgends ist einer überflüssig. Die Herren Priester holten mithin alle ihre Näpfe hervor und sprachen dem Kumiß fleißig zu, welches um so begreiflicher war, als sie dreihundert und vierundzwanzig mal das gedachte Gebet geplappert hatten, der Mund ihnen also wohl trocken genug sein mochte.

Als das Faß leer war, wurden die Schalen gereinigt, d. h. man leckte sie einfach mit der Zunge aus oder man strich mit dem Daumen alles Nasse zusammen und leckte dann den Daumen ab, hierauf wurde weiter gemurmelt und gebetet, bis die Mittagszeit herankam und nun ein großes Faß mit Fleischsuppe und kleingeschnittenem Schaffleisch hereingebracht wurde.

Auch hier wurden die Schalen zum Schöpfen und Trinken der Suppe gebraucht, das Fleisch daraus aber ganz einfach mit den Fingern genommen und zum Munde geführt, worauf, wie einer nach dem andern gesättigt war, man die Schalen aus- und die Finger ableckte und sich dann wieder an das Beten begab; so ging es bis zum Abend, an welchem die beliebte, bereits oben beschriebene Theesuppe zum Vorschein kam.

Als man nun das Hammelfett in der Milch zerlassen und gewürzt durch Salz und die herben Theeblätter genossen hatte, war das große Frühlingsfest beendet und man hätte sich auf den Heimweg machen können. Allein unglücklicher Weise erhob sich ein Sturm, welcher drohte, den Tempel sammt allen Göttern zu entführen.

Alsbald eilten einige von den Priestern hinaus, um Pflöcke in die Erde zu treiben und den Tempel mit Stricken gegen diese zu befestigen, so daß es wenigstens nicht dem ersten Windstoß gelang, den Tempel umzustürzen. Der Lama erhob sich und theilte Befehle aus, ließ die Gebetmaschine drehen, ließ einzelne Götter verhüllen, die Bilder anderer enthüllen und befahl auch gelegentlich, da oder dort Stricke anzubringen, dennoch erhob sich der Sturm immer heftiger, das Haus knackte in allen seinen tausend Fugen, plötzlich drückte ein heftiger Stoß einige von den gebogenen Stangen, die das Dach bildeten, ein und es hatte den Anschein, als habe dieser Göttertempel am längsten gestanden. Zum Unglück war die Flagge oder der Wimpel auf der Stange vor dem Tempel verwickelt worden durch das Peitschen des Sturmes, die Flagge betete mithin nicht mehr. Kiesewetter machte einen der Anwesenden darauf aufmerksam, welcher hinausging, an der Stange emporkletterte und den Wimpel wieder löste, so daß er nunmehr lustig weiter betete. Die Gebetmaschine hatte der Maler in eine rasend schnelle Bewegung gesetzt, gleichzeitig befahl der Lama, eins der größten Götterbilder über dem Altar zu enthüllen, ein paar Priester banden die herausgehobenen Stangen des Daches wieder fest und siehe, der Wimpel und die Gebetmaschine hatten ihre Schuldigkeit gethan, der Sturm wurde dadurch beschwichtigt und man konnte ruhig seines Weges gehen, ohne den Tempel gefährdet zu sehen.

Unter den Thieren, welche die Kalmücken bei sich heimisch gemacht haben, ist eins besonders merkwürdig, weshalb wir (Seite 426) eine Abbildung davon geben. Es ist der Yak, welchen die Naturhistoriker Bos grunniens, Grunzochse, nennen. Ursprünglich gehört dieses Thier den Gebirgen von Thybet an, so lange es aber nirgends als dort vorkam, hat man dasselbe kaum richtig erkannt und vielerlei Fabeln darüber verbreitet, so z. B. soll dieses Thier wissen, daß man es verfolgt lediglich seines schönen, weißen, langhaarigen Schweifes willen, welcher, seidenglänzend und weich, von den vornehmen indischen Damen als Fliegenwedel benutzt wird und seiner Seltenheit und Schönheit wegen in hohem Preise steht. Der Yak, welcher dieses weiß, verbirgt deshalb, sobald er Jäger und Hunde sieht, sein Hintertheil in einem Busch, damit der Schwanz nicht gesehen werde; nunmehr hält er sich für sicher, denn die Kostbarkeit, wegen der man ihn fängt, ist ja nicht sichtbar. Es versteht sich von selbst, daß dieses ein Mährchen ist, die Kalmücken aber benutzen nicht blos den langen Schweif, sondern das prächtige,

lange Haar, welches den ganzen Körper bedeckt und deshalb haben sie dieses Thier zuerst nach dem Altai verpflanzt und dann ist es sogar zum Theil in ihre Heerden übergegangen.



Der Grunzochse. Bos grunniens.

Der Yak gehört ganz und gar zum Rindergeschlecht, hat aber die Eigenheit des außerordentlich langen Behanges mit glatten Haaren, feiner Wolle darunter und des schönen Schweifes, der zwar in der Regel nicht über drei Fuß lang wird, jedoch manchmal eine Ausdehnung von sechs Fuß erlangen soll, wo dann natürlich die Hälfte davon auf der Erde schleppt. Das Thier hat einen breiten Höcker auf dem Rücken, viel größer als ihn der amerikanische Büffel hat und dieser Höcker gilt für den größten Leckerbissen, zugleich aber hat das Thier eine gewisse Heiligkeit, so daß es nur von den Priestern geschlachtet und gegessen werden darf. Die älteren Reisenden erzählen, daß man dem Thiere vor Sommers Anfang die Haare ausraufe und auskämme und so dieselben gewinne, ohne das Thier zu tödten; neuere Reisebeschreiber sagen über diesen Punkt nichts.

An den südlichen Rand dieser Steppe reiht sich das kaspische Meer, der Aralsee und der Kaukasus, ferner die Gebirge, welche die chinesische Tatarei von der russischen scheiden.

Der wichtigste Punkt auf diesem ganzen Strich ist die uralte Jurte der Tataren und Kalmücken am kaspischen Meere, welche sich nach und nach in die Stadt Astrachan verwandelt hat.

Ursprünglich bildete Astrachan ein Königreich, es war der Sitz der Petschenegen, der Khazergen, der Kumanen und gab zugleich den herumziehenden Tataren Raum für ihre Heerden. Dieses Königreich, wenn das der richtige Titel dafür sein sollte, liegt ganz in der südlichsten Zone von Rußland und könnte vermöge seines guten Klimas eins der glücklichsten Länder sein, wenn der Boden so gut wäre als die Witterung, aber es bildet eigentlich nur zwei weite, durch die Wolga getrennte Steppen. Das kaspische Meer wirft seine Wellen von Süden her an diese Steppen und der größte Strom, welcher dort einmündet, die Wolga, die sich in eine Menge von Armen theilt, umschließt auch die Hauptstadt Astrachan, im Delta dieses mächtigen Stromes und zu gleicher Zeit im fruchtbarsten Theil desselben, denn hier fehlt es nicht an der Bewässerung, die es eigentlich allein ist, welche den Boden so fruchtbar macht, wo er nicht von Salz durchzogen ist. Dieses Delta ist überreich geschmückt mit den mannichfachsten Pflanzen, falls sie nur halbjährig sind, denn der Sommer ist fast tropisch zu nennen; allerdings kommt ihm ein Winter nach, der auch nicht übel ist, er bringt eine dauernde Temperatur von 20 Grad unter Null und macht mitunter das kaspische Meer erstarren über seine ganze Fläche trotz der heißen Quellen von Baku und der Luftvulkane, welche dort fortwährend brennbares Gas aushauchen, die größte natürliche Beleuchtungsanstalt, welche es auf der uns bekannten Erde giebt.

In dieser kalten Jahreszeit führen die Ströme mehr Wasser in den kaspischen See, als verdunstet, und zu dieser Zeit erhebt sich sein Spiegel um 6 bis 8 Fuß über die Höhe, welche er im Sommer hat, aber selbst bei diesem höchsten Standpunkt ist seine Lage sehr niedrig, die Oberfläche des kaspischen Sees liegt mehr als 80 Fuß tiefer als die Oberfläche des schwarzen Meeres, ein Zeichen, daß während der heißen Jahreszeit mehr Wasser verdunstet, als durch die Ströme zugeführt wird, indessen dieses in der kalten Jahreszeit sich wieder umkehrt.

Die Stadt Astrachan, in früheren Jahren der Sitz eines ausgedehnten Handels zwischen dem Norden und dem Süden, hat von ihrer Größe und Bedeutung mächtig verloren, seitdem sie unter russischer Herrschaft steht, weil die Gesetze dieses Landes den auswärtigen Handel mit hohen Zöllen belegen.

In frühester Zeit war das Königreich Astrachan ein Theil des großen Reiches, welches der berüchtigte Tatarenfürst Batu-Khan gründete. Am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts bildete es sich zu einem eigenen tatari-

schen Staate aus, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts entstand ein erbitterter Kampf zwischen Russen und Tataren um dieses Land. Iwan der Schreckliche bemächtigte sich desselben und nahm zuerst unter den Beherrschern Rußlands den Titel eines Königs von Kasan und Astrachan an, aber es war nur die Erdscholle, welche ihm gehörte, denn fast alle fremden Einwohner wanderten aus nach den südlicher gelegenen Staaten und so verlor sich der Wohlstand, welcher einst die goldene Horde so sehr berühmt gemacht hatte.

Von Tataren und Türken wurden verschiedene Versuche gemacht, das Reich wieder zu erobern, allein es war in zu fester Hand. Im Jahre 1561 machten die Tataren und die Türken von der Krim aus einen Zug nach Astrachan, aber das Heer kam größtentheils durch Hunger in der Wüste um. Ein Jahrhundert später, 1670, bemächtigte sich Stenka Razin der Stadt, ließ eine Menge russischer Einwohner niedermetzeln und zwanzig Jahre später that die Pest dasselbe; im Jahre 1705 waren die Strelitzen und im Jahre 1719 die Perser schlimmere Herrscher, als die Pest es gewesen; in der Mitte des vorigen Jahrhunderts endlich legte eine furchtbare Feuersbrunst die Stadt beinahe gänzlich in Asche und so sank durch die entsetzlichsten Schicksale die Hauptstadt des gefürchtetsten Reiches der Erde (Batu-Khan machte ganz Europa zittern, man schüchterte die Kinder mit seinem Namen ein, wie vor ein paar tausend Jahren zu Rom mit dem Namen des Hannibal) herab zu einer einfachen Gouvernementsstadt des russischen Reiches, welches Gouvernement so viele Oberfläche hat, wie die sämmtlichen kleinen Staaten Deutschlands, aber doch nur halb so viele Bewohner wie Berlin.

Die Bevölkerung der Stadt selbst ist noch weit mehr gemischt, als die des Landes, diese sind doch nur Tataren, Kalmücken und deutsche Einwanderer, in der Stadt aber kommen zu denselben noch Armenier, Bewohner des Kaukasus, Bucharen, Perser, Hindus, Kirgisen, viele Juden, demnächst auch noch zeitweise eine große Menge europäischer Kaufleute.

Am zahlreichsten sind jedenfalls die Armenier vertreten, sie sind die eigentlichen Handelsherren und es finden sich unter ihnen sehr reiche Leute, welche auch wissen, ihren Reichthum mit Geschmack zu benutzen, so z. B. gab einer derselben, mit Namen Simon Jurgewitsch Iwanoff, unserm berühmten Humboldt, als er das südliche Rußland bereiste, ein überaus prachtvolles Mittagsessen und einen Ball, auf welchem man neben dem Europäer im Frack den Armenier im Turban, die lange Figur der Perser in ihrem blauen Kaftan mit aufgeschlitzten Aermeln, die braunen Gesichter der Hindu mit ihren auf dem Wirbel geschorenen Köpfen sehen konnte — es war interessant, den Contrast der französischen Mode bei den Damen russischer

Abkunft und der Nationaltracht der Armenierinnen, der kalmückischen Fürstinnen zu sehen, aber traurig war es, einige dieser Armenier und Perser im europäischen Frack zu sehen, welcher ihnen so überaus schlecht stand, daß man sie für ungenügend aufgestutzte Statisten eines Theaters zweiten Ranges hätte halten mögen.

Astrachan steht durch die Wolga und das kaspische Meer mit Europa, mit Persien und den Turkomannen, ferner durch das schwarze Meer mit den Türken selbst in unmittelbarster Verbindung, es war daher der Sitz eines außerordentlichen Reichthums, bevor man den Weg um Afrika gefunden und bevor man von Europa aus den persischen Meerbusen befahren hatte. Namentlich war es der indische Handel, welcher über Astrachan seinen Weg nahm und mittelst der Karawanen, die am Kabul und längs der Wolga zogen, einen Tauschhandel bewirkte zwischen dem Norden und dem Süden.

Astrachan ist weitläufig genug gebaut, aber die Straßen sind sandig, so wie der Boden der ganzen Umgegend. Ein Pflaster existirt nicht! Außer den Europäern oder denjenigen, welche die großen Städte Rußlands gesehen haben, weiß Niemand, was eine gepflasterte Straße ist. Am Tage und im Sommer herrscht in diesen Straßen eine entsetzliche Sonnengluth, daher sind sie alsdann auch gänzlich verlassen, eine Hitze von 30 bis 36 Grad mag Niemand auf sich nehmen. Nun aber kommt der Abend, dann öffnen sich Thüren und Fenster, dann beeilt sich ein Jeder, des angenehmen kühlen Luftzuges zu genießen, die Thüren füllen sich mit Neugierigen, die Wege mit Geschäftsleuten, die Magazine beleben sich und eine zahlreiche Bevölkerung von den verschiedensten Racen, die verschiedensten Sprachen durch einander redend, bewegt sich auf den Brücken, auf den mit Bäumen besetzten Quais und in den Hauptstraßen; Droschken und Wagen wetteifern in Schnelligkeit, die ganze Stadt erhält ein neues Ansehen, das den Reisenden in Erstaunen setzt, er findet hier Alles, was er Malerisches auf seinen Reisen einzeln gesehen, vereinigt und eben so verschiedenartig, wie die Menschen, sind auch ihre Bauwerke. Hier sieht man eine prächtige russische Metropolitankirche, ganz nahe dabei ein persisches Karawanserai, dort steht eine zierliche Moschee mit ihren schlanken, säulenartigen Thürmen und da steht ein ganz gewöhnliches Haus, wie es in jeder europäischen Stadt zu finden ist; zwischen dieser Moschee und einer tatarischen Wohnung dort sieht man einen schwebenden Balkon mit jungen Europäerinnen in der eleganteſten, modernsten Kleidung, daneben das flache Dach eines maurischen Hauses, auf welchem dicht verhüllte Gestalten im Abenddunkel gleich Gespenstern umherwandeln. Die europäische Kunst hatte sich hierher bis zur Erbohrung eines artesischen Brunnens verstiegen, man hatte ihn bereits auf mehr als 400 Fuß

abgesenkt, ohne Wasser zu bekommen. Er war im höchsten Theile der Stadt angelegt und sollte durch Leitung die ganze übrige Stadt mit gutem Wasser versorgen, statt dessen erschien aber nur Luft — (Wind, so wie vieles andere, was Menschen thun), Gas, Kohlenwasserstoffgas, welches angezündet eine mächtige Feuersäule gab, die mehrere Wochen brannte und eine wunderbare Helle verbreitete.

Am interessantesten mochten in früheren Zeiten wohl die Kaufhöfe der verschiedenen in Astrachan wohnenden Nationen sein; diese bestehen immer aus großen viereckigen Gebäuden, welche an ihrer ganzen Außenseite rund um Läden haben, welche neben einander liegen. Im Innern enthält dieses Gebäude einen großen Hof, zu welchem man durch ein Thor von außen gelangt; solcher Kaufhof hat zwei Stockwerke, das untere besteht lediglich aus Läden und dahinter liegenden Magazinen, das obere aus den Wohnungen für die Kaufleute. Jede Nation hat ein solches Kaufhaus und es sind darin nur die Waaren zu finden, welche die Nation selbst erzeugt und zu Markte bringt, so z. B. enthält der Kaufhof der Perser seidene Shawls und Tücher, wollene Gewebe und persische trockene Früchte. Die Kaufleute dieser Nation sind meistentheils nur Diener oder Geschäftsführer, nicht Perser, welche niemals nach Astrachan kommen; diese Leute sind auch gewöhnlich nicht verheirathet, ist es der Fall und sind sie also alsdann ansässig, so haben sie meistentheils Töchter der Tataren zu Frauen genommen. Die Perser überhaupt verlassen nach und nach Astrachan, so wie die Indier; der ersteren sollen kaum noch 500 in der Stadt wohnen, soweit dieselben ansässig sind, wurden sie nur durch Mangel an Geld gehindert, ihren Stab weiter zu setzen, sie nähren sich dann vom allerkleinsten Detailhandel, in den prachtvollen Kaufhäusern sucht man vergeblich die reichen und glänzenden Stoffe, wodurch sie einstmals so berühmt waren, die Magazine sind leer und nur mit Mühe kann man in Astrachan noch einige Shawls oder reiche seidene Tücher und dergleichen finden, welche die einzigen Nachzügler der sonst gänzlich verschwundenen prächtigen persischen Waaren sind.

Die Zahl der Indier ist noch bei weitem kleiner, sie soll kaum 70 betragen, welche nur kleine Geschäfte machen, Geld zu hohen Zinsen ausleihen und ein äußerst mäßiges Leben führen, daher gewöhnlich reich werden und mit dem so errungenen Reichthum sich dann in ihr Vaterland zurückbegeben; sie sind fast durchweg unverheirathet, sind aber doch keinesweges ohne Nachkommen, sie haben sich nämlich mit kalmückischen Frauen zu einem Umgang verbunden und daraus ist eine Art von Mischlingsrace hervorgegangen, welche, wie es scheint, die körperlichen und geistigen Vorzüge der Stammeltern in sich vereint, ohne die Fehler derselben zu haben; so haben diese Mischlinge, welche man sehr uneigentlich Tataren nennt, weder die schiefen Augen der

Kalmücken, noch die dunkle Broncefarbe der Hindu; sie sind ferner nicht nachlässig, weichlich, theilnahmlos, sondern sie zeigen die Thätigkeit und Entschlossenheit einer kräftigen nordischen Bevölkerung; meistens niederen Standes, sind sie Lastträger, Karrenführer oder Matrosen oder vielmehr auch alles dreies zugleich, sie scheuen keine Arbeit, so mühsam sie auch sein mag, und ihr hoher Wuchs, ihre kecke, muntere Physiognomie läßt durchaus nicht ahnen, daß sie von einem demüthigen, furchtsamen Indier und einer spitzbübischen Kalmückin abstammen, in ihrem Charakter und in ihren Gewohnheiten ist nichts zu finden, was an den Ursprung derselben erinnert.

Die eigentlichen Indier, welche, wenn sie nach der Heimath zurückkehren, ihre Zahl in Astrachan doch immer ziemlich auf gleicher Höhe halten, weil sie ihre Geschäfte nachkommenden Verwandten oder Geschäftsführern übergeben, sind gutmüthig und ehrlich und zeichnen sich dadurch sehr vortheilhaft vor den Armeniern aus, die man allgemein als hinterlistig, spitzbübisch und im höchsten Grade unzuverlässig kennt.

Unter den Indiern befinden sich auch zwei Fakire, der eine davon wohnt in einem kleinen hölzernen Häuschen auf dem indischen Kaufhofe; derselbe saß ganz zusammengekauert, sein Kinn auf die beiden Knie gestützt, zwischen denen der lange, weiße Bart herabwallte, und — — er war ganz nackt und hatte nur ein Schaffell ganz lose über die Schultern gehängt. Auf derselben Stelle saß er bereits 15 Jahre, als ihn Professor Rose dort sah, und es entsteht die Frage, wie wohl der Mann die strengen Winter aushalten möge, die Astrachan hat. Er bittet nie um etwas, nimmt auch kein Geld, doch bringen die Hindu, welche in Astrachan wohnen, ihm dann und wann etwas zu essen.

Einen zweiten Fakir beschreibt Hansteen. Derselbe wohnte in einem offenen Schuppen auf einem Marktplatz, ein Arbeitsmann wurde angenommen, um die Reisenden zu ihm zu führen. Die nur angelehnte Thür des kleinen, engen Raumes, welcher frei von jeder Spur einer Bequemlichkeit war, wurde geöffnet und Hansteen sah in der Mitte desselben einen unförmlichen, mit einem höchst schmutzigen Fell bedeckten Klumpen. Der Führer gab einen grunzenden Ton von sich, welchen Hansteen für den Namen des Fakirs hält. Darauf wurde das Fell beweglich, es öffnete sich langsam ein Zipfel und es kam eine schwarzbraune, schmutzige, behaarte Gestalt zum Vorschein, ganz nackt; der Fakir richtete sich auf und nahm, wiewohl nur sehr allmählig, eine sitzende Stellung an und sah den Reisenden aus seinen mit Blut stark unterlaufenen Augen wild und gehässig an, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Man hatte dem Reisenden gesagt, daß der einzige und größte Genuß, den man dem Fakir machen könne, in einer Prise Taback be-

stehe; diese wurde ihm geboten, er griff mit großer Begierde nach der Papierdüte, welche den Taback enthielt und stopfte eine tüchtige Portion davon in die Nase, darauf legte er sich wieder hin, rollte sich zusammen wie ein Hund, nahm den Kopf zwischen die Beine und verbarg sich unter dem Fell.

Die Stellung würde ihm kaum ein Seiltänzer oder Gaukler haben nachmachen können und die Lage, in welche man die Verbrecher brachte zu einer Zeit, als das Krummschließen noch Mode war, muß im Vergleich mit der seinigen geradezu lieblich und angenehm gewesen sein; wie er dieselbe ausgehalten hat, namentlich wie es möglich gewesen ist, daß er sie schon seit einer Reihe von Jahren beibehalten und daß er nicht völlig steif geworden und den Gebrauch seiner Rückenmuskeln verlernt hat, begreift Hansteen kaum. Um nicht unter dem Fell zu ersticken, hatte er gerade an der Stelle, an welcher der Kopf liegt, ein paar Löcher hineingeschnitten. Zur Zeit, da Hansteen ihn sah, betrug die Kälte mehr als 20 Grad unter Null und die elende Bude, in welcher er sich befand, war kaum eine genügende Zufluchtsstätte für ein wildes Thier. Nur seine eigene Ausdünstung wärmte ihn, seine Nahrung bestand in Wasser, welches man ihm täglich hinstellte, und in einigen Stücken Brod, welche man ihm dann und wann zuwarf. Hansteen's Begleiter hielt ihn für verrückt, er sagte, seit zwölf Jahren bereits sei der Mann hier, sei von seiner Ankunft gleich hierher gekrochen und seit dieser Zeit verrückt geblieben; dies war der Eindruck, welchen die thörichte Selbstpeinigung des Indiers auf den Russen machte.

Moynet und Alexander Dumas machten im Oktober des Jahres 1858 eine Reise durch einen Theil des südlichen Rußlands, es ist vielleicht nicht uninteressant, den beiden berühmten Männern zu folgen und ihre eigenen Worte zu hören.

„Die Stunde, Astrachan zu verlassen, war gekommen, seit mehreren Tagen hatten wir alle uns bereits beschäftigt, die Reise vorzubereiten, wir hatten einen von den eigenthümlichen Wagen des Landes gekauft und hatten unsere Küchengeräthschaften so wie unsere Speisevorräthe möglichst vollständig gemacht, denn wir wußten, daß wir längere Zeit hindurch nichts finden würden. Mit Sonnenaufgang wurde unsere Begleitung mit unseren Vorräthen über die Wolga geschifft und wir folgten derselben. Die Ueberfahrt dauerte drei Viertelstunden, denn die Wolga ist der größte Fluß von Europa, sein Lauf hat mehr als 600 Lieues und wir befanden uns auf einem der breitesten Arme, welcher mehr als 2000 Metres (über 6500 Fuß) Breite hat. Man könnte diesen langsam fließenden Strom beinahe selbst ein Meer nennen und viele ältere Geographen haben auch behauptet, das

kaspische Meer stehe durch eine Meerenge mit dem großen Ocean in Verbindung. Obwohl schon Herodot gewußt hat, daß das kaspische Meer ein abgeschiedener See sei, und obwohl Aristoteles dasselbe sagt, so haben doch zwei Engländer, Jenkinson im Jahre 1558 und ein anderer, Burrough, welche sowohl die Nord- als die Südküste dieses Sees bereisten, jene obige Angabe nochmals wiederholt.

„Nachdem wir an dem Ufer angekommen waren, setzten wir uns zu Pferde, warfen einen Abschiedsblick auf Astrachan, welches einen so hohen Standpunkt in der Handelswelt einnahm, bevor der Weg nach Indien um Afrika entdeckt worden war, und welches so weit heruntergekommen ist, bewunderten noch einmal die große Basilika mit den merkwürdigen kuppenreichen Thürmen und seinen von Masten wimmelnden Hafen und setzten uns dann in Marsch.

„Ein Vorübergehender, welcher einige Bewegung in unseren Gesichtern wahrnahm, sagte — jetzt ist das Alles nichts, aber im Frühjahr müssen Sie Astrachan sehen, wenn die Karawanen aus Indien und aus China kommen, welche ihre Ladungen von Thee hierher bringen, die für das ganze russische Reich genügen — dann ist der Anblick großartig.

„Die Freunde, welche uns bis hierher begleitet hatten, nahmen Abschied, ohne Zweifel für immer, sie stiegen in die Boote zurück, und wir jagten im Galopp in die Steppe.

„Eine halbe Stunde und schon war Alles verändert, wir haben die letzten Häuser hinter uns gelassen, welche noch da und dort als Scheunen oder sonstige Niederlagen getroffen werden; rund um uns her Einsamkeit, kein Baum, keine Pflanze außer dem Haidekraut, welches roth die ganze Steppe bedeckt, bis zum Horizont ununterbrochen reichend, das Schauspiel ist immerfort dasselbe, es konnte uns eine Stunde lang oder zwei unterhalten, dann wurde es gleichgültig und durch seine ununterbrochene Wiederkehr langweilig.

„So verging der Tag, wir schliefen in einem ganz vereinzelten Hause, welches auf einem Hügel liegt, am frühen Morgen schon sind wir auf den Beinen, wir wollen auf der Höhe die immense Steppe übersehen, aber ein Nebel begrenzt ringsumher den Horizont. Während wir warten, daß er sich zerstreut, macht es uns Vergnügen, in dieser Nebelhülle eine kleine Karawane von einem halben Dutzend Kalmücken zu Pferde und von vier Kameelen, welche ein Zelt tragen, zu beobachten. Es ist eine Familie, welche ihren Wohnsitz wechselt, die ganze Gruppe in dem Nebel macht einen eigenthümlichen Eindruck, noch ist es nicht der Orient, den wir vor uns haben, aber es ist der Uebergang dazu, wir beginnen bereits Rußland zu verlassen und uns den heißen, von der Sonne beschienenen Gegenden zu nähern.

„Man kündigt uns an; daß die Packwagen bespannt sind, die Pferde werden bestiegen, ein heiterer Sonnenstrahl zerstreut die Nebel, der Himmel erglänzt. Wohlauf nach Derbent, der Stadt mit den eisernen Thoren, der Stadt, welche die Pforte von Asien ist.

„Was sehen wir dort in dem Haidekraut sich bewegen, laufen, dann sich erheben und langsamen Flügelschlages dahinziehen? Es sind Trappen. Wir ergreifen unsere Gewehre, aber trotz eines wüthenden Galopps bleibt die Entfernung sich gleich und viel zu groß, um zum Schusse zu gelangen, man hatte uns allerdings abgerichtete Falken versprochen, aber es scheint, als würden wir diese erst in Derbent erhalten, dennoch brauchen wir die Trappen, welche sich bald da, bald dort niederlassen, wir wenden alle mögliche List an, um uns der kleinen Heerde zu nähern, aber immer steigen sie auf, lange bevor wir im Stande sind, einen Schuß zu wagen; die Führer rathen uns, die Wagen zu besteigen und uns verborgen zu halten, weil diese Thiere den Jäger zu Pferde kennen und fürchten, den Wagen aber nicht scheuen. Der Rath wurde befolgt, und er war gut, es gelang uns, genügendes Wild zu erlegen. Gegen die Mitte des Tages bemerkten wir in der Ferne Wasserflächen, kleine Seen, welche aussahen, wie Austernschalen, von einer halben Meile Durchmesser, das Haidekraut, welches in ihrer Nähe wuchs, war von der schönsten Purpurfarbe, was in der That zu dem goldigen Schimmer des Wassers eine prächtige Einfassung bietet.

„Wir nähern uns, siehe da, kein Wasser, die Seen sind vollständig ausgetrocknet, was den Glanz, den wir für Wasser hielten, hergab, war krystallisirtes Salz, welches nach dem Austrocknen der Seen zurückbleibt, man kann trocknen Fußes auf denselben wandeln. Unermeßliche Reichthümer liegen hier zu Tage, sie werden nicht benutzt, weil die Bevölkerung eine so sehr geringe ist. Im Ganzen werden jetzt nur 32 Salzseen ausgebeutet, welche gegen vier Millionen Pfund jährlich liefern, und man könnte von ihnen, ohne sie im Mindesten zu erschöpfen, bei weitem mehr ziehen, aber noch 97 Salzseen liegen vollständig unbenutzt.

„Von Zeit zu Zeit sahen wir eine Heerde von wilden Pferden, aber die schönen Schafe von Astrachan sind verschwunden, Menschen sahen wir nur auf den Stationsorten, und sie sind eben nicht alle sehr liebenswürdig, aber durch unsern kaiserlichen Geleitsbrief und einige zu rechter Zeit ausgetheilte Kantschuhhiebe waren wir doch immer gut bedient.

„Der folgende Tag glich auf das Vollständigste dem vorhergehenden, aber am Ende des dritten hörten plötzlich und ohne das geringste Anzeichen einer Abnahme oder Verkümmerung die Haidekrautwälder auf, Sand, nichts als Sand, eine wirkliche Sahara. Diese Stellen werden mit dem Namen Sandmeer bezeichnet, der Wind bewegt die Oberfläche gleich der des Meeres, und

dieselbe ist auch durchgängig wellenförmig, der Sturm aber führt große Massen davon oft meilenweit, und es ist höchst gefährlich, zu solcher stürmischen Zeit hier im Freien zu sein.

„Es ist überflüssig zu sagen, daß es hier keine Wege giebt, das versteht sich von selbst; auf dem Wagen sitzend, ist man ganz und gar der Gnade des Kutschers überlassen, welcher sein Gespann in fortwährendem Galopp erhält, bis die Thiere stürzen, wenn man sich darüber erschrickt, so sagt er beruhigend, das will nichts sagen, streichelt die Thiere ein wenig, hilft ihnen auf und jagt im Galopp weiter.

„Wir gelangten an eine Station, welche von einem Dutzend kalmückischer Zelte umgeben war, die Frauen kochten eben, und dies lud uns ein, dasselbe zu thun. Nach dem Mittagessen spazirten wir in die Zelte, und die kalmückischen Frauen boten uns überall Thee und Milchbranntwein an, aber um den Thee zu trinken, muß man so weit gekommen sein, den Gebrauch der Geschmacksorgane vollständig verloren zu haben, denn Galläpfelaufguß mit Hammelfett, Stutenmilch und Salz, ist nichts, was einen Europäer reizen kann. In einem Salon von Paris ist es ganz leicht, sich mit Courage zu waffnen, um dergleichen zu überstehen, an Ort und Stelle aber macht sich die Sache ganz anders.

„Zum Dank für die angebotenen Genüsse boten wir den Kalmücken sowohl russischen Branntwein als französischen Cognac und hatten die Genugthuung, wahrzunehmen, daß unsere abendländischen Produkte mit freudigen Hurrah's aufgenommen wurden, an denen die bloße Höflichkeit wirklich keinen Theil hatte.

„Am nächsten Tage wechselte der Anblick des Landes wieder, unser Weg war das Bette eines Flusses, wenigstens 6000 Fuß breit, der Boden ist ganz mit kleinen runden Steinen bedeckt, da und dort erheben sich aus demselben kleine Hügel, welche Inseln sein mögen, wenn Wasser in dem Fluß ist, jetzt begegneten wir nur einem oder zwei geringfügigen Becken. Dumas machte die Reisenden darauf aufmerksam, daß sie sich nicht über dieses armselige Flüßchen aufhalten sollten, welches in jetziger Zeit allerdings seine Gewässer im Sande versinken läßt, schon oberhalb der Stelle, an welcher wir uns befanden, im Frühjahr aber, wenn der schmelzende Schnee die Wassermenge vermehrt, so trägt dieser Fluß majestätisch genug seine breiten Wellen in das kaspische Meer.“

(Wahrscheinlich ist hier der Kuma gemeint, welcher vom Kaukasus niedergeht, zwischen dem Kuban und dem Terek. Dieser Fluß oder sein Bette bildet die Grenze zwischen dem Gouvernement Astrachan und Kaukasus. An seinen Ufern hört auch die pflanzenlose Wüste auf.)

„Die Reisenden versprachen Herrn Dumas, in Zukunft mit mehr Hoch-

achtung von den Flüssen zu sprechen, denen sie begegnen würden, um so mehr, als sie sich den Ufern des berühmten Terek näherten.

„Wir gelangten zu einem kalmückischen Lager, in welchem ein Fürst mit seinen Untergebenen bereits seit mehreren Tagen Haus hält; das Zelt desselben wurde von uns besucht, es ist genau so eingerichtet, wie die Zelte der Vasallen, welche es rings umgeben und gewissermaßen schirmen, nur ist es größer und inwendig prächtiger ausgestattet. Im Hintergrunde befand sich ein großes Bett mit rosa Seide bedeckt, mit Vorhängen von demselben Stoff und mit einem Baldachin von blau und weiß gestreiftem Seidenzeug, der Boden des Zeltes war mit einem reichen persischen Teppich bedeckt, ein Divan, welcher zur Seite stand, ebenfalls, sowie eine Masse Kisten und Koffer, welche über einander standen und dem Auge durch einen solchen Teppich entzogen waren, auf der einen Seite befand sich eine Art von Altar. Auf einem lackirten Kasten von der schreiendsten Farbe stand ein Tisch mit kleinen Schalen besetzt, in denen sich Weizen und Reis befand, ferner trug derselbe einige Glocken und mehrere Götzenbilder mit Tuch oder Seidenzeug bekleidet, im Mittelpunkte dieses Altars stand eine Statue des Buddha, sorgfältig in Seidenzeug eingewickelt.

„Diese Kibitken der Fürsten, sowie die der anderen Kalmücken sind nur von oben her erleuchtet, dort hinaus und durch die Thür entweicht der Rauch; der Fürst allein gebietet außer seinem Wohnzelt noch über ein zweites, worin die Küche besorgt wird, daher in der ersteren kein Rauch ist. Wie er sich während des Winters behilft, mögen die Götter wissen, es sei denn, daß er alsdann die Küche zur Wohnung macht.

„Wir hatten die Ehre, der Fürstin vorgestellt zu werden, welche uns, auf dem Divan sitzend und umgeben von sechs kalmückischen Ehrendamen, empfing.

„Die Kleidung dieser Dame besteht aus einem langen Gewande, welches bis auf den Boden hinabreicht und oben ganz offen ist, dasselbe läßt ein Unterkleidungsstück sehen, welches ähnlich unseren Hemden, wie die Herren sie tragen, geschnitten ist. Der Kragen desselben ist niedergeschlagen und auf der Seite durch Diamantknöpfe befestigt, das Obergewand ist wie ein Frisirmantel von unten bis oben offen und unterscheidet sich von demselben nur durch den kostbaren Stoff und dadurch, daß Aermel daran sind, die Haare sind in Zöpfe geflochten, die Frauen wickeln dieselben in seidene Beutel ein, die Mädchen tragen dieselben frei; die Kopfbekleidung, bei allen ganz gleich, mit Ausnahme des Stoffs, ist die viereckige polnische Mütze, welche auffallend schräg auf den Kopf gesetzt wird und dem Gesicht daher einen eigenthümlichen, zierlich fremden Ausdruck giebt.

„Wir gingen nach einer anderen Kibitke, welche einem niedrigen oder

unterthänigen Kalmücken gehörte, hier sahen wir die Bereitung des Milchbranntweins. Ein großer Topf mit gegohrener Milch hing an einer langen Schnur in der Mitte des Zeltes über dem Feuer aus Pferdedünger, an Stelle des Deckels hatte dieser Topf den oberen Theil einer thönernen Retorte von einiger Größe, die Mündung des Halses hing in einer Schüssel, welche seitwärts stand; damit nicht Luft von außen eindringe, ist der Deckel mit dem Topfe durch nassen Lehm verbunden. Als der Branntwein fertig war, bot man uns mit mehr als gewöhnlicher Freigebigkeit davon an, allein trotz alles guten Willens war es doch nicht möglich, dieses entsetzliche Zeug hinunterzubringen. Hier sahen wir auch eine zahlreiche Heerde von wilden Pferden, welche nach einer südlicher gelegenen Strecke auf die Weide getrieben wurden, es mochten ungefähr 6000 sein, die Dienste der Schäferhunde, welche die Schafheerde umkreisen und geschlossen halten, wurden hier von Kalmücken auf flinken Pferden und mit langen Peitschen bewaffnet, geleistet.

„Man gab uns das Schauspiel eines Wettrennens, einige der Reiter begaben sich in die Mitte der Heerde und fingen mittelst Schlingen junge Thiere daraus. Kräftige, muntere Bursche setzten sich sofort auf diese Thiere, welche noch niemals einen Menschen getragen haben und welche deshalb in eine Art von Raserei verfallen, sie bäumen sich, sie schlagen hinten aus, sie werfen sich auf die Erde. Die jungen Reiter aber lassen sich nicht irre machen, sie bleiben darauf oder sie bleiben über dem Pferde stehen und sind, so wie es aufspringt, wieder auf seinem Rücken. Einige der Pferde vermochten es, sich zu befreien, und sie liefen in die Steppe, sofort von Kalmücken verfolgt, andere derselben kehrten in die Heerde zurück, das Wettrennen mit diesen jungen Thieren unterblieb also, aber wir hatten noch andere Unterhaltungen, würdig des Circus Franconi. Dasjenige Experiment, was sie am geschicktesten und häufigsten ausführten, war das Aufheben eines Geldstückes von der Erde, während sie im vollen Galopp daran vorbeijagten, sie übten hier eine wahrhaft bewunderungswürdige Geschicklichkeit, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil diese immer durch das Geldstück belohnt wurde, welches sie aufgehoben hatten. Sehr unterhaltend war ein Wettlauf auf Kameelen, ich habe wohl schon häufig genug Kameele gesehen, die aber von den Ufern des kaspischen Meeres scheinen mir die schönsten, und was ihren Lauf betrifft, so glaube ich nie etwas schnelleres gesehen zu haben. Wir nahmen nur den Augenblick des Abgangs wahr, dann waren sie in eine Staubwolke gehüllt, nur diese sahen wir in der Ferne mit Windesschnelle hinziehen, einen großen Bogen beschreibend und dann gleich einem Sturmwinde zurückkehren zu dem Punkt ihres Abgangs. Wir hatten keine Secundenuhr, um zu messen, wie viel Zeit sie zum Durchlaufen eines unbegrenzten Raumes gebraucht hatten,

allein ich kann sagen, daß mir in meinem Leben nie ein Wettrennen mit Pferden schneller vorgekommen ist.

„Wir gingen nunmehr zu den Heerden des Fürsten, natürlich nur zu den nächst stationirten, denn er soll über zwei Millionen Schafe haben, und zwar von jener schönen Race, welche in Astrachan nach und nach verschwindet, aber dem Kaukasus und Persien angehört. Diese Thiere haben keine Schwänze, die Stelle desselben ist durch mächtige Fettwulste ersetzt, welche die auffallendste Aehnlichkeit mit den Crinolins unserer Damen haben (so sagt der Franzose, der dieses Mal seine galante Natur gänzlich verleugnet).

„Auf einer der nächsten Stationen gab man uns als Eskorte einen Kosacken mit, auf der nächsten erhielten wir zwei, auf der folgenden vier, und bei der noch späteren untersuchte der Posthalter sehr ernsthaft unsere Waffen und empfahl uns, dieselben gut im Stande zu halten. Die Wüste fängt an, in ein civilisirtes Land überzugehen, es giebt hier sogar schon Räuber.

„Der Menschenstamm verändert sich, an Stelle der plattgedrückten Nase, der breiten Lippen, der schräg geschlitzten Augen, Kennzeichen der kalmückischen Race, treten die gerade oder die gebogene Nase, gerade, fein geschnittene Lippen und Augen, welche horizontal neben einander stehen und sich nicht gegen die Nasenwurzel neigen. Je weiter wir vorwärts drangen, desto mehr bewaffneten Menschen begegneten wir. Auf der letzten Station kündigte man uns die Stadt Kisliar an, wohin wir sofort zwei der uns begleitenden Kosacken abschickten, um uns Quartier zu bestellen.

„Kisliar ist eine halb tatarische, halb russische Stadt, sie ist von reizenden, wohl gepflegten Gärten der Armenier umringt, man findet hier den Weinstock und seine Frucht in einer noch größeren Vollkommenheit, als zu Astrachan, man bereitet hier auch einen Wein, der kaum köstlicher gedacht werden kann und der nur dadurch in französischen Wein umgewandelt wird, daß man ihn verschlechtert und verdünnt, dennoch aber unter dieser Gestalt im südlichen Rußland theurer verkauft, als den guten unverfälschten Wein.

„Wir kamen in die Stadt; welche Sonderbarkeit haben die Straßen; in der Mitte derselben erhebt sich bis ungefähr zu fünf Fuß der eigentliche Weg, oben ziemlich gerade, von beiden Seiten mit einer steilen Böschung versehen, hier gehen die Fußgänger, hier wandeln die beladenen Kameele und ihre Führer, hier tummelt sich die ganze Bevölkerung auf diesen hohen und gefährlichen Wegen, rechts und links in der Niederung und vor den Schwellen der Häuser läuft alles mögliche Geflügel durch einander, ein

wunderbares Gemälde, ich zweifle, ob man irgend wo auf Erden dasselbe wiederfindet.

„Alle Menschen gehen bewaffnet; das ist nicht Sache der Mode, denn die nicht unterworfenen Tataren kommen manchmal bis mitten in die Stadt, um zu stehlen, zu morden oder gefangen zu nehmen; man räth uns, auf unserer Hut zu sein, denn unsere Eigenschaft als Fremde sei eine Verlockung mehr für die Schelme, welche nicht begreifen, daß man in anderer Absicht reisen könne, als um Handel zu treiben, und daher bei jedem Reisenden große Schätze voraussetzen. Natürlich gingen wir nicht mehr über die Schwelle unserer Wohnung, ohne wandelnde Arsenale zu sein. So in Eisen gehüllt gingen wir zu einer Abendgesellschaft bei dem Gouverneur, und als die Stunde des Scheidens kam, ließ derselbe uns durch Kosacken, die bis an die Zähne bewaffnet waren, begleiten; derselbe Dienst wurde allen übrigen Gästen geleistet, und uns gab man noch besonders den Rath, unsere Läden sorgfältig zu schließen.

„In der That, gegen Mitternacht wurden wir aufgeweckt durch einige ziemlich nahe fallende Schüsse — ein angenehmer Aufenthalt.

„Als wir am folgenden Tage Kisliar verließen, trugen wir unsere schönen Waffen möglichst prahlerisch zur Schau, damit die Spione der Tataren, welche uns ohne Zweifel beobachteten, diesen auch die Nachricht hinterbrächten, daß es nicht ganz gefahrlos sein würde, wenn man uns angreifen wollte.

„Als wir die Stadt verlassen hatten, erzählten die begleitenden Kosacken uns, daß Kasi Mulha, der Vorgänger des berüchtigten Schamyl, aus seinen Bergen herabkam, die Stadt überfiel und Sechstausenden die Köpfe abschneiden ließ.

„Ich weiß nicht, ob unsere Pferde diese Erzählung wörtlich verstanden haben, aber Thatsache ist, daß sie sich alsbald in Trab und Galopp setzten und wir uns in größter Schnelligkeit von dieser gefährlichen Stätte entfernten.

„In diesem wilden Schuß gelangten wir bis an den Terek, welchen wir auf einem Floß passirten. Im Allgemeinen haben die Reisenden den Russen vielen Dank zu sagen, und wenn die Administration nur mit einigem guten Willen den oben gegebenen Verordnungen nachkäme, so würde man in diesen feindlichen und gefährlichen Gegenden bald eine Menge guter und sicherer Straßen haben, aber in dem allzu ausgedehnten Reiche ist der Regent bei weitem nicht so mächtig, als man zu glauben pflegt. Wenn der Unterthan eines autokratisch regierten Staates der Civilisation genießen will, so muß er sich unter den Mauern des Kaiserpalastes niederlassen, will er frei sein, so muß er an die Landesgrenze gehen.

„Nachdem wir den Terek überschritten hatten, kehrten wir nach einer kurzen Strecke wieder an seine Ufer zurück, um uns nochmals seiner Fluth anzuvertrauen, diesmal aber nicht mittelst eines Flosses oder einer Fähre, sondern durch eine Furth. Wenn eine Karawane an solcher Stelle anlangt, sind die Führer immer in großer Noth, denn die Kameele scheuen das Wasser gleich den Katzen, sie wollen sich die Füße durchaus nicht naß machen, die Pferde, wenn ihnen auch das Wasser bis zur Brust geht, betrachten die Sache noch immer aus einem philosophischen Standpunkte.

„Unsern Weg fortsetzend, erreichten wir den ersten Kosackenposten, welcher mit Linienkosacken besetzt ist. Die Post ist von einer befestigten Schutzwehr umgeben, welche nur ein Thor hat, und dieses befindet sich unterhalb eines Wartthurms von höchst einfacher, aber, wie es scheint, genügender Art.

„Unmittelbar hinter dem Thore, welches stets geschlossen ist, erheben sich vier Tannenbäume zu einer Höhe, welche erlaubt, einen Kreis von ein paar Meilen Durchmesser zu überschauen. Dort oben befindet sich ein leichtes Bretterdach, unter diesem ein Bretterboden, der mit einem Geländer versehen ist und zu welchem hinauf eine Leiter führt.

„Auf diesem Wartthurm steht Tag und Nacht ein Kosack, welcher die Gegend nach allen Richtungen beobachtet. An einem der Pfosten ist ein Arm angebracht, auf welchem ein mit Theer getränkter Strohwisch steht. Sobald der Wächter etwas bemerkt, was ihm gefahrdrohend scheint, so zündet er diesen Strohwisch an, alsbald entsenden die benachbarten Posten Hülfe an den bedrohten Ort, und da solche immer nur ¾ Meile weit (5 Werst) von einander entfernt sind, so rückt die Hülfe gewöhnlich früher an, als der Feind.

„Wir durchreisten zwei befestigte Dörfer. Alle männlichen Einwohner derselben sind Soldaten von ihrem zwölften bis zum fünfzigsten Jahre, alle Häuser sind Festungen von starken Mauern, mit Schießscharten versehen und mit Gräben, wir nähern uns den Bergen, d. h. den Feinden. Am nächsten Morgen, als wir auf der Weiterreise waren und die Morgennebel sich zerstreut hatten, sahen wir vor uns bläuliche Wolken, welche jedoch, als wir uns mehr näherten, allmählich schärfer ausgedrückte Formen annahmen, als die Sonne aber hoch genug gestiegen war, um Alles in voller Kraft zu beleuchten, sahen wir, daß die Wolken eine Bergkette waren, wir hatten vor uns den mächtigen Kaukasus und den Elbrus und den Kasbek, welche dieses Gebirge beherrschen. Keine Zeichnung vermag eine Idee von diesem prächtigen Panorama zu geben, die kühnste Einbildungskraft ist hier durch die Natur überboten.

„Am Abend erreichten wir eine neue Militairstation, aber der Post-

dienst ist unterbrochen, und wir können nur Pferde erhalten durch den guten Willen der Offiziere auf der Linie, welcher wir folgen. Wir mußten in diesem Ort, Schukovaïa, bleiben, um eine Gelegenheit zur Weiterreise abzuwarten, wir erhielten zwei Zimmer in einem Hause, welches bereits durch zwei junge russische Offiziere besetzt war, die gleichfalls eine Gelegenheit nach Derbent erwarteten; so nennt man nämlich eine Versammlung von mehreren Personen, welche nach derselben Gegend reisen und zahlreich genug sind, um einem Befehlshaber die Verpflichtung aufzulegen, diese Gesellschaft durch Kosacken begleiten zu lassen. Ohne eine solche Eskorte zu reisen, kann geradezu ein Selbstmord genannt werden, wer so reist, zeigt damit an, daß er ermordet sein will.

„Nach zweitägigem Aufenthalte war unsere Zahl so weit gediehen, um weiter reisen zu können. Wir überschritten nochmals den Terek auf einer befestigten Brücke und dann muß man sich der Gnade Gottes empfehlen, die Posten beschützen nicht mehr die Reisenden, wenn man ergriffen wird, so sucht man sich so gut als möglich aus der Schlinge zu ziehen; da wir aber seit mehreren Tagen schon von nichts anderem, als solchen Gefahren sprechen hörten, so waren wir ziemlich abgehärtet und gingen den Schrecken, welche uns erwarteten, ruhig entgegen. Man gewöhnt sich an Alles.

„Wir waren nunmehr auf dem östlichen Abhang des Kaukasus, Wildpret gab es hier in größter Menge und beeilte sich nicht zu fliehen, es lebt in vollkommener Sicherheit, als ob es sehr gut wüßte, daß es für die Reisenden nicht klug sei, sich mit der Jagd zu unterhalten. Wir schossen doch einiges, obgleich der Führer unserer Eskorte uns ermahnte, klüger zu sein und die Aufmerksamkeit nicht unnöthig auf uns zu ziehen.

„Gegen Abend kamen wir nach Kasafiurte, einem bedeutenden Militairposten, welcher durch den Fürsten Mirski befehligt wird. Dort steht das berühmte Regiment Kabarda, das von dem Fürsten Baradinski gegründet wurde, es besteht aus lauter ausgesuchten Männern, welche seit langer Zeit schon Krieg gegen Tataren und Kaukasier führen, deren Sprache und Gewohnheiten sie gründlich kennen. Wenn es zum Kampfe geht, so legen sie ihre Uniform ab und kleiden sich wie Tataren. Durch Spione gut unterrichtet, reisen sie während der Nacht ab, mischen sich unter ihre Feinde, beobachten die Gelegenheit, wählen den günstigsten Augenblick und kommen niemals zurück, ohne einige Gefangene oder wenigstens die Köpfe der Feinde mitzubringen. Der Fürst hat einen Preis von zehn Rubeln auf den feindlichen Kopf gesetzt, welche jedoch nicht derjenige erhält, welcher einen Feind getödtet hat, sondern welche zur Regimentskasse fließen und verwendet werden, solche Soldaten, die als Gefangene in die Hände der Tataren gefallen sind,

zurückzukaufen, vorausgesetzt, daß man ihnen noch nicht den Kopf abgeschnitten hat, was allerdings das Gewöhnliche ist.

„Die Offiziere gaben uns einen Ball und ließen dabei durch Soldaten des Regiments den Tanz aufführen, welchen man den Lesghischen nennt, viel eher ein militairischer Marsch, als ein Tanz. Ein junges Mädchen aus einer kleinen Stadt des Kaukasus tanzte mit einem Soldaten, aber auch dieses war viel mehr traurig anzusehen, als erheiternd; dies ist übrigens der Charakter beinahe aller Tänze der Orientalen, welche niemals die Füße bewegen, sondern stillstehend nur mit den Armen umherfechten.

„Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort, von hundert Kosacken eskortirt, noch funfzig mehr sollten wir von Andrew Aul mitnehmen, denn wir gingen nahe an Schamyl vorbei, zu unserer Rechten konnten wir da und dort auf den Höhen die ausgestellten Posten dieses fürchterlichen Feindes der Russen sehen“ (Schamyl ist im September des Jahres 1859 von den Russen gefangen worden, die Reise wurde ein Jahr früher gemacht).

„Angelangt in Andrew Aul, einer tatarischen Ortschaft, welche den Russen unterworfen ist, wurden wir durch Ali Sultan empfangen und nahmen bei ihm ein Frühstück ein; dies ist der erste rein tatarische Ort, welchen wir bis jetzt gesehen hatten. Derselbe ist befestigt und pallisadirt, hat auch Wall und Graben, um einer russischen Poststation in dieser Gegend zu gleichen, fehlen ihm nur Kanonen; jedes Haus ist nicht nur mit Schießscharten versehen, sondern die flachen Dächer sind von Mauern eingeschlossen, welche crenelirt sind, also gestatten, daß man ziemlich ungefährdet von oben herab auf die Straße schieße, was die Vertheidigung der Stadt sehr erleichtert. Das Haus des Fürsten selbst bietet einen erschreckenden Anblick dar, es ist umgeben von starken Mauern und hat bedeutende Thürme, welche diese Mauern bestreichen. Die Thürme dienen zugleich zu Beobachtungspunkten und zur Vertheidigung, der Hof ist stets voll von festgesattelten Pferden, denn man muß immerfort auf seiner Hut sein, um bei dem ersten Zeichen von Gefahr aufsitzen zu können, die Angriffe sind häufig und kommen plötzlich wie der Blitz, daher auf den Thürmen Tag und Nacht Wachen stehen.

„Nachdem wir unsere Pferde verlassen und unsere Waffen abgelegt hatten (was im Kaukasus ein Zeichen ungewöhnlicher Höflichkeit und großen Vertrauens in seinen Wirth ist), traten wir in einen Saal ein, welcher mit goldenen Arabesken auf Grund von Azur und Karmin, prächtigen und überaus kräftigen blauen und rothen Farben geziert war. Den Fenstern gegenüber befanden sich sechs Nischen und in diesen standen mit Seide bedeckte Betten, welche zur Ausschmückung des Saales dienten; am Abend breitet

man diese Betten auf den Boden aus, damit sie sogleich bereit seien, um möglicherweise anlangende Gäste aufzunehmen. Prächtige Waffen sind an den Wänden zwischen den Nischen aufgehängt, die Mauern rund um sind bis auf Manneshöhe mit schönen Teppichen bedeckt, der Thür gegenüber befinden sich zwei große Spiegel in die Mauer eingelassen, umrahmt von einer großen Unzahl eckiger, kleiner, zusammengesetzter Spiegelstücke. Zierliche Etageren, in zwei verschiedenen Ecken stehend, enthielten theils Tassen, theils Seltenheiten chinesischen oder persischen Ursprungs. Da und dort hingen wundervolle Pferdegeschirre und mehrere Sättel an den Wänden, welche alle gestickt waren mit einer Sorgfalt und einer Geduld, welche in Staunen setzte und welche unzweifelhaft höchst kostbar waren.

„Dieses Alles das Hauptgemach der Wohnung eines Sultans bildend, würde in Paris einen Salon de fantaisie der reizendsten und eigenthümlichsten Art geben, aber wir hatten damit nur eine ganz unvollständige Idee von dem Innern des Palastes, da der eigentliche Luxus desselben für die Frauengemächer aufbewahrt war, welche zu besuchen uns natürlich nicht gestattet sein konnte.

„Das Frühstück wurde auf einem Tisch ganz in europäischer Weise angerichtet, aber die Gerichte waren vollständig tatarisch. Allerlei Früchte, Honig, Fische, Confekt, Salz, alles das vermischte sich auf unseren Tellern, wozu schließlich noch das Nationalgericht der Türken kam, der Pilau, Reis mit Hühnerfleisch gekocht.

„Das Dorf Andrew ist derjenige Ort, an welchem man die berühmtesten Säbel- und Dolchklingen macht. Dieselben werden im ganzen Kaukasus gesucht und allen anderen vorgezogen. Der Ort ist noch nicht seit lange den Russen unterworfen, daher ist er so sehr befestigt, und er hat auch Alles zu fürchten von dem Grimme der Tataren, deren Sache er verlassen hat. Der Fürst Ali, zum russischen Offizier gemacht, ist jetzt ein Verbündeter des Kaisers, welcher sich denselben durch vielfältige Beweise seiner Gunst für immer gefesselt zu haben scheint, die beste Art und die sicherste, um nach und nach seine Macht immer weiter auszudehnen.

„Wir reisten nun nach Thiriurth, einem Militairposten, welcher dem Kriegsschauplatz noch viel näher liegt, als Andrew. Hier war alles Spazierengehen unmöglich, denn wir entdeckten mit unseren bloßen Augen die feindlichen Wachen rings umher. In der obern wie in der untern Stadt sieht man nichts als befestigte Kasernen und Batterien, und man begegnet nur bewaffneten Soldaten. Der Ort liegt so von Bergen überragt, daß man glaubt, dieselben müßten darauf niederstürzen.

„Wir blieben hier nur eine Nacht und zogen dann unter guter Eskorte

nach Unter-Kalé, hatten aber unterweges noch eine große Merkwürdigkeit vor uns. Auf einer großen, vollständig ebenen Fläche, auf der man ganz vergeblich nach einem Körnchen Sand suchen würde, erhebt sich ein Berg von beinahe 2000 Fuß Höhe, ganz und gar von dem reinsten Sande von goldgelber Farbe aufgeschüttet. Dieser Sand ist fein und beweglich, der Wind weht ihn fort, und das verändert daher immerfort die Gestalt des Berges; sonderbarer Weise wird aber der Sand nicht über die Ebene verbreitet, und der Berg wird auch nicht niedriger, man glaubt daher, daß er vulkanischer Natur sei und daß er immer von neuem aufgeschüttet werde von innen heraus; in der That befanden wir uns in einer Gegend, in welcher man bei jedem Schritte die Zeichen eines unterirdischen Feuers wahrnimmt.

„Unter-Kalé ist auf einem schräg abgedachten Berge erbaut, wir ruhten an einem Bache aus, welcher an seinem Fuße vorüberfließt, unterdessen suchte man Pferde für unser Fortkommen in der Stadt; tatarische Frauen mit verhüllten Gesichtern kamen an den Bach, um Wasser zu schöpfen und dasselbe in schön geformten antiken Krügen auf dem Kopfe oder auf den Schultern fort zu tragen. Wir erhielten die Pferde zur Weiterreise nicht ohne Mühe. Unser Weg führte durch enge Schluchten und durch das Bette von Wildwassern, erst in finsterer Nacht gelangten wir nach unserer Station, einem einsamen Soldatenposten und der Wohnung von allen erdenklichen Insekten der Schöpfung. Am folgenden Tage kamen wir an der Behausung und dem Aul des Chamkal Tarkowski vorbei; dasselbe war auf dem Gipfel eines kühnen, gigantischen Felsens erbaut und machte einen höchst malerischen Eindruck mit dem Dorfe, das zu seinen Füßen lag.

„Wir befanden uns jetzt in dem Dagestan und gelangten nach Temirkhan Chura, dem Generalquartier des russischen Heeres in dieser Provinz. Chura ist eine russische, vollkommen moderne Stadt, welche nichts Sonderbares hat, als ihre Lage in der Mitte der Gebirge. Seit zwei Tagen ist hier Schnee gefallen, und er liegt beinahe drei Fuß hoch. Von dem Orte weiter abwärts reisend, glitten Pferde und Wagen auf den Abhängen der Berge immerfort aus. Drei Stunden, nachdem wir den Gebirgsort verlassen hatten, fanden wir den Sommer wieder mit seinen Blumen und Früchten und eine erstickende Hitze. Wir kamen durch die Station Keli und sahen die ganze Bevölkerung in der heftigsten Aufregung, die Tataren der benachbarten Gebirge waren während der Nacht herabgekommen und hatten die Heerden entführt; die Tataren von Keli und die russischen Soldaten befanden sich jetzt auf der Verfolgung der Räuber, man hatte schon Schießen gehört, hatte aber noch keine Nachricht. Da das Gefecht gerade auf unserm Wege vorfallen mußte, so reisten wir mit größter Eile ab, und unsere Begleitung brannte vor Begier, an dieser Festlichkeit Theil zu nehmen, aber

es war zu spät. Nachdem wir eine Stunde weit galoppirt waren, begegneten wir den Streitern des Aul, sie hatten ihre Heerde wieder gewonnen und funfzehn Menschen getödtet, deren Waffen und Kleidungsstücke sie mitbrachten. Einer der Einwohner bot uns an, uns das Schlachtfeld zu zeigen, sofort erstiegen wir einen Hügel, jenseits desselben wir die funfzehn entseelten Tataren zwar mit Wunden, aber mit sonst nichts bedeckt liegen sahen; man hatte sich mit Säbeln geschlagen, die paar Schüsse, welche man von weitem gehört hatte, waren nur gewissermaßen das Signal zum Anfange des Kampfes gewesen.

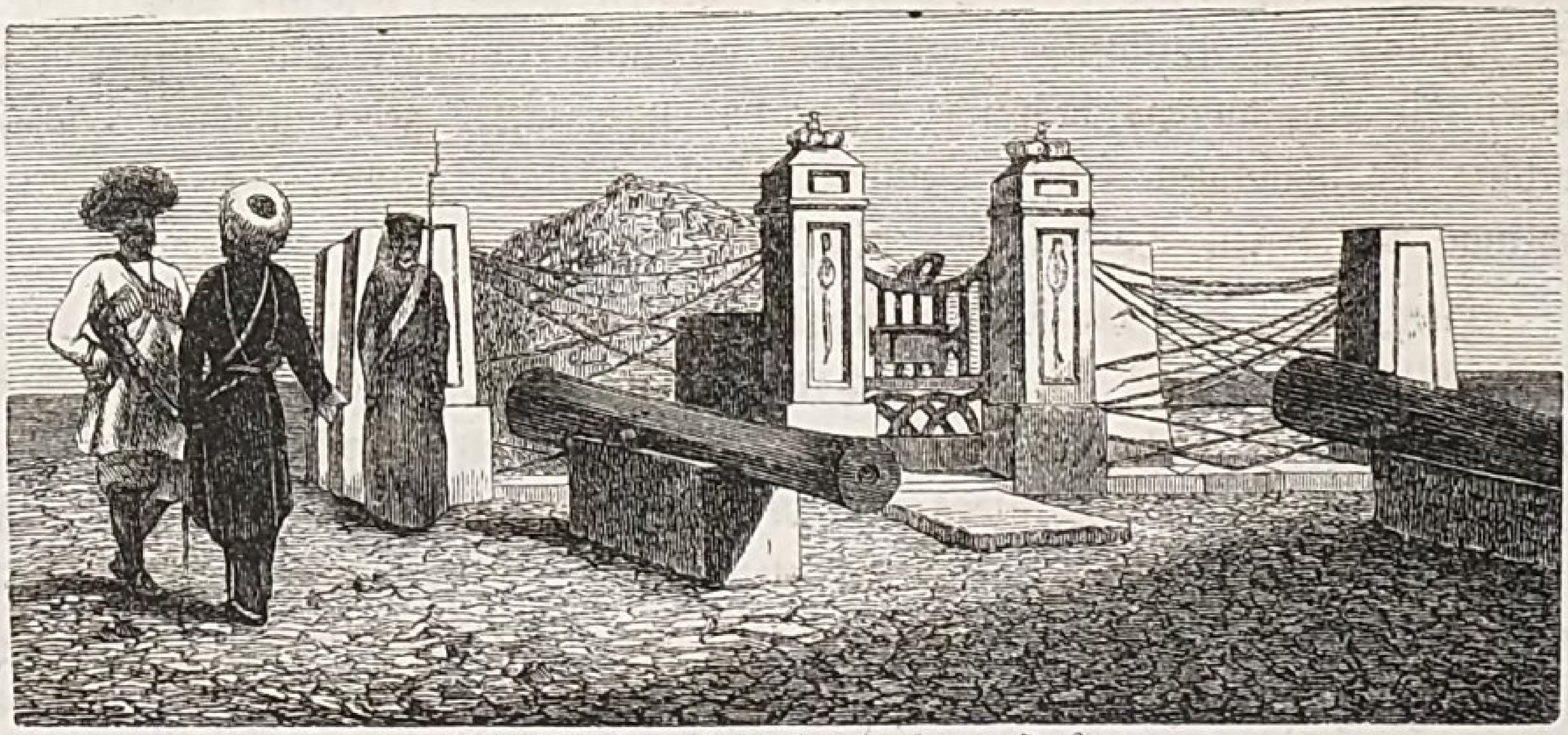
„Wir beeilten uns, den Platz an einige zwanzig Geier abzutreten, welche in weit gezogenen Kreisen über unseren Häuptern schwebten, und nachdem wir einige Waffen der niedergemachten Tataren gekauft hatten, stiegen wir die Abhänge des Kaukasus hinab, und bei dem Umbiegen um einen Hügel sahen wir plötzlich das kaspische Meer vor uns, dieses geheimnißvolle Meer, welches die mächtigen Flüsse Dembla, Ural, Wolga, Kuma, Terek 2c. verschlingt und dessen Spiegel doch nicht steigt.“

Hier haben die französischen Reisenden keineswegs ganz Recht, das kaspische Meer steigt und fällt, je nach der Wassermasse, welche die Flüsse ihm zuführen und die während des Sommers und Herbstes immer geringer wird, dann aber während des Winters und besonders während des Frühjahrs durch den geschmolzenen Schnee wieder bedeutend steigt. Das kaspische Meer liegt in einer äußerst warmen Gegend, und der Sonnenschein verflüchtigt das zugeleitete Wasser von der ungeheuren Fläche nicht nur, sondern es entführt noch mehr, und so sinkt das Niveau des kaspischen Meeres allmählig um sieben bis acht Fuß. Wenn aber die Herbstregen beginnen und die Flüsse wieder füllen, wenn die Ströme während des Winters und im Frühjahr mehr als während des Sommers von den Gebirgen herab ungeheure Fluthen zu dem Kaspisee führen, so steigt dieser auch wieder auf die frühere Höhe und es können Fälle vorkommen, wo sogar die niedrig gelegenen Theile von Astrachan durch die Wolga überschwemmt werden, was nichts anderes sagen will, als daß der Spiegel des Sees bereits so hoch steht, daß er die Wolga staut.

„Immer das Meer zu unserer Linken, stiegen wir auf und ab die Hügel, die Ausläufer des Kaukasus, welche uns jetzt, nachdem wir das Gebirge durchstrichen hatten, ganz unbedeutend schienen; dennoch hatten wir drei Tagereisen, bevor wir an das Meeresufer ankamen. Endlich nach einer letzten Biegung unseres Weges erblickten wir einen tatarischen Kirchhof und gleich hinter demselben auch Derbent.

„Die Stadt zeigt sich in der Gestalt einer ungeheuren crenelirten Mauer,

vom Meere zum Gipfel des Berges ansteigend; ein schönes persisches Thor, von zwei ungeheuren Thürmen flankirt, bildet den nächsten Eingang, gleich daneben gewahrt man eine mächtige Quelle von prächtigen Platanen umgeben. Verschleierte Frauen plaudern in ihrem Schatten, Männer gehen aus und ein, die Scenerie hat etwas ungemein Großartiges und Schönes, welches an biblische Geschichten erinnert, in denen die Schilderungen ganz ähnlicher Gegenden und Situationen vorkommen. Nahe am Meere liegt die Hütte, welche Peter der Große bewohnte, als er zum ersten Male nach Derbent kam; dieselbe ist sorgfältig erhalten worden. Dieses wunderbar kleine Hüttchen, welches dem größten Mann seiner Zeit zur Wohnung diente, zeigt eine unbeschreibliche Einfachheit, man könnte dasselbe beinahe eine bloße Höhle nennen,



Erstes Wohnhaus Peters des Großen zu Derbent.

doch ist sie als Reliquie in hohen Ehren, ist von einem Gitter umschlossen, vor dem Eingang dazu stehen zwei mächtig lange Kanonen, aber nicht auf Lafetten, sondern auf Steinklötzen ruhend; Wachen stehen davor Tag und Nacht."

Das Innere der Stadt Derbent ist vollständig orientalisch, die Kleidung der Einwohner ebenfalls, sie ist die persische. Die große Bewegung der Volksmenge, welche man in den Straßen sieht, läßt mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß Derbent ein bedeutender Markt sei. Der Bazar befindet sich rechts von dem ersten Eingange, auf der entgegengesetzten Seite steigt man eine steile Straße nach dem Quai hinab, woselbst die russischen Kaufhäuser sind. Derbent bildet ein großes längliches Viereck und dehnt sich von dem Meere bis zu dem Gipfel des nächsten Berges aus, woselbst eine mächtige Burg, die Citadelle, steht. Die Mauer, welche die Stadt umgiebt, ist breit und mit Thürmen dergestalt gespickt, daß man mehr Thürme als Mauer sieht. Diese Mauer umfaßt nicht nur die Stadt zu ihrer Siche-

rung, sondern geht auch über alle Berge und Hügel hinweg, und man kann ihre Spuren verfolgen bis auf vier deutsche Meilen von Derbent. Nach einer hier überall bekannten Sage geht dieselbe vom kaspischen Meere ohne Unterbrechung bis zum schwarzen Meere, und es soll nur sechs Stunden Zeit fordern, um Nachrichten von einem Ende derselben bis zum andern zu bringen. Worauf dieses Geheimniß beruht, dürfte schwer zu entziffern sein, denn der Kaukasus, falls an der Fabel überhaupt etwas Wahres wäre, hat eine größere Ausdehnung, als daß er in so kurzer Zeit, und wäre es mit dem flüchtigsten Renner, durcheilt werden könnte.

Es scheint sich nach neueren Untersuchungen zu ergeben, daß die Wasserstraße, durch welche am Anfange der historischen Zeit das kaspische mit dem schwarzen Meere zusammengehangen haben soll, endlich wiedergefunden sei, es ist nicht sowohl jene Stelle, an welcher der Don und die Wolga sich einander bis auf ein paar Meilen nähern, als vielmehr die Gabelung des Flusses Manytch, welcher ostwärts vom Don in diese mündet ganz nahe dem Asowschen Meere. Er wird vom Kaukasus genährt und hat einen Zweig, welcher sich dem kaspischen Meere auffallend nähert und entweder in die Salzsümpfe und Seen der Steppe oder in den Kuma und durch diesen in das kaspische Meer fließt. Das „Entweder Oder“ soll entschieden sein durch Gustav Cazawan, welcher sagt, daß er selbst im Monat April des Jahres 1859 diesen Weg zu Wasser zurückgelegt habe von einem Ende bis zum andren, und zwar mit mehreren kleinen Segelschiffen. Diese Schiffe wurden zu Lande nach Modschar geschafft, weil die Wolga noch nicht eisfrei war und weil es nöthig war, die Hochwasser des Frühlings zu benutzen. Man brachte sich nun genügend Holz und Lebensmittel zusammen, um eine Campagne von vier Monaten durchzumachen. Die Expedition wurde durch einen Herrn Sitnikow befehligt und war zusammengesetzt aus Geometern, welche den Auftrag hatten, die ganze Strecke möglichst genau zu vermessen. Die Expedition begab sich zu Wasser nach Modschar auf dem Maschtuk-Gol, weil die Wellen des Stromes im Kampfe mit dem Meere nicht gestatteten, unmittelbar in den großen Strom zu gehen; nicht nur alle Kanäle waren mit Wasser gefüllt, sondern auch die Fläche, die Steppe war weit hinein überschwemmt, wodurch hier ein Hinderniß entstand, welches sehr viele Zeit raubte. Indessen hatte man doch am 24. April schon beinahe die Stelle der Bifurkation erreicht, man war an dem Punkt, wo die Gewässer sich theilen, aber der Fluß hatte hier eine so geringe Tiefe, daß es schwer war, mit den Kähnen weiter aufwärts zu gehen, einige seiner Zuflüsse gaben, obwohl es die Zeit der reichlicheren Wassermenge war, doch nur sehr wenig Nahrung her. Einer dieser Zuflüsse, der Kala-Uß, welcher in der That breit und tief genug

wäre, ergießt doch seine Gewässer in die Steppe, bevor er in den Manytch gelangt.

Auf den Rath eines kalmückischen Priesters, welcher die Gesellschaft begleitete, ging man den Kala-Uß hinauf, welcher sich ungefähr zwei Meilen oberhalb der Aufnahme der Expedition südwärts wendet. Die Leute und die Kähne erreichten von hier aus über Land den Manytch, welchen man kaum in einer halben Meile Entfernung an der Stelle traf, wo die Straße von Astrachan nach Stauropol ihn berührt; von hier aus gelangte man am 24. Mai nach Rostow am Don.

Während die Expedition unterwegs war, wurden am kaspischen Meere fortwährend Messungen über den Stand des Wassers im Flusse und den Kanälen angestellt, dabei ergab sich die bisher noch nicht beobachtete (wiewohl immer schon dagewesene) Erscheinung, daß die Kanäle sich immerfort verflachten und daß zuletzt so wenig Wasser darin war, daß sie nicht mehr bis zum Kaspisee reichten. Es wurde nunmehr nach der Ursache geforscht, und da ergab sich, daß die in den Flächen und Abhängen des Kaukasus, welche nach Norden schauen, wohnenden zahlreichen Tatarenstämme die Zuflüsse des Manytch abdämmten, um ihre Wiesen und Felder zu bewässern, so daß die ganze rechte Seite des Kuma der Zuflüsse beinahe gänzlich beraubt war.

Es geht hieraus mit großer Sicherheit hervor, daß ein schiffbarer Kanal zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere ohne große Anstrengung eröffnet werden könnte, wenn man jedoch den Tataren die Berechtigung, von den Bächen des Kaukasus ihre Bewässerung abzuleiten, nehmen wollte, so würden sie allerdings dadurch vertrieben, und es frägt sich nun, was wichtiger ist, die Erhaltung und Vermehrung der Bevölkerung oder die Anlage eines Kanals.

Um auf die Mauer selbst zurückzukommen, so existirt darüber eine Reihe sehr genauer Angaben, welche von einem russischen Offizier Bestucheff Marlinsky herrühren, der im Jahre 1832 die ganze Länge derselben beschritt und genau untersuchte. Sie soll nach seiner Meinung durch die Perser oder Meder gebaut worden sein, um die civilisirte Welt von der noch nicht civilisirten, um Asien von Europa zu trennen und um die Perser vor den Barbaren, d. h. den Bewohnern der Steppen diesseits des Kaukasus, zu schützen. Jetzt ist die Sache allerdings anders, die Ansichten haben sich geändert, wir, die ehemaligen Barbaren, nennen uns die civilisirten Völker, und wir nennen ferner die ehemaligen Träger der Kultur Barbaren.

Die Zeit der Erbauung dieser Mauer ist gänzlich unbekannt, aber wahrscheinlich ist, daß Isfendiar oder Iskender, d. h. Alexander der Große,

oder Chosroës oder Nuschirvan der Erbauer sei, gewiß ist ferner, daß diese Mauer, welche jetzt in Trümmern liegt, vom Pontus Euxinus zum kaspischen Meere ging, aber freilich sind ihre Gründer, ihre Vertheidiger, einstmals so berühmt, jetzt vergessen, und sie ruhen in ihren Gräbern ohne eine Inschrift, welche ihre Namen der Nachwelt übergiebt.

Die Thore von Derbent, sonst, wie man sagte, von Eisen, sind heutigen Tages nicht mehr so fest und widerstandsfähig; wenn man dieselben verlassen hat und eine halbe Meile in den Bergen vorwärts gestiegen ist, so gelangt man zu einer Höhle, von welcher die Sage geht, daß die Giganten, die Kinder der Engel und der schönen Töchter unter den Menschen,*) hier hinabgestürzt worden seien.

Nicht weit von dem Dorfe Dach-Kesséne haben sich mehrere Bergwasser zu einem starken Bache vereinigt und einen Weg ausgehöhlt, in dessen Tiefe dieselben fließen, dieser Bach führt zu der Höhle, in welcher die Einbildungskraft der Bergbewohner die Kinder der Engel und der Menschen untergebracht hat, sonst heißt diese Höhle auch das Grab des Veziers. Ein solcher vornehmer Herr ist hier bei irgend einem Ueberfall getödtet worden. Unmittelbar vor der Höhle wird der Bach sehr breit, und ein mächtiger Felsblock, von oben herabgestürzt, steht vor der Höhle, wie eine Schildwache.

Nach innen zu wird die Höhle, deren Eingang zwar mehrere Klafter breit, aber kaum mannshoch ist, höher und weiter, sie ist gänzlich von Rauch geschwärzt, und der Boden ist mit Knochen von Thieren und Menschen bedeckt, denn sie war lange Zeit der Zufluchtsort sowohl von zwei- als vierbeinigen Raubthieren, welche beinahe immer Spuren ihrer Anwesenheit an den Orten, welche sie mit ihrer Gegenwart beglückt haben, zurückzulassen pflegen. Im Uebrigen müssen die „Gewaltigen" entweder sehr unbedeutend, oder es müssen ihrer nicht viele gewesen sein, denn im Ganzen genommen ist die Höhle klein, so daß selbst jene zweibeinigen Räuber, welche sie von Zeit zu Zeit bewohnten, sich genöthigt sahen, ihre Pferde außerhalb derselben unterzubringen.

Noch eine zweite Höhle findet sich in dieser Gegend, sie ist zwar noch viel kleiner, aber sie umschließt doch eine wirkliche Merkwürdigkeit, nämlich

---

*) I. Buch Mose Cap. 6. Vers 1. Da sich aber die Menschen begannen zu mehren auf Erden und zeugeten ihnen Töchter, 2. Da sahen die Kinder Gottes, wie sie schön waren und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. 3. Da sprach der Herr, die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch, ich will ihnen noch Frist geben 120 Jahre. 4. Es waren auch zu der Zeit Tyrannen auf Erden, denn da die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen Kinder erzeugeten, wurden dies Gewaltige und in der Welt berühmte Leute.

die „heiligen Brüste." Es ist eine Tropfsteinhöhle, von deren Wölbung, welche nur einige Fuß über dem Boden ist, zwei Kalksintermassen herabhängen, deren Form in der That die auffallendste Aehnlichkeit mit weiblichen Brüsten hat, welche noch dadurch vermehrt wird, daß aus den Ansätzen, welche den Brustwarzen entsprechen, Wasser träufelt.

Die Einwohner der Umgegend sehen hierin begreiflich nicht ein Naturspiel, sondern sie sehen die wirklichen menschlichen Brüste irgend einer Heiligen, und da dieselben, bei einem paar Klafter Breite, doch eigentlich mehr Ausdehnung haben, als man gewöhnlich an Menschen findet, die schöne Helena des trojanischen Krieges selbst nicht ausgenommen, so ist die Heilige natürlich dem Schöpfungsmorgen angehörig, vielleicht Eva selbst, worüber sie sich indessen nicht bestimmt aussprechen, allein die Kaukasier und besonders ihre Frauen glauben so fest an die Heilkraft des Wassers, das will sagen, an die Wunderthätigkeit der Heiligen, daß, wenn sie durch irgend einen Zufall die Milch verlieren, sie nichts thun, als daß sie sich hierher wenden, einen Hammel schlachten als Opfer und dann von dem Wasser schöpfen und dasselbe trinken. Ihr Glaube ist so groß, daß ihnen gewöhnlich vollständig geholfen wird.

Unfern von dieser Höhle auf der anderen Seite des Berges, dem sie angehört, entspringt eine schöne Quelle dem Boden. Sie ist berühmt durch Peter den Großen, welcher aus derselben bei der Eroberung von Derbent getrunken hat. Es sind seit der Zeit viel über hundert Jahre verflossen, und manch Hundert von fremden Männern hat sich über die Quelle gebeugt und den Namen Peters des Großen gehört, aber keiner hat ihn bis jetzt noch vergessen gemacht, ja man nennt nicht einmal einen anderen Namen neben dem des großen Czaren.

An dieser Quelle geht die oben gedachte berühmte Mauer des Kaukasus vorbei, welche jedenfalls zu den größten Merkwürdigkeiten dieses Gebirges gehört, sie ist nach Art all dieser uralten massenhaften Bauten aufgeführt, nur die beiden äußersten Seiten sind gemauert, zwischen ihnen befindet sich durch Mörtel verbundenes, ganz unregelmäßiges Gestein, es sind gegossene Mauern. Die Thürme springen weit genug vor, um die Mauer auf beiden Seiten zu flankiren, aber sie erheben sich kaum um halbe Mannshöhe über die Mauer, deren Krone die Straße bildet, auf welcher man, von beiden Seiten durch Brustwehren geschützt, von Thurm zu Thurm gelangt. Die Höhe ist im Allgemeinen sehr verschieden und richtet sich ganz nach dem Bedürfniß, nach der Lokalität, da, wo steile Abfälle sind, welche das Erklimmen der Mauer von selbst verbieten, erhebt sie sich nicht viel über die Erde, dort hingegen, wo man Leitern mit Bequemlichkeit anstellen könnte, erreicht sie 30 bis 40 Fuß. Wo sie einen Berg hinab- oder hinaufgeht, ist

sie treppenförmig geworden. Die Thürme sind wahrscheinlich bestimmt gewesen, eine Besatzung aufzunehmen, um Waffen und Mundvorrath zu bewahren, sie sind von unten bis oben hohl und leer, und ein sicherer Beweis des außerordentlich hohen Alterthums des ganzen Bauwerks, welches sehr an die chinesische Mauer erinnert, deren Zweck es auch hatte, ist, daß sich kein einziges Gewölbe darin findet, nicht einmal ein Bogen oder etwas dem Aehnliches, die Erbauer haben ganz gewiß das Gewölbe überhaupt noch nicht gekannt, wie es auch den alten Aegyptern unbekannt war, obwohl dieselben große Baumeister gewesen sind.

Wenn man von Derbent weiter gen Persien reist, so hat man das Meer zur Linken und die Berge des Dagestan zur Rechten. Der Weg ist kaum gebahnt, er ist kaum Weg zu nennen und darum auch äußerst wenig besucht, um desto schöner und romantischer ist derselbe. Man muß freilich nicht zögern, einen reißenden Bergstrom zu Fuß oder zu Pferde zu durchwaten, denn von Brücken ist natürlich hier keine Rede. Man gelangt zuerst nach Kuba, welches auf einem Berge gelegen ist, an dessen Fuß ein solcher Bergstrom, der Kudiul Tschay, fließt, welcher die Stadt von einer Vorstadt trennt. Diese letztere ist nur von Juden bewohnt, welche merkwürdiger Weise nicht Handelsleute sind, wie sonst überall, sondern sich dem Ackerbau und den Gewerben ergeben haben. Man schreibt diese Eigenthümlichkeit der Anwesenheit der Armenier zu, mit denen sie an Schlauheit nicht zu wetteifern vermögen. Ein Sprüchwort sagt, man brauche sechs Juden, um einen Armenier hinters Licht zu führen. In der Stadt macht man sehr schöne Gewebe, köstliche Stickereien, und man verfertigt auch ausgezeichnete Säbel- und Dolchklingen.

Wenn man weiter reist, so erreicht man in einer wüsten Gegend ein in Trümmern liegendes persisches Karawanserai, woselbst gewöhnlich Nachtlager gehalten wird. Natürlich gänzlich auf Kosten der Reisenden, denn was diese nicht an Bequemlichkeit mitbringen, das finden sie nicht.

Hier giebt es ziemlich viel Gazellen, welche gewöhnlich des Morgens zu den benachbarten Bächen herniedersteigen, um zu trinken. Die Reisenden pflegen diese Gelegenheit zu benutzen, um sich mit Wild zu versehen, wiewohl es ein grausames Vergnügen ist, denn die armen Thiere, welche durch Schüsse verscheucht werden, müssen nun einen ganzen Tag Durst leiden. Zugleich sagen alle Reisenden, daß der Anblick eines solchen unschuldigen, sterbenden Thieres etwas überaus Rührendes hätte, der Blick ist beinahe menschlich mild und klar.

Auf dem Wege nach Baku übersteigt man das Vorgebirge Apscheron, und wenn man von demselben niedersteigt, so sieht man vor sich die Stadt der Guebern und Parsis, Baku, und auch die großen Flächen von Bergöl,

welche sich in der Nähe ergießen. Der Boden, auf welchem Baku erbaut ist, scheint ganz damit getränkt, wenn man irgend wo einen Stock in den Erdboden stößt, nur ein paar Fuß tief, ihn dann herauszieht und ein Licht der Mündung nähert, so hat man sofort eine sehr hell leuchtende Gasflamme. Der Pflanzenwuchs um Baku ist daher auch so gut wie Null, nicht sowohl weil der Boden unfruchtbar ist, als weil er durch unterirdisches Feuer so stark erhitzt wird, daß die Pflanzen, welche noch überdies kein Wasser haben, nothwendiger Weise vergehen müssen. Ein Garten ist daher in der Umgegend von Baku ein Gegenstand des fürstlichen Luxus.

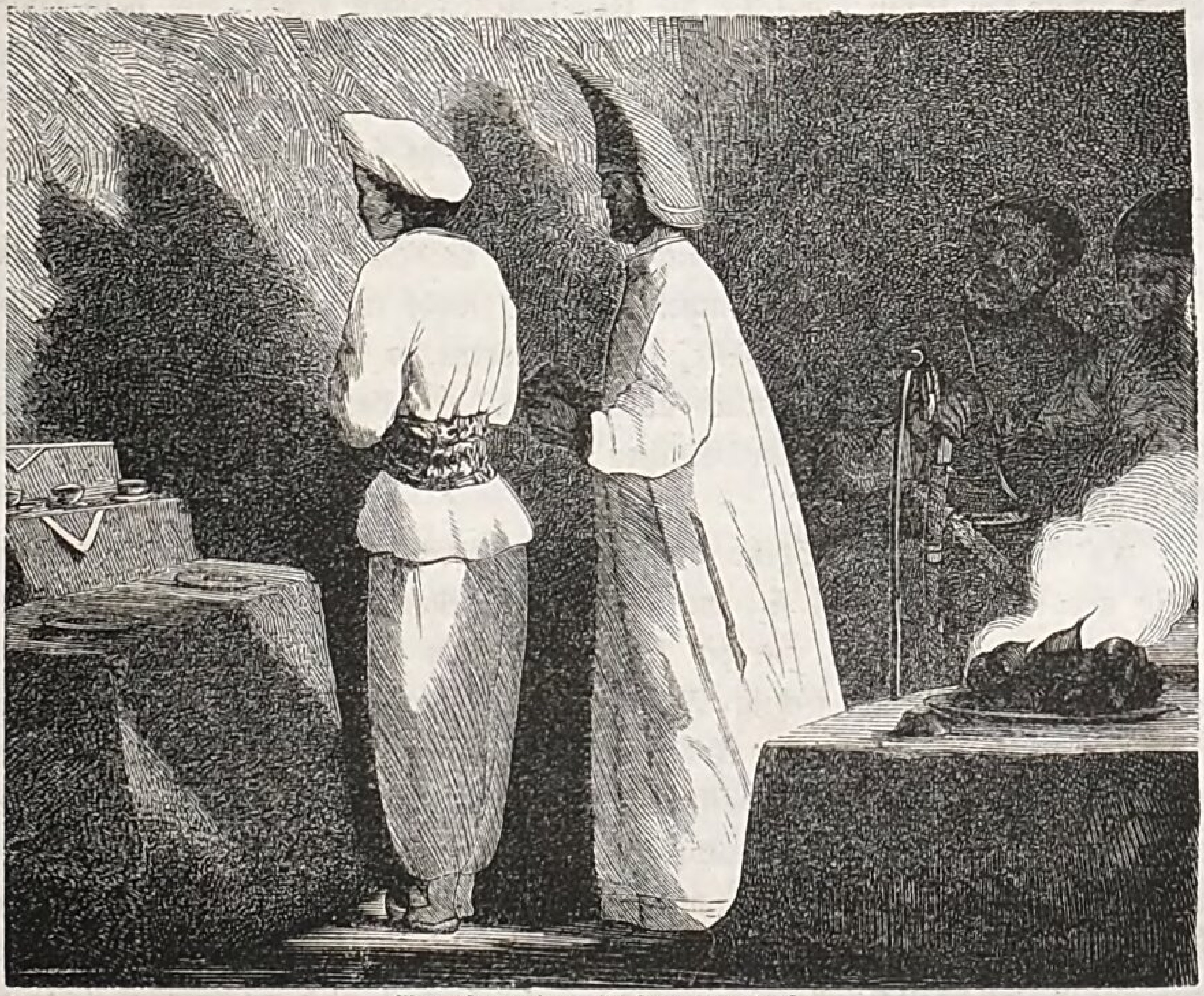
Die Stadt ist von einer dreifachen Mauer umgürtet, welche gleich denen der übrigen befestigten Städte crenelirt und mit Thürmen versehen ist. Das Palais des Khan, die Moscheen und Minarets, alle sehr alt und von dunkler Färbung, heben sich düster ab von den neuen Gebäuden der Stadt, welche sämmtlich mit Kalk beworfen und geweißt sind.

Baku hat ganz seine persische Physiognomie behalten, trotz dessen, daß die Russen dort ein sehr strenges Regiment führen. Die Denkmäler der uralten Civilisation stehen noch, die Bildhauerarbeiten an dem Palaste der Khane sind noch unzerstört, das prächtige Hauptthor dieses Bauwerkes ist ein wahres Meisterstück der Architektur. Auf den Bergen findet man ein altes Karawanserai, dessen Capitäler von einer bewunderungswürdig schönen Zeichnung sind, die Moscheen und Minarets sind mit Arabesken von großer Eleganz verziert. Aber neben dieser alten fest gemauerten Stadt hat sich eine neue erhoben, welche ganz aus Holz gebaut ist, die Schifferstadt, denn Baku ist der berühmteste Hafen des kaspischen Meeres.

Zu allen Zeiten galt Baku als die heilige Stadt der Parsen, drei Meilen von derselben ist das berühmte Heiligthum Atesch-Gah, der Tempel, wo das ewige Feuer brennt (s. S. 225), der Priester sind jetzt nur drei, und sie sind von Delhi gekommen, denn in Persien selbst findet man kaum noch Priester dieser Religion. Verfolgt durch die Mohamedaner seit dem Jahre 655 nach Christi Geburt, haben sie sich zerstreut, weil sie dergestalt gehaßt und verabscheut wurden, daß man sie ungestraft tödten konnte, wo man ihrer ansichtig wurde. Ihr Verbrechen war, daß sie die friedlichsten und liebevollsten Menschen waren, daß sie Niemandem etwas zu Leide thaten, daß sie nur von Pflanzenkost lebten, daß sie nicht so blutdürstig und so kampfeswüthig waren, wie ihre Verfolger, die Bekenner des Islam.

Seit Rußland im Besitz der heiligen Stadt ist, leben sie dort unter dem Schutz des großen Padischah des Nordens friedlich und fleißig und dürfen nicht mehr verfolgt oder verspottet werden, was selbst ihre grimmigsten Feinde, die Mohamedaner, nicht mehr wagen.

In unserer Zeichnung sehen wir eine Weihe vollzogen, durch welche sich der Aufgenommene verpflichtet, kein Geschöpf zu tödten und nichts zu essen, was einmal Leben gehabt hat. Die Einweihung geschieht immer unter dem Schimmer eines heiligen, der Erde entströmenden Feuers und bei sanften Gesängen, welche von den Klängen einiger Saiten-Instrumente und kleiner Glöckchen begleitet werden. Der Einzuweihende darf das Feuer nicht sehen, bevor die Weihe über ihn gesprochen worden, daher er demselben den Rücken zukehrt.



Einweihung eines Guebern oder Parsen.

Die Feuertempel sind äußerst selten geworden, man sieht außer dem von Baku, welchen unsere Ansicht auf Seite 255 zeigt, nur noch einen zu Natsch Rustan, welcher auf einem Felsen steht, der sich über die Ebene rings umher erhebt. Dort sind zwei einander vollkommen gleiche Altäre, auf denen ewiges Feuer brennt, in Baku aber ist der Anblick jedenfalls ein bei weitem großartigerer. In der Mitte einer großen Fläche erhebt sich ein crenelirtes Gemäuer, aus jeder der aufsteigenden Crenelüren entfaltet sich eine Feuergarbe, in der Mitte dieser Ummauerung steht ein besonderes Heiligthum, welches eine Kuppel zur Bedachung hat und aus fünf Oeffnungen beträchtliche Flammen entsendet. Im Innern dieses Raumes ist der Anblick wahr-

haft dämonisch, Flammen steigen überall aus dem Boden empor und diejenige Stelle, welche den Altar vorstellt, ist ganz in mächtige Flammen gehüllt.

Wenn man von Baku aus das kaspische Meer befährt, so sieht man an manchen Stellen die Wasserfläche aufkochen, hier ist es, wo sich die Naphtha, das durchsichtige, wasserhelle Bergöl, über die Fläche des Meeres erhebt. Wirft man auf solch eine Stelle einen angezündeten Strohwisch, so brennt, wie es scheint, das Meer selbst. Dieser Stellen sind viele und es kann sich treffen, daß der Kahn, welcher die Experimentirenden führt, sich bald rings von Flammen umgeben findet; in solchem Falle ist es nicht ohne Gefahr, in der Nähe zu bleiben, denn das Feuer erlischt nicht, bevor nicht ein heftiger Sturmwind es unterdrückt und es kann wohl sein, daß ein solcher sich Wochen, ja Monate lang erwarten läßt.

Nächst dem feenhaften Anblick, den ein brennendes Meer liefert, nebst den Wundern eines Gueberntempels ist auch wohl noch bemerkenswerth eins der schönsten persischen Bauwerke, dessen Pforten so wunderbar verziert sind, dessen Gemäuer so eigenthümlich durchbrochen ist, daß man glauben möchte, dasselbe bestehe aus brüsseler Spitzen; dieses Gebäude ist eine Seite aus Tausend und eine Nacht.

An der äußersten Spitze des Cap Apscheron liegt eine Insel, welche heilig genannt wird, weil sie, wie Baku, Naphthaquellen enthält. Dort und an anderen Orten rings um die Stadt hat man Oeffnungen gebohrt, deren Tiefe von funfzig bis sechzig Fuß wechselt; sie alle liefern Naphtha, die mehrsten die braune, unreine Art, welche jedoch vollkommen gereinigt werden kann; einige wenige liefern wasserhelles Bergöl. Man hütet sich wohl, bei Licht zu arbeiten oder überhaupt mit Flammen diesen Brunnen nahe zu kommen, denn sie würden, einmal entzündet, nicht zu löschen sein. Eine dieser Quellen, von ungeheurer Größe, wurde durch eine Unvorsichtigkeit am Anfange dieses Jahrhunderts angezündet, sie brennt noch gegenwärtig; mehrere andere sind durch Zufälligkeiten, welche man nicht kennt, in Brand gerathen, daher werden die Tonnen, in denen man die Naphtha versendet, nur bei Tage gefüllt. Dieses Oel bildet einen sehr bedeutenden Handelsartikel; merkwürdig ist, daß selbst die Tataren sich seiner bedienen, um die Axen ihrer Karren zu schmieren. Sonstmals waren diese Leute stolz auf den unerträglichen Spektakel, den die Räder dieser Karren machten, sie sagten, man hört uns von weitem, wir sind anständige Leute, wir brauchen nicht Stille und wir wollen nicht schleichen wie die Räuber auf unseren Wegen; jetzt haben sie sich doch in diesen Fortschritt gefügt, da sie aber das Schmierfett verabscheuen, so bedienen sie sich dieses Bergöls.

Wendet man sich nunmehr westwärts, um auf dem südlichen Abhange

des Kaukasus weiter zu gehen, so gelangt man nach etwa zwanzig deutschen Meilen nach Schamaki, der alten Hauptstadt von Chirwan oder Kirwan; der Weg dahin ist erst in den letzten Jahren gebahnt worden und es ist wohl ziemlich der beste, den man in jener Gegend finden wird. Maler aber und Leute, die das Romantische lieben, suchen nicht gerade immer das auf, was bequem und sicher ist und sie verlassen dann diese bequeme Straße, um sich so nahe als möglich an die Grenze der Lesghier zu begeben und dann allerdings befindet man sich bald in den Bergen, deren Anblick um so wohlthuender ist, als die Ufer des kaspischen Meeres etwas trostlos Oedes haben, die Stürme immerfort das Meer bewegen, Wolken den Himmel bedecken, das üble Klima und die sumpfigen und bituminösen Ausdünstungen Fieber erzeugen, wodurch der Aufenthalt in Baku zu einem förmlichen Exil wird, um so trauriger, als man keine Pflanzen, keine wilden Thiere, keine Vögel, nichts, was den Gedanken des Lebens in der Natur erweckt, zu sehen bekommt. Man fühlt, daß der Boden, auf dem man steht, unterhöhlt ist, daß das Feuer darunter wüthet und man jeden Augenblick zu besorgen hat, daß Erdbeben Spalten eröffnen und den Reisenden verschlingen, wie die Rotte Korah, in der That möchte Baku einer gewissen Sicherheit genießen nur vermöge der natürlichen Ventile, die dort fortwährend in Flammen stehen und die sich spannenden Dämpfe entweichen lassen, aber eine entschiedene Sicherheit ist auch dort nicht zu finden, denn nahe dabei liegt ein mächtiges, ausgedehntes Gebäude, durch ein Erdbeben untergegangen, in das Meer versenkt, so daß nur die Spitzen seiner Thürme aus der Fläche des Meeres hervorsehen. Noch einen anderen Beweis sieht man in einer Sandbank, ehemals eine bewohnte Halbinsel, durch einen gepflasterten Weg (dessen Spuren man noch deutlich wahrnimmt) mit der Stadt verbunden, jetzt so weit untergegangen, daß die ehemals bebaute Fläche vom Meere überspült wird und die Häuser davon weggewaschen sind. Es ist nicht zu bezweifeln, daß vulkanische Thätigkeit diesen Untergang herbeigeführt hat.

Aber bei weitem anders zeigen sich diese Erscheinungen, wenn man sich dem Gebirge nähert, überall ist der Boden gespalten, zerrissen durch die Erdbeben. Die Berge, welche nach einander vor dem Gesichte der Reisenden auftauchen, haben alle ein trostloses Ansehen, welches auf das Deutlichste an die Bilder erinnert, die man sich vom Chaos macht. Wenn sich irgend wo ein hierher verirrtes Mitglied der thierischen Schöpfung zeigt, so ist es ein Skorpion oder eine giftige Spinne vom Tarantelgeschlecht, deren Biß tödtlich ist; man sieht wohl hin und wieder einige grüne Flecke, welche Pflanzenwuchs verrathen, nähert man sich aber denselben, so sieht man, daß es der pontische Absynth, eine giftige Wermuthpflanze, ist, welche das Thier tödten würde, welches davon fressen wollte, daher hütet man sich auch, an

den-Stellen, wo die Postpferde gewechselt werden, diese sich selbst zu überlassen; sie werden angebunden und gefüttert, wiewohl diese Sorge eigentlich überflüssig erscheint, da Thiere im freien Zustande niemals Pflanzen fressen, welche ihnen schädlich sind, dieses kann nur geschehen, wenn sie im Stalle mit geschnittenem Grünfutter versehen werden, da dann allerdings auch das Schädliche sehr zum Nachtheil des Viehes und des Besitzers gefressen wird.

Von der Höhe wirft man noch einen letzten Blick auf Baku und das kaspische Meer, da gewahrt man denn, daß die Flammen von Atesch-Gah, dem Gueberntempel, einen weit größeren Raum einnehmen, als man anfänglich geglaubt hat. Es kommt daher, daß die Gasflammen, welche dort in beliebiger Menge erzeugt werden können, zur Kalk- und Ziegelbrennerei benutzt werden. Man sticht eine beliebige Anzahl Löcher in den Boden und schichtet darum sowohl Kalk- als Ziegelsteine, mit der einzigen Vorsicht, daß sie genügende Lücken lassen, um der Luft Zutritt zu gestatten. Wenn der Bau fertig ist, so wird der Dampf angezündet, welcher fortwährend aus den Oeffnungen emporsteigt und augenblicklich bildet sich eine Flamme von solcher Kraft, daß der Kalkstein in sechs bis acht Stunden gahr gebrannt ist, während wir in unseren besten Oefen ein paar Tage dazu brauchen. Um Ziegel zu brennen, verfährt man eben so. Diese Veranstaltungen sind es, welche man von dem Hügel übersieht, sie bedecken große Strecken in der Umgegend des Tempels zum höchsten Entsetzen der Guebern, welche ihr Heiligthum auf solche Weise verunreinigt sehen. Es wurde dort auch einmal ein künstliches Erdbeben erzeugt. Ein bedeutend tiefer Brunnen, einer der wenigen, die ein erträgliches Trinkwasser geben, war eine lange Zeit zugedeckt gewesen, man wollte nunmehr ihn reinigen, mußte dazu aber erst das beim Einathmen tödtliche Gas fortschaffen und dieses schien am leichtesten dadurch zu bewerkstelligen, daß man der Mündung des Brunnens einen brennenden Strohwisch näherte; alsbald entzündete sich das Gas und schleuderte die Decke weit in die Luft. Der Knall war so furchtbar, daß man in Baku glaubte, ein Vulkan bräche aus. Glücklicher Weise war hiermit die Sache beendet, denn die bis auf den Boden ausgebrannte Masse brennbarer Luft ersetzte sich nicht mit solcher Schnelligkeit, daß der Brand fortgedauert hätte.

Wenn man die Berge weiter hinansteigt, so verliert sich das überaus öde Ansehen derselben und der Ort Schamaki liegt in einer nicht ganz reizlosen Gegend, aber allerdings muß man, um die Stadt zu besehen, eine glückliche Zeit getroffen haben, denn da sie gleich den mehrsten orientalischen Städten keine Spur von Pflaster oder einer sonstigen Art, den Weg gangbar zu machen, besitzt, so erstickt man entweder im Staube oder man

bleibt bei mäßiger Feuchtigkeit im Kothe stecken oder endlich man hat Sorge, daß man im Schlamme fortschwimmen wird, man kann daher in der Regel nicht anders, als zu Pferde durch die Stadt kommen.

Dieselbe — die Hauptstadt im Königreich, besteht aus zwei Theilen, der hochgelegenen und der niedrigen Stadt; in der ersteren wohnen nur die russischen Autoritäten und die Fremden, die untere Stadt liegt in einem tiefen Thal, dessen schwüle, höchst ungesunde Luft sehr böse Fieber erzeugt, von denen die obere Stadt nicht leidet, dagegen sie wieder mehr dem Erdbeben ausgesetzt ist, und es vergeht kein Tag, wo man nicht einzelne Stöße empfindet, und kein Monat, wo nicht einige Häuser zusammenstürzen oder gar sich so gewaltige Spalten öffnen, daß ganze Stadtviertel darin versinken. Im Juni 1859 wurde die Stadt durch ein furchtbares Erdbeben gänzlich zerstört, der Aufbau aber hat unmittelbar darnach angefangen, und es wird dieses wohl wiederholt werden, was auch die Vernunft dagegen sagt, so wie es schon unzählige Male wiederholt worden ist, und wie es auch am Vesuv und am Aetna nicht unterbleibt. Der Ort ist übrigens sehr alt, er soll eine der Hauptstädte von Medien und eine Residenz des Cyrus gewesen sein; allerdings war die Stadt damals wohl größer als jetzt, wo sie kaum 15,000 Einwohner hat; ist es wahr, daß sie am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts über 100,000 Einwohner gezählt haben soll und stellen wir uns vor, daß ihre Größe verhältnißmäßig bedeutender gewesen sei, als man weiter zurückgeht, so kann sie vor einem paar Jahrtausenden wohl eine Einwohnerzahl gehabt haben würdig der Residenz eines Cyrus. Ihr Verfall wird übrigens Peter dem Großen zugeschrieben, dessen Soldaten die Stadt plünderten und in Brand steckten; auch Nadir Schach hat sie gründlich zerstört. Im Jahre 1816 ließ der letzte Khan von Schirwan, gerührt durch das Unglück der armen Stadt, welche immerwährend durch Pest, Krieg, Plünderung und Erdbeben heimgesucht worden ist, die Einwohner nach Fistag auswandern, einem unersteiglichen Felsen, auf welchem er dieselben sicher glaubte. Die Stadt blieb menschenleer bis zum Jahre 1819, wo der General Yermoloff die Einwohner wieder zurückführte.

Die Stadt producirt vorzugsweise, wie Baku und Derbent, Waffen, Pferdegeschirre und Sättel, außerdem aber schöne Teppiche und Seidenstoffe von so gutem Geschmack, daß sie mit den besten französischen wetteifern können und noch dazu bei weitem wohlfeiler sind. Die Teppiche sind getreue Nachahmungen der ächt persischen, d. h. sie sind die schönsten der Welt, und sie übertreffen weit die französischen Fabrikate, sowohl hinsichtlich der schönen Zeichnung als auch der prachtvollen Farben und des wohlfeilen Preises. Natürlich muß man nicht von den Gobelin-Tapeten sprechen, diese sind Kunstwerke, welche auf Kosten der Könige von Frankreich und

nicht zum Kauf, sondern in der Regel nur zum Zweck, verschenkt zu werden, gemacht worden sind.

Neben jenen wunderbar schönen Stoffen mehren sich übrigens auch bunt in den allerschreiendsten Farben die abscheulichen Zeuge, welche dem Geschmack der gemeinen Leute in Persien entsprechen; sie sind übrigens zu solchen Spottpreisen zu haben, daß man fast glauben möchte, die dazu verwendete Seide sei gestohlen und der Weber habe zu seinem Vergnügen gearbeitet.

Auch die Waffen werden zu Spottpreisen verkauft; eine einfache lange türkische Flinte mit silberverziertem Schaft ist für neun bis zehn Thaler zu haben. Verhältnißmäßig in ganz gleichem Preise stehen Säbel, Dolche und andere Hieb- und Stichwaffen, welche in dem civilisirten Europa einen zehnfach höheren Preis haben würden; es wird hier ein sehr ausgebreiteter Schleichhandel mit diesen Produkten des in- und ausländischen Kunstfleißes getrieben. An der russischen Grenze wird ein enormer Zoll erhoben, welcher den Handel eigentlich ganz vernichten würde, wenn nicht glücklicher Weise die Zollbeamten so schlecht bezahlt würden, daß sie für ein mäßiges Geschenk die Augen zudrücken.

Das Leben und die Sitten dieser Stadt unter Vornehm und Gering neigt sich ganz dem Persischen zu, wenn ein reicher Tatar eine Gesellschaft giebt, so entwickelt sich daselbst ein wahrhaft orientalischer Luxus. Die Häuser selbst der Vornehmsten sind äußerlich ohne irgend etwas besonders Hervorstechendes, was verrathen dürfte, welch ein Reichthum sich im Innern zeigt. Dort aber sieht man schöne Räumlichkeiten mit seidenen Draperien und Tapeten, mit schönen Teppichen auf dem Boden und selbst die erste derselben, nur für die eigene Dienerschaft und für die der Gäste bestimmt, ermangelt nicht solcher Bequemlichkeiten und kostbaren Verzierungen.

In diesen Vorzimmern läßt der Gast seine Waffen und seine überflüssigen Bekleidungsstücke, so wie auch seine Fußbekleidung, denn man erscheint daselbst nicht mit Stiefeln oder Schuhen, sondern in Pantoffeln, welche stiefelartig angezogen werden und von feinstfarbigem Safran gemacht sind. Die Orientalen entblößen bei der Begrüßung nie das Haupt, eben so wenig beim Eintritt in ein Haus als beim Eintritt in die Moscheen, wohl aber legen sie die äußere Fußbekleidung ab.*)

---

*) Moses Buch II. Cap. 3. V. 4 u. 5: „Da aber der Herr sahe, daß er hinging zu sehen, rief ihn Gott aus dem Busch: Mose, Mose! er sprach: tritt nicht herzu, zeuch deine Schuhe aus, denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heilig Land." — Nach diesem Gebot verfahren die Orientalen (nicht blos die Juden) bis auf diese Stunde.

Die Empfangssäle sind immer auf das Allerreichste ausgestattet, der Plafond bildet gewöhnlich in der schönsten Freskomalerei einen persischen Teppich nach, der Rand, welcher ihn umgiebt, besteht aus künstlichen Steinen, deren vielfältige Facettirung die Krystallform der natürlichen Steine nachahmt. Die Wände sind gewöhnlich mit Holz getäfelt, welches auf das Zierlichste und Künstlichste mit der Laubsäge ausgeschnitten ist, so daß es Spitzenmuster nachahmt. Große und prächtige Spiegel sind in den reichen Häusern etwas sehr Gewöhnliches, auch die Thüren sind von geschnitztem Holz, aber die Füllungen sind von unbelegtem Spiegelglase, so daß man selbst bei geschlossenen Flügeln von einem Gemach in das andere sehen kann. Wenn man in der Türkei noch erhöhte Sitze, sogenannte Divans findet, so fehlen diese in Persien beinahe gänzlich. Der Boden ist immer mit jenen kostbaren wollenen Teppichen belegt, welche eine zollhohe geschorene Kette haben (sammetartig); auf diesen liegen unzählige Kissen rings umher von jeder Form, Farbe und Größe, meistens mit Seidenzeug überzogen, mit Gold und Silber gestickt, aber über dieses mit Flor umhüllt, damit die goldene Stickerei zwar zu sehen sei, aber das Gesicht, was sich daran lehnen will, nicht verletze.

Auf diese Kissen oder auf den Teppich setzt man sich mit gekreuzten Beinen nieder und lehnt den Rücken an die Wand, welche ein prächtig gepolstertes Kissen unfühlbar macht. Es wird die Wasserpfeife geraucht oder man erfreut sich auch wohl des Opiumduftes, aus zierlichen thönernen Köpfen mit langem Weichselrohr und Bernsteinmundstück geraucht. Musik fehlt bei solchen Versammlungen niemals, aber die Instrumente sind nicht besonders melodisch, Pauken, Tambourins und schallende Becken bilden die Hauptsache, beinahe verschwindend unter diesem Lärm ist der Ton einer Cither mit unmenschlich langem Halse, deren metallene Saiten mit einer Feder angeschlagen werden, und der eines sonderbaren Dinges, welches entfernt an das Violoncell erinnert, eine Halbkugel auf einer Seite mit Hals und Griffbrett, auf der andern Seite mit einem eisernen Fuße versehen, vermöge dessen es auf dem Boden steht. Es wird mit einem Bogen gestrichen, aber es bewegt sich nicht der Bogen, der, mit der Hand an das Knie gestützt, still steht, sondern es bewegt sich das Instrument in der linken Hand, mit der es zugleich gespielt (gegriffen) und gegen den Bogen gestrichen wird.

Die Musiker sitzen auf der Erde und machen ihre Musik ohne Melodie und ohne Takt, jeder nach seinem Belieben; der höchste Genuß aber, den der reiche Wirth seinen geehrten Gästen bieten kann, liegt in dem Tanz, welcher durch drei, vier oder mehr käufliche Mädchen oder Knaben aufgeführt wird.

In Schamaki befindet sich eine Tänzerin, welche von den Russen Bajadere genannt wird und den Namen Nyssa führt; diese gilt für die größte Schönheit der Erde oder galt wenigstens lange Zeit dafür, daß dieses lange Zeit gewesen, dürfte ein genügender Beweis sein, daß sie es nicht mehr ist. Wer reich genug ist, um diese Tänzerin zu bezahlen, läßt sie kommen und entzückt sich und seine Gäste immer noch durch die Ueberbleibsel der einst so großen Schönheit; gewöhnlich bringt dieselbe noch ein paar Tänzerinnen mit, deren Ruhm sich dann wohl später auch verbreiten wird, wenn sie wie die schöne Nyssa über die Zeit der Jugend hinaus sind. Jünglinge von vierzehn, wohl auch weniger Jahren werden nicht selten in Mädchenkleider gesteckt, man sucht sie aber zu diesem Behuf so hübsch aus, daß sie keinen unangenehmen Eindruck machen, auch wenn man weiß, daß es nicht Mädchen sind.

Die Musik ist viel mehr lärmend als harmonisch, nur selten kann man einen melodischen Satz erkennen; nachdem der Spektakel einige Zeit gedauert hat, erhebt sich eine oder erheben sich mehrere Tänzerinnen und beginnen einen langsamen, kaum taktmäßig zu nennenden Marsch, bei welchem die Arme mehr zu thun haben, als die Beine; da die Gestalten dieser Mädchen aber immer von großer Schönheit und Ueppigkeit sind, so ist der Anblick jedenfalls ein sehr schöner, wenn er schon einen Europäer nicht gerade exaltiren kann. Wohl aber geschieht dieses mit den leicht beweglichen Orientalen; sobald sie warm werden, sobald ihre Augen die innere Lust verrathen, welche ihnen der Anblick der schönen, wellenförmig geschwungenen Formen gewährt, so beginnen sie mit den Händen den Takt zu klatschen, dann erheben sich die Tänzerinnen zu lebhafteren Aeußerungen ihrer Kunst, sie eilen in dem Saal umher, bald da, bald dort vor einem Zuschauer stehen bleibend, um ihm Gelegenheit zu geben, ihre Reize zu bewundern. Das Händeklatschen wird allgemein, der Takt desselben schneller, lebhafter, die Musiker machen einen unerhörten Lärm, die Tänzerin folgt mit den Bewegungen ihres Körpers dem beschleunigten Taktmaß, und sie strengt sich dabei so an, daß sie nach einiger Zeit auf die Kissen niedersinkt, vollkommen erschöpft und kaum im Stande, sich noch zu bewegen, worauf der Beifall der Zuschauer in ein förmliches Toben ausbricht.

Alles dieses ist allerdings etwas wild, aber keineswegs reizlos und selbst der Europäer wird so hingerissen, daß er bei kaltem Blute sich wundert, wie ein so einfacher Tanz ihn hat unterhalten und bis zu solchem Grade aufregen können.

Auf solche Scenen folgt gewöhnlich zur Abwechselung ein Abendmahl, es werden köstliche eingemachte Früchte theils in Schalen von edlem Metall, theils in solchen von Halbedelstein, wie Karneol, Achat, Chryso-

pras ꝛc. umhergereicht; es fehlen natürlich nicht jene erquickenden Getränke aus Reiswasser, Fruchtsäften und Zucker, im Eis des Kaukasus gekühlt, es fehlen nicht Liqueure und namentlich wird Champagner genossen, welcher nicht für Wein gilt, also so wenig wie der Liqueur durch das Gesetz des Propheten verboten worden ist.

Nach dem Abendessen folgen wieder Tänze und wieder Näschereien, dann kommen Sänger, welche entweder Lieder der Perser und Tataren singen oder Wettkämpfe unter einander halten, bei denen sie improvisiren, sich necken, sich loben oder beleidigen, abwechselnd so lange, bis einer unterliegt.

Frauen sind bei diesen Festlichkeiten niemals gegenwärtig, alle Orientalen halten das weibliche Geschlecht für entheiligt, sobald es sich den Blicken des Mannes aussetzt, daher diese Tänzerinnen auch keinesweges der Achtung eines Mannes genießen, sie mögen noch so schön und noch so reich sein, welches letztere sie immer werden, wenn sie schön waren, denn ihre Dienstleistungen werden zu ungeheuren Preisen bezahlt und wenn dieselben sich in einer Stadt befinden, wo, wie in Schamaki, viele reiche Perser und Tataren wohnen, so können sie in drei bis vier Jahren eine Summe Geldes beisammen haben, welche sie in Europa zu einer beneidenswerthen Parthie machen würde. Wollen sie aber heirathen, so müssen sie nothwendiger Weise den Ort — das Land verlassen, denn da man sie als Tänzerinnen kennt, würde man sie wohl als Sklavinnen kaufen (was sich natürlich von selbst verbietet, da sie frei und reich sind), aber nicht heirathen, nicht zur wirklichen Frau machen, denn sie sind entehrt.

Entehrt? wodurch? durch ihr Gewerbe? Nein, dieses nicht, sondern dadurch, daß sie ihr Gesicht entblößt gezeigt haben.

Es ist ein ganz sonderbarer Zug in der orientalischen Sittlichkeit, daß eine Entehrung darin liegt, daß ein Mädchen sein Gesicht zeigt. Ueberrascht man eine schöne oder häßliche Perserin im Bade, so giebt sie alle ihre Reize Preis und hält beide Hände vor das Gesicht. Die Kleidung ist eigenthümlich frei, das Hemde oder das Gewand, welches demselben ähnlich ist, gleicht dem unserer Männerhemden, es hat vorn einen Schlitz, welcher jedoch viel weiter herabgeht, als er bei Männerhemden gewöhnlich reicht; vermöge dieser Einrichtung läßt die Dame einen großen Theil ihres Körpers — beim leisesten Windzuge eine oder die andere Brust, immer die Herzgrube, ja den Leib bis unterhalb des Nabels sehen, ohne daß sie sich dabei etwas denkt, aber das Gesicht hat sie durch einen ganz undurchsichtigen Schleier bedeckt. Die Frauen der niederen Klasse sind noch viel weniger scrupulös, sie gehen mit entblößten Schultern über die Straße an die Arbeit. Wenn sie Wasser holen, heben sie ihre Unterkleider vielleicht

weiter auf, als es die Besorgniß, dieselben zu benetzen, rechtfertigt, aber ihr Gesicht ist mit Leinwand zugehängt und nur vor den Augen befinden sich ein paar Oeffnungen.

Was soll man dazu sagen, als daß die Begriffe über Schicklichkeit und Sittlichkeit sehr verschieden sind. Die vornehme Engländerin entsetzt sich, wenn sie einen Mann sieht, dessen Kinn und Mund von Bart umgeben ist, dagegen spricht dieselbe Engländerin ganz ungenirt in der größten Gesellschaft mit einem vornehmen Schotten, dem es beliebt, in seiner Nationaltracht in die Gesellschaft zu kommen. Die reiche junge Amerikanerin zieht den gedrechselten Füßen ihres Flügels Hosen an, weil sie kein bloßes Bein sehen will, sie findet es empörend, wenn man nur das Wort Bein ausspricht, das ist unanständig, man muß „Glied" sagen. Dieselbe Amerikanerin läßt sich aber von einem ihrer Neger im Bade seifen, abreiben, trocknen, in das Bett tragen und findet alles dieses nicht unanständig. Warum wollen wir den Orientalen ihre Begriffe von Anständigkeit streitig machen.

Von Schamaki beginnt eine wohlgebahnte Straße, welche durch das Land der schönen Frauen, durch Georgien und Tiflis und von dort weiter bis an die Grenze von Mingrelien, bis nach Kutaïs, der Hauptstadt von Imiretien, führt. Hier wird noch die im Mittelalter so berühmte Jagd mit Falken getrieben. In Europa sind die schönen klugen Vögel so selten geworden, daß man sie kaum einmal dem Namen nach kennt, in Persien aber findet man sie noch vielfältig und es sind Leute dort, welche Falken abrichten und dieselben dann an Jagdliebhaber vermiethen. Die Jagd wird immer zu Pferde gemacht und man ist von Hunden sowohl als von Falken und von den Führern derselben begleitet.

Die Liebhaberei für diese Thiere zeigt sich schon in den Steppen nördlich vom Kaukasus und ein jeder schmückt seine Falken nach seinem Geschmack; natürlich kann sich dieser Schmuck nur auf die Kappe beziehen, welche das Thier trägt, so lange es auf der Faust sitzt, denn wenn es aufsteigen und jagen soll, so wird es von der Kappe und jeder Fessel befreit; aber diese das Thier blendende, die Augen bedeckende Kappe ist gerade der Gegenstand der größten Sorgfalt. Natürlich roher ist das äußere Ansehn dort, wo nur Kalmücken und Tataren sich der Falken bedienen, als am Kaukasus, hier aber, wo zu dem Tataren von Dagestan sich der Lesghier des östlichen Abhanges, der Perser und der Armenier des Unterlandes und der große georgische Herr', der fürstliche Gebieter gesellt, da kommt zu dem Nützlichen und Schönen auch das Reiche und Prachtvolle.

Man sagt, es gebe nichts Interessanteres, als eine Falkenjagd. In

dem Augenblick, wo das edle Thier sich von der Kappe befreit fühlt, steigt es auf, erhebt sich, übersieht mit einem Blick das weite Feld seiner Thätigkeit und sogleich stürzt es sich wie ein Pfeil nieder auf seine Beute. Keine Gefahr hindert ihn, es stürzt auf eine Heerde wilder Gänse oder Trappen, klammert sich an das Thier, welches es ausgewählt hat und läßt dasselbe nicht los trotz des wilden Geschreies der ganzen Heerde und trotz der Hiebe, welche mit den starken Schnäbeln gegen ihn geführt werden, gegen welche er sich meistentheils durch die ausgebreiteten Flügel seines tödtlich erschreckten Schlachtopfers zu schützen weiß. Es fühlt, daß sein Herr ihm zu Hülfe kommen wird und dies geschieht auch, denn die Jäger folgen auch dem Falken, wohin derselbe zieht, in gestrecktem Galopp, um sogleich zu seiner Hülfe bei der Hand zu sein. Sie haben dabei kleine Pauken an ihren Sätteln hängen, auf welche sie schlagen, um durch das Geräusch die Heerde zu verscheuchen.

Alsbald wird die Gans oder die Trappe getödtet, ihr wird der Kopf gespalten und so geöffnet wird er dem Falken gegeben, welcher das Gehirn verzehrt. Dieses ist seine Lieblingsspeise, er weiß, daß sie seiner wartet, aber er läßt das gefaßte Thier auch nicht früher los, als bis sie ihm gereicht worden ist.

Die Falkenjagd wird auch gegen vierfüßige Thiere getrieben, denn der Falke stößt auf den Hasen eben so gern, als auf den Fasan; aber es scheint auch nöthig, daß man sich der Jagd widme bei einer Reise durch den Kaukasus und das angrenzende Armenien, denn außer in den eigentlichen Städten ist von Wirthshäusern, in denen man zu essen bekäme, gar keine Rede, jeder bringt sich seine Nahrungsmittel, überhaupt alle seine Bedürfnisse mit, und es kommt nur darauf an, wie groß diese sind, um darnach das Gepäck und das Gefolge, dessen man bedarf, beurtheilen zu können. Die russische Herrschaft hat, was diesen Punkt betrifft, noch keine Aenderung in der Lebensweise der Orientalen hervorgebracht, denn die Russen selbst haben eine so außerordentliche Mäßigkeit, daß sie jeden Andern in Erstaunen setzen; sie sorgen vor allen Dingen für den Thee, dieser ist ihnen ein Bedürfniß, alles andere scheint ihnen Ueberfluß, es möge kommen, was Gott will, und es ist gut, es zu haben, aber nöthig ist es nicht.

Die große Straße, welche längs des Kaukasus hinführt, hat einige Stellen, deren Wildheit und deren Künstlichkeit mit den Straßen in der Schweiz und in Tyrol wetteifert; so wird ein steiler, man sollte meinen unübersteiglicher Berg, der nach Neu-Schamaki führt, zugänglich dadurch, daß die Chaussee längs desselben im schärfsten Zickzack hin und her führt, wodurch es möglich wird, diesen mehrere tausend Fuß hohen, selbst für Fußgänger kaum zu ersteigenden Berg im Galopp auf und ab zu reiten,

denn die Chaussee hat kaum ein Prozent Steigung. An den Orten, welche die Chaussee von Station zu Station berührt, sieht man noch hin und wieder die Gewerbe in äußerster Naturwüchsigkeit betrieben, die Fleischer z. B. sitzen mit ihrem geschlachteten Vieh auf den Märkten der Städte nicht in Zelten oder Buden, sondern unter einem Baum, sie haben die Stücke des geschlachteten Thieres vereinzelt, so wie sie bequem verkäuflich sind, an die Zweige des Baumes gehängt, rings um sich her und so nahe, daß sie dieselben mit einem Stocke erreichen können, sobald ein Käufer ihnen eines oder das andere als von ihm verlangt bezeichnet. In der Entfernung, bis zu welcher sein Stock reichen kann, sitzen rings um ihn her Abnehmer, welche gern ihn von der Last befreien möchten, die er zu bewahren hat, welche aber doch keinen Angriff wagen, weil sie wissen, daß der Mann nicht mit sich spaßen läßt. Das sind die vielen herrenlosen Hunde, welche während der Nacht die Straßen der Städte wahrhaft lebensgefährlich und unsicher machen, indem sie die Menschen angreifen und zerreißen, wenn man sich ihrer nicht durch unbarmherzige Knüppel- oder Säbelhiebe erwehren kann. Der Stock des Fleischers hält sie am Tage in Respekt, vielleicht aber auch das Bewußtsein, doch ihren Theil an der Beute zu erhalten. Der Käufer nämlich weiß mit den Knochen nichts anzufangen, er kocht nicht wie bei uns Bouillon daraus, er trägt diese Knochen daher auch nicht erst nach Hause, sondern läßt sie durch den Fleischer gleich an Ort und Stelle auslösen und so kommen sie den edlen Thieren in der Nähe zu gut. Solche Scenen sollten durch den Pinsel eines tüchtigen Malers festgehalten werden, denn sie sind durchaus originell.

Obwohl der untere Theil des Kaukasus ringsum in russischem Besitz ist, so hat man doch mit den räuberischen Bergvölkern unaufhörlichen Krieg. Die Lesghier und die Tschentschenzen, allerdings in neuester Zeit scheinbar freiwillig unterworfen, sind doch noch immer so sehr Räuber und Mörder, wie jemals; sie, wie man glaubt, die Abkömmlinge der Nachzügler des Attila, haben funfzehn Jahrhunderte lang den Kaukasus besetzt gehalten und ihn behauptet gegenüber den Türken, den Persern und der größten europäischen Macht, den Russen, denn zu ihrer Unterstützung sind Klima und Berge immer bereit. Während des Sommers findet eine solche Hitze statt, daß sie tropisch genannt werden könnte, wenn sie zugleich feucht wäre, aber auf diesem trockenen, steinigen Boden ist alle Feuchtigkeit bald verschwunden. Die Temperatur steigt um Mittag bis 45 Grad C. und darüber, alle Vegetation erlischt, zerfällt in Asche, die Bäume verlieren ihr Laub und stehen dürr und entblättert da, Grabesstille herrscht in dieser furchtbaren Hitze, Pferde und Rinder suchen den Kopf wenigstens vor den Strahlen der Sonne zu schützen, indem sie denselben zwischen die Beine

senken; man sieht während dieser Zeit in der Steppe fast nichts Lebendes außer den Thieren der Reisenden als gefährlich giftige Schlangen und diese in solcher Menge, daß man die Füße der Pferde und der Kameele mit Leder umwickelt, um den Biß unschädlich zu machen.

Während des Winters erleidet man eine beinahe gleich entsetzliche Kälte und es fällt klaftertiefer Schnee, das Schlimmste aber sind die Schneestürme. Der Wind hebt die Schneedecke empor, stürzt sie wirbelnd weit fort und läßt sie irgend wo fallen, er verschüttet ganze Karawanen und bedeckt nicht selten große Dörfer, deren Bewohner untergehen würden, wenn sie nicht mit Lebensmitteln versehen wären und warten könnten, bis entweder ein neuer Sturm sie von der Schneedecke befreit oder bis das Frühjahr den Schnee zusammenschmilzt.

Vor diesen beiden, vor Hitze und Kälte geschützt, ferner verschanzt hinter steilen Felsengebirgen, zu denen nur Fußpfade führen, welche meistens durch Nässe, durch aufgeweichten Thon ungangbar sind, hausen die wilden Völkerschaften auf ihren Bergfesten, und sie sind in jedem Augenblick bereit, aus diesen herabzusteigen in die bewohnten Flächen, wenn sie die mindeste Nachlässigkeit in der Bewachung derselben wahrnehmen. Abgesehen davon, daß sie rauben und plündern, brennen und morden, führen sie auch noch Gefangene fort, um durch die Verwandten derselben hohes Lösegeld zu erhalten. Wenn sie nach solchem Raubzuge verfolgt werden und sie haben keine Aussicht, mit ihren Gefangenen zu entwischen, so tödten sie dieselben, hauen ihnen die rechte Hand ab und nehmen diese als Siegeszeichen mit; sie wird getrocknet, geräuchert und dann an die Pforte des Hauses genagelt. Recht fanatische Lesghier heften solche Siegeszeichen in der Moschee an.

Eine wüthende Nachsucht kocht in diesen heißblütigen Menschen, die sogenannte Blutrache ist dort allgemein und wird mit solcher und noch größerer Abscheulichkeit ausgeführt, wie in Corsika. Eben so gefährlich sind diese Menschen durch ihren Fanatismus. Ein solcher Bergbewohner legt in der Moschee das Gelübde ab, eine gewisse Anzahl Feinde (welche er selbst bestimmt, denn der Schwur ist freiwillig und wird durch nichts gefordert, er rührt nur von dem religiösen Fanatismus des Meuchelmörders her) zu tödten, von diesem Augenblick gehört er nicht mehr sich selbst an, sondern nur seinem Gelübde. Mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, um sich einige Tage zu ernähren, legt er sich irgend wo auf einem Fußsteige oder in der Nähe einer Festung in Hinterhalt. Dort, in einem Busch versteckt, jedem Wandernden unsichtbar, wartet er unbeweglich gleich einem Jäger auf dem Anstand, auf irgend einen Menschen, der sich seinem Gewehre bloßstellt. Ist er im Stande gewesen, ein Opfer zu erlegen, so plündert er dasselbe und enteilt

nach einem andern Versteck. Wenn ihm nicht Zeit gelassen wird, den Erschlagenen zu plündern, so nimmt er wenigstens seine Hand als Siegeszeichen mit. So eilt er von Versteck zu Versteck, bis er die Zahl der Feinde, welche zu opfern er versprochen hat, erlegt und die Beweise seiner Missethat in den abgehauenen Händen vorlegen kann. Er kehrt nur nach Hause zurück, um sich mit neuen Lebensmitteln zu versehen und geht immer wieder auf seine abscheuliche Jagd, bis sein Gelübde erfüllt ist.

Auch ohne dieses wird um den Kaukasus her ingrimmig gemordet und ist es ein Christ, der getödtet worden, so hat der Mörder sich damit eine Stufe zum Himmel erbaut.

Die Völker des Kaukasus zeigen eine an das Wunderbare grenzende Tapferkeit und sie sind sogar gerecht gegen Fremde in dieser Hinsicht. Wenn sie wiederholt mit einer russischen Truppe Gefechte gehabt und ein paar Offiziere von besonderer Tapferkeit kennen gelernt haben, so schenken sie diesen ihre Achtung und bezeigen dieselbe durch Begrüßung selbst mitten im wildesten Kampfe. Wird ein solcher Offizier gefangen, so ist er zwar sicher, nicht ausgewechselt zu werden, denn sie legen einen viel zu hohen Werth auf seinen Besitz, als daß sie gegen Geld ihn frei gäben, aber eben so sicher ist er auch vor jeder Mißhandlung, ja nur vor harter Behandlung, im Gegentheil fühlt jedes Haus sich durch seine Anwesenheit geehrt und es fehlt ihm nichts als die Freiheit. Auch Dankbarkeit ist diesen Leuten eigen und man erzählt sich manchen Zug von diesen Barbaren, der einem hochgebildeten Europäer zur Ehre gereichen würde; aber diese Züge ausgenommen, welche wir am Ende auch bei den edleren Thieren finden, die Achtung vor der Kraft und den Muth und die Dankbarkeit, sind sie doch nichts weiter als nichtswürdige Räuber. Daß sie ihr Vaterland lieben, wollen wir ihnen nicht hoch anrechnen, weil es zu sehr in der Natur und Gewohnheit liegt, findet doch auch der Lappländer und der Eskimo seine Eis umstarrten Küsten reizender und wohnlicher als die schönsten Fluren Deutschlands; daß aber die Russen sich alle mögliche Mühe geben, diese Geißel der ganze Tausende von Quadratmeilen betragenden Umgegend unschädlich zu machen, müssen wir wir ihnen jedenfalls danken.

Bewundernswürdig ist übrigens die ungewöhnliche Schönheit der Völkerstämme und es giebt Reisende, welche behaupten, wenn man den berühmten Cid oder einen Bayard darstellen wolle, so müsse man sein Model im Kaukasus suchen. Um so bedauerlicher erscheint die Verirrung der Natur, welche aus diesen edlen Gestalten nichts Besseres als Diebe, Straßenräuber und Meuchelmörder machen konnte.

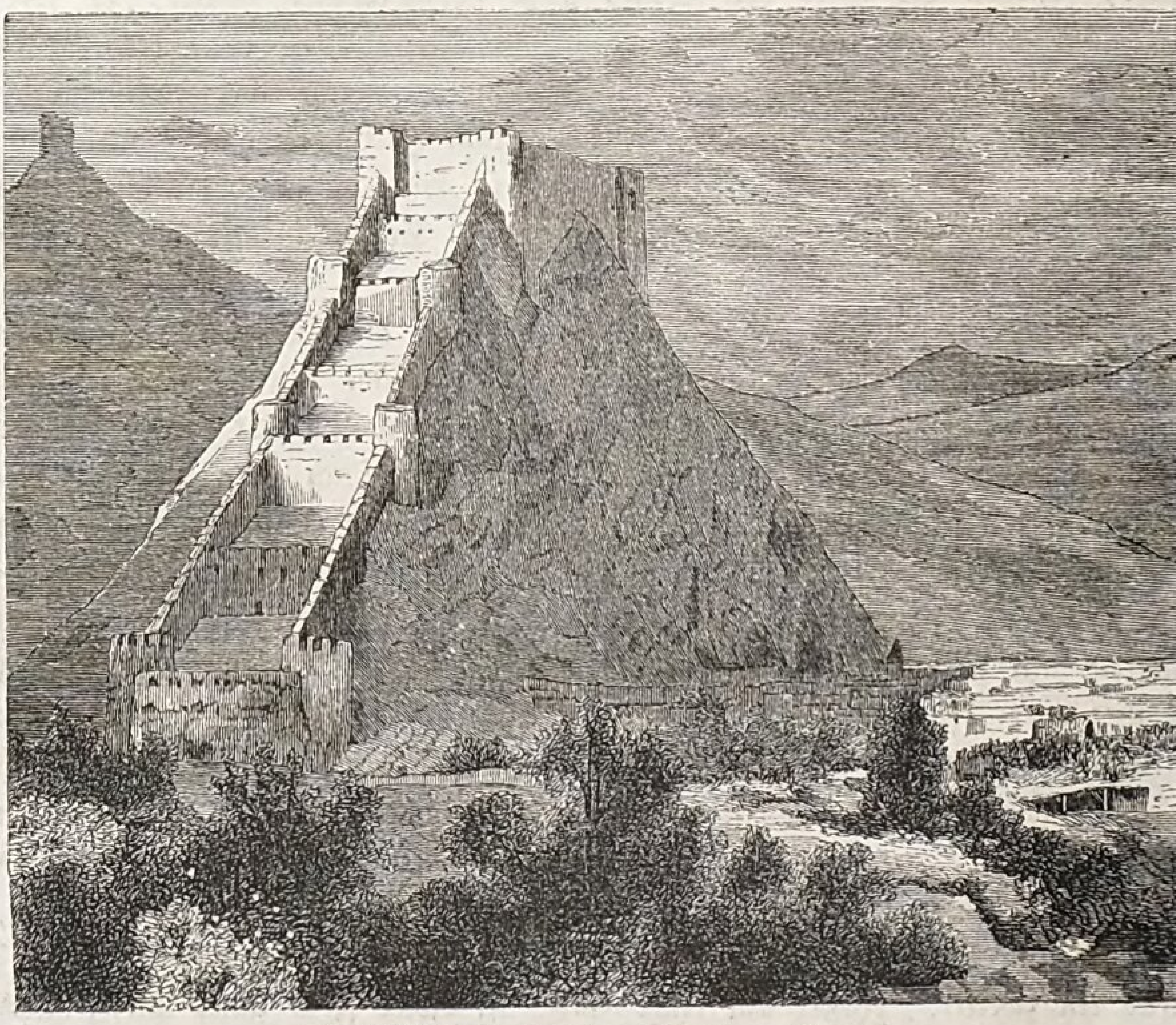
Der Anblick dieser Seite des Kaukasus ist in vieler Hinsicht höchst

wunderbar, sehr häufig sieht man fruchtbare Ebenen mit gänzlich pflanzenlosen Steppen wechseln, dann erheben sich aus diesen Flächen steile Felsenpyramiden, welche mit verfallenen Schlössern gekrönt sind. Dort oben haben, so einst im Kaukasus, wie noch vor wenigen Jahrhunderten mitten in Deutschland, jene privilegirten Räuber gehaust, von denen sich unsere stolzesten Adelsgeschlechter herleiten. Ein Götz von Berlichingen durfte ungestraft den Bauern von Heilbronn aufpassen, wenn sie vom Markte kamen, und ihnen die wenigen Groschen abnehmen, welche sie aus verkauften Hühnern, Eiern, Butter und dergleichen gelöst hatten. Er ist doch kein Dieb, sondern der Held der Sage, „ein hochgeachteter Ritter, in welchem am Ende des Mittelalters die wahre Ritterlichkeit in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit noch einmal aufblühte". Wenn aber dieser Raubritter, statt Bauern zu bestehlen, in der Stadt Heilbronn ein Gewerbe angefangen, einen Kaufladen eröffnet hätte, so wäre er entehrt gewesen und aus der Adelsmatrikel ausgestrichen worden. So verändern sich die Ansichten.

Im Kaukasus und im Orient stehen jene mittelalterlichen Ansichten noch in vollster Blüthe und vergeblich würde es sein, einem Cirkassier oder Lesghier einzureden, es sei ehrlicher und anständiger, sich mit der Zucht der Seidenraupe oder mit der Fabrikation von derbem Tuch oder mit der Bereitung von Fellen abzugeben und dadurch sein Brod zu verdienen, als ein roher Straßenräuber, ein Bandit hinter Busch und Fels, Reisenden aufzulauern, sie zu tödten und zu plündern. Noch ist alles so wie vor tausend Jahren, nur aus den Ebenen sind die Räuber in so weit verschwunden, als sie ihre dort befindlichen Felsennester verlassen und sich in das Hochgebirge zurückgezogen haben, aber eines dieser Felsennester ist zu merkwürdig, als daß wir dasselbe nicht in einer Zeichnung (siehe die folgende Seite) geben sollten.

Aus der Ebene, in welcher die Stadt Gori liegt, erhebt sich ein steiler, wie eine Pyramide gestalteter Fels, weiter im Hintergrunde näher am Kaukasus ein zweiter. Außer auf einer Seite ist dieser Fels ganz unersteiglich und diese Stelle hat man von beiden Seiten mit hohen Mauern und Thürmen, quer über aber mit sechs verschiedenen crenelirten Brustwehren versehen. Wenn es möglich sein sollte, die untersten drei schweren Thürme durch Geschütze zu zerstören, so wären immer noch fünf mächtige, von Thürmen flankirte Mauern vorhanden, zu denen kein Geschütz hinaufreicht und welche mit dem Säbel in der Hand zu nehmen, man wohl dreist als eine Unmöglichkeit bezeichnen kann. Oben endlich ist ein großes, viereckig gebautes Schloß, welches der Garnison zur Wohnung dient und woselbst in weitläufigen Kellerräumen Vorräthe für Jahre lang aufbewahrt werden können.

Wer hat dieses Schloß erbaut, wer dasjenige, welches wir im Hintergrunde auf einem noch viel höheren Berge emporragen sehen, wer alle die anderen Schlösser, von denen man wirklich glauben möchte, es seien Adlerhorste, wenn sie nicht von mächtigen Quadern, statt von Reisig erbaut wären? — Wer anders als die Königin Thamar, Tochter Georg's III., welche im Jahre 1180 auf den Thron von Georgien stieg und sich durch ihre Herrschertugenden und durch ihren Muth so auszeichnete, daß man sie nicht Thamar die Königin, sondern Thamar der König nannte.



Das Schloß Gori. Nach einer Zeichnung von Moynet.

So tapfer sie war, so feenhaft schön war sie auch und darum war sie Herrscherin nicht blos über die Menschen, sondern auch über die Naturkräfte und Alles, was schön und erhaben gewesen, was Großes in Persien und am Kaukasus geschehen, schreibt man der Königin Thamar und den durch ihre Schönheit besiegten Geistern zu und es würde keinen Bewohner des Kaukasus wundern, wenn er hörte, daß der kluge und mächtige König Thamar den Kaukasus aus dem Granit des Himalaya habe aufbauen und

von einem Meere zum andern ziehen lassen, um das Land der Civilisation, das Land der Wissenschaften und Künste gegen die nordischen Barbaren zu schützen.

Wenn man aus Georgien nach Mingrelien gehen will, um sich dem schwarzen Meere zu nähern, so ist man genöthigt, einen mächtigen Berg, den Surham, zu übersteigen, welcher sowohl die Wasserscheide als die Landesgrenze bildet.



Straße über den Surham.

Der Berg erstreckt sich ziemlich weit in die Ebene hinein, es ist ein Zweig des Kaukasus, welcher zuerst in südwestlicher Richtung dem schwarzen Meere zustreicht, dann aber sich ganz südlich wendet und mehrere Grade tief in Armenien einschneidet. Der Bergzug erreicht eine bedeutende Höhe, er ist fast unwegsam, wenn Schneefall eintritt; eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Weges dürfte vielleicht die furchtbare Schlucht sein, welche unsere

Zeichnung auf der vorigen Seite darstellt. Sie hat ihren Namen von dem Dorfe Surham, welches in dieser Schlucht liegt. Wir sehen den schmalen Pfad sich längs eines furchtbaren Abgrundes aufwärts ziehen. Ein Bergschloß auf dem Gipfel, von dem man jeden Theil des Weges mit Steinwürfen bestreichen kann, macht die Schlucht gänzlich ungangbar, wenn es den Bewohnern beliebt, dieselbe zu vertheidigen.



Eine mingrelische Fürstenfamilie.

Die Mingrelier sind größtentheils Christen, man kann sich daher durch den Anblick der Frauen, welche nicht verschleiert gehen, aus eigener Erfahrung von der Schönheit des Volksstammes überzeugen. Kein Mensch kann bestreiten, daß die Völker des Kaukasus sehr schön sind, die Umwohner seiner Vorberge, die Georgier und Mingrelier, sind es unzweifelhaft noch in höhe-

rem Grade, als die Tscherkessen, aber was die Damen betrifft, so besteht die Hauptsache an ihrer Schönheit in ihrer Jugend, ihrer Fülle, ihrer Farbe und Frische. Sind diese dahin, so ist auch die Schönheit dahin, und leider fliehen diese Eigenschaften bei den Orientalen sehr viel früher, als bei den nördlicher wohnenden Europäern. Eine Georgierin von dreißig Jahren schön zu finden, ist beinahe unmöglich, indessen bei uns mit dem sich höher und höher ausbildenden Geiste die Schönheit der Dame von dreißig Jahren sehr wohl noch im Zunehmen begriffen sein kann. Es versteht sich, daß wir hier von den Schönheiten der höheren Stände sprechen, bei denen der Geist durch Schulbildung geweckt, durch gesellige Bildung und Kunstkenntniß genährt ist. Ein solcher Fall kann in Georgien und Mingrelien gar nicht eintreten, denn das, was wir unter geistiger Bildung des weiblichen Geschlechts verstehen, existirt dort gar nicht.

Die Zeichnung, welche wir vorstehend geben, ist nach einer Photographie von Moynet geschnitten, sie stellt ein mingrelisches junges Fürstenpaar vor. Ein Blick darauf wird uns lehren, daß dieses Paar zu den schöneren Menschen gehört, allein das, was wir in dem civilisirten Europa unter gebildeten Leuten schön nennen, ist doch diesen Physiognomien nicht eigen.

Die Gestalten sind edel und kräftig, die der Frau sogar üppig, reizend, aber dem Gesichte fehlt jener geistige Ausdruck, der für den gebildeten Europäer von dem Begriffe Schönheit unzertrennbar ist. Gewiß ist das Auge der Orientalen so überaus feurig, daß wir nur etwa bei einer schönen Spanierin oder Italienerin Aehnliches sehen werden, aber dieses Auge, welches wohl Lust, Feuer, Begierde, sinnliche Liebe ausspricht, entbehrt doch ganz und gar dessen, was wir in dem Auge eines schönen Menschen suchen, Geist, Verstand.'

Gebirgs- und Tiefländer des Donaugebietes.

Die Westküste des schwarzen Meeres zeigt uns nördlich ein flaches Land, das Niederungsland der Donau, südlich von diesem zeigen sich die Ausläufer des Hämus, des letzten Gliedes des mächtigsten europäischen Gebirges, des Alpengebirges, welches sich von den Grenzen Frankreichs bis zum schwarzen Meere, von Savoyen, durch die Schweiz, Tyrol, Krain und Kärnthen, durch Serbien östlich bis Schumla und durch die Herzegowina und Albanien südlich bis Griechenland erstreckt.

Diese Gebirge verlaufen im Süden der Donau, während im Norden derselben das karpathische Gebirge von Siebenbürgen nordwärts, dann zwischen

Ungarn und Polen westwärts sich erstreckt und in Böhmen, Schlesien und Sachsen vielfältig verzweigt.

Zwischen diesen beiden Gebirgen, in dem Tieflande der Donau, wohnt eine träge, halb türkische, halb slavische Bevölkerung unter dem entsetzlichsten Druck einer zweifelhaften, drei- oder vierfachen Herrschaft. Die Türken und die Russen so wie die Oesterreicher streiten sich darum, suchen sich mit List oder Gewalt geltend zu machen, spielen die grausamsten Intriguen und lassen dieselben unterstützen durch die eingeborenen Fürsten (welche so abscheuliche Tyrannen sind, als die, welchen sie dienen) oder durch eben so grausame und fanatische Priester, als die türkischen sind. Ein ewiger Streit zwischen griechischem Christenthum und Mohamedanismus läßt die Leute nicht zur Ruhe kommen und hat noch nichts beigetragen zur Gesittung dieser fast ganz rohen Völker, deren äußerste Niedrigkeit sich gerade in der Behandlung der Frauen offenbart, indem diese als eine untergeordnete Art von Geschöpfen überall, selbst im Hause der Fürsten, Magddienste verrichten. Die serbische, ihrem Manne christlich angetraute Gattin des Fürsten speist nicht mit dem Gebieter an einem Tische, sondern steht hinter ihm und bedient ihren Herrn, erst wenn er die Tafel verläßt, darf sie sich an den Ueberbleibseln sättigen.

Der ganze Raum zwischen der Donau und dem Archipel, Macedonien und Griechenland, jetzt unter viele Herren getheilt, hat sehr viel Gemeinsames, vor allen Dingen aber in den grellen Kontrasten, welche dem Reisenden überall entgegentreten. Der stille verbissene Grimm der Gebirgsbewohner, theils Türken, theils Griechen, in ununterbrochenem wüthendem Vertilgungskriege gegen einander, ist dem Fremden auffällig, wo er sein Auge hinwendet. Verläßt er die Berge, um nach Süden zu gehen, so sieht er wieder den lauernden, spitzbübischen Griechen mit dem ihn verachtenden und als unrein verabscheuenden Türken in Konflikt.

„Die Türken sind in Europa gelagert“, sagt Chateaubriand von ihnen und in der That, es giebt keinen wahreren Ausdruck als diesen, denn er malt vollständig die Sorglosigkeit, mit der das Volk alles um sich her verfallen sieht auf dem weiten Gebiete, dessen augenblickliche Inhaber, dessen Miether sie sind.

Die Ruinen scheinen dem Fremden zuerst malerisch, dann fühlt er sich durch den Verfall gerührt und er erinnert sich an die Größe, von der die Ruinen sprechen, und zuletzt wird er böse und ungeduldig gestimmt und er fragt, warum es denn so sein müsse, warum man jene Barbaren, die von der abendländischen Civilisation noch nichts gelernt haben, als nach der Trommel exercieren, im Besitz des schönen Landes lasse.

Warum? Es ist die Geschichte von dem Hunde des Robinson,

welcher nicht frißt, da er keinen Hunger hat, aber doch auch nicht leidet, daß andere Hunde fressen, die Hunger haben.

Raub und Mord spielt in ganz Griechenland von der Donau bis zu den Dardanellen und vom adriatischen bis zum schwarzen Meere eine große Rolle, und es scheint, als sei dies nicht allein die Lieblings-, sondern auch die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Tsetti, die Hauptstadt von Montenegro, ein kleines Nest, in Gestalt eines T angelegt, doch nicht im mindesten regelmäßig gebaut, hat da, wo die beiden Straßen sich begegnen,



Montenegrinischer Trachten.

einen dreieckigen Platz, dessen Hauptzierde ein großer alter Baum und unter ihm ein Brunnen ist. Das einzige Haus, welches in europäischem Style gebaut daselbst zu sehen, und auch erst seit wenigen Jahren, ist ein schlechtes Wirthshaus. Dieser Markt ist der Hauptspaziergang der Einwohner, denn kein Mensch darf wagen, außerhalb der hohen Mauern der Stadt spazieren zu gehen, und derjenige, der genöthigt ist, die Stadt zu verlassen, thut das nie, ohne sich auf das Schwerste zu bewaffnen. Auf diesem Platze kommen nicht nur die Dienerinnen zusammen, um Wasser

zu schöpfen, sondern man sieht auch die vornehme Welt kurz vor Sonnenuntergang erscheinen, um sich zu ergehen, um sich zu unterhalten. Die jungen Männer treiben auf diesem Platze häufig ihr Ballspiel, aber selbst sie sind bewaffnet, inmitten der Stadt. Sobald die Sonne untergeht, eilt ein Jeder nach Hause, denn eine Dämmerung giebt es nicht, und die Nacht wird bald so finster, daß man einander nicht mehr erkennt. Sehen aber und gesehen werden ist doch der Zweck einer solchen Promenade in Montenegro so gut wie im Herzen von Frankreich. Die Landestracht der Krieger ist (siehe das Bildchen der vorigen Seite) sehr malerisch, vor allen Dingen glänzen im Gürtel kostbare Pistolen, Dolche und Säbel, der Gürtel selbst ist gewöhnlich schön gestickt, mit Gold verziert, oder er besteht aus einem türkischen Shawl. Der obere Theil des Körpers ist mit einem meistens weißen anliegenden Jäckchen bekleidet, über dieses aber ist eine Weste gezogen so reich an Stickereien, als der Besitzer dieselben irgend auftreiben kann. Den unteren Theil bedeckt über kurzen schwarzen Beinkleidern die Fustanella, ein faltenreiches weißes Gewand, welches aussieht, als ob das Hemde nicht in den Beinkleidern stecke, sondern darüber gezogen wäre, ein niedriger Kolpak bedeckt den Kopf, und da er ohne irgend einen Schirm gegen die Sonnenstrahlen gar nicht schützt, so bekommen alle Männer ein schrecklich finsteres Aussehen, da sie die Augenbrauen zusammenziehen, um sich durch diese einigermaßen gegen das auffallende Licht zu schützen.

Die Landleute gehen etwas einfacher, sie tragen die Weste ohne Unterkleid auf dem bloßen Körper, auch tragen sie keine Fustanella, und ihre Füße und Beine sind nicht mit Schuhen und Strümpfen bedeckt, sondern nackt und nur Thierfelle sind mit Riemen um den Fuß gebunden, die eigentlichen antiken Sandalen.

Gehen wir weiter südlich, so betreten wir das wirkliche Griechenland, d. h. die europäische Türkei und das Stückchen Land, welches dem dreißig Jahre alten Königreiche angehört. Der Boden, auf welchem einst alle Kultur des Abendlandes ihre Keime entfaltete, der Boden, auf welchem die schönsten Blüthen des lebendigen Wissens, der Philosophie und aller das Leben erheiternden Künste sich auf das Ueppigste entfalteten, was ist aus demselben geworden. Ganz wie das Schwester- und Nachbarland Italien ist es in eine jammervolle Barbarei versunken, in einem wie im andern Lande liegt alles Große und Schöne, dem Alterthum Angehörige in Trümmern und diese Trümmer sind mit dem Kehricht von zwei Jahrtausenden bedeckt. Das jetzige Rom steht hoch über dem alten Rom, das man aus den Fundamenten herauszugraben angefangen hat. Dort, wo die Cäsaren ihre Plane, die bekannte Welt zu unterjochen und zu beherr-

schen, entwickelten, sieht man jetzt nur Pfaffen und Bettler ihre faulen Glieder strecken. Dort, wo Sokrates und Plato lehrten, wo Perikles und Aspasia herrschten, wo Phidias, Skopas und Praxiteles die Götterbilder formten, die noch jetzt in den Gesängen jener Zeit leben, sieht man nur den Staub der Ruinen, nicht einmal mehr die Ruinen selbst, denn was man noch vor hundert Jahren so nennen konnte, ist seit dieser Zeit in Trümmer und Staub zerfallen. Die Völker, welche den Millionen Krieger zählenden Heeren eines Xerxes Widerstand leisten konnten, sind herabgesunken zu elenden Räuberbanden, welche nicht einmal Muth genug haben zum offenen Kampfe, sondern den armen Bauer und Städter bei Nacht überfallen. Jene blühenden Fluren, auf denen die Geschenke der Ceres und Pomona in üppigster Fülle prangten, sind in Wüsten verwandelt, denn es fehlt an Händen, den Boden zu bebauen, und als ein deutscher Königsstamm einen seiner Sprößlinge dorthin sendete, um das zerrüttete Land mit dem Segen des Friedens zu beglücken, als deutsche Landsleute hinkamen, um mit ihrem Fleiß den Boden zu bearbeiten, da fehlte die Sicherheit des Gewinnes, sie mußten den Boden mit ihrem Blute düngen und das halbreife Getreide vor ihren sterbenden Augen abmähen und entführen und ihre kaum erbauten Häuser in Flammen aufgehen sehen, denn die Griechen fanden sich im höchsten Grade beleidigt dadurch, daß man sie aus Räubern zu Menschen machen wollte, eine Verwandlung, an der ihnen durchaus nichts lag.

Eine Civilisation durch fremde Einwanderung ist nicht möglich, weil die Einwanderung nie so zahlreich sein kann, daß sie der Bevölkerung gewachsen wäre, und würde man vermögen, auf einmal zwei bis drei Millionen Menschen mit rüstigen Arbeits- und waffenfähigen Armen dorthin zu verpflanzen, wodurch vielleicht das räuberische griechische Element unterdrückt werden könnte, so würden doch diese Einwanderer sehr bald der Noth erliegen, denn der einst so fruchtbare Boden, welcher eine unbeschreibliche Fülle der Bevölkerung reichlich nährte, ist unfruchtbar geworden, weil er dürr geworden ist. Der Wald ist von den Höhen verschwunden, mit ihm sind die Quellen versiegt, der Boden ist trocken, das im Winter gesäete Getreide erliegt schon im Frühjahr der versengenden Sonne. Gerade so ist es in Italien, die einst so herrlich bewaldeten Berge zeigen überall nur braune Felsen, der Baumwuchs hat sich, einzelne Stellen ausgenommen, in die Gärten der Vornehmen zurückgezogen, wo die frevelnde Hand des Landmannes sich nicht mehr daran wagen darf, und so ist die einst so fruchtbare Campagna di Roma, welche eine Million Menschen mit den nöthigen Gartengewächsen versah, zu einer dürren schwarzen Steppe

geworden. Schwarz, weil sie überreich ist an Humus, unfruchtbar, weil ihr die Bewässerung fehlt.

Auch das einst so blühende und prächtige Sicilien, die Kornkammer von Rom, ist in gleicher Weise beschaffen, das Land ist dürr, der Boden ausgesogen; von Düngung, von vernünftigem Landbau ist durchaus keine Rede, denn der Bewohner des Landes ist viel zu träge, um irgend etwas von seinen Kräften daran wenden zu wollen, und daß er nun vollends den Dünger seiner Thiere sammelt, um ihn irgend wo eine vernünftige Anwendung zu geben, wird wohl Niemand erwarten, der den Charakter des Italieners kennt, dem sein süßes Nichtsthun über Alles geht. Das Land würde geeignet sein, neben schlanken Palmen und den mächtigen Aloën die herrlichsten Getreidefelder, die üppigsten Gärten zu tragen, aber was nicht von selbst wächst, durch den Fleiß des Landmannes wächst es gewiß nicht. Rings um die große Insel liegen die berühmten Städte, von denen die alte Geschichte und Sage uns erzählt, Syrakus und Agrigent rc., aber sie zeigen uns nicht mehr die alte Pracht, sie zeigen uns nur Trümmer, traurige Reste einer ehemaligen Größe, und späterhin, als normannische Edle die Insel neu bevölkerten und noch später, als spanische und italienische Fürsten von neuem Besitz nahmen und ihre Kirchen und Paläste bauten — was ist davon geblieben außer einer bis an's Lächerliche gehenden Zerfallenheit und Zerfahrenheit. Nur hoch im Norden von Italien, an den Abhängen der Alpen und im Thal des Po, wo ein anderes Geschlecht wohnt, die Lombarden (die Abkömmlinge der Longobarden) ist das Land einigermaßen das, was es sein könnte, dort sieht man die üppigsten Getreidefelder, dort liefert der Mais seine tausendfältige, der Reis seine fünfhundertfältige, der Weizen seine funfzigfältige Frucht, von dort kommen die süßen Orangen und die Citronen nach Süddeutschland, auf den Schultern der unermüdlichen Tyroler über die Berge getragen. Das theuerste Lastthier, der Mensch, wird hier zum wohlfeilsten durch seine Genügsamkeit. Wer diesen Tyrolerbuben mit ihren hohen Körben auf dem Rücken in München oder Augsburg begegnet ist, wer gesehen hat, daß ihr ganzer Speisevorrath in einer hölzernen Büchse mit Butter besteht, wozu sie sich das Brod von den Käufern ihrer Waare erbitten, wer gesehen hat, wie sie in einem eisernen Löffel ein Stückchen Butter schmelzen und das Brod da hineintunken, um nicht allzu verschwenderisch beim Aufstreichen der Butter zu verfahren, und wie sie dann am nächsten Brunnen ihren Trunk machen, der begreift allerdings, daß ein solches Transportmittel kein theueres ist. So tragen sie die Früchte ihrer eigenen Thäler im Lande umher, so holen sie Apfelsinen, Citronen und Feigen von dem südlichen Abhange

der Alpen ein arbeitsames, mäßiges und kräftiges Geschlecht, dem nur etwas Duldsamkeit und weniger Pfaffendienerei zu wünschen wäre.

In derselben Lage wie Griechenland und Italien ist auch Spanien das Land der schönsten, der erhabensten Erinnerungen, das Land, welches den Römern die geschätzteste Provinz war, welches als Sitz der Araber zu einer Schule der Kunst und des Wissens wurde, das Land, von welchem durch dieses edle orientalische Volk sich die Mathematik und Astronomie, sich die Medizin über den ganzen lernfähigen Norden verbreitete, das Land endlich, welches, als die christliche Kirche in Kampf mit dem Khalifat kam, der Boden einer bis an's Wunderbare grenzenden romantischen Tapferkeit wurde, in welchem nur durch die eisenbepanzerten Ritter, durch die unverwundbaren nordischen Kämpfer die tapferen Araber besiegt werden konnten, und es denn leider dahin kam, daß ein edler Menschenstamm, der Jahrhunderte lang der Träger der Civilisation gewesen war, verjagt wurde durch den traurigen, durch den entsetzlichen christlichen Fanatismus, welcher zur Ehre Gottes unter den Menschen viel furchtbarer wüthete, als man zur Zeit der Götter Griechenlands unter den Opferthieren gewüthet hatte. In Griechenland und Rom wurden bei großen Götterfesten wohl hundert Stiere geschlachtet zur Ehre Jupiters, aber zur Ehre Christi sind in Spanien wenigstens zwei Millionen Mauren, eine halbe Million Juden und durch die Inquisition auch eben so viele Christen geschlachtet.

Der Fluch, den solches Verfahren nach sich ziehen mußte, ruht noch auf dem Lande, es ist verarmt und ausgedörrt; es nährt nur noch dürftig einige Heerden und die Landstraßen nähren einige Räuberhorden. Die prachtvollen Städte sind verfallen, die Wunderwerke der Baukunst der Mauren in Toledo, Sevilla, Granada, Malaga 2c. liegen in Trümmer, die Wissenschaft und die Kunst ist aus dem Lande geflohen, der Handel liegt darnieder, die Könige von Spanien, welche einstmals sagen konnten, in ihrem Reiche gehe die Sonne nicht unter, sind machtlos und können dem schwächsten ihrer Nachbarn nicht mehr widerstehn, es würde Niemand wundern, wenn sich dasselbe Schauspiel wiederholte, welches die Mauren vor mehr als tausend Jahren gegeben, wenn nämlich die kriegerischen Völker des Atlas über die Meerenge setzten und sich das verlorene Spanien wieder eroberten, wie denn die Sage geht, daß die vertriebenen Mauren die Schlüssel ihrer Häuser mitgenommen und daß sie dieselben von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben, um ihre Nachkommen daran zu erinnern, daß sie auf der meerumspülten Halbinsel ihre eigentliche Heimath hätten.

Die jetzigen Bewohner sind meistentheils in tiefe Dürftigkeit versunkene Bauern, Hirten, oder es sind Räuber, welche auf Kosten der Reisenden leben,

wie unsere Zeichnung ein solches Individuum giebt, das zwar den Bettler spielt und die Almosen in seinem Hute sammelt, in der That aber nur der Spion einer Bande ist, welche von den Nachrichten Nutzen zieht, die er, an der Landstraße verweilend, seinen Raubgenossen mittheilt.



Ein spanischer Spion.

An diesem Lande kann man recht deutlich sehen, daß der Besitz von Geld nicht reich macht, alle edelen Metalle von Südamerika und Mexico sind Jahrhunderte lang nach Spanien geströmt und jede neue Sendung von Gold oder Silber machte das Land ärmer, als es vorher war, denn sie machte die Bevölkerung träge, arbeitsscheu. Jede der berühmten Städte Spaniens hatte irgend einen Gewerbszweig, welcher dort vorzüglich und in größter Vollkommenheit betrieben wurde. Mit der Fülle des Geldes, welche nach Spanien kam, sank die Lust an der Arbeit, die Fabrikanten verloren ihre Gehülfen und das Fabrikat verlor seinen Werth, das mit leichter Mühe gewonnene Geld floß für gewerbliche Produkte in das Ausland, es verweilte nicht lange auf dem Boden Spaniens — Frankreich, Holland und England gewannen dasselbe und sie, an sich arm, wurden mit dem Gelde Spaniens überschüttet und da es durch Arbeit erworben war, so brachte es Segen. Am schönsten sehen wir diesen Segen in Deutschland erblühen, welches seinen

Bewohnern nichts als einen fruchtbaren Boden bietet, aber diese Bewohner haben fleißige Hände und diese fleißigen Hände werden durch einen grübelnden Verstand geleitet, so daß in Deutschland die größten, die berühmtesten und die wirkungsreichsten Erfindungen gemacht worden sind und wäre Deutschland nicht thöricht genug, alles Ausländische schön zu finden und schöner als das Einheimische, so würde alles Geld der Erde sich in Deutschland concentriren, denn die Vollendung der deutschen Arbeit ist überall anerkannt worden, aber die Mode übt eine solche Gewalt, daß dieses mühsam erworbene Geld für Tand und Putz wieder zurückgesendet wird dorthin, woher es kam für Erzeugnisse des Ackerbaues, der bildenden Künste, der Wissenschaften und des Gewerbfleißes.

Die gemäßigte Zone, welche wir bisher betrachteten, hat im Thier- und Pflanzenreiche eine seltene Uebereinstimmung. Die Thiere betreffend, so findet man eigentlich gar keinen Unterschied, nicht andere Geschlechter, sondern nur andere Varietäten treten auf, die Hausthiere sind überall die nämlichen, das Schaf ist in Spanien nicht höher veredelt, als auf den Weiden Deutschlands, die Elektoralrace gilt noch für feiner, als die der Merinos. Unser Rind ist schwerer und größer, als das von Süddeutschland und noch größer als das des Alpengebirges. Jenseits desselben tritt das Milchvieh eigentlich ganz in den Hintergrund, die Büffel werden nur zur Arbeit und als Schlachtvieh gebraucht, Milch und Butter kennt der Italiäner und der Spanier nicht viel anders als dem Namen nach, seine Butter vollends ist etwas, das dem nordischen Gaumen ungenießbar sein würde, auch wenn es nicht so selten wäre; der Italiener ist gewohnt, seine Butter aussehend zu finden, als ob Kümmel hineingestreut wäre, der Nordländer, der dieses Gewürz nicht darin vermuthet und sich solche Butter näher betrachtet, findet darin zu seinem nicht geringen Ergötzen keinen Kümmel, wohl aber Flöhe und anderes Ungeziefer; dem Südländer ersetzt die Olive unser nordisches thierisches Fett, er bratet sein Kalb, sein Rind, sein Wildprett eben so gut mit Oel, wie er in Oel seinen Kuchen und seine Fische backt, aber das geschieht nur in den wohlhabenden Haushaltungen der Städte, denn der Landmann oder der ärmere Bewohner der Städte in Spanien und Italien kocht wenig oder gar nicht, schon aus dem einfachen Grunde, weil er kein Holz hat und die geringe Menge Maisstroh oder die paar getrockneten Reben, welche sein Weinberg ihm giebt, würden wohl nicht lange vorhalten, er genießt seine süßen eßbaren Kastanien und seinen türkischen Weizen, seine Zwiebeln in rohem Zustande und wenn er sich während des Sommers mit etwas Saftigem erquicken will, so nimmt er einen Schnitt einer Wassermelone zu sich, welche bei Handbreite und Dicke und einer Länge, um die Hüfte eines starken Mannes zu umspannen, doch nur einen Kupferpfennig kostet.

Dies sind die gewöhnlichen Lebensmittel der unbemittelten Leute, ein Festtagsessen ist in Italien die Polenta, ein für uns ungenießbarer, harter Brei von grobgemahlenem türkischen Weizen, ein Festtagsessen sind die in Oel gekochten Nudeln, welche man Maccaroni nennt, ein Festtagsessen ist Olla potrida, sein Faultopf, in welchen er die Ueberbleibsel aller Mahlzeiten einer ganzen Woche schüttet und aus welchem von da an jedem Tage eine Portion genommen wird, worauf das Fehlende durch frisches Material ersetzt wird. Es ist ungefähr derselbe Leckerbissen, den der Kamtschadale in seinen verwesten Fischen findet.

So wie mit Schafen und Rindern ist es auch mit den übrigen Hausthieren, sie sind fast gar nicht von denen unterschieden, welche Mitteleuropa überhaupt hat.

Der Pflanzenwuchs erleidet einige Abänderungen und zwar für uns so glückliche, daß wir uns rühmen können, die nützlichen Pflanzen vorzugsweise bei uns zu finden und nur die schönen und die Zierpflanzen auf den Süden vertheilt zu sehen, wobei man übrigens auch nicht zu weit zu gehen hat, denn eine deutsche Eiche oder Buche ist jedenfalls bei weitem schöner als eine sicilianische Palme, was auch die Phantasie des Dichters darüber sagen möge. Ein deutscher Blumengarten ist ohne alle Frage bei weitem reicher und mannigfaltiger, als ein italienischer oder spanischer. Was nun den Nutzen betrifft, so wird Niemand der eßbaren Kastanie die Nützlichkeit abstreiten wollen, aber gewiß sind unsere Getreidefelder bei weitem nützlicher; das Obst der Südländer, die Apfelsinen, die Feigen sind zwar ganz angenehm, aber unsere Aepfel und Birnen, unsere Kirschen und Pflaumen sind über alle Vergleiche hinaus lieblicher und erquickender und den Wein haben ja die Südländer auch nicht gepachtet, nordwärts von den Alpen, in Ungarn, im südlichen Oesterreich, am Rhein, in Frankreich wachsen bei weitem die köstlichsten Weine. Ohne die Korkeiche können wir zwar unsere Flaschen nicht stöpseln, aber daß dieses nicht einmal nöthig sei, zeigen uns die Länder, in denen die Korkeiche wächst, sie gießen auf ihre mit Wein gefüllten Flaschen einen Zoll hoch Oel und können dadurch geschützt des Pfropfens ganz entbehren.

Wenn wir nun noch den Oelbaum als gewiß der Erwähnung werth finden und nicht sagen können, daß wir hier auch einen Oelbaum haben, so haben wir aber Mohn, welcher uns das trefflichste Salatöl liefert, wir haben Wallnüsse, aus denen man in Süddeutschland ein Oel preßt, welches bei weitem lieblicher ist, als das beste Olivenöl, und der Russe, dem Mohnöl und Nußöl zu zart wäre, der etwas haben will, was er schmeckt, der hat sein Hanföl, welches eines Geschmackes durchaus nicht entbehrt, wenn es

auch nicht nach unserm Geschmack ist, eben so ist es mit dem Leinöl, das gleich dem Hanföl zu Speisen benutzt wird; in Polen, Rußland, Ungarn und dem nördlichen Griechenland werden während der Fastenzeit von diesen Oelen unendliche Mengen vertilgt.

Auch der Nutzhölzer, Föhren, Buchen und Eichen, sind bei uns bei weitem mehr und in schöneren Exemplaren vorhanden, als im Süden jenseits der Gebirge; für seine guten Weine läßt sich der Spanier und der Italiener das Böttcherholz aus Norddeutschland kommen, zu den Masten seiner Schiffe braucht er die Föhren aus Rußland und Schweden und wenn er nicht seine Häuser ganz von Stein baute, so müßte er zu den Balkenlagen sich auch noch Tannen und Fichten von uns kommen lassen, wie er es denn mit den Brettern von diesem Holze zu Thüren wirklich thut.

So ist es denn mit dem Pflanzenreiche überhaupt um so schlechter bestellt, je weiter man, wenigstens innerhalb der Grenzen von Europa, nach Süden kommt, von der Pracht unserer Lerchenbäume, von unserer Weiß- und Rothtanne, von unserer riesigen Buche, von der Schönheit unserer Birke hat der Südländer keinen Begriff, ja merkwürdig genug ist, daß manche Baumgattungen geradezu verkümmern, wenn sie weiter südlich als den 50. Grad gezogen werden.

Schon in Würtemberg werden die Birken nur benutzt, um Reifen zu den großen Stückfässern daraus zu machen. Dieselben werden zwar immer mit eisernen Reifen belegt, allein der größeren Sicherheit wegen, da das spröde Eisen durch den gewaltigen Druck von innen nach außen wohl einmal reißen könnte, legt man um diese großen Fässer immer noch hölzerne Reifen, zu denen, da sie oft 45 Fuß lang sein müssen, man natürlich nicht Haseln oder Weidenruthen nehmen kann, sondern junge schlanke Bäume, deren zähes Holz Sicherheit gewährt, wählen muß. Die Birke wird dazu ersehen und nur zu diesem Behufe zieht man dieselbe; nach einem Zeitraume von zehn bis zwölf Jahren wird das Wäldchen oder der Busch abgeholzt und die Reifen werden sofort daraus gespalten und an die Weinhändler verkauft. Wenn man in jenen Gegenden erzählt, daß die Birken in Norddeutschland achtzig bis neunzig Fuß hoch werden und daß sie anderthalb bis zwei Fuß Durchmesser bekommen, so lacht man den Erzähler aus, erklärt, er wolle die Leute foppen und sehen, wie weit ihre Leichtgläubigkeit geht, und wenn man zur Bestätigung seiner Angabe sagt, daß man bei uns die gewöhnlichen Möbeln für die niederen Stände aus Birkenholz mache, so erwidert ein geistreicher Schwabe wohl, daß er das gern glaube, aber nicht Möbel für Wohnzimmer, sondern für Puppenstübchen zum Spielzeug für Kinder. Und doch steht bei Berlin eine Birke im Thiergarten, welche am Stammende zehn

Fuß im Umfange hat, in Schweden aber soll dieser schöne Baum nicht ausnahmsweise, sondern durchschnittlich eine solche Größe erreichen.

Umgekehrt ist es wieder mit einigen anderen, z. B. wird der Buchsbaum bei uns nur zur Verzierung von Gartenbeeten benutzt, während er im Süden von Europa zu einem Baum wird, der acht bis zehn Zoll Durchmesser hat und jenes vortreffliche Holz liefert, welches uns jetzt bei der Illustration der Bücher mit Holzschnitten unentbehrlich geworden ist. Im Norden ist die Haselnuß Frucht eines Strauchs, der erste Haselnußbaum wird den Reisenden im Schloßgarten zu Teplitz gezeigt; je weiter südlich man kommt, desto größer tritt dieser Baum auf und in der Lombardei würde man wieder nicht glauben, daß er nördlich von der Donau zum Strauch herabsinkt.

Charakteristisch bei den Wäldern von Europa ist, daß sie beinahe jederzeit aus einer Pflanzenspecies bestehen. Buchenwälder, Tannenwälder, Eichen- oder Birkenwälder — in Rußland Lindenwälder, sind ganz charakteristisch für den Pflanzenwuchs. In der Nähe der Alpen findet man schon Tannen und Buchen durch einander wachsen, was in Norddeutschland höchst selten stattfindet. Von den eigentlichen Wäldern des südlichen Europa ist nur noch die Rede, wo unzugängliche Gebirge den Wald in Schutz genommen haben, der Mensch entweder nicht hingelangen kann oder die Schwierigkeiten, um dazu zu gelangen, ihm zu groß sind. In Folge dieser fanatischen Wuth gegen Alles, was nicht Früchte trägt, sind die Länder, welche am höchsten begünstigt sind durch klimatische Verhältnisse, wie wir bereits oben sagten zu Wüsten ausgedörrt und jener Spanier, der zum ersten Male Madrid sah und die überaus prächtigen Brücken über dem elenden Bächlein, dem Manzanares, an welchem die Hauptstadt liegt, hatte ganz Recht, als er sagte „wozu diese schönen Brücken? verkauft doch die Steine und kauft Wasser dafür in den Fluß."

Gehen wir von Norddeutschland aus oder von Frankreich über das Meer, so finden wir hier Norwegen und Schweden, dort Großbritannien. In den ersteren zeigt der außerordentliche Reichthum an Wasser, zeigt die große Menge von Seen und Flüssen deutlich genug den befruchtenden Einfluß der Wälder. In England kann man das eigentlich nicht mehr sagen, denn die Wälder, welche nicht großen Grundbesitzern gehören und als Park benutzt werden, haben sich überaus rar gemacht, der Boden ist zu kostbar in England, um ihn als Wald für den etwaigen Holzbedarf zu benutzen; da aber ist das Klima wieder ein so eigenthümliches, daß es der Unterstützung durch die Bewaldung nicht bedarf. Ringsum vom Meere umflossen, in einer Zone, in welcher das Meer nicht gefriert, in welcher es also auch während des strengsten Winters flüssig die Küste bespült und Dämpfe in unendlicher Masse aus-

sendet, fehlt es natürlich an Feuchtigkeit nicht, die vereinzelten Parks würden nicht gerade zu viel Feuchtigkeit anziehen, würden nicht starken Bächen und Flüssen Nahrung geben, allein vermöge der großen Feuchtigkeit der Luft und des außerordentlich wechselnden Temperaturzustandes dieser Luft fällt doch Feuchtigkeit aus der Atmosphäre hernieder in so reichlicher Menge, daß der Ackerbau, daß der Wiesewuchs vielleicht nirgend unter glücklicheren Verhältnissen steht, daher konnte ein Reisender, aus Frankreich dorthin kommend, von dem immer wiederkehrenden Regen geplagt, wohl ungeduldig ausrufen: „regnet es denn in diesem Lande immerfort?“ worauf der Gefragte eben so mit Recht erwiderte: „o nein! es schneit auch bisweilen.“

Hiermit ist das Klima von England und Irland vollkommen charakterisirt, aber dies hat auch zur Folge, daß Obst nicht gerade in bester Weise gezogen werden kann; was höchst dienlich ist für Gräser, sie mögen nun mehltragend sein oder durch ihr Laub Nahrungsstoff darbieten, das ist nicht gerade günstig für Aepfel und Birnen. Im Süden von Irland findet man Myrthenbäume und Gebüsche aus Italien, findet man Erdbeerbäume, aus der Krim herübergebracht, in großer Ueppigkeit stehen, sie gedeihen scheinbar sehr gut, aber sie setzen weder Blüthen noch Früchte an, weil es ihnen an der Wärme zur Entwickelung derselben fehlt. Der südwestlichste Theil von England ist reich an Obst, es kommt jedoch nicht auf die Tafeln der Wohlhabenden, weil es geschmacklos ist, man verwendet es nur, um Cider daraus zu bereiten, ein schlechtes Ersatzmittel für den gänzlich fehlenden Wein, den man zwar zu Laubgängen, also als Zierpflanze benutzt, der jedoch nie Blüthen oder Früchte ansetzt.

Das große schöne Land, welches wir unter dem Namen Skandinavien zusammenfassen und das von der Polarregion bis in die Mitte der gemäßigten Zone reicht, einen Flächenraum habend, welcher beinahe so groß ist, wie Frankreich und Spanien zusammengenommen, steht hinsichtlich des Klimas unter ähnlichen Verhältnissen, da aber zu der überreichlichen Feuchtigkeit und den sehr häufigen freiwilligen Niederschlägen aus der Atmosphäre auch noch die Bewaldung der Berge kommt, so ist der Wasserreichthum größer als der irgend eines anderen Landes innerhalb der Grenzen der gemäßigten Zone. Wir haben hier im mittleren Deutschland durchschnittlich eine Regenmenge von einigen zwanzig Zoll jährlich, das will sagen, wenn der Boden Deutschlands vollkommen eben wäre und kein Wasser durchließe und das niedergefallene Wasser auch nicht verdunstete, so würde am Ende des Jahres das Wasser beinahe zwei Fuß hoch die Erde bedecken.

Man wird allerdings erwidern können, daß, wenn alle Feuchtigkeit aus der Atmosphäre auf einmal vollständig niedergeschlagen würde, so daß

die Atmosphäre und der Boden von dem darin enthalten gewesenen Wasser befreit würde, dieses Wasser doch nur fünf Zoll hoch stehen würde.

Es ist wirklich so, dieses ist das Resultat hundertjähriger Forschungen über den Inhalt der Atmosphäre an Wasserdampf, daß nun doch fünfmal so viel, ja in Norwegen an mehreren Punkten zwanzigmal so viel, auf einigen Stellen des Australoceans, z. B. im südlichen Theile von Neuholland, zweihundert Zoll hoch Wasser fallen kann, das rührt nur davon her, daß das niedergeschlagene Wasser sogleich da, wo es die Erde benetzt, sich zum Theil wieder in Dämpfe verwandelt und aufsteigt, um abermals fallendem Thau, Nebel oder Regen Nahrung zu geben. So kommt es, daß die Atmosphäre (wie ein recht eifriger Wucherer sein Kapital im Jahre fünfmal, zehnmal, zwanzigmal umdreht und dadurch einen Erwerb erzielt, der ihm viel Geld und das Zuchthaus einbringt) dem Erdboden und dem Luftraum eine Fülle von Feuchtigkeit gewährt, von der man ohne dieses vielmalige Umkehren des Kapitals keine Ahnung haben dürfte.

Auf beiden Seiten des mächtigen Gebirges, welches die ganze skandinavische Halbinsel von Norden nach Süden durchschreitet, wohnen zwei verschiedene, Jahrhunderte lang einander sehr feindlich gesinnt gewesene Menschenstämme, die Schweden und die Norweger, welche erst im zweiten Jahrzehnt unseres Säculums unter ein Scepter gekommen sind.

Die beiden Völkerschaften unterscheiden sich auffallend sowohl durch ihre körperlichen Formen, als auch durch ihre Beschäftigung. Die auf dem Ostabhange wohnenden Schweden sind Landbauer und Bergleute, die auf dem westlichen Abhange wohnenden Norweger sind meistentheils Jäger, Hirten, Fischer und gewaltig kühne Seefahrer. Ihre Geschichte ist reich an romantischen Sagen, sie scheinen in Europa die Schifffahrt über das Meer zuerst ausgebildet zu haben, denn bis dahin, wo die mächtigen Seekönige Schottland besuchten, Island und Grönland entdeckten, die Küsten des nördlichen Frankreichs heimsuchten, sich in Sicilien und Byzanz gefürchtet machten, hatte man nur die Küsten befahren. Die muthigsten Segler der alten Welt, die Phönizier, fuhren noch in offenen Booten von Land zu Land, ruderten oder segelten stets im Angesichte der Küste und legten jeden Abend am Lande an. Einen guten Begriff von der ältesten Schifffahrt giebt uns Homers berühmtes Gedicht „die Odyssee". Der Held derselben fährt von Troja zurück nach seiner Heimath, nach der Insel Ithaka, deren König er ist und auf dieser Reise bringt er, im mittelländischen Meere umherirrend, zehn volle Jahre zu. Ein neuerer Seefahrer lacht freilich hierüber, ihm ist das Mittelmeer nur ein kleines Becken und seine Karte lehrt ihn jeden Punkt finden, auch wenn er denselben nicht sieht. Die Alten konnten das nicht, wollten sie von Tyrus nach Massilia,

von Kleinasien nach der Küste des südlichen Frankreichs, so mußten sie entweder längs des adriatischen Meeres und um Italien herum oder sie mußten längs der Küste von Afrika und von Spanien fahren, denn die Küste aus den Augen verlieren hieß eigentlich verloren sein.

Jene kühnen nordischen Seefahrer lehrten die Menschheit den Ocean besiegen, und wenn auch manches schöne Schiff untergegangen sein mag mit Mann und Maus, so ist doch unzweifelhaft, daß sie durch ihre weit gestreckten Fahrten die Kenntniß und den Gesichtskreis der Menschen um ein Gewaltiges erweiterten.

Noch jetzt sieht man ihren hochgewachsenen, überaus kräftigen Nachkommen den Muth an, welcher ihre Vorfahren zu so kühnen Thaten anspornte. Zwar waren jene sogenannten Seekönige eigentlich nichts weiter als Seeräuber, es wäre daher sehr zu bedauern, wenn die Norweger auch diese Erbschaft angetreten hätten; das ist jedoch keinesweges der Fall, man reist zwischen ihren Klippen, Fjorden und Scheeren so sicher, wie man irgend wo mitten im civilisirten Deutschland auf einem Flusse reisen würde, man besucht ihre Berge, so weit die Straßen es gestatten, man besucht auch die unwegsamen Theile des Gebirges mit einer so großen Sicherheit, wie man die Straßen irgend einer kleinen deutschen Stadt begeht, und wenn der ganz vereinsamte Wanderer hinter sich einen Mann wahrnimmt, der ihm nacheilt, so möge er gar nicht fürchten, irgend einem Unfall ausgesetzt zu werden, entweder der Nahende möchte in seiner Gesellschaft reisen oder er bringt ihm vielleicht seine Geldtasche, seine Brieftasche nach, die er im vorigen Nachtquartier vergessen hat, und wahrlich, ihm wird nichts daran fehlen, denn die Leute sind so ehrlich, als sie tapfer sind.

Norwegen bietet auf seinen Höhen bis zu einer gewissen Breite das prächtigste Schiffsbauholz dar, weiter nördlich werden die Bäume ganz eigenthümlich krumm, sie geben alsdann zwar nicht mehr so lange und schlanke Stämme, aber sie geben ein werthvolleres Produkt, das sogenannte Krummholz oder Knieholz, welches für die Rippen des Schiffes von großem Werthe ist, weil es nicht so leicht bricht, als gerade gewachsenes Holz, das seine erforderliche Krümmung durch die Säge erlangt hat.

Auf den Höhen findet sich ein äußerst reichliches und nahrhaftes Futter für den ziemlich zahlreichen Viehstand, näher dem Meere zu wird jedes Fleckchen Erde als Garten oder als Getreidefeld benutzt, doch ist es niemals ausreichend für den Bedarf des Landes, es wird jederzeit eine reichliche Zufuhr entweder von Schweden her oder zur See von den reichlicher damit gesegneten Ländern gebraucht.

Einen Theil der thierischen Bevölkerung kennen wir bereits, hoch im

Norden hat das Rennthier seinen Sitz, dort bildet es den Reichthum des Landmannes, weiter nach Süden sind Rinder und Schafe wieder das gewöhnliche Zuchtvieh. Die Pferde sind klein und unschön, aber von einer seltenen Behendigkeit und von einer großen Ausdauer. Unter den Raubthieren sind der Luchs und der Vielfraß die am mehrsten gefürchteten, der Bär ist zu plump, um den Landmann besonders zu schrecken, trotz seiner überwiegend großen Stärke wird er doch von dem einzelnen Mann angegriffen und gewöhnlich besiegt. Die Prozedur dieses Kampfes ist sehr einfach und recht eigentlich naturwüchsig. Ist irgend wo ein Bär bemerkt worden, so sucht der Besitzer der Jagd oder des Grundstücks, des Waldes, der Viehweide, auf der man ihn gesehen, die Fährte des Thieres auf, dann panzert er sich seinen linken Arm mit zäher Birkenrinde, welche dort, wo der untere Theil des Stammes sie viel dicker werden läßt, eine ungemeine Härte hat und dem Gebiß des Bären Widerstand leistet, ja durch ihre große Rauhheit das Gaumenfleisch und die Zunge schmerzhaft verletzt.

Diese zolldicke Rinde wird um den Arm gelegt und mit vielfach verschlungenen Stricken befestigt. Die Hand ist nicht selten frei, doch immer hinter der panzernden Rinde zurückgezogen, der Schutz des Armes geht übrigens nur bis an den Ellenbogen. Jetzt sucht der Jäger den Bären auf, wenn er ihn sieht, so reizt er ihn durch Steinwürfe, der Bär richtet sich auf, der Jäger geht ihm mit vorgestrecktem Arme entgegen, und wenn der böse Patron seinen Rachen aufsperrt, so stößt er ihm den bepanzerten Arm so tief als möglich hinein. Dies ist auch der Zeitpunkt, wo er die unbeschützte Hand zu brauchen sucht, indem er mit derselben die Zunge gewaltsam faßt und festhält. Ehe der Bär noch dazu kommen kann, sich zu sträuben, hat er schon eine zehn Zoll lange starke Messerklinge in der linken Brust, denn der Jäger darf dem Bären nicht Zeit lassen sich zu besinnen, sonst könnten die vorgestreckten, mit Klauen bewaffneten Hände ihm unangenehme Verwundungen, lange Schlitze durch die Muskeln des Armes und der Brust zuziehen, daher wird sofort, so wie der Arm von dem Rachen des Bären gepackt ist, das Messer ihm in die Seite gesenkt, aber selbst dann noch kann der Jäger schwere Verwundungen erdulden müssen, er wird daher gewiß suchen, bei dem ersten Stoß das Herz zu treffen. In diesem Calle ist der Kampf beendet, und er ist gewöhnlich für den Sieger klein blutiger gewesen.

Auch Wölfe leben in den Gebirgen im ziemlicher Menge und thun dem Heerdenvieh großen Schaden, was allerdings nicht gehindert werden kann, da die Bevölkerung für die große Ausdehnung in Quadratmeilen eine sehr dürftige ist.

Hoch oben in den Gebirgen nisten Adler und verschiedene andere mäch-

tige Raubvögel, welche namentlich dem Vogelwilde und den kleineren Grat- thieren nachstellen und vielen Schaden thun. Die Küsten dagegen sind nicht eigentlich von Raubfischen bewohnt, sonst aber sind die Meerbusen und die weit in das Land eindringenden Fjorde überreich angefüllt mit nutzbaren Fischen und mit Meeressäugethieren, welche diesen nachstellen, wie die See- hunde und alle damit verwandten Geschlechter. Nicht selten wirft ein Sturm auch einen Wallfisch auf das Ufer, dann wird er von den gesammten Be- wohnern des Fjords als gemeinsame Beute betrachtet und getheilt. Heringe kommen in zahllosen Schaaren in die Buchten, sie werden mit Schaufeln auf das Land geworfen, denn sie erscheinen so dicht gedrängt, daß man glaubt, man müßte auf ihnen spazieren gehen können. Ein Netz in diese Masse hinein-, und wenn es gefüllt ist, dasselbe wieder herauszubringen, gehört ganz einfach zu den Unmöglichkeiten. Woher diese Züge der kleinen Fische kommen, was sie veranlaßt, in solch unzählbaren Schaaren zu wandern, ist eben so unbekannt, wie der Grund der Auswanderung der Lemmings. Die Heringe betreffend, so sagt man zwar, sie würden von Wallfischen verfolgt und flüchteten nach dem Lande zu, dies ist aber eine Fabel, welche jedenfalls weder ein Naturforscher, noch ein vernünftiger Seefahrer erfunden hat, denn der Wallfisch frißt gar nicht Fische, er lebt von kleinem Seegewürm, von Weichthieren, die er kahnladungenweise mit seinem gewaltigen Munde auf- faßt, durch das eigenthümliche Sieb, welches die Fischbeinbarten bilden, das Wasser auspreßt und darauf die Fettmasse, die zurückbleibt, die Gallertmasse der kleinen Würmchen verschluckt. Haifische, welche möglicher Weise Heringe fressen könnten, finden sich in den kälteren Meeren nur selten.

Die Ostseite dieses gewaltigen Gebirges ist bei weitem weniger steil, die Flüsse, welche dort hinabgehen, haben einen bei weitem längeren Verlauf, und sie gelangen dazu, in den Ebenen große Seen zu bilden und aus diesem dem Meere zuzueilen.

In Folge dieser mäßigeren, langsameren Abdachung des Gebirges ist die Ausdehnung des bebaubaren Landes sehr viel größer, und man sieht in Schweden große zusammenhängende Getreidefelder, was man in Nor- wegen nicht zu sehen bekommt. Die Bewohnerschaft hat daher einen grö- ßeren Reichthum, ein angenehmeres und bequemeres Leben, die Höfe der Bauern verrathen einen gewissen Wohlstand. Der Ernst des Norwegers ist dem Schweden fremd, man muß aber nicht glauben, daß es ihm an ernster Thätigkeit fehlt, er ist so arbeitsam, so kräftig und so ausdauernd, wie man es nur irgend verlangen kann; das zeigt besonders der Berg- mann, welcher hier in Schweden in den Eisen- und Kupferbergwerken Arbeiten ausführt, die man kaum für möglich hält. Schweden versorgt

deshalb auch die anderen Nationen Europa's mit dem allerbesten Eisen, und eine Gattung wird ganz ausschließlich nach England geführt, obwohl sie viermal theurer ist, als das andere, gleichfalls ganz vortreffliche Eisen. Die Bergwerke liegen zum Theil offen am Tage, d. h. die Erzadern reichen bis an die Oberfläche, und sie sind so umgemein mächtig, daß man weder Schachte noch Stollen baut, sondern immer von oben herab wegnimmt, was an Erz da ist. Trotz dieser anscheinend leichten Gewinnung sind die Arbeiten doch ganz außerordentlich schwierig, und es gehört die ganze Ausdauer des alten deutschen Stammes, verbunden mit der Kraft und Zähigkeit des Gebirgsbewohners dazu, um dasjenige zu leisten, was dort gefordert wird.

Der bothnische Meerbusen war einst ganz zu Schweden gehörig, westlich von demselben lag das gedachte Königreich und östlich davon lag Finnland, welches durch den Krieg mit Rußland verloren gegangen ist. Dieses Finnland erhält jene berühmten Steinbrüche von einem wundervoll gefärbten Granit, aus welchem die Säulen gewonnen werden, mittelst deren man viele der russischen Kirchen schmückt, und welche alle wie die ägyptischen Obelisken bei einer Länge von siebzig bis achtzig Fuß doch aus einem Stücke sind.

Man wundert sich gewöhnlich über die Riesenarbeit, die das Trennen solcher zehn Fuß dicken und achtzig Fuß langen Säulen von dem Berggesteine machen muß, allein dem Genie der russischen Arbeiter ist es gelungen, dieses Spalten in regelmäßige Stücke mit großer Sicherheit und weniger Arbeit durchzuführen.

Die Oberfläche wird so weit geebnet, als man den Stein zusammenhängend in einem Stücke haben will, dann bezeichnet man die Größe desselben durch einen mäßigen Einschnitt in den Stein. Innerhalb dieses etwa zolltiefen Schlitzes macht man von Arschin zu Arschin (die russische Elle von etwa drei Fuß) eine viereckige Vertiefung, füllt sie mit Wasser und schließt sie oben durch Thon zu. Dieses geschieht während des Sommers, und man macht dabei so viele Blöcke frei als möglich, der Winter nunmehr trennt sie vom Muttergestein. Wenn die Zeit der Fröste kommt, werden alle Oeffnungen nachgefüllt, und nun überläßt man der Natur das Weitere. Das Wasser dehnt sich durch den Frost mächtig aus, selbst der feste Granit kann dieser Ausdehnung nicht wideerstehen, er spaltet von Oeffnung zu Oeffnung, und wenn der Steinhauer im nächsten Frühjahr wieder an seine Arbeit geht, so hat er nichts zu thun, als den losgetrennten Stein von seinem Lager zu verschieben und in das Schiff zu bringen, was übrigens bei so vielen tausend Centnern, wie solch ein Steinchen wiegt, auch keine Kleinigkeit ist.

Die riesigen Massen werden übrigens gleich an Ort und Stelle rund gehauen, in die Cylinderform, in die Säulenform gebracht, wodurch sie um ein Drittheil leichter werden.

Außer diesen gewaltigen Felsen in der Nähe der Küste ist Finnland, wie es sich nach dem gewaltigen Koloß Rußland hinein erstreckt, ein durchaus flaches Land, ganz mit Seen überdeckt und von einem wunderbar verwickelten Netze kleiner Flüsse durchzogen, so daß man glaubt, man müßte aus einem finnischen Meerbusen in das Eismeer gelangen können.

Eine große Merkwürdigkeit dürfte noch sein, daß der größte Fluß von Europa, die Wolga, hier im Norden aus Seen und kleinen Flüßchen zusammenläuft und sich mit seiner ganzen, nach und nach ungeheuer werdenden Wassermenge nach Süden wendet. Dieselbe erhält Zuflüsse aus dem Onega und dem weißen See und ist durch dieselben mit dem weißen Meere verbunden.

Ob die Seen zwischen Petersburg und Archangel, welche auf allen Karten sehr deutlich und unzweifelhaft als verbunden angegeben sind, befahren werden, ob sie der Schifffahrt wirklich geöffnet sind, weiß der Verfasser nicht.

Wir wollen uns mit der Betrachtung des übrigen Europa nicht weiter befassen, denn wenn man nicht sehr in das Einzelne gehen will, so läßt sich nichts sagen, was nicht allgemein bekannt wäre, und zu diesen Einzelnheiten, so interessant sie sind, gebricht es doch in diesem Werke an Raum, wir wenden uns daher zu dem Theile der gemäßigten Zone, welcher jenseits des atlantischen Oceans liegt.

Nord-Amerika.

Wir haben einen großen Theil dieses neu entdeckten Landes bereits in der ersten Hälfte dieses Buches besprochen, die kalte Zone nämlich, welche aber durch die eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse viel weiter nach Süden reicht, als sonst auf der Erde.

Der Nordpol ist nicht der Punkt der größten Kälte für unsere Erdhälfte, sondern dieser Kältepol (deren übrigens zwei sind, einer in Nordasien und einer in Nordamerika) liegt unfern des magnetischen Poles und daher rückt die Kälte so weit in die gemäßigte Zone hinein, daß der Theil von Canada, welcher nördlich vom 50. Grade liegt, eigentlich gar nicht mehr bewohnt, ja unbewohnbar genannt werden kann; von Norden her angefangen,

müssen wir daher die Begrenzung der großen Seen am Lorenzstrom als den ersten Theil, den nördlichsten Theil der gemäßigten Zone, so weit sie nämlich bewohnbar ist, betrachten.

Hier in den engländischen Besitzungen von Canada waltet schon eine Kälte, welche weit über die Grenze hinausgeht, die wir als eine für das gemäßigte Klima geeignete zu betrachten pflegen, es wird mithin auch nur wenig Getreidebau getrieben, der Hauptnutzen, den das Land gewährt, liegt in seinem Holze und in seinem jagdbaren Wilde. Schwerlich würden die Engländer einen so großen Werth auf das Land legen, wenn es ihnen nicht noch festen Fuß gewährte in Nordamerika, dessen ganze östliche Hälfte sie einst besessen haben und die sie sich haben entreißen lassen, weil sie im höchsten Grade unpolitisch und hart verfuhren gegen die Ansiedler, die das Land mit ihrem Schweiß und Blut gedüngt hatten.

Hier im Norden der Seen giebt es nur in den Städten Europäer und in den kleinen Festungen, welche als Niederlassungen und Stützpunkte für die Handelsgesellschaften, die von hier ihre kostbaren Felle beziehen, dienen, das ganze Land sonst ist nur von eingeborenen Amerikanern bewohnt, welche hordenweise daselbst leben, bestimmte Jagdgründe inne haben und unter denen sich die Jäger und Fallensteller theils ungesehen bewegen, theils angesiedelt haben, und zwar so, daß sie sich mit eingeborenen Mädchen ehelich verbunden und mit ihnen eine Mischlingsrace erzeugt haben, welche die guten Eigenschaften des Vaters und der Mutter und eine unbesiegbare Ausdauer und Todesverachtung geerbt haben.

Die Wilden sowohl als dieses Halbblut sind beide eines bessern Schicksals werth, als dessen, das ihrer wartet. Von Schritt zu Schritt weiter zurückgedrängt, wird ihnen ein Jagdgrund nach dem andern entzogen, werden sie in immer rauhere Wildnisse getrieben, und da sie, die benachbarten Stämme, selbst unter einander in steter Fehde sind, so werden ihrer immer weniger, und man kann die Zeit berechnen, wo es in dem ganzen ungeheuren Raume gar keine Wilde mehr geben wird. Man hat leider überall wahrgenommen, daß der Einfluß der Europäer auf die Naturmenschen ein höchst verderblicher ist, sie werden bald angesteckt von allen Lastern, die mit der Civilisation Hand in Hand gehen, und da sie trotz des scharfen Verstandes, den sie bei ihren Unterhandlungen oder bei ihren Kriegszügen, bei ihren Jagdabenteuern entwickeln, doch nicht im Stande sind, durch den Verstand ihre Leidenschaften zu beherrschen, so ist die natürliche Folge, daß sie den verderblichen Einflüssen dieser Laster erliegen. Sie trinken den abscheulichsten Branntwein, sie rauchen, bis sie durch das narkotische Kraut beinahe zum Wahnsinn getrieben werden, sie spielen, und um dieser Leidenschaft zu fröhnen, verkaufen sie Alles, was sie haben, selbst die Gegenstände, welche ihnen zu ihrer Existenz

unumgänglich nothwendig sind, und wenn sie nichts mehr haben, was sie verkaufen können, so legen sie sich auf's Stehlen, auf's Rauben, auf's Plündern, wo es dann „auf einen kleinen Mord nicht ankommt", weshalb man sich auch für berechtigt hält, sie gleich wilden Thieren niederzuschießen.

Es ist schwer begreiflich, wie diese Leute in so schlechten Kleidern und in so schlecht verwahrten Hütten leben können. Aus den Fellen der Rehe machen sie sich ihre Kleider, aus den Fellen der Rinder ihre Lagerstätten und mit denselben Fellen, wenn sie enthaart sind, decken sie ihre Hütten.

Das größte dieser Thiere ist der Bison oder der amerikanische Büffel, jenes mächtige Thier, das, mit langer, schwarzer Mähne behaart, in früheren Zeiten in Heerden von Hunderttausenden ganz Nord-Amerika von einem Ende bis zum andern durchstrich, so weit es irgend Fütterung und Wasser fand. Das demnächst größte Wild ist der Wapiti, ein Hirsch von schöner starker Form, beträchtlich größer als unsere Thiere gleicher Race und dennoch einem viel kleineren Raubthiere, dem Vielfraß, erliegend. Unser Bildchen, nach einer Zeichnung von Harvey, zeigt uns diesen mächtigen Hirsch, wie er im schnellsten Lauf von einem Vielfraß oder Wolwerene erreicht ist, wie derselbe sich ihm auf den Rücken wirft, mit seinen scharfen Klauen anklammert und ihm dann die Kehle durchbeißt.



Der Wapiti und die Wolwerene.

In dieser weiten, menschenleeren Wüste wird unaufhörlich Krieg geführt

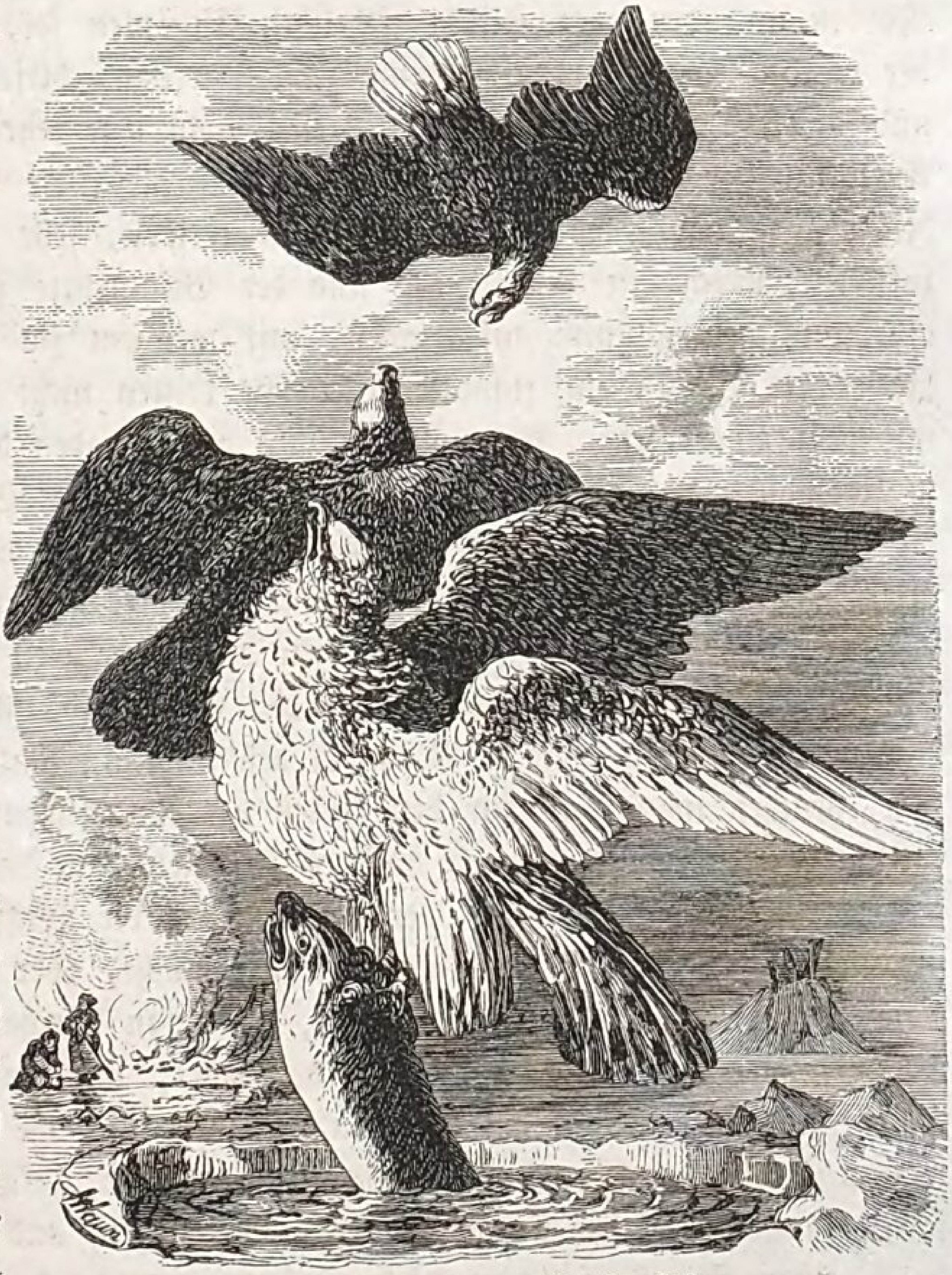
zwischen den Thieren, es genügt nicht, daß die fleischfressenden solche angreifen, von denen sie leben, auf die sie angewiesen sind, daß der Wolf mithin dem kleineren Wilde, der Fuchs dem Hasen und dem Kaninchen nachstellt oder daß die größeren Raubthiere heerdenweise über einen Büffel herfallen, bis sie ihn, aus tausend Wunden blutend, vor sich liegen haben, auch die Raubthiere selbst bekämpfen sich unter einander, und die Pflanzenfresser machen es eben so. Es scheint ein eigener Zornesmuth in allen diesen Thieren zu stecken, die Büffel gehen zwar in Heerden friedlich neben einander, wenn aber zwei einzelne Büffel einander begegnen, so kämpfen sie so lange, bis der eine ein Horn verloren hat, sich also wehrlos fühlt und flieht, oder bis er, wirklich besiegt, den Stößen seines Feindes erliegt. Die Hirsche kämpfen in der Wildniß nicht blos zur Brunstzeit, sondern sie gehen mit gesenktem Geweih auf einander los und schlagen sich und stoßen sich, bis sie mit den Geweihen verwickelt sind, nicht mehr aus einander können und so bei lebendigem Leibe von den Wölfen zerrissen werden, oder wenigstens bis einer von beiden oder auch beide schwer verwundet sind und den Kampf aufgeben.

Auch in der Luft findet ein ähnliches Streiten und Kämpfen der Thiere mit einander statt. Falken und Adler von großer Mächtigkeit stürzen auf den Schwan, welcher durch die Lüfte segelt, herab, hacken ihm die Augen aus und zerreißen ihn, lassen ihn liegen, nachdem sie sich von ihm gesättigt haben, bis ein mitleidiger Fuchs kommt, der seinen Leiden ein Ende macht, indem er sich den Magen füllt. Der Fischadler streicht über das Meer, und sobald er einen Fisch an der Oberfläche des Wassers sieht, stürzt er auf denselben herab, ergreift ihn mit den Fängen und führt ihn fort, um ihn am Lande zu verzehren; aber der weißköpfige Adler, obwohl kleiner, als der erstgedachte, ist doch muthiger und stärker, und da er nicht so geschickt ist im Fangen der Fische, wohl aber eine gewisse Zärtlichkeit für denselben fühlt, so stürzt er sich auf den Fischadler, schlägt mit Schnabel und Fängen nach ihm, der sich nicht wehren kann, da er durch die Last seines Raubes gehemmt ist, und wenn er endlich diesen fallen läßt, so fährt der weißköpfige Adler darauf zu, faßt den Fisch, bevor er das Wasser berührt, und enteilt unverfolgt, denn der Fischadler fürchtet ihn. Das Bildchen auf der folgenden Seite stellt eine derartige Scene des Fischfanges dar.

Viele jener bergigen Gegenden werden von einem bräunlich gestreiften Murmelthiere bewohnt, auf dieses macht eine Eule Jagd. Mit lautlosem Fluge, mit gänzlich unhörbarem Flügelschlage zieht diese Eule in der Nähe des Bodens hin, ihr bei Tage zwar blödes, bei Nacht aber sehr scharfes Auge entdeckt das Murmelthier, welches, Nahrung suchend, ausgegangen ist,

und bevor dasselbe die schützende Höhle erreichen kann, wird es von dem gefiederten Räuber erfaßt und irgend wo auf einen Baum getragen.

Auch das Rennthier, obschon sehr stark und viel gewandter als der Büffel, hat doch seinen tödtlichen Feind im Wolfe, der es gewöhnlich nicht allein, sondern in Gesellschaft eines oder zweier guter Freunde verfolgt, nichts weiter thut, als mit ihm läuft, aber es dadurch so ermüdet, daß es zuletzt stehen bleibt, sich zur Wehre setzt, da dann einer dieser Schelme es von vorne beschäftigt, als ob er ihm nach der Kehle springen wollte, der andere ihm aber nach den Lenden, den Kniegelenken oder höher gelegenen weichen Theilen springt, sie auf die schrecklichste Weise zerfleischt und verursacht, daß das Thier sich verblutet und vor Erschöpfung umkommt.



Der Fischadler und der weißköpfige Adler.

Auch der Hund ist in diesen Gegenden dem Menschen untreu geworden, er ist verwildert und ist ein Raubthier schlimmer wie der Fuchs und beinahe eben so schlimm als der Wolf.

Erst in neuerer Zeit sind jene Gegenden nordwärts von den canadischen Seen näher bekannt geworden, in früheren Jahren hat man kaum etwas anderes gewußt, als daß Quebeck den Engländern, New-York den Republikanern gehöre, nur die Küsten der großen Seen waren bewohnt und über dieselben nordwärts hinaus war alles Land unbekannt. Nicht unbewohnt, denn es sind dort viele Indianerstämme, welche die Wälder durchziehen und

unsicher machen, und es sind viele Jäger, die der Pelzthiere wegen mit ihnen verkehren; aber was dort für Seen und Flüsse und wie sie unter einander verkettet sind, wohin sie abfallen, welches die Wasserscheide zwischen den nach Norden und den nach Süden gehenden Strömen sei, wie weit die Gebiete der verschiedenen Indianerstämme sich erstrecken, dieses Alles war gänzlich unbekannt, denn die Fallensteller hatten wohl ihre sehr glücklichen Gaben im Auffinden der Wege, verstanden sehr wohl die Orte wieder zu finden, an denen sie gewohnt waren, ihre Jagd zu treiben, sehr wohl die Fallen aufzusuchen, welche sie dem Biber und der Bisamratte gelegt, oder auch den amerikanischen Stamm aufzusuchen, mit welchem sie seit so und so vielen Jahren in Verbindung standen, allein sie reisten nicht mit der Boussole und mit dem Theodoliten, sie wußten nichts von Graden der Länge und Breite, ja sie wußten kaum zu sagen, ob dieser oder jener Stamm weiter nördlich wohne, sie hatten gewisse Kennzeichen, an denen sie die Seen und die schon öfter besuchten Flüsse wieder erkannten, und die Tragestellen, über welche sie mußten, um von einem Flußgebiet in das andere zu kommen, sonst konnten sie zur Geographie, zur eigentlichen Erd- und Länderkunde nichts beitragen. Jetzt weiß man z. B. durch den Capitain Palliser, daß vom oberen See, welchen man sonst für den letzten der canadischen Seen hielt, eine vielfältige Stromverbindung, ein wahres Flußnetz nach dem Winnipegsee führt, daß wahrscheinlich das Land der Chippeways die Wasserscheide zwischen den nördlich und den südlich gehenden Flüssen macht, aber man weiß auch, daß diese Wasserscheide so unbedeutend ist, daß man durchaus keinen Hügel, keinen Bergzug wahrnimmt, der sie bezeichnet, und daß die Ausläufer des Mississippi, die nördlichsten Quellen desselben, so nahe mit den Quellen des rothen Flusses, welcher in den Winnipegsee läuft, zusammenfallen, daß dieselben kaum eine Viertelstunde von einander liegen, und zwar nicht geschieden durch einen Hügel, sondern vielmehr vereinigt durch einen Sumpf. Eben so steht der Churchillfluß westwärts mit dem englischen Fluß, dem See von Rennes, dem Castorfluß, dem kleinen Sklavensee und dem Athabascaflusse in ununterbrochener Verbindung.

Zwischen allen diesen Flüssen wohnen verschiedene eingeborene Völkerstämme, die Saskatschewan, Assiniboins, die Chippeway, die Creeks, die Schwarzfußindianer u. s. w., und man hat, durch solche Reisende unterrichtet, nicht nur kennen gelernt, welch ein weit ausgedehntes Land noch dort der Eroberung wartet, sondern auch, welch ein Zeitraum noch darauf gehen wird, bevor dieses Land von Europa aus bevölkert, der Civilisation übergeben sein wird — der Civilisation, und welcher? derjenigen, die durch den Auswurf von Europa über das einst so glückliche Amerika gebracht worden ist. Wahr-

lich, wenn wir bedenken, was wir Europäer verschuldet, so haben wir dringende Ursache uns zu schämen.

Als die Holländer in der Gegend von New-York festen Fuß faßten, als sie und später William Penn mit den sogenannten Wilden Verträge schlossen über die Abtretung großer, weitläufiger Landstrecken, da war noch Ehrlichkeit und guter Glaube sowohl in den Europäern, als in den Amerikanern. Die ersteren wollten nur Handelsplätze anlegen und den Amerikanern ihre Jagdbeute abkaufen, die letzteren fanden dies begreiflich, hatten nichts gegen die Ansiedelung, gaben gern ihr Land her, von dem sie ja so ausgedehnte Massen hatten, Handel und Wandel ging zu gegenseitiger Zufriedenheit vor sich; als nun aber der Teufel des Eigennutzes in die Kaufleute fuhr, als sie zuerst damit anfingen, den Eingeborenen ihre Felle zum funfzigsten Theil, ja zum hundertsten Theil ihres Werthes abzunehmen, als sie ihre Arme über immer größere und weitere Landstrecken breiteten, als nun gar endlich die Engländer kamen, theils neben den Holländern sich niederlassend, theils diese aus ihrem Besitz vertreibend, da war es mit der Ehrlichkeit zu Ende, und es trat Betrug jeder erdenklichen Art an seine Stelle, und es wurde den Eingeborenen gegenüber jede Schurkerei, jede Schändlichkeit für erlaubt gehalten.

Natürlich hatte dieses einen gewaltigen Umschwung in allen Verhältnissen zur Folge, früher waren die weißen Männer als Söhne der Sonne, als Abgesandte des großen Geistes hoch geehrt, und dankend empfing der Wilde die Wohlthaten aus den Händen der mächtigen Männer, die über das große Wasser gezogen waren mit der Hülfe großer Kanoes, an welche sie weiße Wolken angespannt hatten, um sie zu ziehen (so betrachteten dieselben die Segel), aber nach und nach wurden aus den Söhnen der Sonne die verachteten Blaßgesichter, ihre Nähe war den Eingeborenen ein Fluch, ihre Feuerwaffen verjagten das Wild und beraubten die Eingeborenen ihrer einzigen Erhaltungsmittel, falsche Versprechungen, Betrügereien aller Art traten an die Stelle der früheren ehrlichen Handlungsweise, aus guten Freunden wurden ergrimmte Feinde, statt eines friedlichen Verkehrs wurde ein wüthender Vertilgungskrieg geführt, die Rothhäute und die Blaßgesichter standen in offenem wie in heimlichem Kampfe mit einander, überall in Busch und Wald lauerte der Tod, die Rothhaut entzog sich der Verantwortung durch die Flucht, und das Blaßgesicht brauchte sich nicht zu verantworten um eines Menschenlebens willen, das nur einer Rothhaut angehörte, das war ein Raubthier, dessen man sich entledigen mußte, und Raubthiere tödtet man ungestraft. Schade, daß diese Raubthiere kein haariges Fell hatten, es wäre ihnen sonst gewiß abgezogen und als Pelz nach Europa verkauft worden.

Wie sich der europäische Menschenschlag immer weiter von Norden nach Süden ausbreitete, so wurden die Eingeborenen überall von der Küste zurückgetrieben, aber Europa wurde nicht müde, seinen Auswurf nach Amerika hinzulenken, bald waren alle Küstenplätze übersetzt, und man mußte sich nach dem Innern wenden; die Behörden verkauften große Landstrecken, welche ihnen gar nicht gehörten, für ein billiges Geld und überließen es den Käufern, sich dieses Land sowohl aufzusuchen, als auch sich in dessen Besitz zu setzen und zu erhalten. Eine bewaffnete Macht gab es nicht und konnte es auch nicht geben für Landstriche, welche zusammen genommen drei mal so groß sind, als ganz Europa. So war denn ein Jeder sein eigener Beschützer, und so verbreitete sich der Krieg in seiner abscheulichsten Form in langer Linie von den canadischen Seen bis zum mexikanischen Meerbusen, und der weiße Ansiedler drang immer weiter nach Westen vor, das waren die sogenannten Hinterwäldler, welche sich ziemlich feste Blockhäuser mitten im Walde errichteten aus den Bäumen, welche sie Tags zuvor geschlagen; und sie richteten diese Blockhäuser so ein, daß sie ihre Festungen waren, daß sie sich darin gegen die Pfeile und späterhin gegen die Kugeln der Wilden geschützt sahen. Am Tage wurde nun das Geschäft der Urbarmachung des Bodens betrieben, die Bäume, welche man bewältigen konnte, wurden umgehauen, und wenn irgend möglich wurde das Fallen derselben so geleitet, daß sie alle eine Richtung erhielten, daß man also zwischen den Stämmen mit ziemlicher Bequemlichkeit auf- und abgehen konnte und nur querüber zu klettern nöthig hatte. Die großen Bäume, welche fünf bis sechs Fuß Durchmesser hatten, und welche nicht leicht gefällt werden konnten, ringelte man, das heißt, man schlug ihre Rinde rund um fort und hieb mit der Axt den Splint einen halben Fuß tief weg, wodurch den Bäumen die Nahrung entzogen wurde und sie nach und nach abstarben.

Man pflegte nunmehr die liegenden Baummassen anzuzünden, so wie sie einigermaßen trockenes Laub hatten, und so wurde der Boden, der seit dem Schöpfungsmorgen die Sonne nicht geschaut hatte, durchwärmt und mit Asche gedüngt, thätig gemacht, und er gab dem fleißigen Arbeiter hundertfältige Ernte, aber sie mußte erkämpft werden, die schwächsten Stämme mußte man mehrere Male spalten und daraus einen Zaun bilden, der aufrecht stehend in der Erde, hoch genug war, um das Wild abzuhalten, welches sich auch lieber mit jungem Weizen oder mit süßen Maiskolben nährte, als mit dem harten Laube der Bäume, und solch ein Zaun nur um einen einzigen Morgen war schon keine Kleinigkeit. Wie die urbar gemachte und bebaute Fläche sich vergrößerte, so mußte auch der Zaun vergrößert werden, und die Arbeit war unausgesetzt dieselbe; wurde sie irgend wo ver-

nachlässigt, so kamen wilde Schweine, Waschbären, Dachse, Hirsche und Rehe, wilde Büffel und in den südlichen Gegenden noch Affen hinzu und verwüsteten in einer Nacht nicht selten den Fleiß eines ganzen Sommers.

Aber wenn nun die Schläge der Axt oder der Knall des Gewehrs den eben vorbeiziehenden Indianerstämmen die Anwesenheit von Blaßgesichtern verrieth oder wenn der Rauch des nassen Holzes sich über die Bäume erhob und sechsmal so weit gesehen wurde, als der Knall des Gewehrs gehört, so waren Angriffe auf das Leben dieser Eindringlinge so gut wie gewiß und darum hieß es, mit Pulver und Blei sparsam umgehn, um es benutzen zu können gegen die Rothhäute, aber diese belagerten den Fremden, dessen Aufenthalt sie erspäht, ohne sich ihm zu zeigen, außer in einer Entfernung, wo sein Gewehr sie nicht mehr erreichen konnte, wagte aber einer der Hausbewohner sich heraus, um Wasser oder Lebensmittel vom Felde zu holen, so konnte er sicher sein, daß ein paar Pfeile von der tönenden Bogensehne entflogen und das waren durchaus nicht verächtliche Waffen. So kamen die Ansiedler nicht selten alle um, entweder durch Hunger aufgerieben oder durch die Pfeile der Wilden erlegt und wenn sie nun in das Haus drangen und es waren etwa Kinder darin, so geschah es nicht selten, daß sie diese mit sich nahmen und sie in ihren Niederlassungen erzogen und sie bald zu den verwegensten und wildesten Feinden ihrer eigenen Stammverwandten machten.

Pulver und Blei, welches auf Seiten der Europäer doch immer in größerer Menge war, als auf Seiten der Eingeborenen, ferner der Branntwein, hatten beide einen unwiderstehlichen Erfolg, die Eingeborenen wurden decimirt, ja sie wurden neunmal decimirt, so daß **kaum ein Zehntheil** ihrer übrig blieb und sie wurden immer weiter und weiter getrieben, bis jenseits des Mississippi, aber die unersättliche Begierde nach Land und immer mehr Land ruhte auch an dieser Grenze nicht, schon hatten die Weißen die Hälfte von Amerika und noch war nicht der hundertste Theil davon bebaut, nur die Strecken längs des Meeres und der Flüsse, die Strecken, auf denen der Transport leicht und bequem war, hatten Ansiedelungen aufzuweisen und da noch sparsam genug, aber der brausende Strom mit seinen jenseits liegenden, weiten grünen Ebenen war ja noch zu haben, wozu sich im Osten niederlassen, wenn im Westen so vieles Land zu haben ist. Der Strom wurde überschritten und die Fluth der Ansiedler breitete sich jenseits desselben aus.

Die Prairien wimmelten von Wild aller Art, dort waren die Eingeborenen noch völlig unumschränkte Herren des Bodens, da waren ihre noch nicht angetasteten Jagdgründe.

Der Knall des Kugelgewehrs verscheuchte das Wild und die siegreichen

Kämpfe der Blaßgesichter verscheuchten auch die Wilden bis in die Gegenden der Felsengebirge und so hat nun das Verderben Besitz genommen von einem Lande, dreimal so groß wie Europa, auf welchem kaum so viel Menschen wohnen, als Großbritannien allein hat, von einem Lande, welches tausend Millionen Menschen ernähren könnte und nur vierundzwanzig Millionen Menschen zählt und welcher Staat und welche Stadt und welche vereinzelte Stätte der Reisende betritt, überall sieht ihm entgegen statt der sonstigen patriarchalischen Einfalt — der schnödeste Eigennutz, die grausamste Willkür, die hartherzigste Tyrannei, der liebloseste, schändlichste Betrug, es ist, als habe den Menschen gezeigt werden sollen, daß die Republik so im neunzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt wie drei, vier und fünf Jahrhunderte vor Christi Geburt ein Unding ist. Wo jeder nur das thut, was ihm persönlich das Vortheilhafteste ist, wo keine Macht vorhanden ist, um das aufrecht zu erhalten, was allen vortheilhaft sein muß, da läuft zuletzt alles auf Raub und Mord hinaus.

Noch nie hat eine Republik dauernd Bestand gehabt und auch Amerika beginnt bereits seinem Fall entgegen zu gehen, schon trennt sich der Norden von dem Süden und zwar lediglich wegen materieller Interessen und sollte jetzt noch der Bruch geheilt werden können, so wird die Wunde sich bald genug noch weiter klaffend öffnen. Aus einer Republik werden zwei, aus zweien werden zehn, eine wird damit anfangen, sich einen Monarchen zu geben, diese wird den andern gerade dadurch überlegen werden und so werden die anderen bald ein Gleiches thun und in Amerika wird eine Monarchie nach der andern entstehen, wie in Europa. Daß die große Republik nicht einmal im Stande war, eine Expedition von zwei Schiffen zur Aufsuchung Franklins und seiner Leidensgefährten in See zu schicken, daß dieses von einem einzelnen Manne, dem Kaufmann Grinnell, geschehen mußte, wenn es überhaupt geschehen sollte, beweist recht deutlich die Erbärmlichkeit und Machtlosigkeit dieser großen, und wie sie sich gern selbst nennt, höchst edlen und moralischen Nation.

Ueber den Europäer in Nordamerika ist bereits das Genügende gesagt, wollen wir von amerikanischen Völkern reden, so müssen wir uns in die Gegenden der Felsengebirge begeben oder die nördlichen Theile aufsuchen, von denen wir Eingangs dieses Kapitels gesprochen.

Der Capitain Palliser, ein geborener Engländer und ein großer Jäger, kam eines schönen Abends auf den Gedanken, daß er sich in der londoner Gesellschaft langweile und daß es ganz gescheut sei, sich einmal auf Kosten des Bison und des grauen Bären in Amerika zu unterhalten. Er durchreiste einen großen Theil der Union, bald allein, bald in Gesellschaft, endlich aber entschloß er sich, die Felsengebirge selbst, den gefährlichsten Theil

des nordamerikanischen Festlandes zu besuchen. Dort erst beginnen die eigentlichen Beschwerden der Reise.

Er wollte mit seiner Reisegesellschaft das Land der Chippeways durchschreiten und erreichte den Holzsee, südlich vom Winnepegsee, am 30. August 1857, hatte sich dort auf einer Insel für die Nacht niedergelassen und war nicht wenig erstaunt, am nächsten Morgen sich von ungefähr dreißig indianischen Kanoes umringt zu sehen. Die Indianer zögerten nicht auszusteigen. Ungefähr funfzig derselben in kriegerischem Schmuck, schwarz und roth bemalt, das auf dem Wirbel zusammengewundene Haar mit Adlerfedern geschmückt, näherten sich, schlossen einen Kreis um das Lager der Expedition und jagten den Reisenden keinen geringen Schrecken ein, denn sie waren alle Männer von der größten Stärke, alle über fünf und einen halben Fuß groß und alle reichlich bewaffnet; was konnten die paar Europäer diesen Leuten gegenüber.

Die Männer setzten sich im Kreise um das Lager her, der Häuptling, ein alter, ehrwürdiger Mann, zündete eine Pfeife an und ließ sie im Kreise umhergehen, indem er sagte: „Es ist bei uns Sitte, eine Pfeife zu rauchen, ehe wir sprechen, so haben es unsere Voreltern gehalten und so wollen wir es auch halten."

Mit unerschütterlicher Ruhe nahm jeder einen Zug aus der Pfeife und gab diese weiter. Als sie ihren Weg zwei oder drei mal gemacht hatte, frug der Häuptling:

„Was wollen die weißen Männer?"

„„Wir wollen nach dem rothen Fluß und unser Häuptling hat uns angewiesen, diesen Weg einzuschlagen.""

„Man hat euch Blumen abpflücken sehen, zu welchem Behuf?"

„„Um uns während der langen Zeit unseres Marsches oder unserer Reise zu unterhalten, wir haben Blumen bei euch gepflückt, weil es darunter welche giebt, welche wir noch nie gesehen haben.""

„Die weißen Männer pflücken unsere Blumen, sie schätzen unsere Bäume ab, sie bemächtigen sich der Jagdgründe, als ob alles ihnen gehörte. Haben sie nichts Besonderes in der Nähe des Forts am Regenflusse gesehen?"

„„Sie haben nichts Außerordentliches dort bemerkt.""

„Haben sie nicht ein Grab in der Nähe des Forts gesehen, ein einsames Grab, das Grab eines Häuptlings? Alle diese jungen Leute hier," und er zeigte auf die Seinigen, „sind Abkömmlinge des dort begrabenen Häuptlings und sie wissen noch nicht, warum Ihr hierher kommt."

„„Wir kommen hierher, weil dieses der nächste Weg zum rothen Flusse ist, wir haben dieses bereits gesagt.""

„Und wir fragen noch einmal, weil hier in diesem Kreise einige sind, welche die Antwort nicht gehört haben, wir fragen, damit alle es hören und wissen, sie gehören alle einem Stamme, einem und demselben Volke. Wir sind arm, aber unser Herz ist voll Liebe zu unserm Boden und wir wollen unser Land nicht verlassen."

„„Unser großer Häuptling jenseits des Meeres hat nicht das Verlangen, Euer Land in Besitz zu nehmen, wir sind Eure Freunde.""

„Warum hat der Häuptling der weißen Männer seine Leute quer durch unser Land geschickt, ohne sich unsere Erlaubniß zu erbitten?"

„„Weil wir große Eile hatten und weil man ihm gesagt, Ihr seid weit zerstreut, einige von Euch seien auf dem Kriegspfade, andere auf dem Fischfang, andere auf der Jagd, er hat geglaubt, daß er vergeblich darnach trachten würde, Euren Häuptling zu finden.""

„Alle Wege, welche Ihr einschlagen könnt, sind schwierig und schlecht, und wir können unser Volk nicht arbeiten lassen für die Blaßgesichter, um ihnen die Wege zu bahnen. Euer Häuptling hat nicht ein Recht über diesen Weg, ihr müßt denselben verlassen und die alte Straße aufsuchen; wenn Ihr diese fortsetzen wollt, so werden wir Euch zwar nicht hindern, aber Ihr werdet allein gehen und Euch den Weg selbst suchen, dazu erinnert Euch alsdann, daß ich Euch gesagt habe, der Weg sei gefährlich."

„„Wir erbitten von Euch nichts weiter, als einen Eurer jungen Leute, um uns den Weg zu zeigen, wir werden ihn reichlich belohnen und wir werden Euch Geschenke schicken.""

„Es mag hart sein, Eure Bitte abzuschlagen, aber wir wissen, auf welche Weise die Rothhäute betrogen worden sind. Die Blaßgesichter kommen und betrachten die Blumen, die Bäume, die Flüsse, dann folgen andere Blaßgesichter und das Land der Rothhäute geht verloren, sie haben keinen Wohnsitz mehr. Ihr müßt umkehren und des Weges ziehen, den die Blaßgesichter bis jetzt eingeschlagen haben. Ich habe gesprochen."

„„Gut, was sollen wir aber denjenigen sagen, welche uns hierher gesendet haben?""

„Wir halten Euch auf, weil wir denken, Ihr sagt uns nicht ehrlich, warum Ihr diesen Weg erwählt und was Ihr beabsichtigt. Ihr sagt, alle Blaßgesichter gehören demselben Volke an und dennoch gehen sie auf verschiedenen Wegen. Was soll das heißen? Wozu haben sie nöthig, das Land der Rothhäute so genau zu besehen? Wenn ein weißer Mann das Zelt einer Rothhaut besuchen will, so muß er durch die Thür eintreten und nicht irgend wo durch einen Spalt oder einen Ritz schleichen. Die alte Straße ist die Thür und dort sollt Ihr gehn. Ihr pflücket Mais in unsern Gärten und tragt ihn mit Euch fort, habt Ihr denn niemals Mais gesehen? hat

Euer Volk nöthig, unsern Mais zu sehen, ist es nicht genug, wenn Ihr die Pflanze zeichnet, müßt Ihr sie mitnehmen? Ihr dürft nicht auf diesem Wege weiter gehen."

Ein allgemeiner Ausbruch lebhafter Beistimmung gab zu erkennen, daß wir schwerlich die Leute auf andere Meinung bringen würden, aber es mußte noch ein Versuch gemacht werden. Der Capitain sagte:

„„Euren Mais haben wir mit Taback bezahlt, wir haben Euch nichts gestohlen, aber wenn wir jetzt nach dem rothen Flusse gehen wollen auf diesem Wege, so geschieht es nur, weil wir erfahren haben, daß die Langmesser (so bezeichnet man den Eingeborenen gegenüber die Amerikaner) diesen Weg einschlagen. Wir wollen nur wissen, ob es wahr ist, daß sie in dieses Land kommen und was sie hier beabsichtigen. Erinnert Euch, wir sind nicht mit jenen Langmessern zu verwechseln, sie sind Eure Feinde, wir sind Eure Freunde und Verbündete.""

„Warum nicht gleich die Wahrheit sagen," erwiderte der Häuptling, „ich sehe, meine Brüder haben zwei Zungen, wir wußten wohl, daß es etwas Anderes sei, was die Blaßgesichter hierher geführt, aber unser Wort ist aus unserem Munde entflogen und wir können es nicht zurückholen, dies ist die Ansicht aller derjenigen, welche hier versammelt sind, wir bedürfen der weißen Männer nicht und wir lieben sie nicht. Wenn die weißen Männer kommen, so bringen sie mit sich das Elend und die Krankheit, den Trunk und den Wahnsinn, unser Volk stirbt, wir wünschen noch länger leben zu bleiben, viele weiße Männer würden uns den Tod geben und unser Volk würde ausgelöscht werden von der Erde. Wir wünschen das Land zu bewahren, welches der große Geist unserem Volke gegeben hat und welches wir von unseren Vätern ererbt hatten. Die Berathung ist geschlossen."

Es blieb nichts übrig, als umzukehren und einen sehr verwickelten und höchst unbequemen Weg längs des Winnepegflusses einzuschlagen, welcher nach Norden führte, woselbst die Grenzlinie läuft, welche die engländischen Besitzungen von denen der Eingeborenen scheidet.

Zeigen die Worte, welche der Häuptling an den Engländer richtete, nicht deutlich, wie genau er diejenigen kannte, mit denen er zu thun bekommen sollte und kann man es ihm verübeln, daß er sie von sich wies, und kann man ein Volk, welches so ernst und so ehrlich ist, verdammen, wenn es die Wohlthaten der Blaßgesichter von sich weist?

Dieser Theil von Canada mit seinen Seen und Flüssen hat eine Ausdehnung von wenigstens 13,000 deutschen Quadratmeilen, das Bassin der Seen dehnt sich westwärts bis nach dem Felsengebirge aus und hat' wenn man es bis dahin verfolgt, wenigstens 15,000 deutsche Quadrat-

meilen, denn jene gedachten 13,000 beziehen sich nur auf das Becken des Winnipegsees und seiner Zuflüsse.

Auf dem ungeheuren Raum sind die Wilden noch ziemlich im Besitz ihrer Ländereien, sie sind nicht so gedrängt, gejagt, gehetzt wie die Wilden der vereinigten Staaten, es bestand daselbst ein einfacher geordneter Handelsverkehr, der ganze Besitz, den England nördlich der großen Seen hatte, war das Handelsgebiet einer Gesellschaft, welche im Jahre 1670 ihr Privilegium erhalten hatte und sich die Hudsonsbai-Pelzcompagnie nannte. Sie dehnte ihren Handel aus vom 49. Grade der Breite bis an die Grenzen des Eismeeres; dies dauerte so lange, bis Alexander Makenzie jene Länder bereiste, den Fluß entdeckte, welcher seinen Namen führt und eine Gesellschaft stiftete, welche sich die Norwestcompagnie nannte und der Hudsonscompagnie großen Abbruch that, woraus denn oft sehr ernste und lange blutige Kämpfe entstanden, bis endlich beide Gesellschaften sich vereinigten und nur noch von den Amerikanern der Union Concurrenz gemacht wird.

Die Indianer sind die Jäger und die Gesellschaft bezahlt sie, nicht in Geld, sondern in europäischen Handelsprodukten; die Einheit, welche als Grundlage für den ganzen Handel dient, ist das Bisamfell. Der Eingeborene kommt mit seiner Jagdbeute nach irgend einem der Forts dieser Gesellschaft, bietet seine Häute aus, läßt sie abschätzen und so viele mal, als der Werth eines Bisamfelles darin enthalten ist, so viele hölzerne Zeichen mit dem Stempel der Compagnie bedruckt, erhält er dafür und kann nun für diese Zeichen sich Beile, Flinten, Pulver und Blei, wollene Decken, Kessel &c., was er irgend nöthig hat, eintauschen.

Dieser Handel wirft zwar unermeßlichen Gewinn ab, aber er hat auch einen guten Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung, welche nicht geradezu betrogen wird, wie in den vereinigten Staaten (heimlich betrogen werden, scheint übrigens nicht viel besser zu sein), und welche auch nicht so sichtlich zusammenschwindet, wie die europäische Race vorwärts schreitet, sondern innerhalb ihrer Wälder vollkommen in Frieden lebt.

Obwohl es sehr ungerecht wäre, wenn man die Verdienste verkennen wollte, welche diese Pelzcompagnie vor der amerikanischen auszeichnet, so kann man doch nicht leugnen, daß sie bei weitem nicht so viel für die Civilisation ihres unermeßlichen Erdstrichs gethan hat, als sie durch ihre große Macht zu thun im Stande gewesen wäre. Das Monopol, welches sie besaß, schloß allen anderen Unternehmungsgeist aus und hinderte den Einzelnen zur Geltung zu kommen, auch war die ganze Organisation nur darauf gerichtet, den Handel möglichst vortheilbringend zu machen. Die ältesten Mitglieder der Compagnie waren in Norway-House im Norden und in Moose-Factory im

Süden vereinigt, bildeten eine Art Collegium und ließen auch alle Jahre eine Art Untersuchung ergehen über die Führung der Geschäfte; allein dieses scheinbare Rechtswesen war doch höchst unvollkommen und die hohen Herren daselbst, von denen es weiter keine Appellation gab, beschäftigten sich ernstlich doch nur mit Handelsangelegenheiten.

In Folge dessen wurde von England aus eine Kommission nach Canada geschickt, welches im Jahre 1857 geschah. Aus dieser Untersuchung ging die Ueberzeugung hervor, daß man der Compagnie alle die Territorien überlassen könne, welche den Bestrebungen der Civilisation keine Zukunft versprächen, daß man dagegen diejenigen Länder, welche sich urbar machen ließen, mit Canada verbinden solle, so diejenigen Ländereien, welche sich in der Nähe des Winnipegsees und seiner Zuflüsse befinden. Es wurden zwei Abtheilungen beschlossen, die eine östlich, die andere westlich von dem Felsengebirge, denen auch zwei verschiedene Gesellschaften vorstehen sollten, obschon ihre Interessen unter einer und derselben Firma vereinigt waren. Um alles dieses zu ordnen oder Vorschläge zur Ordnung zu machen, wurde Capitain Palliser mit ausgedehnten Vollmachten nach Canada u. s. w. gesendet.

Auf dieser Reise besuchte der Capitain eine Kolonie, welche im Jahre 1812 gegründet wurde und nahezu 7000 Einwohner zählt, davon 850 Familien Rothhäute, 250 Familien europäischen Ursprungs sind, Schotten, Kanadier, Engländer, Schweizer, Norweger, welche sich aber mit den Eingeborenen vielfältig gemischt haben. Leider hat auch hier schon die Religion zu Spaltungen geführt, man hat 400 katholische Familien, 500, welche der englischen Kirche angehören und ungefähr 100, welche Presbyterianer sind; sie haben neun verschiedene Kirchen oder Tempel, es genügt ihnen nicht Christen zu sein, sie müssen sich zu der Hofkirche Englands oder zu dem römischen Kultus oder zu sonst einem bekennen.

Die weit ausgedehnte Kolonie (die Gebäude sind auf einer sieben Meilen langen Linie zerstreut) genießt eines seltenen Segens, der Boden ist äußerst fruchtbar, das Klima ein höchst günstiges, den Mais steckt man aus am 1. Juni und er ist ausgereift am Ende des August, den Weizen erndtet man drei Monate nach der Aussaat, Heu von der alleredelsten Gattung wird auf Flächen gewonnen, welche die größten Rittergüter weit hinter sich lassen, die Gemüse entwickeln sich auf das Prächtigste, alles ist vereinigt, um in dieser Kolonie eine Ueberfülle zu erzeugen, welche sie zu einer Vorrathskammer für Tausende von Quadratmeilen machen dürfte, aber es fehlt an Absatzwegen, überdies ist das europäische Element nicht genügend vertreten und es scheint sogar, als ob es sich vermindere, während die Zahl der Eingeborenen und der Mestizen sich in gleichem Verhältniß vermehrt.

Diese Bevölkerung aber, in vieler Art so höchst interessant, hat doch nicht die Ruhe, die Voraussicht in die Zukunft, nicht die Arbeitsamkeit, welche nöthig ist für den Landbau. Der Mestize ist außerordentlich energisch, ist sehr muthig, ist von der Natur äußerst reich begabt, aber sein Lebenselement ist die frische Luft und die Gemüthsbewegung, er braucht große Jagden, weitgesteckte Reisen und die Zufälligkeiten des Lebens in den Prairien, umringt von Gefahren. Vor Beginn des Sommers ist er auf dem Wege und er kehrt selten vor Beginn des Herbstes nach dem rothen Flusse zurück, er macht Jagdparthien.

Zwei Abtheilungen, eine jede von 6—700 Männern, welche alle beritten sind, außerdem aber noch eine große Menge Wagen und viele hundert tüchtige Jagdhunde bei sich haben, verlassen ihre Häuser, so wie die schöne Jahreszeit kommt, um im Süden und im Südwesten den Bison zu jagen.

Ein paar Tagereisen von der Kolonie vereinigt sich die Jagdgesellschaft, um einen Chef, einen Häuptling zu wählen, welcher jeder der beiden Abtheilungen vorstehe, dieser wählt wieder eine gewisse Anzahl Unterbefehlshaber und es muß denselben unwiderruflich gehorcht werden, was sowohl für den Erfolg der ganzen Jagd, als für die Sicherheit der Jäger höchst nothwendig ist, denn man begegnet den Sioux und anderen feindlichen Stämmen, welche im Krieg mit den nördlich wohnenden Völkerschaften begriffen sind.

Sind diese Anordnungen getroffen, so setzt man seinen Marsch fort und gelangt nach einigen Tagen auf das Jagdgebiet. Hier wird geruht und nun nach dem Wilde geforscht. So wie man des Bisons gewahrt, breitet sich alles in eine große Linie aus und man geht mit Vorsicht vorwärts. Leise, leise, ruft der Häuptling, rufen seine Unterbefehlshaber und wenn es Zeit ist, so giebt ein lautes Vorwärts das Zeichen zum Angriff.

Dann sind sie wahrhaft schön, diese rauhen Söhne der Wildniß, sie jagen hin im wildesten Galopp ihrer Pferde, die langen Haare wehen im Winde. Eine Hand voll Kugeln haben sie im Munde, die gespannte Büchse in der Linken, so stürzen sie in die Mitte jener dunklen Massen, welche weit ausgebreitet vor ihnen sich bewegen, sie schießen, sie laden wieder, sie speien eine Kugel in den Lauf des Gewehrs, sie schießen abermals, dann sind sie die wahren Könige der Wüste, alsdann erwacht das indische Blut in seiner vollen Thätigkeit und der sonst so ruhige, kaltblütige Kolonist wird zur ächten Rothhaut.

Dieses Leben dauert nahezu drei Monate, es dauert während der

ganzen schönen Jahreszeit und ist begleitet von mehr oder minder wunderbaren und mannigfaltigen Abenteuern und so lange die Jagd dauert, denkt man nicht an die Kolonie, die Häuser sind vernachlässigt, der Boden ist dem Wilde zur Beute, aber das schadet nichts, die Jagd war gut, die Bisonfelle sind gut verkauft worden, der Jäger kehrt zurück mit vielen schönen Dollars in seinem Gürtel und da es im Westen immer Büffel giebt, wird man im nächsten Jahre dasselbe Leben wieder anfangen, welches so wenig Mühe und so viel Vergnügen bietet und der Mestize ist in seiner Natur vor allen Dingen unbesorgt um die Zukunft, erfreut sich des Augenblicks, alles Uebrige kümmert ihn nicht und deshalb und weil er die Produkte seines Ackerbaues nirgend anbringen kann, wird eine solche Kolonie schwerlich Fortgang haben.

Daß jene Leute für das freundliche Wort empfänglich sind, unterliegt keinem Zweifel, die Engländer haben es in ihrem Vortheil gefunden, ruhig handelnd mit ihnen zu verkehren, sie beklagen sich nicht über die sogenannten Wilden; daß die Amerikaner in ihnen ihre Todfeinde sehen, findet darin seine Erklärung, daß sie die Todfeinde der Wilden sind. Die gefährlichsten unter diesen wilden Völkerstämmen sind die Schwarzfuß-Indianer und dennoch hat es ein Quäker gewagt, sie drei oder vier mal mitten in ihrem wilden Gebirge aufzusuchen, er versteht ihre Sprache und er predigt den Frieden sowohl den Engländern, als diesen rauhen Natursöhnen. Ohne die mindeste Waffe, nur mit seiner Pfeife versehen, geht er durch die Wildnisse und sucht die Häuptlinge und ihre Rathsversammlungen auf, er setzt sich in ihren Kreis, bietet seine Pfeife dem Nachbar und läßt sie so weiter gehn und wenn alle mit ihm dieses Zeichen des Friedens ausgetauscht, so hält er ihnen so ernst als eindringlich die Pflichten eines vernünftigen Menschen gegen andere und gegen sich selbst vor, und nirgend ist er angetastet worden, überall ist seine Sendung von glücklichem Erfolge begleitet gewesen und er hat den schönen Beinamen „der Friedensstifter“ erhalten.

Schwerer erklärlich wird sein erfolgreiches Wirken noch dadurch, daß er selbst eine Rothhaut ist, er gehört zu den Creeks, welche die geschworenen Feinde der Schwarzfußindianer sind und so beweist dieses doppelt, daß es den wilden Völkerstämmen nicht an Einsicht fehlt und daß sie sehr wohl in Frieden gegen die Weißen zu erhalten wären, wenn diese letzteren selbst nicht vorzögen, einen unerbittlichen Vertilgungskrieg gegen jene armen Söhne der Wildniß zu führen.

Allerdings haben die Charaktere dieser eingeborenen Völkerstämme auch ihre tiefen Schattenseiten. Die Figuren, welche unsere Zeichnung auf Seite 506 giebt und welche so ernst und würdevoll erscheinen, wenn sie

im Rath verhandeln, können einen Ausdruck der furchtbarsten Wildheit annehmen, welcher beinahe alles Menschliche abgestreift zu haben scheint; sie haben eine über alle Begriffe gehende Grausamkeit und sie sind höchst sinnreich, ihre Feinde zu quälen, wird einer oder werden mehrere Kriegsgefangene, so haben sie den gräßlichsten Martertod vor Augen. Nach Hause gebracht und im größten Triumph umhergeführt, werden sie, nachdem dieses geschehen, in eine abgesonderte, gewöhnlich in der Mitte des Dorfes gelegene Hütte, welche zu ihren Rathsversammlungen dient, gebracht, von ihren Fesseln befreit, wohl genährt, damit sie nicht zu schnell den Martern erliegen, und dann wird über sie die Art ihres Todes beschlossen.



Baron Wogan am Marterpfahle.

Die Scene, welche wir hier sehen, stellt nichts weiter als ein Gericht gegen einen Verbrecher vor. Der in Pelz gekleidete Mann mit dem langen sonderbaren Barte ist ein Baron Wogan, welcher die unwirthbaren

Gegenden von Kalifornien durchstreift hat, theils um sie kennen zu lernen, theils um einen Weg für Ansiedelungen zu bahnen, zum Theile auch wohl aus Lust an einem abenteuerlichen Leben. Auf diesem Jagd- und Abenteuerzuge hatte er einen Mann von dem Stamme der Timpabaches in der Nothwehr erschossen; er wurde gefangen und wir sehen ihn am Marterpfahle stehen, bereit, seinen Tribut zu zollen. Da er jedoch vermochte zu beweisen, daß ein Theil dieses Stammes ihn angegriffen und daß er sich nur gewehrt, in dieser Nothwehr allerdings einen Mann getödtet habe, wurde er vom Marterpfahle gelöst und ihm die Freiheit wiedergegeben. Ein Umstand mochte wohl auch noch dazu beigetragen haben', wenige Tage vorher hatte er einer Frau und zweien Kindern desselben Stammes das Leben gerettet vor dem gefährlichsten Ungeheuer der Gegend, vor dem grauen Bären, einem nicht selten zehn Centner schwer werdenden Unthier, welches die Frau beinahe schon erreicht hatte, als er sich dazwischen warf und mit eigener Lebensgefahr das Leben dieser drei Menschen rettete. Ihr Gatte sprach die sehr wahren Worte: „der große Geist hat die Undankbarkeit den Blaßgesichtern zum Erbtheil gegeben, die Dankbarkeit den Rothhäuten", und Wogan hatte hier Gelegenheit, zu erfahren, daß dieses wahr sei.

Jederzeit werden die Gefangenen mitten in dem Dorfe an einen Baum gebunden, welcher ein für alle mal zur Ausführung der langsamen Hinrichtung bestimmt ist.

Nunmehr üben sich die geschicktesten Pfeilschützen und Beilwerfer darin, daß sie scheinbar ihn zum Ziel für ihre jederzeit tödtliche Waffe nehmen, ihn aber nur ängstigen, nicht wirklich treffen. Ein Häuptling wirft nach ihm sein Beil und scheint ihm den Kopf spalten zu wollen, aber das Beil streift kaum sein Gesicht und es fährt mit großer Macht in den Baum, an welchen er sich lehnt; ein anderer schießt seinen Pfeil nach ihm und macht es eben so. Man will ihn zu Aeußerungen des Schreckens, der Angst bringen. Es gilt für eine Ehre, ihm einen Laut zu entlocken, es gilt aber eben so für eine Ehre, auch nicht die geringste Furcht zu zeigen, vielmehr durch Gesänge, durch höhnende Worte seine Feinde zu erzürnen, zu ärgern. Nun wird ein Feuer in seiner Nähe angezündet, die Sieger machen Eisen darin glühend und halten dasselbe dem Gebundenen irgend wo ziemlich nahe an dem Körper, immer noch, ohne ihn zu verletzen, sie nehmen einen Feuerbrand und stoßen ihn damit nach dem Gesicht, er darf nicht einmal mit den Augen zwinkern, wenn er nicht den Ruhm eines tapferen Mannes verlieren will.

Haben sie noch hunderterlei andere Mittel, um ihn in Schrecken zu setzen, erschöpft, dann beginnen sie die eigentlichen, wirklichen Martern,

denn er ist derselben würdig, er hat bisher gezeigt, daß er ein Mann sei, die Seelenfolter hat keinen Eindruck auf ihn gemacht, nun hält man ihn eines Kriegertodes werth.

Es kann ihm indessen noch das Glück blühen, unter die Genossenschaft seiner Feinde aufgenommen zu werden. Wenn er nämlich das Aengstigen durch angedrohte Marter glücklich bestanden und sich also als Mann gezeigt hat, so ist einer der Frauen, welche durch den Kampf zu Wittwen geworden sind, gestattet, das weitere Einschreiten gegen ihn zu verhindern, indem sie erklärt, sie wolle ihn zum Mann nehmen. Geht er auf diese Forderung ein, so wird er sofort seiner Banden entledigt und unter die ehemaligen Feinde aufgenommen; gewöhnlich aber sind die Anerbietungen solcher Art nicht sehr verlockend, denn obschon die jungen Eingeborenen milde und liebenswürdig, sanft und häufig sogar schön sind, wenigstens was den Körper betrifft jederzeit, wenn auch das Gesicht und wenn auch die Farbe nicht den Anforderungen entsprechen sollte, die man an eigentlich Schöne zu machen gewohnt ist, so sind doch die älteren Frauen in der Regel so überaus häßlich und durch die harte und schlechte Behandlung, der sie von Seiten der Männer ausgesetzt sind, so zänkisch und bösartig, daß dieses Mittel, sein Leben zu retten, meistentheils verschmäht wird.

Dann ist die Frau, welche so abgewiesen wurde, die erste, die den Verurtheilten zu martern beginnt und was wird da alles versucht, um den Feind dazu zu bewegen, daß er einen Laut des Schmerzes von sich giebt, man hat sich vorher einige hundert Splitter von harzigem Holze angefertigt und so weit geschärft, daß man sie dem Verurtheilten in das Fleisch stechen kann. Sollte seine Haut etwas derb sein, so macht man einige Löcher mit Messern und steckt die Splitter da hinein; ist er an irgend einer Stelle des Körpers, z. B. inwendig an dem einen Arm, mit einer genügenden Menge solcher Splitter gespickt, so werden diese angezündet und man fängt an, ihn stückweise zu rösten, ihn an kleinem Feuer zu braten. Wehe ihm, wenn er einen Schmerzenslaut von sich giebt, er wird verhöhnt, verlacht, er und die Seinigen sind nicht Männer, sondern Hunde, nicht mit Waffen muß man sie bekämpfen, sondern mit Ruthen, mit Peitschen, aber lachend hält er diese Marter aus, er singt ein Kriegslied dabei und wenn sie ihn von neuem mit ihren Messern stechen, um an einer andern Stelle dasselbe zu wiederholen, so bittet er um eine Pfeife Taback, damit er die Muskitos verscheuchen könne, welche ihn stechen.

Ein geschickter Quälgeist nimmt eine glühende Kohle und zeichnet damit wunderliche Charaktere auf den nackten Körper, ein anderer fährt diesen Zeichen mit einem glühenden Eisen nach, er sagt, er wolle ihm die

Kriegsmalerei geben, die ihm heute noch fehle, aber der Gemißhandelte verlacht seine Peiniger, nennt sie Weiber, versichert, sie verständen nicht, wie man einen Mann behandeln müsse, was ganz natürlich sei, da bei ihrer feigen weibischen Natur kein Heldengedanke in ihnen aufkommen könne. Die Feinde, welche in seine Hände gekommen, hätte er anders zu martern gewußt, er habe einem solchen unzählige kleine Wunden gemacht, und habe sie mit Salz eingerieben, dann habe er Blei geschmolzen und dasselbe tropfenweise in die Wunden gebracht, und wenn dieses geschehen, dann habe er wieder linderndes Oel hineingegossen, und wenn der Schmerz aufgehört, so habe er abermals geschmolzenes Blei auf die Wunde geträufelt; sie seien aber dumm und verständen dergleichen nicht, und wenn sie es jetzt an ihm versuchten, so hätten sie doch die Ehre der Erfindung nicht, sondern sie hätten es von ihm, einem Manne, gelernt, die Hunde in seiner Heimath seien klüger als sie.

Dann werden die Knaben herbeigeholt, und sie müssen sich im Pfeilschießen an ihm üben, man stellt sie jedoch weit genug, damit keine Wunde so tief werde, daß sie das Leben des Unglücklichen gefährden könne; wenn er nun aber mit Pfeilen gespickt ist, wie ein Stachelschwein, und wenn er dann voll Hohn auf seine Gegner herabsieht und ihnen erzählt, daß er einmal zweien der Ihrigen eiserne Sohlen gemacht, indem er ihnen die Füße unter den Sohlen mit Hunderten von kleinen Nägeln beschlagen und sie dann habe durch die Gasse der Weiber und Kinder laufen lassen, so ergrimmt vielleicht einer der Krieger und schießt ihm einen Pfeil mitten durch das Herz, oder ein anderer spaltet ihm mit dem Beile das Haupt, oder sie binden ihn los und lassen ihn mit seinem aus Tausenden von Wunden blutenden Körper Gasse laufen, ohne ihm die Sohlen zu benageln. Es stellen sich dann nämlich die Männer in zwei Reihen so weit von einander auf, daß zwischen jedem Paar einige Weiber und Kinder Platz haben, und nun wird der Gefangene hindurchgejagt und ein Jeder auf beiden Seiten versetzt ihm einen Stich oder Hieb oder irgend eine sonstige Verwundung, bis er niederstürzt und derjenige, zu dessen Füßen er liegt, nun durch einen Keulenschlag seinem Leben ein Ende macht.

Es scheint alles dieses entsetzlich, es scheint eine furchtbare Rohheit zu bekunden, allein es hat noch eine andere Seite. Muth geht dem Wilden über jede andere Tugend, den Schmerz zu verachten lernt er von Kindheit auf, und er findet seinen Stolz darin, zu zeigen, bis zu welchem Grade des Stoicismus er es gebracht habe.

Um diesen kalten Muth, um diese Verachtung alles Schmerzes zu erlernen, wird daheim in friedlicher Hütte der Jüngling von den Häuptlingen, von den Männern seines Stammes gemartert auf alle ersinnliche Weise; bis

zu seinem sechszehnten Jahre wächst er sorglos auf und hat nichts zu thun, als mit seines Gleichen zu spielen und sich in der Führung der Waffen zu üben. Nun will er aber in den Kreis der Männer treten, dies kann nicht früher geschehen, als bis er Beweise einer Standhaftigkeit gegeben hat, wie sie von einem Manne verlangt werden, und hierüber hat Catlin Dinge erzählt, welche allerdings in das höchste Erstaunen setzen. Er selbst hat Jahre lang die Gegenden jenseits der Prairien durchwandert und sich Monate lang bei einzelnen Stämmen aufgehalten und beschreibt die Aufnahme der jungen Leute in den Kreis der Männer folgendermaßen:

„Einem weiß angestrichenen Mann, nackt, von oben bis unten mit weißem Thon bestrichen, der den ersten Menschen oder den einzigen Menschen darstellt und den Namen Numánk-Máchana führt, folgten etwa funfzig junge Leute, welche sich den Martern unterwerfen wollten. Sie waren fast gänzlich nackt und ihre Körper mit verschieden gefärbtem Thon angestrichen, einige roth, andere gelb und noch andere weiß. Jeder trug in der rechten Hand den Medizinbeutel, am linken Arm den Schild von Büffelhaut, in der linken Hand Bogen und Pfeil und auf dem Rücken den Köcher.

„Sobald alle in die Hütte eingetreten sind, hängen sie ihre Waffen und Medizinbeutel an der Wand auf und setzen sich dann, ein Jeder unter den Seinigen, auf den Boden.

„Nachdem nun Numánk-Máchana in ihrer Mitte für den glücklichen Erfolg seine Pfeife geraucht und sie in einer kurzen Anrede ermahnt hatte, dem großen Geiste zu vertrauen, der sie während der ihnen bevorstehenden harten Prüfung beschützen werde, rief er einen alten Medizinmann in die Hütte, dessen Körper gelb bemalt war und den er zum Leiter der Ceremonie — Kauih-Sächka — ernannte, indem er ihm die große Medizinpfeife überreichte, von welcher die Macht, alle diese großen Gebräuche zu verrichten, abhängt.

„Sobald der Numánk-Máchana dem Medizinmann die Pfeife übergeben hatte, reichte er ihm die Hand, sagte ihm Lebewohl und fügte hinzu, daß er nun wieder in die Gebirge im Westen zurückkehre, von wo er nach einem Jahre wiederkommen werde, um die Hütte zu öffnen. Er ging sodann aus der Hütte und durch das Dorf, nahm auf dieselbe Weise von den Häuptlingen Abschied und verschwand bald hinter dem Hügel, von dem er herabgekommen war.

„Der vom Numánk-Máchana ernannte Leiter der Ceremonie hat nun die Verpflichtung, mit der Medizinpfeife in der Hand bei einem kleinen Feuer zu liegen, von Zeit zu Zeit den großen Geist anzurufen und die jungen Leute zu bewachen, damit sie nicht die Hütte verlassen, mit dem außerhalb derselben

befindlichen Volke keinen Verkehr haben und während vier Tage und Nächte weder essen, trinken noch schlafen, um sich auf die Martern vorzubereiten, welche sie am vierten Tage zu erdulden haben."

Catlin wurde als ein großer Medizinmann, d. h. als ein Weiser, als ein Gelehrter, der Menschen und Thiere zu bilden verstehe (zu malen), mit in die Medizinhütte genommen. Dieselbe war groß, weitläufig, hatte mehrere Gemächer, in der Mitte aber ein Gerüst, mit Menschen- und Büffelschädeln in sonderbarer Art ausgeschmückt.

In dieser Hütte und um dieselbe her wurden fortwährend Spiele und große Feierlichkeiten gehalten, um den großen Geist zu bewegen, daß er den jungen Menschen, welche sich den Martern unterziehen wollten, gnädig sei und ihnen beistehe, die Schmerzen zu ertragen. Während vier Tage, daß diese Spiele dauerten, mußten die Knaben fasten, so daß ihre Kräfte fast erschöpft waren, dann beginnt die Marter selbst in Gegenwart aller Männer, welche Zeugen des Muthes sein sollen, den die jungen Menschen zeigten.

„Die Häuptlinge nahmen auf der einen, die Musiker auf der anderen Seite der Hütte Platz, und der alte Ceremonienmeister setzte sich zu dem kleinen Feuer in der Mitte der Hütte, wo er so stark rauchte, als er nur immer konnte, damit der große Geist den jungen Leuten gnädig sei. Nachdem nunmehr das kleine Gerüst — das Allerheiligste —, von dem oben die Rede war, hineingeschafft, die neben demselben auf dem Boden liegenden Menschen- und Büffelschädel an den Pfosten der Hütte aufgehängt waren und zwei Männer, von denen der eine das Skalpirmesser, der andere die hölzernen Stäbchen in der Hand hielt, sich nahe dem Mittelpunkt der Hütte aufgestellt hatten, trat einer der jungen Leute, welche durch anhaltendes Fasten und Wachen während beinahe vier Tage und Nächte schon ganz erschöpft waren, hervor, um sich den Martern zu unterziehen, die in folgender Weise stattfanden. Der Mann, welcher das Messer hatte, zog auf jeder Schulter oder auf jeder Seite der Brust ein Stück Fleisch zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe, nahm das Messer (welches zuerst auf beiden Seiten geschärft und dann mit einem anderen schartig gemacht worden war, damit es um so mehr Schmerzen verursache) und stieß es unter seinen Fingend durch das heraufgezogene Fleisch hindurch, worauf der zweite mit den kleinen Holzstäben herzutrat und einen derselben durch jede Wunde steckte. Es wurden nun von Leuten, die sich auf der Außenseite der Hütte befanden, zwei Stricke in dieselbe hinabgelassen, an die Stäbchen befestigt und der Gemarterte an denselben so weit in die Höhe gezogen, daß er über dem Boden schwebte, worauf noch an den Armen unterhalb der Schulter und dem

Ellenbogen, an den Schenkeln und unter den Knien ähnliche Einschnitte gemacht und Stäbchen hindurchgesteckt wurden, an die man Schild, Bogen und Köcher und zuweilen noch Büffelschädel mit den Hörnern hing. Oft blieben sie jedoch am Boden liegen, bis die ganze Operation vorüber war.

„Nun wurden sie, während das Blut von ihren Körpern herabströmte, so weit hinaufgezogen, daß die angehängten Gegenstände den Boden nicht mehr berührten, so daß sie oft sechs Fuß über dem Boden schwebten. In diesem Zustande boten sie einen furchtbaren Anblick dar; die Stäbchen, woran die Stricke befestigt waren, wurden sechs bis acht Zoll herabgezogen, und der Kopf des Gemarterten sank entweder auf die Brust hinab oder hinten über, je nachdem sie an der Brust oder dem Rücken aufgehängt waren.

„Die Standhaftigkeit, womit sie alle diese Martern ertrugen, grenzt an's Unglaubliche, keiner von ihnen verzog auch nur eine Miene, als das Messer durch das Fleisch gestoßen wurde, und mehrere, welche bemerkten, daß ich zeichnete, gaben mir zu verstehen, ich möchte ihr Gesicht betrachten; ich that dies auch während der ganzen Operation, ohne daß ich etwas anderes wahrgenommen hätte, als ein freundliches Lächeln, wenn sie mich anblickten, während ich hörte, wie das Messer das Fleisch zerriß und mir unwillkürlich die Thränen in die Augen traten.

„Wenn der Gemarterte auf die oben beschriebene Weise an dem Strick schwebt, tritt ein anderer hinzu und bringt ihn mittelst einer langen Stange in eine drehende Bewegung, die allmählich immer schneller wird, wodurch die Schmerzen so vermehrt werden, daß der Unglückliche sie nicht mehr überwinden kann und in den rührendsten Klagetönen den großen Geist anfleht, ihm in dieser Prüfung Kraft zu verleihen, während er zugleich wiederholt, daß das Vertrauen in seinen Schutz unerschütterlich sei. Das Drehen wird nun so lange fortgesetzt, bis seine Klagen verstummen und er still und anscheinend leblos dahängt, welches gewöhnlich in zehn oder funfzehn Minuten geschieht. Nun wird er von seinen Quälern genau beobachtet, die einander zurückhalten, so lange sich noch ein Zucken bemerklich macht, damit er nicht eher herabgenommen werde, als bis er, wie sie sagen, „ganz todt“ ist.

„Wenn der Unglückliche sich in diesem Zustande befindet und sein Medizinbeutel ihm entfallen ist, wird er langsam auf den Boden herabgelassen, und einer der Umstehenden zieht ihm die Holzstäbchen aus dem Rücken und der Brust, wodurch er von den Stricken losgetrennt wird, die übrigen Stäbchen bleiben jedoch im Fleische stecken.

„Sobald er sich stark genug fühlt, um sich zu erheben (wobei Niemand ihm behülflich sein darf, indem er in dieser Zeit der höchsten Gefahr unter

dem unmittelbaren Schutz des großen Geistes steht), so kriecht er mit der ganzen an seinem Körper hängenden Last in einen Winkel der Hütte zu einem alten Indianer, der vor sich einen getrockneten Büffelschädel und ein Beil hat, und erklärt demselben, daß er zum Dank für den Beistand, den ihm der große Geist gewährt, bereit sei, den kleinen Finger der linken Hand zu opfern, worauf er diesen auf den Büffelschädel legt und der alte Indianer denselben mit einem Hiebe von der Hand trennt. Alle diese Wunden werden nicht verbunden, sondern man überläßt dem großen Geiste die Sorgfalt, dieselben zu heilen; es ist möglich, daß die große Schwäche, welche in Folge des langen Fastens eintritt, bewerkstelligt, daß alle diese Wunden nur wenig bluten, vielleicht wird auch der Körper durch Schwäche und Erschöpfung weniger empfindlich gegen die Martern, die sonst Entzündungen an Hunderten von Stellen und wohl den Tod zur Folge haben können.

„Während der ganzen Dauer dieser Martern geben die Häuptlinge sorgfältig darauf Acht, wer am längsten hängen kann, bevor er ohnmächtig wird, und wer sich zuerst erholt, nachdem er herabgelassen worden. Hiernach urtheilen sie, wer sich am mehrsten dazu eignet, einen Kriegszug anzuführen oder sonst eine gefährliche That zu vollbringen.

Ein jeder von den jungen Leuten, welche die Martern überstanden haben, wird nun noch von zwei kräftigen jungen Menschen an den Armen mit Riemen gebunden und so gezwungen, ihnen, die möglichst schnell mit den Enden der Riemen in den Händen davon laufen, zu folgen. Hierbei sucht ein jeder etwas von den Anhängseln, die an ihm angepflöckt sind, herabzureißen. Bald verlassen dem ohnedies Erschöpften seine Kräfte gänzlich, er fällt zu Boden und wird so immer weiter geschleift, wobei die Umstehenden immerfort auf ihn zuspringen, um einen der Anhängsel abzureißen; bevor nicht Alles auf solche Weise von ihm entfernt ist, hört das Rennen nicht auf, dann liegt er aber auch immer da wie eine Leiche, denn jedes einzelne Pflöckchen, in einer Wunde steckend, hat ein Stückchen des Fleisches mit herausgerissen, und der ganze Körper ist auf das Jämmerlichste zerfetzt. Dennoch, was man kaum glauben sollte, erholen sich diese jungen Leute ziemlich bald, und nicht wenige von ihnen unterwerfen sich im nächsten Jahre einer ähnlichen Prozedur ganz freiwillig, denn nur beim ersten Male gebietet der Gebrauch und die Ehre des Mannes die Erduldung dieser Mißhandlung, ein zweites Mal sie zu ertragen ist kein Jüngling verpflichtet, wiewohl es ihm jederzeit die größte Ehre bringt."

Daß Menschen, welche eine solche Selbstverleugnung besitzen, zu den größten Opfern, den kühnsten Wagnissen befähigt sind, möchte wohl Niemand bezweifeln, und dieser erprobte Muth, diese unerhörte Standhaftigkeit

im Ertragen großer Leiden scheint allen das wahre und einzige Kennzeichen eines tapferen Mannes.

Wohin man auch komme, welche von den wilden Völkerschaften man besuche, die Sitten sind bei allen in dieser Hinsicht gleich, ihre Tapferkeit, ihre Unerschrockenheit, ihre Todesverachtung geht weit über die Grenzen hinaus, welche civilisirte Völker kennen, und ein brennendes Ehrgefühl scheint es zu sein, welches sie befähigt, alle diese Schmerzen zu erdulden, sobald sie nur zur Prüfung ihrer Standhaftigkeit ihnen auferlegt werden, aber schlagen darf man solche Leute freilich nicht, wenn man nicht ihre unvertilgbare Rachsucht verwirken will, jahrelang, das ganze Leben hindurch werden sie das Gefühl der erlittenen Schande nicht los, und mit ausgesuchter Grausamkeit werden sie endlich dafür Rache nehmen. Wer mag es ihnen verdenken. Würden sie von einem christlich gesinnten Manne, nicht von einem bloßen Pfaffen, sondern von Jemandem, der die erhabene Lehre unseres Religionsstifters zu seinen Grundsätzen gemacht hat, unterrichtet werden, so würden diese grausamen Wilden vielleicht die edelsten Menschen werden, leider sind weder Engländer noch Amerikaner geeignet, solchen Unterricht zu ertheilen, denn führen sie auch heuchlerisch das Wort Gottes im Munde, so tragen sie doch seine Gebote nicht im Herzen.

Nur in den Ländern der Union hat man sich darüber zu beklagen, daß die Eingeborenen Raubzüge machen; es ist dieses eigentlich eine falsche Benennung, es sind nicht Räuber, welche die Amerikaner beunruhigen, es sind Rächer für erlittene Unbill; sie kommen nicht, um zu stehlen, sie kommen, um zu morden, zu vernichten, dabei nehmen sie allerdings mit, was sie an Waffen und an Lebensmitteln finden, als Beute des Krieges. Gestohlen um zu stehlen wird in Amerika nur von den edelen Männern kaukasischer Race, leider ist dieses große Land, ehemals der Sitz patriarchalischer Sitteneinfalt, redlichen Fleißes und ernstlichen Wirkens, auf die jämmerlichste Weise herabgesunken durch unzählige Abenteurer, denen es gastfreundlich seine Pforten geöffnet hat und die zum Dank dafür die abscheulichste Sittenverderbniß, und trotz der nicht endenden Prahlerei mit der höchsten Moralität doch die krasseste Immoralität dort eingeführt haben. Ein Jeder, der jetzt in New-York und in New-Orleans an's Land tritt, wird zuerst empfangen von Blutsaugern aller Nationen, welche, so wie ein Schiff an der Einfahrt signalisirt wird, in Schaaren nach der Ausladestelle eilen, um Theil zu nehmen an dem reichlichen Fang, welcher ihnen zuströmt, der Unerfahrene, Deutscher, Franzose, Engländer, gleichviel, ist sofort die Beute dieser Wichte, die mitunter Gewalt anwenden, um sich ihre Beute zu sichern, denn es genügt keinesweges, daß man sie von sich

weist, daß man sagt, man werde schon hier erwartet, man habe seinem Freunde, seinen Verwandten Auftrag gegeben. Sie sind ja eben die, welche beauftragt worden, ohne Widerrede bemächtigen sie sich des Gepäcks eines Ankömmlings und kein Polizeibeamter ist vorhanden, der einem solchen Treiben entgegentrete. „Sind in einem freien Lande, brauchen keine Aufpasser, können thun, was wir wollen!"

Wenn man den edelen Stiftern jener Kolonien und den Befreiern derselben von einem vielleicht unbilligen Druck, wenn man einem William Penn und einem Washington erzählen wollte, was aus dem ihnen einst so theuren Lande geworden, noch aus dem Grabe her würden sie denjenigen, der ihnen die Thatsachen, wie sie sind, vorhielte, wegen der härtesten Verleumdungen belangen, und müßten sie endlich glauben, daß es wahr sei, was man ihnen sage, sie würden vor Scham, einem solchen Volke anzugehören, noch einmal sterben, wenn sie nicht schon gestorben wären. Mitleidsloser Eigennutz und hartherzigste Mitleidslosigkeit charakterisiren den Amerikaner. Zwar geht leider in unseren schönen Zeiten einem Jeden das eigene Ich über Alles, aber doch nirgend in einem so furchtbaren, so empörenden Grade, wie eben dort.

Gesetze der schrecklichsten Art lösen alle Familienbande, entheben lange vor eingetretener Verstandsreife die Kinder der Zucht und Aufsicht ihrer Eltern. Ein Mädchen, welches siebzehn Jahre alt ist, kann nach Belieben über sich selbst verfügen, sie ist, wie die Amerikaner sagen, sui juris, sie kann heirathen, wen sie will, ganz ohne Einwilligung beider Eltern, sie tritt mit ihrem Erwählten vor den Friedensrichter, erklärt, sie sei siebzehn Jahre vorbei und wolle Diesen oder Jenen heirathen, darauf nimmt der Friedensrichter einen sogenannten Civilakt auf und damit ist die Sache beendet. Treten auch unmittelbar nach der Unterschrift Vater und Mutter mit ihrem Widerspruch auf, werden sie auch unterstützt durch einen Verhaftsbefehl gegen ihre Tochter, welchen ein Justizbeamter producirt, so wird doch dies Alles sammt dem Verhaftsbefehl zurückgewiesen, denn dieser gilt gegen Miß so und so, aber nicht gegen Mistreß nicht so, sondern anders, sie führt den Namen ihres Gatten und der Ueberbringer selbst, der Justizbeamte, wird seinen Verhaftsbefehl nicht zu vollziehen wagen.

Eine Familie hat sich irgend wo angekauft Ein Knabe hat drei Dollars seiner Sparbüchse daran gewendet, um sich sechs Hühner und einen Morgen Landes von seines Vaters Eigenthum zum Privateigenthum zu machen. Auf seines Vaters Besitz hat er nun einen ihm besonders gehörigen Besitz. Er füttert die Hühner mit dem auf seinem Felde gewonnenen Getreide, steckt im Uebrigen die Füße Jahr aus, Jahr ein unter seines Vaters

Tisch, er geht jeden Markttag mit ihm nach der benachbarten Stadt und verkauft die Eier, welche seine Hühner gelegt haben und nimmt die Dollars dafür in seine Verwahrung. So geizt der Knabe Jahre lang und er häuft ein Hundert Dollars auf die anderen, ein sehr rentables Geschäft, da er nur den Gewinn einzustecken braucht, nicht aber nöthig hat, die Kosten zu tragen. Der Knabe wird funfzehn, sechszehn Jahre alt und der Vater kommt in Noth, er wird von Gläubigern gedrängt, das müßig daliegende Kapital seines Sohnes in blanken Dollars könnte den Vater retten, aber der Sohn giebt es nicht her, er zieht vor, seinen Vater verhaften zu sehen, er läßt Mutter und Geschwister in dem Häuschen zurück, welches bald genug unter den Hammer des Auctionators fallen wird und er zieht mit seinen blanken Dollars von dannen, um irgend wo anders sich selbständig niederzulassen, eine Frau zu nehmen, die noch ein Kind ist, wie er selbst und das Land mit einer schmählich erbärmlichen Bevölkerung zu erfreuen.

Das ist nicht ein fingirter Fall, das ist der Lauf der Dinge so, aber viel zu häufig kommen diese erschreckenden Fälle von Grausamkeit und Lieblosigkeit vor, als daß sie noch erwähnt würden; der Knabe ist vollkommen in seinem Rechte, Vater und Mutter beklagen sich nicht, es würde ihnen auch nichts helfen, es wäre kein Richter vorhanden, der ihnen die Berechtigung, des Sohnes Hülfe zu verlangen, zuspräche, und die Moralität sagt dazu nichts. Unmoralisch findet das Niemand, so wie es Niemand ungesetzlich findet.

Die ganze Bevölkerung von Amerika, so weit sie europäischen Ursprungs ist, befindet sich in einem fortwährenden Taumel, in einer unbeschreiblichen Aufregung, in der Sucht, reich zu werden. Geld, Geld! ist das Eins und das Alles eines Amerikaners, schnell Geld zu erwerben ist eines Jeden Ziel und Bestreben und es ist einem Jeden ganz gleich viel, wodurch dieses erreicht wird.

Amerika rühmt sich, das freieste Land der Erde zu sein, rühmt sich einer Gleichheit seiner Bewohner, wie sie nirgend gefunden wird, rühmt sich der stolzesten Nichtachtung alles Adels und sonstiger Rangverhältnisse und doch ist nirgend eine solche wahnsinnige Jagd nach milititairischen Titeln, als gerade in der Union. Dem Militair, d. h. der Milz, haben alle jungen Leute vierzehn Tage oder vier Wochen angehört, sie haben dabei höchst nothdürftig einige wenige Handgriffe am Gewehr oder der Kanone gelernt, haben gelernt, in Reih und Glied stehen und rechtsum machen, nun verlassen sie das Militair, um wieder in das Vaterhaus zurückzukehren, um Fleischer oder Bürstenbinder, Farmer oder Bierbrauer zu sein, wie vorher, aber sie sind Capitains, sie nennen sich selbst so und jeder Andere nennt sie so, eine niedrigere Charge als diese giebt es gar

nicht, hat der junge Mensch aber einige Jahre so mit diesem Titel geprahlt, so avancirt er sich selbst zum Major. Bekommt er einen tüchtigen Bart, so wird er Obrist, und fängt dieser an, graumelirt zu werden, so ist dieses ein genügender Anspruch auf den Titel eines Generals.

Der Schweinetreiber sagt zum branntweinschenkenden Farmer: „Guten Morgen, Oberst, ich möchte wohl einen Mint-Julep, wenn es Euch gefällig wäre." — „Sehr wohl, Major," erwidert der Schänker, „sollt sogleich bedient werden" — und der Oberst schlägt die Schürze zurück, tritt an den Schänktisch und gießt ein Glas fuseligen Branntweins, der auf Pfeffermünzkraut gestanden hat und mit Ahornzucker versüßt worden ist, ein und bringt es dem vor der Thür wartenden Schweinetreiber-Major.

So läßt sich der Capitain vom Major Maß nehmen zu einem Paar Beinkleider und der Major bittet den General, ihm die Hühneraugen zu beschneiden.

Man kann sich nichts Lächerlicheres als diese Verhältnisse denken, welche dem neu angekommenen Europäer fortwährend Stoff zu der lustigsten Satyre bieten, indessen sie im Lande selbst so harmlos und als so durchaus zur Sache gehörig angesehen werden, daß man sich nicht genug wundern kann über den Ernst der Leute, mit welchem sie diese Dummheiten betreiben.

Kommt ein Europäer dahin und macht er Ansprüche auf das „von" vor seinem Namen, weil er ein Adliger ist, oder will er sich Baron, Graf nennen lassen, so lacht man ihn aus, „wir sind in einem freien Lande, hier giebt es, dem Himmel sei Dank, keinen Adel und keine Barons", so sagt ihm ein Jeder, und wäre es der Lohnbediente in seinem Gasthofe oder der Bursche, welcher ihm die Schuhe putzt. Nennt er sich aber Major, Obrist, oder sonst, wie er will, so hat Niemand etwas dawider, dieser militairische Titel wird auf das Vollständigste respectirt.

Und mit welcher Ungenirtheit gehen bei alledem die Leute mit einander um, wir sehen in unserem Bildchen auf Seite 518 eine Theaterscene, wir sehen die Herren in der ersten Reihe der Loge sitzen und die Damen im Hintergrunde sich abmühen, eine Aussicht, eine Durchsicht zu gewinnen. — „Sind in einem freien Lande, brauchen Keinem den Vorrang zu gestatten." Man sieht die Herren halb entkleidet in der großen Versammlung sitzen. — „Sind in einem freien Lande, brauchen uns an Niemand zu kehren." Man sieht auch wohl Einen und den Andern eingeschlafen — schrecklich, das passirt bei uns doch höchstens in der Kirche, aber in New-York, warum nicht? — „Sind in einem freien Lande, warum sollten wir uns genieren." Die Herren setzen sich mit dem Rücken gegen das Publikum und zeigen den Theil, der den Rücken beendet, auf das Graziöseste der ganzen

Versammlung, oder sie legen beide Füße auf die Brüstung und lassen diese der Darstellung zusehen. Wer wollte daran Anstoß nehmen? — „Sind in einem freien Lande, können thun, was uns beliebt.“ So geht es überall im Großen und im Kleinen, man speit auf die kostbarsten Teppiche, weil man in einem freien Lande ist; man gießt Wasser aus den Fenstern, vielleicht auch etwas Anderes, weil man in einem freien Lande ist. Beneidenswerthe Zustände!



Eine Theaterscene.

In einer Republik sind alle Bürger einander gleich, in der Republik aber, welche wir die vereinigten Staaten nennen, ist dies nicht der Fall, da macht die Anzahl von Dollars, über welche der Bürger befehligt, einen Unterschied. Wir lachen darüber, daß bei uns in Europa ein gewisser Kastengeist nicht zu verkennen ist, daß der Adlige sich für etwas Besseres hält, als der Bürgerliche, o Himmel, wie gnädig und milde ist dieser Hochmuth im Vergleich mit dem Hochmuth der amerikanischen Reichen, wie viel mehr Rangklassen giebt der Reichthum dort, als der Adel hier, und wie schroff und schneidend treten sie einander gegenüber, mit welcher Demuth neigt sich derjenige, welcher eine Viertelmillion Dollars besitzt, vor demjenigen, der über eine halbe kommandirt, und dieser ist wieder beglückt, wenn er einen Gruß, ein freundliches Lächeln erlangen kann von dem großen Mann, welcher eine ganze Million sein nennt.

So geht es herab und herauf und keinem Amerikaner fällt es ein, dieses für albern und kriechend von einem oder für unverschämt von dem andern zu halten; der reiche Mann geht nur mit Seinesgleichen um und würde sich entehrt fühlen, zu einem weniger Reichen zu gehen, aber er fühlt sich beglückt, wenn der über ihm Stehende, noch Reichere ihn in seine Gesellschaft einladet, ohne in seiner Demuth, „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" zu erwarten, daß derselbe auch einmal ihn mit seiner Gesellschaft beglücken soll. Ein solches Verlangen würde ihn für immer von der Gesellschaft der viel Höheren ausschließen. Man möchte wohl fragen, wo da die republikanische Gleichheit steckt; aber was dem Lande der Freiheit wohl die größte Schande macht, ist die noch bestehende Sklaverei in der Hälfte der Staaten der Union.

Es ist allerdings eine Lebensfrage für die südlichen Staaten der Union, sie können ohne Neger nicht bestehen, ihre Baumwollen-, ihre Kaffee- und Zuckerpflanzungen können nicht von Arbeitern europäischer Abkunft bewirthschaftet werden; aber wer heißt sie denn Zucker und Reis bauen?

Wir wollen auch zugeben, daß wir ohne westindische Baumwolle, Reis und Zucker leben können, welche wir ja auch nicht gehabt haben vor der Entdeckung von Amerika und daß, so lange wir diese Produkte selbst kaufen, wir trotz allen Geredes gegen die Sklaverei diese doch in der That unterstützen, denn diese uns angenehmen Produkte können ohne Sklaven nicht herbeigeschafft werden.

Aber einen viel größeren Schimpf als die Sklavenhalter laden die nördlichen Staaten der Union auf sich, indem sie fortwährend den südlichen, den Sklavenstaaten ihre Schändlichkeit vorwerfen, täglich von den Menschenrechten reden, welche jene beeinträchtigen, und doch den Sklaven selbst — d. h. den Farbigen überhaupt, keine Menschenrechte einräumen.

England hat die Sklaverei abgeschafft und erklärt einen jeden ehemaligen Sklaven in dem Augenblicke für frei, wo er engländisches Gebiet betritt; wenn ein entlaufener Sklave nach Kanada kommt, so ist er dadurch von selbst frei.

Wir in unserm despotisch regierten und von den Amerikanern so tief verabscheuten Staate haben das Beispiel geliefert, daß wir die Menschenrechte wohl anzuerkennen wissen, bei uns giebt es keine Sklaverei. Ein Arzt kam aus Brasilien hierher zurück und brachte einen dort gekauften Sklaven mit. Der Sklave hörte, daß es hier dergleichen Leute nicht gäbe und verließ seinen Herrn; dieser nahm die Gerichte in Anspruch. Dieselben erklärten: ihn im Besitz seines Eigenthums jeder Art zu schützen, sei allerdings ihre Pflicht, aber Menschen gehörten nicht zum Eigenthum irgend Jemandes, Menschen könnten nicht einander angehören, folglich sei der Sklave nicht sein

Eigenthum, und er sei überhaupt kein Sklave, ganz abgesehen davon, daß es in Preußen keine Sklaven gäbe.

Wenn aber ein Sklave der südlichen Staaten nach den nördlichen Staaten entweicht, so wird er von diesen aufgefangen und ausgeliefert, es giebt in jeder größeren Stadt Sklavenjäger und Sklavenfänger, welche das einträgliche Gewerbe treiben, Sklaven zum Entlaufen zu verführen, ihnen die Mittel an die Hand zu geben, sich zu verstecken, um dann, wenn dieselben gesucht werden, wenn Belohnungen auf deren Wiederfinden gesetzt worden sind, die armen Verführten auszuliefern, um sie der Peitsche und der Kette zu übergeben. Man kennt diese Leute und sobald sie sich reich geschwindelt haben, sind sie sehr geachtet, denn nicht, wie man es erhalten habe, sondern nur, wie viel man gewonnen habe, ist der Maßstab der Achtung.

Man kennt diese Leute und bestraft sie nicht, und der Sklavenhalter, welcher einen Sklaven vermißt, wendet sich sofort und zuerst an einen solchen Schurken mit der Erwartung, gegen ein mäßiges Abstandsgeld den Sklaven herauszubekommen, offenbar sehr dumm, warum sollte sich der Schurke mit wenigem begnügen, da er ja doch vieles bekommen kann; er geht auf den Vergleich nicht ein, er erwartet die öffentliche Bekanntmachung und dafür, daß der Besitzer des Sklaven so dumm gewesen ist, ihn für dumm zu halten, läßt er sich noch besonders bezahlen, indem er nicht auf die erste öffentliche Anzeige, sondern erst auf die zweite mit erhöhtem Preise für die Wiederbeschaffung herausrückt.

Das Alles geht in der Union täglich vor sich, ohne daß irgend ein Mensch es unrecht fände, ohne daß die Justiz davon die mindeste Kenntniß nähme.

Aber dies ist nach des Verfassers Ansicht noch lange nicht das Schlimmste, viel schlimmer ist die fortdauernde Prahlerei der nördlichen Staaten mit ihrem Rechtsgefühl und ihr Gefühl für Menschenwürde gegenüber den südlichen, Sklaven haltenden Staaten, während sie doch die Sklaven nicht für Menschen ansehen.

In den nördlichen Staaten kann ein Schwarzer nicht als Zeuge gegen einen Weißen auftreten. Ein Farbiger zu sein, ist ein unauslöschlicher Schimpf. Eine Negerin zur Mutter seiner Kinder zu machen, ist ganz moralisch, eine Negerin zu heirathen, ist etwas so höchst Unmoralisches, daß sofort sich die ganze Gesellschaft von dem Verächter aller Religion und Moralität abwenden würde.

Aber nicht allein die Neger, sondern auch die Mulatten, die Terzeronen und die Quadronen &c. befinden sich in derselben Lage.

Ein Quadron entsteht aus der Vermischung eines Weißen und eines

Terzeron, dieser aus der Vermischung eines Weißen und eines Mulatten, so wie dieser der Abkömmling eines Weißen und eines Negers ist.

Man sieht, das Weiße spielt hierbei fortwährend eine Rolle; der Quadron, in der vierten Generation vom Neger stehend, hat dreimal einen Zusatz von europäischem Blut bekommen, in Folge dessen ist er dem Europäer so ähnlich, daß nur die amerikanische Eifersucht auf ihr reines Blut gegenüber dem Halbblut noch etwas finden kann, was das unreine Blut andeutet, dieses ist eine bräunliche Färbung der Vertiefungen unter den Augen.

Solch ein Quadron, ja sogar noch der Quinteron, d. h. der Abkömmling des Quadrons und des Weißen, heißt noch Neger. In allen Zeitungen kann man lesen, ein Neger von der oder jener Pflanzung ist entlaufen, er ist beinahe ganz weiß und hieran oder daran kenntlich. Selbst dieser Quadron oder Quinteron, der ein Neger ist, hat noch keine Menschenrechte, ist noch nicht befähigt, in die Gesellschaft der Reinblütigen aufgenommen zu werden; wer sich mit ihm unterhält, wer sich mit ihm irgend wie abgiebt, außer des bereits gedachten Punktes willen, der beschimpft sich selbst und macht sich unfähig, in der Gesellschaft von Amerikanern reinen Blutes zu erscheinen. Wollte ein Weißer eine Quadron heirathen, so würde es durchaus dieselben Folgen für ihn haben, als wenn er eine Negerin geheirathet hätte. In der Kirche, sollte man meinen, seien alle Menschen gleich. Wo ist Gott gegenüber ein Rangunterschied zu finden? Die Amerikaner sind so glücklich gewesen, denselben zu entdecken. Die Neger haben in den nördlichen Staaten ihre eigenen Kirchen und ihre eigenen Prediger und wollte Jemand sagen, dieses sei nicht wahr, er selbst habe in einer Kirche alle möglichen Racen durch einander gesehen, so würde dies nur beweisen, daß er in einer solchen Negerkirche gewesen, woselbst er schwarze, braune, gelbe und weiße Neger gesehen hat.

Einer der schlagendsten Fälle dürfte vielleicht der folgende sein.

Ein längere Zeit in New-York ansässiger Neger wurde von einem Sklavenjäger für gute Beute gehalten und es wurde behauptet, daß er irgend wo in den südlichen Staaten entlaufen sei.

Der Neger wurde gefänglich eingezogen und es wurde eine Untersuchung eröffnet, welche ein paar Monate dauerte, da Beweise und Gegenbeweise, Belastungs- und Entlastungszeugen herbeigeschafft werden mußten. Endlich ergab sich die Grundlosigkeit der Behauptung und der Neger hätte nunmehr seine Freiheit und nach unseren Gesetzen wohl auch Schadenersatz erhalten müssen. Nach amerikanischen Gesetzen aber war er die Kosten zu bezahlen verpflichtet und da dieser Prozeß viel gekostet hatte und

der arme Teufel die Summe nicht auftreiben konnte, so wurde er an einen Sklavenhändler verkauft, um die Kosten, welche er veranlaßt hatte, zu decken. — Er veranlaßt, der unglückliche Mensch, den ein Schurke zum Sklaven pressen wollte!

Dieses konnte geschehen in New-York, in dem Lande der höchsten Moralität, in dem Lande der Freiheit, in dem Lande, welches so überaus entrüstet ist darüber, daß einige der Staaten, aus denen es zusammengesetzt ist, von einem althergebrachten Gebrauch nicht lassen wollen. Man sieht, daß die Begriffe von Moralität verschiedenen eigenthümlichen Schwankungen unterliegen können.

Aber in diesem nämlichen höchst moralischen Lande oder unter dieser überaus moralischen Bevölkerung ist der allergemeinste Diebstahl, ist öffentlicher Raub und Mord so an der Tagesordnung, daß Niemand mehr ohne eine Drehpistole sein Haus verläßt, ja daß Personen, welche mit der Oeffentlichkeit zu thun haben, wie Schriftsteller, Zeitungsredakteure, Buchdrucker, Advokaten selbst innerhalb ihres Hauses und ihres Arbeitszimmers bewaffnet sein müssen, da sie sich sonst den brutalsten Angriffen ausgesetzt sehen. In den großen Städten giebt es ganze Banden, welche von nichts anderem als Raub und Mord auf öffentlicher Straße leben, Raub, indem ein starker, kräftiger Mann hinter einem, den er für seine Beute erklärt, hergeht, so wie er ihn erreicht, den Arm um seinen Hals schlingt, ihn an sich drückt, ihn so würgend, indessen sein Gehülfe herbeikommt, um dem Gewürgten die Taschen auszuleeren. Mord in derselben Weise, wenn das unglückliche Opfer sich etwa heftig wehrt und Leute herzukommen.

Der Betrug ist so allgemein, daß ganz Amerika in fortwährendem Schwanken befindlich ist, weil sein Geld heut noch den vollen Nennwerth und morgen keinen Werth mehr hat.

In jeder Stadt sind Banken, welche gegen baares Geld Scheine ausgeben, Papiergeld, dieses Papiergeld auch einlösen zum vollen Werthe ein Jahr, ein paar Jahre lang, es natürlich immer wieder ausgeben und mit dem baaren Silber- oder Goldgelde gewagte Spekulationen unternehmen. Gelingen diese, so bleibt auch das Papiergeld der Bank immer in seinem vollen Werthe, gelingen die Unternehmungen nicht, so verlieren die sämmtlichen Theilhaber, so verlieren alle die, welche dergleichen Scheine besitzen, ihr Geld, die Bank hat Bankerutt gemacht und ein paar Millionen Dollars sind in Rauch und Wind aufgegangen.

Die Unternehmer stehen sich dabei immer sehr gut, sie haben jederzeit die Hälfte ihres Geldes im Rückhalt, sie gehen in irgend einen anderen Staat, nehmen einen anderen Namen an und sind so ehrlich wie zuvor,

betrügen wieder eine Anzahl armer Leute und kein Huhn, kein Hahn kräht nach ihrem Verfahren.

Auch im Kleinen verstehen die Leute zu betrügen, denn nicht jeder kann gleich über 100,000 Dollars verfügen, um eine Bank anzulegen. Es präsentirt sich ein Mann mit einem Faß Honig auf dem Markte, er wird gefragt, was der Honig koste, er erwidert, das ist nicht Honig, das ist Dünger aus Kentucky, ich verkaufe ihn nicht einzeln, sondern nur das ganze Faß. Es versammeln sich Leute, er wird ausgelacht, daß er dieses köstliche Produkt für Mist erklärt, aber er sagt: kauft ihr das in Gottes Namen für Honig, ich verkaufe es als Dünger, das Faß kostet 20 Dollars.

Man kauft ihm das Faß ab und er geht seiner Wege; nach Hause gebracht und ausgeleert, sieht der Käufer, daß er allerdings nichts weiter als ein Faß mit festgestampftem Mist gekauft habe, auf welchem oben eine handhohe Schicht des festesten, kernigsten Honigs liegt.

Es erscheint an dem Landungsplatze ein bedecktes Boot mit Schinken, der Besitzer des Bootes ist sehr splendid und traktirt seine Gäste mit dem köstlichsten Schinken und mit genügendem Branntwein, man frägt nach dem Preise des Schinkens, er erwidert, er verkaufe keinen Schinken, sondern nur die ganze Ladung; mehrere Tage lang bleibt es dabei, ein Schinken nach dem andern wird verzehrt, wird den Gästen vorgeschnitten, welche denselben ganz vortrefflich finden, aber immer bleibt der Mann eigensinnig dabei, er verkaufe keinen Schinken, sondern die ganze Ladung; endlich vereinigen sich fünf oder sechs Fleischer dazu, die Ladung zu kaufen, das Geld wird gezahlt und der Mann übergiebt die Ladung und entfernt sich. Siehe da, nachdem man hundert Schinken von oben abgehoben hat, findet man mehr als 10,000 in Schinkenform geschnittene und braun geräucherte Holzklötze. Obwohl die Schinken im Ganzen sehr wohlfeil verkauft wurden, so hat der Mann doch einen hübschen Schnitt gemacht und er kann ganz ohne Sorge sein Schiff im Stich lassen. Die sehr wohlfeil verkauften Schinken haben das Schiff und Alles, was darauf war, sehr theuer bezahlt.

Jeden Tag kommen neue Sachen der Art vor und jeden Tag findet der Betrüger wieder Leute, die sich betrügen lassen. Wird der Schurke sogleich erwischt, wo die Leidenschaften noch aufgeregt sind, so wird er gelyncht, er wird unbarmherzig gemißhandelt, mit Theer bepinselt und mit Federn bedeckt und so durch die Straßen gejagt; ist aber ein Jahr darüber hingegangen und er läßt sich dann in dem Orte sehen, wo er die Schurkerei verübt, so lacht man darüber, nennt ihn schlau und freut sich über seinen guten Einfall.

Es ist schwer zu ermitteln, von welcher Seite her dieser verderbliche

Einfluß über das Land gekommen. Ursprünglich von gravitätischen holländischen Kaufleuten im Norden kolonisirt, im Süden aber von Spaniern sparsam bevölkert, kamen im Norden sehr bald die Engländer, im Süden die Franzosen hinzu, und beide unterdrückten die ältere Kolonisation solchergestalt, daß dieselbe in den Hintergrund trat, französische und engländische Bevölkerung an Zahl die bei weitem überwiegende wurde. Im Süden blieb sich dieses ganz gleich, immer waren es nur Franzosen, welche dorthin zogen, den Mississippi aufwärts schifften und sich an seinen Ufern niederließen; im Norden änderte sich das ganze Verhältniß auffallend, indem nämlich über Canada sich die Franzosen ergossen, dann aber zu den Engländern sowohl Deutsche als Niederländer, Irländer und Schotten zogen und die Bevölkerung verdreifachten.

Nunmehr kamen die Kriege, zuerst die zwischen den Engländern und Franzosen, wodurch die letzteren Canada verloren, dann die Befreiungskriege, wodurch die Engländer ihre Kolonien verloren und von Amerika nur dasjenige behielten, was nördlich von dem Lorenzstrome und den großen Seen liegt.

Nun schlossen sich die vielen verschiedenen Theile von Amerika zu einer Union zusammen, ein rastloses Drängen von Osten nach Westen führte immer neue Schaaren von Auswanderern nach Amerika, führte immer neue Schaaren von bereits Ansässigen aus ihren Besitzungen, welche sie den neuen Ankömmlingen verkauften, nach dem Innern des Landes, nach dem Süden und dem Westen, nach dem Ohio, dem Mississippi, dem Missouri ꝛc.

Hierdurch wurde die ganze bis dahin nach Nationalitäten gesonderte Bevölkerung dergestalt durch einander geworfen, daß eine völlig gleichmäßige, höchst bunte Mischung aller Völker entstand, welche Amerika kolonisirt hatten.

Man pflegt zu sagen, daß die Vermischung der Racen eine Veredelung derselben herbeiführe. Die Menschen betreffend, scheint dies überhaupt nicht ganz wahr, und in diesem einzelnen Falle ist sogar das Gegentheil davon nachweislich. Es scheinen sich die guten Eigenschaften der verschiedenen Stämme mehr und mehr zu verlieren in der Vermischung, es scheinen nur die allerschlechtesten und verabscheuungswürdigsten Eigenschaften sich zu vererben, sich zu häufen dergestalt, daß die Untugenden von sechs Nationalitäten sich in einem Invidum befinden, und zwar, wie es jetzt steht, in jedem, denn von der allgemeinen Regel dürfte es nur wenige und nur ganz vereinzelte Ausnahmen geben. Die gerühmte Gastfreiheit, die erste aller republikanischen Tugenden, wo ist sie hin in dem großen weiten Lande, welches man die Union nennt, jeden Trunk Milch läßt sich der Farmer von dem dürstenden

Wanderer mit einem Dollar bezahlen, wenn der Wanderer nicht vorher diesen Trunk mit einem Cent (d. h. mit dem hundertsten Theil eines Dollars) behandelt hatte, kein Nachtlager, kein Wegzeigen, kaum einmal das Ausruhen im Schatten eines Baumes wird gewährt ohne Bezahlung und zwar in der Regel nach den Forderungen der allerschnödesten Prellerei; von Rechtsgefühl ist unter diesen Leuten gar keine Rede, von Handhabung der Gesetze durch Behörden eben so wenig, denn der Richter schwebt bei jedem Urtheilsspruch, welcher das Mißfallen der Betroffenen erweckt, in der Gefahr, erschossen zu werden.

Beinahe alle Länderkäufe, welche man nicht unter den größten Vorsichtsmaßregeln mit einer obersten Behörde eines Staates abschließt, sind betrüglich. Der beste Fall ist noch dieser, daß eine Gesellschaft von Schwindlern wirklich ein Stück Land vom Staate kauft, also denjenigen, welche von ihr, von dieser Gesellschaft wieder Land kaufen, wirklich etwas giebt. Sehr häufig nämlich werden Ländereien verkauft, welche gar nicht existiren, und man überläßt es dem Käufer, sie auf der Erde oder im Monde zu suchen — oder es werden wirkliche Besitzungen verkauft, auf welche jedoch der Verkäufer nicht den allerentferntesten Anspruch hat und wo denn natürlich derjenige, der sich in Besitz setzen will, als vollständig geprellt abziehen muß.

Aber den obigen Fall, als den eines reellen Kaufes eines wirklich vorhandenen Gegenstandes näher betrachtet, so verläuft er in der Regel wie folgt:

Die Gesellschaft von Schwindlern läßt ihr Land auf eine große Karte zeichnen, läßt darauf den Plan zu einer Stadt entwerfen, zieht die schönsten breiten Straßen und Plätze, baut darauf Kirchen, Rathhäuser, Schauspielhäuser, Schul- und Universitätsgebäude, Institute aller Art, in dem Centrum der neuen Stadt eine große Menge Häuser, in den ferneren Theilen derselben einzelne Häuser.

Dieser Stadt wird ein prachtvoll klingender Namen gegeben und nun wird angekündigt, daß in dem Büreau der Herren so und so noch einige Plätze in der schönen Stadt so und so und an dem prächtigen Flusse so und so gelegen, Umstände halber zu einem sehr geringen Preise zu verkaufen seien.

Die Käufer, welche von diesem Betrug nichts ahnen, finden sich ein und kaufen einzelne Parzellen, bezahlen sie allerdings der Morgenzahl nach mit einem sehr mäßigen Gelde, der Staat nimmt für Urwald einen Dollar pro Morgen, hier bekommt man ebenes Land in der Nähe eines Flusses, in der Nähe einer großen Stadt, den Morgen mit zwanzig Dollars, das ist ja ein wahres Spottgeld, der Handel wird geschlossen, der Kaufkontrakt

wird ausgefertigt, die nöthigen Certifikate werden dem Käufer gegeben und er genau und redlich angewiesen, wie er zu seinem Besitz gelangen könne. Man hat ihn nicht getäuscht, die Stadt und die Gebäude sind wirklich vorhanden, doch nur auf dem Plane; das Land ist auch vorhanden, nicht blos auf dem Plane, sondern in dem Sumpfe eines Flusses, in diesem Sumpfe findet der Ankommende auch wirklich die Straßen, welche durch Pflöcke bezeichnet sind, abgesteckt, und wenn er Lust und Geld hat, so kann er es gleich unternehmen, hier ein Schauspielhaus einzurichten. Aber freilich Häuser findet er auf diesem Sumpflande nicht, wenn er recht glücklich ist, so haben sich vor ihm schon sechs oder acht Andere von der nämlichen Gesellschaft betrügen lassen, und er hat nunmehr doch wenigstens Leidensgefährten, hat den Trost, in der großen Wüste nicht allein zu sein, aber wenn er eine gute Gesundheit hat, so wird er nicht lange zu warten brauchen, um allein zu sein, denn die schrecklichen Fieber, welche diese Sumpfgegenden immer beherrschen, werden seine Gesellschaft bald genug halbiren, auf ein Viertheil herabbringen, und er kann nichts Besseres thun, als so eilig wie möglich den Platz zu verlassen.

Wenn er einen Kauf mit dem Staate abschließt, wird er wenigstens nicht betrogen, man sagt ihm, er habe Urwald gekauft und seine Parzelle liegt da und da, eine Meile oder zehn Meilen von dem und dem Fluß und es sei auf diesem seinen Territorium nichts, als was er selbst dahin bringe. Dies ist wenigstens wahr, und man weiß sich darnach zu richten.

Ein deutscher Bauer von etwa vierzig Jahren mit einer Frau von ähnlichem Alter und einer zahlreichen Familie, deren drei oder vier Aelteste doch zwischen dem sechszehnten und zwanzigsten Jahre stehen, kann in solchem Falle mit wenigen Mitteln und vieler Arbeit zu einem Wohlstande kommen, wie er ihn diesseits des Meeres nicht gekannt hat. Er wird die Axt in die Hand nehmen und im ersten Jahre vielleicht fünf bis sechs Morgen Land abholzen und sich sein Blockhaus bauen, das Feld bestellen, um im nächsten Jahre von der Ernte leben zu können. Bis zu dieser Ernte muß er freilich alle Lebensbedürfnisse bei sich haben, sein Vermögen muß also so viel betragen, um die Ueberfahrt bezahlen, sein Land mit einem Dollar pro Morgen kaufen und sich mit Vieh und den nöthigen Lebensmitteln versehen zu können. Zu allem diesen würden nach unserem Gelde immerhin 6—800 Thaler erforderlich sein.

Hat er seine ersten sechs Morgen urbar gemacht, so wird er von der Besamung an unermüdlich arbeiten müssen, um die Einzäunung zu vollenden, bevor die Ernte sich der Reife nähert; ist dieses nicht der Fall, so werden ihn Schweine, Rehe, Hirsche, Waschbären 2c. der Mühe, sie einzubringen, vollständig überheben.

Der Mann wird im nächsten Jahre abermals sechs, vielleicht sieben Morgen urbar machen können, einen mehr als im vorigen Jahre, weil er keine Zeit braucht, um sich das Haus zu bauen.

Er wird so von Jahr zu Jahr fortschreiten können und wird sich nach zehn Jahren ein Gut von sechzig bis siebzig Morgen urbaren Landes — freilich mit unsäglicher Arbeit — verschafft haben, welches ihn in Stand setzt, in allen Genüssen, die durch reichliches und fettes Essen und gutes Trinken hervorgebracht werden können, zu schwelgen, aber weiter muß er auch nichts verlangen, von irgend einem anderen Natur- oder Kunstgenuß, von irgend einer Unterhaltung, welche das Leben angenehm machen könnte, ist in solcher Waldeinsamkeit gar keine Rede. Da er seine Produkte in der Regel nicht verwerthen kann, wird er sein urbares Land auch gar nicht so weit ausdehnen, es sei denn, daß er stark Viehzucht treiben wolle und geneigt sei, alljährlich mit einer kleinen Heerde bis in die nächste Stadt zu wandern. Aber er wird vielleicht mehr Land urbar machen, als für ihn nöthig ist, um damit auf den Verkauf zu spekuliren, und dies wird ihm jederzeit gelingen, besonders wenn er auf seinem Territorium die gelichteten Stellen durch Urwaldstrecken von einander getrennt erhält. Jede Parzelle von fünf bis sechs Morgen gelichteten Landes kann als die Grundlage zu einer neuen Farm angesehen werden, und eine solche Parzelle wird ihm sofort mit so viel bezahlt, als er überhaupt für das ganze Gut, seine Herreise und seine Unterhaltungskosten eingerechnet, aufgewendet hat. Der Mann, welcher mit tausend Thalern anfing, kann nach zehn Jahren rüstiger Arbeit sein Gütchen sehr wohl in zehn Theile getrennt für dreißigtausend Thaler verkauft haben und sich damit nach Europa zurückbegeben, was er in der Regel sehr gern thun wird. Wer aber ohne die Hülfe der physischen Kräfte seiner Familie dahingeht und glaubt durch g e m i e t h e t e Arbeiter Aehnliches bewerkstelligen zu können, der möchte doch in einem großen Irrthum stecken. Zwei Tagelöhner mit ihrer Forderung von überreichlichem Essen und Trinken neben den Dollars täglicher Löhnung würden ihn dergestalt aussaugen, daß er sehr bald das Weite suchen und den Arbeitern sein Gütchen überlassen müßte.

Nach dem Süden der Union zu gehen, dürfte wohl keinem Deutschen zu rathen sein, abgesehen davon, daß das Klima ein höchst ungesundes ist, daß er sich mit Gegenständen des Landbaues abgeben muß, welche ihm völlig unbekannt sind, wie Zucker, Kaffee, Reis, Baumwolle, abgesehen ferner davon, daß er Sklaven halten muß und diese sehr viel theurer sind als das Arbeitsvieh bei uns (etwas anderes ist der Sklave in Nordamerika nicht), und er folglich eines so großen Kapitals bedarf, daß er davon in Deutschland durch Zinsengewinn bei weitem mehr Freude und Genüsse haben wird,

als er sich dort durch die größten Opfer von Geld irgend verschaffen kann, wird er doch über alles dieses hinaus noch im steten Kampfe mit Diebes- und Räuberbanden leben, welche das glückliche Land der Freiheit so höchst romantisch machen; und beabsichtigt er gar, nach dem vielberüchtigten Texas zu gehen, dem Lande der Fandangos, der Bowiemesser, der Sennorittas und der ledernen Schlingen, der Lassos, so möge er seine Reise nur ja mit Niederlegung seines Testaments anfangen. Dort in dem schönen Texas sind die Häuser sämmtlich auf eine ganz eigenthümliche Weise, gewissermaßen zweistöckig gebaut, wie die hier beigefügte Zeichnung anschaulich macht. Der untere große kubische Raum ist so stark gemauert wie möglich und gänzlich



Pueblo (Flecken) San Domingo in Texas.

ohne Fenster oder Thüren, er ist immer mehr als zwölf Fuß hoch, unersteiglich außer durch Leitern, und auf diesem Gebäude erhebt sich erst das eigentliche Wohnhaus in kleineren Dimensionen und überall zurücktretend, so daß sich rundum eine Plattform bildet.

Jeder, der sein Haus Abends schließt, zieht zuerst die Leiter empor, um dem Räuber, den er in jedem Fremden vermuthen muß, den Zugang zu wehren. Jeder, der sein Haus verläßt, sieht zu, daß er darin Jemand zurückläßt, der die Leiter emporziehen könne und ihm sein Haus so bewahre bis zur Rückkehr.

In früheren Zeiten war es noch möglich, daß dieses Land von einzelnen Reisenden besucht, durchzogen wurde, jetzt ist dies ganz undenkbar, denn auf die verjagten vierbeinigen Räuber sind die zweibeinigen gefolgt, die Abkömmlinge der edlen Spanier, welche bei weitem abscheulicher rauben und plündern, als jemals die von ihnen verjagten vierbeinigen geraubt haben, und die machtlose Regierung der vereinigten Staaten hat nie dagegen aufzukommen vermocht. Jetzt vollends, wo der langgenährte Haß zwischen dem Süden und dem Norden zum Ausbruch gekommen ist, kann von dem Gedanken, nach New-Orleans zu gehen und sich dort niederzulassen, unter vernünftigen Menschen keine Rede mehr sein, ein Thor ist es, der die Auswanderung unternimmt, und nur ein Schurke kann dazu verleiten wollen, aber solche Burschen giebt es leider in jeder großen Stadt, denn sie haben ja Prozente von dem Unglück, in welches sie ihre Landsleute stürzen.



Ein Lager der Kioway-Indianer.

Und schön sind die Gegenden auch nicht. Das Thal des Mississippi ist ein großer zusammenhängender Sumpf, nur durch riesige Dämme dem breiten Strome abgerungen, dennoch fortwährend jährlich mehrere Male weitgreifenden Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die Luft ist vergiftet durch die Ausdünstung der Sümpfe, eine wahre Pestluft, der die Unglücklichen, die

dort wohnen müssen, erliegen, daher auch alle, welche Geld haben, eine Reise zu unternehmen, dieses Thal während der Zeit der Fieber verlassen, um sich auf die Höhen zu begeben, welche zwar auch nicht schön, aber doch wenigstens nicht ungesund sind.

Jene Fluren, auf denen die Comanchen und die stammverwandten Völker wohnen, haben eine ganz eigenthümliche Vegetation. Die Cakteen walten hier vor, riesige Stämme wie Candelaber für ein Gigantenvolk, stehen diese säulenartigen Caktus da, zwar eine kurze Zeit lang an dem jungen Holze mit prächtigen Blüthen bedeckt, im Ganzen aber einen äußerst traurigen, dürftigen Anblick gewährend. Diese Bäume, welche dreißig Fuß Höhe erreichen und mehr als das, an denen die Zweige eben so gerade aufwärts wachsen, wie die Stämme selbst, sind ganz blattlos, auch die anderen Cakteen, wie die Opuntien, von denen wir eine an der rechten Seite des vorstehenden Bildes (S. 529) sehen, sind eben so unschön als schattenlos. Zwischen solchen Pflanzen lassen sich die Wilden, wenn man sie so nennen darf (Chamisso würde dieses schwer rügen), in ihren Lederzelten nieder. Große, nach dem Trocknen regelmäßig keilförmig geschnittene Häute, mit Riemen zusammengenäht, bilden die Bedeckung und die Wandung der kegelförmigen Zelte, welche eben so leicht aufgeschlagen wie abgebrochen sind. Wenn dies Letztere geschieht, so werden die Stangen auf ein Pferd geladen und schleppen dann weit in dem Sande, den Reisenden häufig in den Irrthum versetzend, Wagenspuren zu sehen, indessen es nur die langgezogenen Spuren der im Sande schleppenden Zeltstangen sind.

Aber auch Californien, das berühmte Goldland, ist nicht geeignet, einem Menschen Muth zu machen, dorthin zu gehen, und wer glaubt, viel Gold mit nach Hause zu bringen, dürfte, selbst wenn er viel findet, in großem Irrthum sein, denn Alles ist bis zum Unglaublichen theuer. Das Drängen und Treiben der bunt durcheinander gewürfelten Menschenmenge ist wahrhaft betäubend und macht Denjenigen, der es zum ersten Male sieht, geradezu schwindeln.

San Francisco ist der Hauptort für die Goldsucher in Californien, die Straßen der Stadt sind zwar sehr breit, aber doch so belebt, daß man sich überall gedrängt, geschoben, fortgezogen fühlt. Ein Jeder jagt dem Glück nach, ein Jeder ist geschäftig, will etwas thun, etwas erwerben und da es trotz der ungeheuren Menschenmasse noch immer an Händen fehlt, so wird ein jeder Dienst theuer bezahlt. Ein viertel Dollar ist die kleinste Münze, welche man nennen hört, für weniger thut Niemand etwas, hebt Niemand die Hand auf. Die Straßen sind ungepflastert, also bei trocknem staubig und bei Regenwetter kothig; in Folge dieser Eigenschaften blüht das Geschäft des Stiefelputzens hier sehr, an jeder Ecke findet man Leute,

die sich damit befassen, aber es sind nicht Savoyardenknaben, wie in Paris, sondern es sind Männer von Fach, feine Leute im Frack und am Abend gewiß auch in Glacéhandschuhen (bei der Arbeit wahrscheinlich nicht), sie bieten dem Kunden einen eleganten Stuhl, er setzt seinen Fuß auf einen mitten in der Straße liegenden Balken von einem abgebrannten Hause oder auf ein neues Stück Bauholz, der Stiefelputzer präsentirt dem Herrn eine Zeitung und eine Cigarre, dann putzt er ihm die Stiefel mit großer Geschicklichkeit, und das Alles kostet eine Kleinigkeit, die Cigarre kostet einen viertel Dollar, das Stiefelputzen eben so viel, die Zeitung dasselbe, und eigentlich sollte der Stuhl den Dollar voll machen, aber der Mann ist reell, er prellt Niemanden, er will die Kunden nicht verscheuchen, er will sich welche erhalten, so ist er mit drei viertel Dollar zufrieden; er hat immer so viel, um sehr gut leben und jeden Abend im Spielhause zwanzig Dollars verlieren zu können.

Was würden unsere armen Wichsiers dazu sagen, die für einen Thaler einen ganzen Monat lang Stiefel putzen müssen.

Ein fortwährendes Gewirr durchtobt die Straßen, kaum sind die Arbeiter im Stande, an den Häusern zu bauen, was in den volkreichsten Straßen immer zu mehrst geschieht; es sieht wunderbar aus, ein elendes Zelt von Leinwand neben einem neu aufgeführten Palast, auf der andern Seite eine Hütte von Rindshäuten und dann wieder ein mehrstöckiges Haus oder ein Blockhaus zu sehen, wie man es nur in den Wäldern des fernen Ostens zu finden glaubt, ein Blockhaus, wie es auf den Abhängen des Alleghanigebirges üblich ist. Jetzt, wo Steinbrüche eröffnet und Ziegeleien in Menge angelegt sind, baut man meistens aus Stein, nur neue Ansiedler bauen aus Holz oder bringen wohl ein fertig gezimmertes Haus im Schiffe mit. Sonstmals allerdings war San Francisco ganz von Holz gebaut, dies hatte zur Folge, daß es wiederholt abbrannte, dies hatte wiederum zur Folge, daß fertige hölzerne Häuser oder wenigstens geschnittene Balken und Bretter ein Gegenstand vortheilhaftesten Handels wurden, und dies hatte wieder zur Folge, daß gutmüthige Spekulanten die ganze Stadt anzündeten, um den angelegten Holzvorräthen einen reichlichen Absatz zu verschaffen. Das hat nicht aufgehört, als bis die Lynchjustiz einschritt, da die Justizbehörden des Staats zu furchtsam waren, etwas zu thun. Einige dreißig Mordbrenner und Mörder, deren man beim Stehlen in den brennenden Häusern habhaft wurde, hingen die Bürger an Mastbäume auf, die mitten in den Straßen und auf den Plätzen aufgerichtet worden waren. Dies schreckte allerdings ein wenig ab, die Sache hörte auf, einträglich zu werden, sie wurde gefährlich, und da nun überdies mit der zunehmenden Bevölkerung die steinernen Häuser vorwaltend wurden, die hölzernen nur vereinzelt standen, so konnte keine

allgemeine Feuersbrunst mehr entstehen, und um so rascher wuchs San Francisco.

Welch' ein abschreckendes Ansehn auch die auf solche Weise zugerichteten Straßen bieten, welch' ein Vorurtheil das Rohe, was man jedem einzelnen Hause ansieht, auch erwecken möge, man irrt, wenn man glaubt, daß man nicht Alles hier bekommen könne, daß es hier sei, wie in den Mittelstädten von Deutschland oder Frankreich.

Es giebt keinen Gegenstand, so lächerlich, so unbedeutend, so kostbar, so fein er auch sein möge, der nicht hier seinen Käufer fände. Das allerschlechteste Zeug und der allerkostbarste Luxusartikel sind beide gleich sehr gesuchte Waaren. An Lebensmitteln ist eine solche Fülle, daß sie in das höchste Erstaunen setzen würde, wenn nicht die enormen Preise in noch größeres Erstaunen setzten. Auf den Fischmärkten giebt es an Eßbarem, was nur der Ocean und die Flüsse von Californien bieten, alle Arten von Fischen, centnerschwere Schildkröten, riesenhafte Hummern rufen zur Bewunderung auf, denn die Hummern und Schildkröten, welche man in Europa selbst in den größten Delicatessenhandlungen sieht, verhalten sich zu den californischen wie die Affenlaus zur Wallfischlaus, wie ein Bücher-Scorpion zum italienischen Scorpion.

In ähnlicher Art ist der Wildmarkt versehen, hier hängt ein riesiger Gebirgsbär mit geöffnetem blutigem Rachen, aber seine matten, gläsernen Augen sagen uns, daß er nicht mehr gefährlich sei; dort hängt ein ganzer Büffel von der größten Art noch in seinem Kleide, damit der Käufer des Fettbuckels sieht, daß derselbe ganz frisch aus dem Felle gelöst wird; wie schrecklich er aussieht, er thut Niemandem mehr etwas. Jener mächtige Edelhirsch droht keinem Menschen mehr mit seinem Geweih, aber die schöne Antilope setzt auch Niemanden mehr in Entzücken durch ihre leichten, anmuthigen Bewegungen; jene hundert Häschen unterhalten keinen Menschen mehr durch ihre drolligen Sprünge. Auch Kaninchen und Eichhörnchen fehlen nicht, eben so wenig wie Vogelwild, welches in jeder erdenklichen Art hier zu haben ist, denn der Unterschied zwischen eßbar und nicht eßbar wird in Amerika nicht gemacht, woselbst alles eßbar ist und nur im Preise verschieden. Ein Naturaliensammler könnte auf dem Fisch- und Fleischmarkt sich ein ganz schönes Cabinet zusammenkaufen. Auf die Schönheit des Thieres wird gar nicht gesehen, sondern nur darauf, ob es ein allgemein beliebtes Gericht giebt oder nur vom armen Manne gegessen wird.

Einen auffallenden Eindruck machen die Chinesen, welche alle einen und denselben Gesichtsschnitt und gleiche Größe und Farbe zu haben scheinen. Freilich nur scheinen, denn so gut wie die Europäer haben auch sie ihren ganz eigenthümlichen physiognomischen Ausdruck, der ja selbst bei

den Negern nicht zu verkennen ist, aber auf den Fremden, der ihrer nicht gewohnt, machen sie alle einen ganz gleichen Eindruck. Die Nase ist kurz, der Unterkiefer steht vor, die Lippen sind durchaus unschön aufgeworfen, die Augen sind schräg gestellt und der entsetzliche Zopf hängt an einem Jeden so lang, wie er ihn irgend wachsen lassen kann.

Diesen kurzen, dicken, ungeschickten Gestalten sieht man durchaus nicht an, welche Kunstfertigkeit in ihnen steckt. Schnitzeln in Holz und Elfenbein, drechseln, sticken in den mannigfaltigsten Mustern, malen in den prächtigsten Farben, lackiren, dies Alles verstehen sie ganz vorzugsweise, nächstdem sind sie, obschon die größten Spitzbuben und Betrüger, doch mäßig in ihren Forderungen, denn sie sind mit dem allergeringsten Gewinn zufrieden, was man von den übrigen, dort anwesenden Kaufleuten, und ein Jeder ist Kaufmann, nicht sagen kann.

Da nur Kaufleute, nicht aber Arbeiter in San Francisco sind, indem Alles, was Hände zum Arbeiten hat, nach den Golddistrikten wandert, so sind die Chinesen die einzigen, welche Arbeit für Geld verrichten; so z. B. liegt das Schneider- und Schuhmachergewerbe, liegt die Arbeit der Wäscherinnen ganz in den Händen der Chinesen; sie werden nämlich in den Golddistrikten nicht geduldet oder wenn etwa, so doch nur dort, wo die Europäer oder die eingeborenen Amerikaner keine Ausbeute mehr finden.

Es ist ganz unglaublich, welche Summen Geldes hier gewonnen werden, aber eben so schnell, wie erarbeitet, fliegen sie auch dahin, nicht blos in San Francisco, sondern in jeder Stadt und in jeder Anhäufung von zehn Häusern, die ein Europäer noch lange nicht für ein Dorf erklären würde, welche aber doch den stolzen Namen einer Stadt trägt. In jeder solchen Ansiedelung findet man ein Spielhaus. Mehrentheils sind es Mexikaner, welche diese Spielhäuser halten, durchweg verruchtes, verbrecherisches Gesindel, auf das Betrügen vortrefflich abgerichtet und sofort bereit, die Vermuthung, man werde betrogen, durch das lange Messer zu rächen; und dennoch wird in den Spielhäusern fortwährend um Unzen und Pfunde Gold gespielt. Die Gemeinheit drückt sich auf den Physiognomien fast aller der hier Versammelten aus, denn fast nur Menschen ohne Erziehung, verwahrloste, verlorne Geschöpfe wandern hierher, suchen Gold und verschleudern das gefundene auf die gedachte Weise. Am langen grünen Tische sieht man sie, Haufen Goldes vor sich liegen habend, jeder Bewegung des Bankhalters folgend mit Luchsaugen, denn sie wissen, daß sie einen Betrüger vor sich haben. Aber der Betrüger weiß das auch und darum liegen vor ihm, neben seinem Goldhaufen zwei Drehpistolen mit fünf oder sechs Läufen und in seinem Gürtel steckt das lange Messer. Da hört man fast nur die Worte zehn Unzen, dreißig Unzen, zweihundert Unzen und Flüche der getäuschten Erwartung und

lachende Freude; aber dieses Lachen kommt selten genug vor, denn die bankhaltenden Schurken müssen für die Berechtigung, hier ungestraft ihre Nebenmenschen zu betrügen, eine ungeheure Miethe an die Hausbesitzer zahlen und sie sind nicht geneigt, mit einem mäßigen Gewinn zufrieden zu sein. Viel häufiger stürzt ein Unglücklicher mit vor das Gesicht geschlagenen Händen zum Zimmer hinaus, entweder um mit der Pistole seinem Leben oder dem Leben eines Anderen ein Ende zu machen, aber nicht ein Blick des Mitleids, sondern nur lautes Hohngelächter folgt ihm.

Auch im chinesischen Stadtviertel finden sich solche Spielhöllen, denn die kleinen Gestalten in ihren weiten Jacken und kurzen Beinkleidern und den kolossalen, aber zierlich ausgenähten Schuhen, die Söhne des himmlischen Reichs mit ihren dicken, wackelnden Köpfen sind eben so begierig auf Gewinn, als andere, nur haben sie nicht Würfel oder Karten, sondern es scheint, als spielten sie Paar oder Unpaar. Mitten auf dem Tisch liegt ein Haufen messingener Zahlpfennige, der mit einem Gefäß bedeckt ist. Einer der Spieler faßt mit der Hand darunter und was er davon ergriffen hat, wird mit einem langen, spitzen Stocke gezählt, worauf Geld gewonnen oder verloren wird, die Marken abermals unter den Topf kommen und das Spiel von Neuem beginnt.

Hier kann man schon besser sehen, wie verschieden die Gesichter der Chinesen sind, denn das unheimliche Funkeln der kleinen Augen giebt den Gesichtern einen sehr verschiedenen Ausdruck.

Besucht man die Golddistrikte selbst, so erstaunt man über die durchweg schlechten Geschäfte, welche die Leute machen. Wen man frägt, man bekommt die Antwort, daß durchaus nichts mehr zu gewinnen sei, daß die Goldader erschöpft, daß die Arbeit nicht mehr lohnend sei, und daß man nur noch dableibe, weil man hoffe, ein paar Unzen zum Reisegeld zusammen zu bringen. Dennoch sind viele, viele Tausende dort, welche unaufhörlich dem Golde nachgraben, warum? wenn es nicht lohnend wäre.

Es ist durchweg Verstellung, welche aus dem Munde dieser Leute spricht; man kann es allenfalls Politik nennen, Jeder verbirgt das gefundene Gold und thut, als ob er noch nie welches gefunden hätte, ein Jeder sucht den andern glauben zu machen, daß er sobald als möglich den undankbaren Boden verlassen werde und doch bleibt jeder da, von dem immer wachsenden Golddurst getrieben.

Gewiß ist, daß mehr als die Hälfte der Goldsucher, einer solchen beschwerlichen Arbeit, wie das Graben und Waschen, nicht gewohnt, derselben erliegt, eben so, daß von den Uebrigbleibenden wieder die Hälfte entweder um das ihrige betrogen wird oder es selbst muthwillig verschleudert, aber ein letztes Viertel findet doch seine Arbeit reichlich belohnt und es kommt

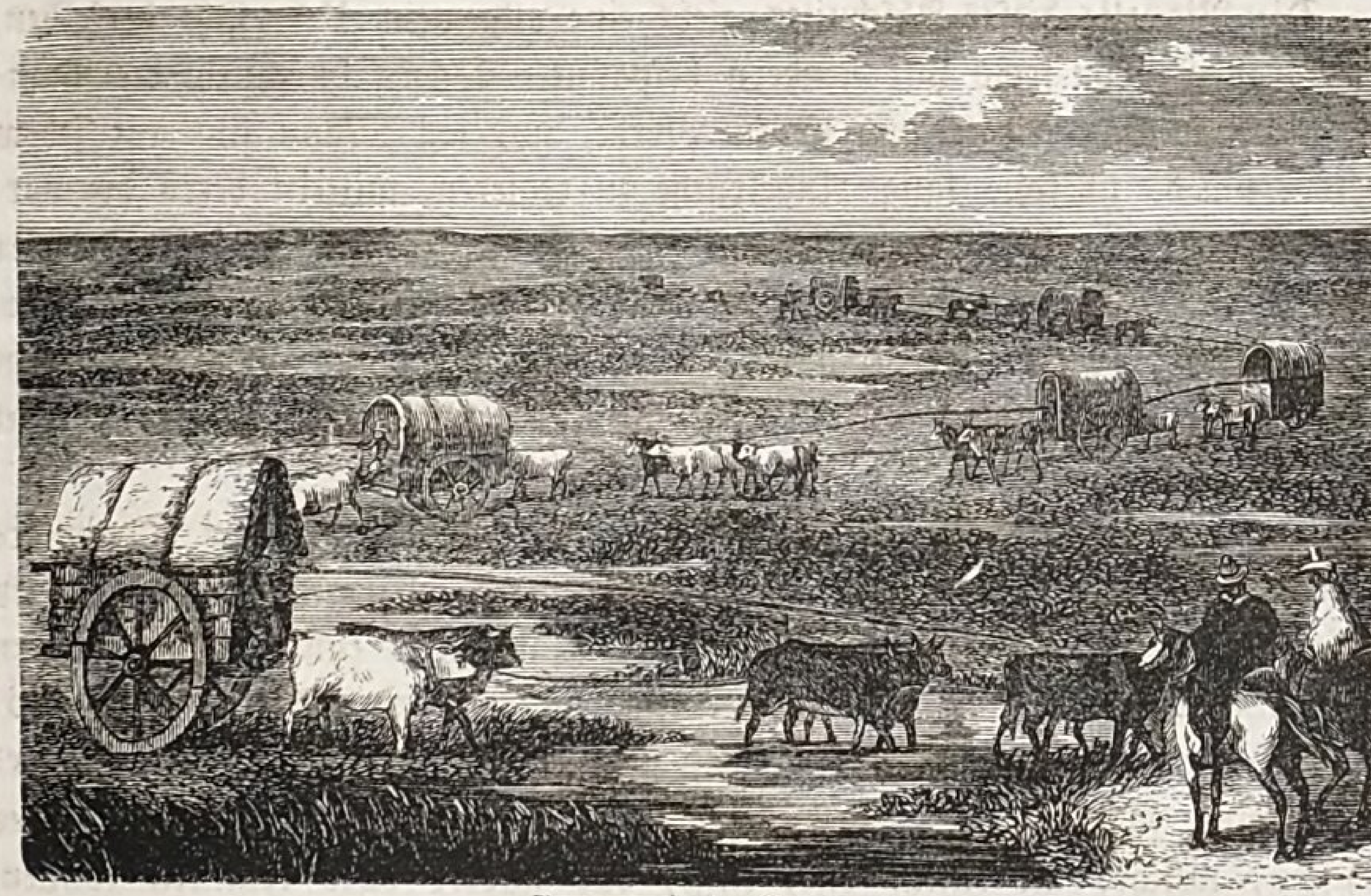
zuletzt nun darauf an, mit den gewonnenen Goldlasten, die sich natürlich auf mehrere Centner belaufen müssen, wenn es der Mühe lohnen soll, nach Europa zurückzukehren. — es kommt nun darauf an, mit diesem Golde San Francisco zu erreichen. Das aber ist allerdings nicht leicht, denn der Weg ist immer von mexikanischen Räubern besetzt, deren Geschäft vorzugsweise darin besteht, die heimkehrenden Goldsucher zu plündern. Da wird denn der berühmte und berüchtigte Lasso geschwungen und dem armen Schlachtopfer um den Hals geworfen, in einem Augenblick ist er vom Pferde gerissen, die Kehle ist ihm zugeschnürt, so daß er keinen Laut von sich geben kann, ein tiefer Stich mit dem Bowiemesser macht seinem Leben ein Ende und der Räuber nimmt die beladenen Maulthiere mit sich.

Dies weiß ein Jeder, darum reist man nur in zahlreichen Karawanen und nur bis an die Zähne gewaffnet, reist nur am Tage und campirt auf völlig baumlosen Ebenen, damit nicht irgend wo in Busch und Wald im verrätherischen Versteck Feinde lauern können. Schildwachen werden natürlich ausgestellt und während der ganzen Nacht wird ein Jeder ferngehalten und wer trotz des Anrufens sich naht, wird mitleidslos niedergeschossen. Auf solche Weise kann man allenfalls nach San Francisco gelangen und wer nun sogleich ein Schiff zur Heimreise findet und nicht etwa in Erwartung desselben in die Spielhäuser geräth, um das gewonnene Gold zu verdoppeln, — da es dann natürlich sich in die Hände der Banquiers verläuft, wie ein Bächleich im Sande verrinnt — der kann mit leidlichem Golde nach seiner Heimath gelangen.

Das Goldsuchen ist ein wirkliches Lotteriespiel, oft arbeiten die Leute monatelang auf die schwerste Weise immer tief gebückt im Wasser stehend, das Gestein und Gerölle auf der Waschmulde, mit derselben Wasser schöpfend, schwenkend und das leichtere Gestein fortschüttend, bis sich die Menge der Erde immer mehr verringert und zuletzt ein paar Goldkörnchen übrig bleiben oder auch nicht, worauf denn die Arbeit von neuem begonnen werden muß mit einer anderen Mulde voll und so kann es monatelang fortgehen, ohne daß der Arbeiter mehr als eine halbe Unze des Tages gewinnt, was er auch reichlich für seinen Lebensunterhalt braucht, denn wie in San Francisco ein viertel Dollar die kleinste Münze, so ist in den Golddistrikten ein ganzer Dollar das Geringste, um welches man ein Brod, einen Trunk Milch, ein Stück Fleisch erhalten kann.

Es ist ein von den Leuten selbst aufrecht erhaltenes Herkommen, daß Niemand die Grube eines Anderen betreten darf. Ein darin zurückgelassener Spaten oder Hacke sind die Kennzeichen, daß die nicht bearbeitete Grube doch nicht verlassen ist und zu beliebiger Zeit wieder aufgenommen werden kann. Hat aber ein Goldsucher seine Zeit vergeblich verschwendet und verläßt er

nun die Grube wirklich, so darf ein Jeder, der zuerst dazu gelangt, dieselbe in Besitz nehmen und da trifft sich's denn nicht selten, daß Derjenige, welcher sie, verzweifelnd an dem Erfolge, verließ, ausgelacht wird von seinem Nachfolger, der beim ersten Spatenstich auf einen viele Pfund schweren Klumpen Gold stößt. Umgekehrt wird eine überaus reiche Grube plötzlich so arm, daß sie deshalb verlassen wird. Das Goldlager ist übrigens so ausgedehnt und im Ganzen so reich, daß wahrscheinlich, wenn das jetzige Goldfieber nachgelassen hat und deutsche Bergleute dorthin kommen, sie aus dem anscheinend tauben Gestein, das man als werthlos fortgeworfen hat, mehr gewinnen werden, als die Goldsucher, denn sie werden dieses Gestein zerstampfen und zermahlen und dann den Goldstaub, der darin enthalten ist, nicht mit den Händen, sondern durch Quecksilber heraussuchen. Bis es jedoch so weit kommen wird, mag wohl noch ein Jahrhundert den Strom der Zeit hinablaufen, denn die jetzigen Zustände, obschon ein wenig besser geordnet, als am Anfange, sind doch noch verzweifelt roh und wild, noch giebt es keine öffentliche, Achtung gebietende Macht, noch giebt es kein Gesetz, als das Lynchgesetz, welches von dem Volke immer selbst grausam geübt wird, indem der Dieb oder des Diebstahls Verdächtige mit Ruthen unbarmherzig zerfleischt oder an den nächsten Baum gehängt wird. Andere Strafen als diese beiden sind nicht bekannt und ein Geschlagener ist schlimmer daran, als der Gehängte, denn er ist bis zur gänzlichen Hülflosigkeit zerpeitscht und erliegt einem langsamen, qualvollen Tode.



Karawane in den Pampas.

Die südliche gemäßigte Zone.

Der südliche Theil unseres Erdballs hat bei weitem weniger Land, als der nördliche, es besteht aus den beiden Spitzen von Afrika und Amerika und aus etwas mehr als der Hälfte von Neuholland nebst einigen in jener Gegend liegenden Inseln, alles Uebrige ist Meer und auch nach dem Südpol hin sieht es nicht besser aus; das Land, welches dort liegt, ist, wie wir bereits wissen, so gut wie Eis, lockt wohl zu geographischen Entdeckungen, aber keineswegs zur Besitznahme oder zur Kolonisation.

Südamerika zerfällt vom Meerbusen von Mexiko an in ein mächtiges Tiefland, welches beim Orinoco beginnt und in den Pampas endigt und in zwei Gebirgsstreifen, deren das eine mächtigste und größte jenem meridianartig von Pol zu Pol gestreckten Systeme angehört, welches wir mit dem Namen der Andes bezeichnen, und in ein zweites, längs der Ostküste von Brasilien verlaufendes Gebirge von sehr viel geringerer Bedeutung.

Einen Hauptbestandtheil von Südamerika in der gemäßigten Zone bilden die Pampas, gewaltig weit ausgedehnte Grasfluren, ähnlich denen des Mississippi, nur nicht so wellenförmig, sondern mehr gerade.

Die Vignette dieses Abschnitts giebt eine allgemeine Uebersicht derselben, eine Karawane von sechs mit Rindern bespannten Wagen durchzieht die Pampas, die männliche Begleitung ist zu Pferde, nur ein Mann sitzt auf jedem Karren, um die überaus lange Angelruthe zu regieren, mittelst deren die vorderen Rinder an ihre Pflicht, einen raschen Schritt einzuhalten, erinnert werden. Die Karren sind durchweg zweirädrig und von der plumpesten Bauart, doch giebt es in diesen unwegsamen Gegenden, in denen man nicht gerade fahren kann, durch welche keine Chaussee führt, kein anderes Mittel des Fortkommens.

Die Pampas sind Grasfluren, welche sich vom atlantischen Ocean bis zu dem Gebirge der Andes von Chile erstrecken, ein paar der mächtigsten Ströme durcheilen dieselben, der Rio de la Plata mißt fünf deutsche Meilen Breite und man sieht von einem Ufer nicht bis an das andere, da der Bogen, den die Erde macht, schon zu groß ist, um überschaut zu werden. Allerdings könnte man Thürme sehen oder würde man von dem Mastbaume eines Schiffes, welches an einem Ufer liegt, das andere Ufer erblicken können, immerhin ist ein fließendes Wasser von fünf Meilen Breite etwas so Ungeheures, daß die Entdecker dieses Stromes denselben für ein in Strömung begriffenes Meer, für eine Straße, welche den atlantischen und stillen Ocean verbindet, gehalten haben.

Diese riesige Breite hört jedoch bald auf, wenn man weiter in das Land dringt, da seine mächtigsten Zuflüsse, der Paraguay und Uruguay, nicht weit von der Mündung des la Plata ihre Wellen mit den seinigen vereinen und dadurch so mächtig anschwellen.

Diese Pampas sind der Wohnsitz zahlloser Rinderheerden, welche von Europa hierher verpflanzt worden sind. Die wenigen Exemplare, welche man hierher brachte, so wie die Pferde, welche hier verwilderten, haben sich in der Art vermehrt, daß keiner der Heerdenbesitzer weiß, wie viele der Thiere er nur annäherungsweise hat. Gerade wie in der Gegend von Californien, welche wir so eben verlassen haben, ist auch hier der Landbesitz ein ungeheuer ausgedehnter und nur dadurch werthvoll, daß Pferde und Rinder in unglaublicher Menge darauf wandeln. Mancher Heerdenbesitzer bringt jährlich 50,000 Felle nach Buenos Ayres, die Rinder haben also hier noch immer keinen anderen Werth, als den ihr Fell darstellt, zwar wird auch das getrocknete Fleisch der Rinder nach der Hauptstadt gebracht, allein dies ist ein zu unbedeutender Handelsartikel. Die einzige große Stadt, welche wir eben genannt haben, wird reichlich versehen von der nächsten Umgebung her und das Carne secco ist nur ein Nahrungsmittel des ärmeren Volkes und der Guauchos, derjenigen halbwilden Spanier, welche beinahe ihr ganzes Leben auf den Pferden zubringen und gelegentlich mit ihrer Jagdbeute an Straußen-

federn oder auch mit einem paar schönen Pferden nach der Hauptstadt kommen, dort auf dem Pflaster liegen, bis ihr letzter Heller verzehrt ist und dann wieder zurückgehen in ihre Graswüste, um von neuem zu jagen und zu darben, wie sie dessen während ihres ganzen Lebens gewohnt worden sind.

Die gewaltigen Ebenen, welche sich, wie bereits gesagt, von den Cordilleras de los Andes bis an das atlantische Meer erstrecken, sollten naturgemäß eben so weiter unter das Meer verlaufen mit einer geringen Abdachung, eine Erscheinung, welche man in der Regel findet und welche auch eigentlich vollkommen in der Natur begründet ist, so erscheinen die größten Tiefen des Meeres dort, wo die Felsengebirge von Nordamerika, wo die Andes von Südamerika, wo die skandinavischen Gebirge nach der Nordsee abfallen, dagegen auf der andern Seite, wo Schweden in den bothnischen Meerbusen verläuft, wo die Ostseite von Nordamerika sich in das Meer senkt, sich die Flächen unter dem Wasser dergestalt kundgeben, daß man sie erkennen kann darüber hinschiffend schon an der Farbe des Meerwassers. Nicht so ist es auf der atlantischen Seite von Südamerika. Zwei Autoritäten von nicht geringem Gewicht, Capitain James Clarc Roß und Capitain Denham, haben durch Messungen nachgewiesen, daß der atlantische Ocean eine größere Tiefe habe, als irgend ein anderer Theil des die Erde umfließenden Meeres.

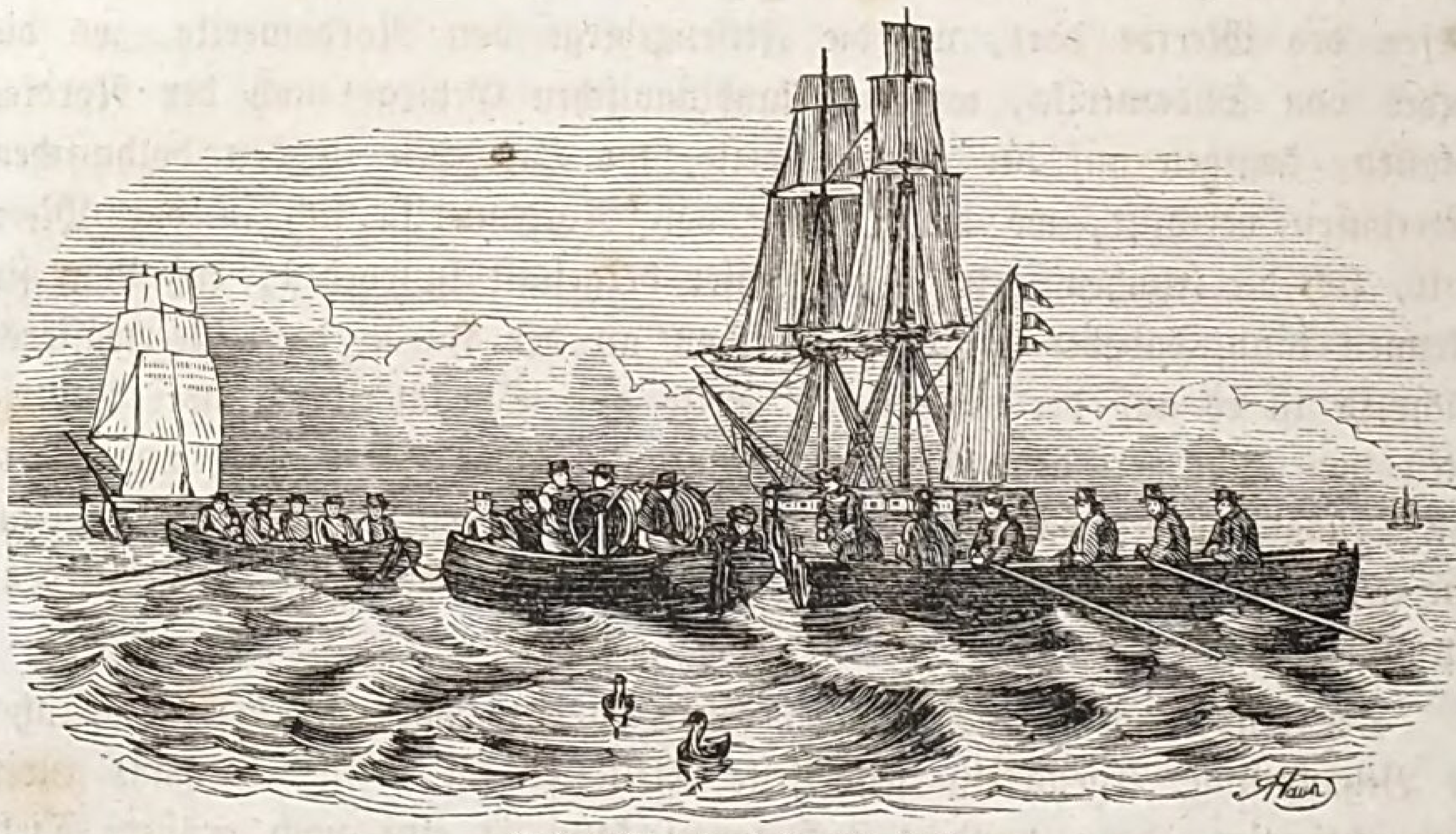
Der Ausspruch ist zwar kühn, allein er hat doch eine gewisse Stütze, die Behauptung, irgend eine gemessene Stelle sei die tiefste, ist ganz gewiß ungerechtfertigt, denn hundert Fuß davon kann ja eine noch größere Tiefe gefunden werden. Der Ausdruck muß jedenfalls mit mehr Vorsicht angewendet werden, als bisher geschehen, die Thatsache aber ist diese:

Capitain James Roß hat am 3. Juni 1843 eine Messung der Meerestiefen veranstaltet, als er sich bei anhaltender Windstille im atlantischen Meere befand; es war gegenüber dem Cabo Frio und er fand bei 20,000 Fuß noch nicht Grund.

Noch viel auffallender ist das Experiment, welches Capitain Denham in demselben Meere, aber weiter südlich machte. Ziemlich genau vor der Mündung des la Platastromes, zwischen dieser und der Insel Tristan d'Acunha, wurde die Messung bei einer ähnlichen Gelegenheit angestellt und das wirklich unerwartete Resultat war, daß beinahe zwei deutsche Meilen von der Leine abliefen, bevor man Grund erhielt; die wirklich gemessene Tiefe war 43,380 Fuß.

Eine solche Arbeit ist nicht gerade gering anzuschlagen. Wir sehen auf dem Bildchen der folgenden Seite drei Boote damit beschäftigt, auf dem einen derselben ist eine querüber laufende Garnhaspel angebracht, stark genug,

um eine Schnur, die ein Centnergewicht mit Leichtigkeit tragen muß und die vielleicht tausend Klafter Länge hat, aufzunehmen. Das ist so ungefähr dasjenige, worauf man vorbereitet ist; sechstausend Fuß hält man für keine übermäßig große Tiefe und sollte die Schnur nicht zureichen, so wird eine zweite gleich lange mit ihr verbunden und das war es, was man in der neueren Zeit immer für ausreichend hielt. Da entdeckte Capitain Roß eine Stelle, in welcher eine viermal so lange Schnur nicht zureichte und auch die fünfte Rolle noch zum Drittheil abgehaspelt werden mußte.



Tiefenmessung durch Capitain Roß.

James Roß erklärte dies für die größte Tiefe des Meeres. Er hatte gewiß Recht, wenn er sagte: „die größte bisher ermessene Tiefe“, aber mit der anderen Behauptung hatte er nicht Recht, denn acht Jahre nach ihm, am 30. Oktober 1851, kam Capitain Denham mit seiner gewaltigen Tiefenmessung, wobei 43,380 Fuß der Leine abliefen, was beinahe doppelt so viel ist, als Roß gefunden hat. Das Heraufziehen der Leine nahm eine Zeit von neun vollen Stunden in Anspruch.

Wenn nun dem afrikanischen und amerikanischen Festlande gegenüber so enorme Meerestiefen gefunden werden, wie mag es da erst im großen Ocean, in der Südsee sein. In der Nähe des Südpolarlandes sind häufig Messungen von 6000 und 7000 Fuß gemacht worden, die Mitte des stillen Weltmeeres hat noch Niemand auf seine Tiefe untersucht, wer weiß, ob sie durch menschliche Mittel zu erreichen ist.

Kehren wir wieder auf das Flachland von Südamerika zurück, so sehen wir dasselbe sich in ungeheurer Ausdehnung sowohl von Norden nach Süden,

als von Osten nach Westen erstrecken. Die Ebenen des Orinoco, die weiten Grasfluren des Amazonenstromes und die Pampas, die Grassteppen des la Plata und des Paraguay hängen ununterbrochen zusammen, sind nicht durch Gebirge getrennt und wenn einmal dieses ungeheure Land eine solche Bevölkerung von Menschen zählen wird, wie von verwilderten Hausthieren, so werden vielleicht Kanäle den Uruguay mit dem Amazonenstrom und diesen mit dem Orinoco verbinden und man wird mitten durch das Land von Buenos Ayres in den Meerbusen von Mexiko gelangen, ohne die See zu berühren, ein physisches Hinderniß ist nicht vorhanden.

Für jetzt und für die nächsten drei oder vier Jahrhunderte ist natürlich daran nicht zu denken, jetzt sind Rinder und Pferde die Herren des Bodens und selbst diejenigen Thiere, welche die früheren Eroberer von Spanien und Portugal hierher mitgebracht haben, um ihnen bei der Unterjochung der Eingeborenen zu helfen, die Hunde, haben sich hier verschanzt und dürften ihren Boden den Menschen sehr lange noch streitig machen. Große Kolonien solcher verwilderter Thiere, viele Tausende an der Zahl, leben familienweise in selbstgegrabenen Höhlen in den Pampas, sind dem einsamen Fußwanderer höchst gefährlich, indem sie ihm den Weg quer durch das Land streitig machen und ihn allezeit besiegen, was die vielen gebleichten Gerippe auf den Pampas beweisen. Ist man zu Pferde, so kann man ihnen allerdings entgehen. Sind die Fußgänger in größerer Zahl bei einander und wohlbewaffnet, so haben sie auch nicht viel zu fürchten, dagegen werden jährlich viele Tausende von Rindern eine Beute dieser zu gierigen Raubthieren gewordenen Haushunde.

Noch ein die Pampas charakterisirender Bewohner derselben ist der Strauß, ein großer, bis zu sechs Fuß Höhe erreichender Vogel, welcher sich von seinem nächsten Verwandten in Afrika nur dadurch unterscheidet, daß er drei Zehen hat, während der afrikanische nur zwei hat. Allerdings ist auch sein Federschmuck bei weitem nicht so schön, namentlich hat er nicht jene prächtigen, großen Schwanzfedern, welche noch am Anfange dieses Jahrhunderts der Stolz einer Damentoilette waren, auch ist seine Farbe nicht weiß und schwarz, sondern bräunlich grau. Die Eingeborenen essen sein Fleisch als eine große Delikatesse, die Spanier aber halten nur das Fleisch der Flügel für gut.

Das Thier ist darum interessant, weil es bei der äußersten Schüchternheit und Flüchtigkeit im freien Zustande doch jung außerordentlich leicht gezähmt wird, so daß es schon nach vierundzwanzig Stunden das Futter aus der Hand eines jeden Menschen nimmt, auch ist es nicht gefährlich, sich mit dem Thiere abzugeben, indem dasselbe nicht beißt, nur nachlaufen darf man

dem Strauß nicht, denn er schlägt mit seinen langen, überaus kräftigen Füßen so weit hinten aus, daß die Zehen den Körper um mehr als einen Fuß überragen und wo ein solcher Schlag hintrifft, ist ein Bein zerbrochen oder wenn der Schlag vor den Unterleib ging, der Mensch getödtet.

Diese großen Wüsten sind auch der Wohnsitz der zierlichen kleinen Pelzthiere, welche man Schinschillas nennt und welche in Höhlen wohnen, die ihnen oft genug durch die den Weg suchenden Wagen über den Köpfen zusammengedrückt werden, was allerdings für die armen Thierchen schlimm, aber für die Reisenden auch nicht angenehm ist, indem manchmal die Vertiefungen, in welche die Räder gerathen, groß genug sind, um das Umstürzen des zweirädrigen Karrens zu veranlassen.

Reist man durch diese weiten, öden Steppen, so muß man mit Allem versehen sein, was man für die ganze Dauer der Reise braucht, denn zu haben ist nichts, weder für gute Worte, noch für vieles Geld. Was man auf zufällig berührten Niederlassungen findet, ist getrocknetes Fleisch und türkischer Weizen. Bringt der Reisende in solch eine Hütte Brod mit, so weiß sich der Bewohner vor Freuden nicht zu lassen, wie ein Kind über den köstlichsten Kuchen, so fällt er über das selten gesehene Gebäck her.

Die größte Noth leidet man aber wegen des Wassers und man thut sehr wohl daran, auch hiervon einen Vorrath mit sich zu führen, der etwa durch Kohle filtrirt frisch erhalten werden kann. Was man in den Pampas findet, wenn es nicht in kleinen Bächen fließend und den größeren Strömen zueilend ist, was man in den Brunnen findet, ist nur denen genießbar, welche nichts anderes kennen. Der Boden der Pampas besteht aus einer eigenen Thongattung, welcher den Namen von seinem Fundorte hat, Pampasthon. Dieser Boden ist überreich von den Ueberresten vorweltlicher Thiere durchsetzt. Das Wasser also, welches man beim Graben in mäßiger Tiefe sich sammeln sieht, ist trübe und jederzeit höchst übelschmeckend.

Die einzigen Wohnungen, welche man regelmäßig wiederkehrend findet, sind die der Postbeamten. Von Tagereise zu Tagereise — die Entfernungen richten sich nach den Schwierigkeiten des Weges — sind Blockhäuser oder gemauerte Häuser oder auch nur mit Fellen überzogene Hütten angelegt, in denen diejenigen Personen wohnen, welche Briefe und kleine Packete von dem atlantischen Ocean zum stillen Meere befördern. Vierzig solcher Stationen sind zwischen Buenos Ayres und Mendoza (noch auf dem Ostabhange der Cordilleras) vorhanden, für vierzig Tage also muß man sich mit allen Lebensbedürfnissen versehen, und was das für Hütten oder Häuser sind, in denen man zu übernachten gezwungen ist, erzählt uns Giovanni Mastai, welcher im Jahre 1823 als Erzbischof und päpstlicher Legat nach Chile ge-

schickt wurde und den Weg durch die Pampas nahm. Der jetzige Name dieses Geistlichen ist Pio nono, Pius IX., derzeitiger Papst. Zu San Pedro, nur drei Tagereisen von Buenos Ayres, wohnte der fromme Reisende in einem kleinen Hüttchen, von welchem einer seiner Begleiter, der Abbe Sallusti, sagt, sie sei eine wahre Behausung für einen Astronomen, ein Observatorium, in welchem man, ohne sein Bett zu verlassen, die Sterne beobachten könne. Der Bewohner war ein solcher Postbeamter, an die Schwelle der civilisirten Welt verpflanzt als einsame Schildwacht. In dieser Hütte sah man von den Balken herabhängend an Riemen, die aus Thierhäuten geschnitten waren, grob gesägte und nicht behobelte Bretter, auf denen das Fleisch der vor drei Tagen getödteten Thiere, der Mais, alter Käse und die Häute zum Trocknen hingelegt waren, was alles zusammen einen Geruch verbreitete, den man in den Straßen von Neapel und Rom unzweifelhaft nicht besser finden konnte.

Die Reisenden waren glücklich, als sie am folgenden Morgen die Zuflucht verlassen durften und doch befanden sie sich an dem Flusse Parana, der mit dem Paraguay eine der beiden Grenzen des berühmten südamerikanischen Mesopotamiens bildet, des Zwischenflußlandes vom Paraguay und Uruguay eingeschlossen, welches an Fruchtbarkeit nicht nur das jetzige Niederungsland in Persien, sondern auch das alte biblische weit hinter sich läßt und welches über 6000 Quadratmeilen umfaßt. Jener Ort, an welchem der jetzige Papst damals übernachtete, ist allerdings unterdessen zu einer Stadt herangewachsen, wo aber nicht eine so glückliche Lage die Vergrößerung begünstigt, sind die Hütten noch ganz von der alten Art und die Lebensart auch, die Leute kennen oder haben wenigstens kein größeres Glück, als die Ruhe auf einem Lager, welches nicht viel schlechter ist, als ein gewöhnlicher Bretterboden, nämlich auf einer steinhart getrockneten, über vier Pfählen gespannten Rindshaut; das vertritt ihnen Theater und Concert, Promenade und Ball, und ihre Tafelfreuden — Maiskörner und trockenes Rindfleisch — dürften auch nicht übermäßig groß sein.

Weiter nach dem Innern, wo man nicht mehr, durch die Flüsse begünstigt, Holz zum Bau der Häuser verwenden kann, ist man genöthigt, dieselben von getrocknetem Lehm aufzuführen, was überhaupt das bei weitem Zweckmäßigere scheint, indem es die Feuersgefahr ausschließt und gegen die in den Pampas umherstreifenden Wilden auch viel größeren Schutz gewährt. Von diesen haben die Posthalter Alles zu fürchten, sie sind daher stets mit Feuergewehren reichlich versehen. Ein Ort führt den Namen Desmochados, d. h. die Verstümmelten; er dankt denselben schrecklichen Ereignissen, welche leider sich täglich wiederholen.

Mehr als vierhundert Eingeborene aus den Cordilleren kamen auf ihren

schnellen Rossen an die Station und verlangten Einlaß, verlangten die Schätze und die Lebensmittel sowohl, als die Frauen zu haben, welche sie dort vermutheten.

Der Posthalter wies sie mit ernsten Worten ab, lachte ihrer Pfeile und schoß mit seinen guten Gewehren, welche er sowohl als seine Leute zu führen wußten, auf die Bande, bis dieselbe nach vielen fruchtlosen Versuchen, das Haus zu stürmen oder in Brand zu stecken, sich zurückzog.



Ein Raubzug in den Pampas.

Es lag die Erwartung vor, daß dieselben in ihre Gebirge zurückgewichen seien und man nichts von ihnen zu besorgen habe, aber in der Nacht kehrten sie wieder, erstiegen die Umzäunung und richteten ein abscheuliches Blutbad an; sie tödteten keinen Menschen, aber sie hieben ihnen Hände und Füße ab und ließen sie in diesem hülflosen Zustande liegen, wo sie natürlich verschmachteten. Auf dem Rückwege von dieser Metzelei begegneten sie einer Karawane, welche sofort von ihnen angegriffen und niedergemacht wurde. Die gewandten Reiter hoben die Mädchen auf ihre Pferde, stachen oder hieben die Männer nieder, trieben das Vieh mit sich fort und entflohen nach den westlichen Gebirgen, wo sie nimmer zu erreichen sind.

Da dergleichen jeden Tag geschehen kann und leider oft genug geschehen ist, so muß man sich nur wundern, daß nicht ein Jeder genügend auf seiner

Hut ist, die Thür verschließt und die sein Gehöft bildenden Pallisaden so fest macht, daß sie nicht dem ersten Angriff weichen.

Auch die Karawane, welche den Erzbischof nach San Jago geleitete, sollte diesem Schicksal unterliegen, was man damals allerdings nicht wußte, aber später erfuhr.

Diese Leute, nicht ganz gut unterrichtet durch ihre Spione in den Städten, hatten sich versammelt, um die Karawane zu plündern und sie hatten sich nur in der Zeit, in welcher dieselbe bei ihnen vorbeikommen sollte, geirrt. Nur der Aufenhalt in Buenos Ayres hatte sie vor dem Ueberfall geschützt. Eine andere Karawane, welche drei Tage früher dieselbe Reise antrat, wurde angegriffen und zwanzig unglückliche Leute wurden auf die grausamste Weise ermordet, ein Letzter, schwer verwundet, verbarg sich unter drei anderen Leichen und entging so dem Tode.

Diese Leute, welche so grausam die Wüste mit Blut begießen, sind viel furchtbarer, als ihre Verwandten in der Aequatorialgegend oder in Nordamerika. In einem Augenblick brechen sie ihre Lederzelte ab und eilen in ungemessene Fernen, wo man ihnen nicht nachzueilen vermag und eben so erscheinen sie nach einem nicht gesehenen und nicht geahnten Nachtmarsch urplötzlich irgend wo an einem bewohnten Orte, um Beute zu machen. Sie sind nicht eigentlich in den Pampas, woselbst man sie Puelches oder Pehuenches nennt, sondern sie sind in den Gebirgen, so in der argentinischen Republik Correrias und in Chile, wo man sie Malons nennt, zu Hause; sie erscheinen plötzlich, plündern ein Dorf, verursachen ein gräuliches Blutbad, von den grausamsten Verhöhnungen der Unglücklichen begleitet; sie heben mit ihrer mächtigen Lanze und vermöge einer unglaublichen Kraft und Gewandtheit einen durchbohrten Menschen hoch empor und schwingen ihn ein paar Mal über dem Kopf, um sich von seinem Blute begießen zu lassen oder sie schleudern ihre faustgroßen Kugeln, an einem Riemen befestigt, den Unglücklichen, die sich vertheidigen wollen, mit solcher Gewalt gegen den Kopf, daß dieser sofort zerschmettert ist und eine der Kugeln sich darin begräbt, oder sie schlitzen einem anderen mit ihrem scharfen, langen Messer den Leib von unten bis oben auf und entweichen dann mit der Beute in die fernen Wildnisse.

Wir wollen hoffen, daß die Triumphe dieser Barbaren ihrem Ende nahe sind, denn sowohl von dem Gebirge her als vom Meere aus rücken ihnen die Ansiedler immer näher, welche in gemauerten Häusern und mit hinlänglichen Waffen versehen, nicht nur ihnen Widerstand zu leisten vermögen, sondern auch ihr Territorium mit jedem Jahre verkleinern.

Nähert man sich den Bergen, so beginnt der Pflanzenwuchs höher zu werden und er wird dadurch unbequem, daß er die an sich kaum sichtbaren

Pfade ganz verbirgt, aber so wie man die eigentliche Bergregion betritt, ändert sich wie mit einem Zauberschlage Alles. Hinter einander steigen immer mächtigere Bergreihen empor, jede folgende überragt die vorhergehende und eine jede neue bietet beim Durchreiten einen neuen Anblick hinsichtlich der ganz veränderten Vegetation. In den Pampas sieht man nur niedere Kräuter, in den Flußthälern sieht man eine fast tropische Vegetation, Palmen, Pisangs und Alles, was damit zusammenhängt, zeigt sich in außerordentlicher Schönheit. Nähert man sich dem Gebirge, so bedingt sofort die bestiegene Höhe einen auffallenden Unterschied und man durchschreitet in einem Zeitraume von einigen Tagen alle die Klimate und alle die Verschiedenheiten des Pflanzenwuchses, welche man, von dem Aequator nach den Polargegenden reisend, im Zeitraume von einem halben Jahre wahrnehmen würde. So wie man höher steigt, wird der Pflanzenwuchs immer mehr demjenigen ähnlich, dessen man von Europa gewohnt ist, und hat man endlich die Berggipfel vor sich, so hört sogar die Vegetation auf, gerade wie es eben so stattfindet, wenn man sich der Polarzone nähert.

Der jenseitige Abhang der Cordilleras bietet die allerromantischsten Gegenden dar. Es fehlen nur die Trümmer der alten Ritterburgen, um sich in die Schweiz oder nach Steyermark versetzt zu denken.

Auf einem der schönsten Plateaux liegt die Stadt San Jago, regelmäßig und wohlgebaut, mit übermäßig breiten Straßen, zum Theil auch mit prächtigen Palästen, in den gewerbtreibenden Theilen dagegen eng, schmutzig, höchst unansehnlich. Wie begreiflich, gehört sie nicht der alten Zeit an, denn sie ist entstanden nicht nur, lange nachdem Amerika entdeckt worden war, sondern erst lange nachdem man die Wege über die Cordilleras und über die weit ausgedehnte Wüste zu ihren Füßen gefunden hatte.

Bewohnt ist der Ort beinahe nur von Spaniern; andere europäische Reisende haben denselben zwar besucht, aber wohl nur äußerst wenige Menschen haben sich dort niedergelassen, die nicht spanischer Abkunft wären, und diese wenigen sind Deutsche.

Die Küsten des südamerikanischen gemäßigten Erdstriches sind überaus düster, schwarze oder braune Felsmassen mit höchst dürftiger Vegetation steigen stufenweise hinter einander auf, erst wenn man die nächsten Rücken überstiegen hat, gelangt man in Gegenden, welche der Kultur fähig sind und wo sich denn auch eine spanische Bevölkerung niedergelassen hat; zwar nicht fleißig, wohl aber heiter, zu jedem Vergnügen aufgelegt, umgänglich und gegen Reisende äußerst zuvorkommend; sie sind sehr gastfrei, die Damen sind besonders geistreich, gesprächig, anmuthig, es gehört wenig dazu, mit ihnen bekannt zu werden und man ist als Fremder stets sehr gern aufgenommen. Die Leute führen ein sorgenfreies Dasein und würden die Gebirgsvölker nicht

dann und wann ihnen einigen Schrecken einjagen, so dürften sie wohl schwerlich auf Erden ihresgleichen finden in Ruhe und Wohlleben und überhaupt in allen Annehmlichkeiten des Daseins.

In jenen Höhen, unter einer klimatischen Lage, welche einen ewigen Frühling hervorruft, unter einem ewig heiteren Himmel, weder von der sengenden Sonne belästigt, welche hier durch die erhabene Lage über dem Meere in ihrer Wirkung sehr gemildert wird, noch von den Widerwärtigkeiten des Winters leidend, fühlen sie keine jener Unbequemlichkeiten, mit denen wir den Menschen heimgesucht finden beinahe auf der ganzen Erde.

Im höchsten Grade abstechend von einer so glücklichen physischen Beschaffenheit ihres Wohnsitzes ist jener der Bewohner der Südspitze von Amerika.

Man dankt die Entdeckung dieser südlichsten Theile der neuen Welt den Versuchen Ferdinand Magellan's, einen südlichen Weg um Amerika herum zu finden und, von Osten nach Westen reisend, Indien wirklich zu erreichen. Dieser berühmte Seefahrer gelangte dabei in jene eigenthümlich verwickelte Straße, welche noch heutigen Tages seinen Namen führt. Ein rauhes Land, schwarze Felsen starren dem Nahenden entgegen, Schnee bedeckt während dreier Viertheile des Jahres, wenn nicht den Boden, so wenigstens die Höhen. Es ist ein Irrthum, wenn man sich vorstellt, dieses Land gehöre schon der Polarzone an und es habe jene traurigen und entsetzlich langen Nächte und vielleicht eben so unangenehm langen Tage, wie wir sie aus den ersten Lieferungen dieses Buches kennen gelernt haben. Der südlichste Theil von Südamerika liegt nicht weiter vom Aequator entfernt, als Berlin, wir finden mithin dort dieselben Tages- und Nachtlängen, wie sie der Küste der Ostsee entsprechen, allein die viel größere Wassermasse auf der Südhälfte der Erdkugel bringt eine so eigenthümliche Abgleichung der verschiedenen Temperatur-Extreme hervor, daß weder heiße Sommer noch kalte Winter dort zu finden sind. Wie schon in England die Sommerwärme nicht mehr ausreicht, um eine Traube zur Reife zu bringen, wie aber doch auch dort die Winterkälte nicht hindert, daß Myrthe und Lorbeer in den Parks der reichen Leute frei stehen, ohne allen Schutz gedeihen, so auch dort, wo eine mannigfaltige Vegetation beweist, daß es viele Pflanzen giebt, denen dieses Klima vollständig zusagt, indessen eben dieselben zu uns verpflanzt — man sollte doch meinen in ein bei weitem glücklicheres Klima — keinesweges so üppig gedeihen, als der Gärtner, welcher allerdings von diesen Erfahrungen nichts weiß, glauben möchte. Die Fuchsia z. B., eine jener schönen Pflanzen, aus denen die Gartenkunst unzählige Varietäten gezogen hat, stammt dort her, bedarf dort keines Schutzes gegen die Kälte, würde jedoch einen Winter, wie ihn die Mitte Deutschlands sehr häufig aufzuweisen hat, keineswegs ohne Schaden

ertragen, auch die Sommerwärme, welche sie bei uns erhält, ist für sie viel zu groß.

Da das Land sich sehr weit von Norden nach Süden erstreckt, von der Gegend, in welcher Buenos Ayres liegt, bis nach dem Cap Horn unter dem 55. Grad südlicher Breite, so ist noch überdies das Klima ein sehr verschiedenes; hoch im Norden nähert es sich dem wärmsten Klima der gemäßigten Zone, ganz im Süden theilt es kaum die Temperatur des Nordcap, nur mit dem bereits bemerkten Unterschiede, das die extremen Temperaturen vollständig abgeglichen sind zu einer, das ganze Jahr hindurch nur um ein weniges wechselnden, geringen Wärme.

Daß dieses Klima der Pflanzenwelt günstig sei, geht daraus hervor, daß die Höhen fast alle wohlbewaldet sind und daß in den niedrigeren Gegenden die allerüppigsten Viehweiden gefunden werden, welche man sich nur denken kann, zu dem kommen unzählige, Beeren und kleine Früchte tragende Sträucher und Bäumchen und in Folge dessen eine ziemlich reiche thierische Bevölkerung. Unter den Vögeln sieht man verschiedene Species von Tauben, Hühner und fasanartige Thiere, der Strauß kommt bis hierher nach dem Süden von Patagonien, Papageien, von denen man glaubte, sie gehörten nur den Tropengegenden an, sind hier heimisch in einigen ganz besonders schönen Species; da das Land reich an Wasser ist und da es vom Meere umflossen und durchströmt ist, so sind, wie begreiflich, Enten, Gänse, Möven in Menge da, zugleich ist der südlichste Theil von Amerika der nördlichste Aufenthalt der Pinguine, der großen gänseartigen Schwimmvögel, von denen wir schon früher gesprochen haben.

Unter den Säugethieren ist ursprünglich heimisch der Tapir, welcher gegessen wird und dessen Haut die Eingeborenen als Schild gegen Pfeile gebrauchen; der Guanaco, ein Thier, welches dem Lama der Cordilleras nahe steht, ferner eine Hirsch- und eine Rehgattung bilden den Hauptgegenstand der Jagden der dort wohnenden Völker; ein Stinkthier, ein Hase von ungewöhnlich geringer Größe, ein Gürtelthier kommt gleichfalls vor. Wichtiger als alle diese sind die Rinder, die Pferde und der Hund, von denen es sämmtlich große Heerden giebt, die das Land durchziehen nicht nur zwischen dem 30. und 50. Grade südlicher Breite, sondern vom Cap Horn bis zum mexikanischen Meerbusen; sie gehören aber, wie bereits bemerkt, nicht dem Lande eigenthümlich an, sondern sind durch die Spanier von Europa hierher gebracht worden und nur verwildert. Von Raubthieren findet man den Jaguar und Cuguar, welcher sich wie der Tiger in Asien vom Aequator bis zum 50. Grade der Breite verläuft.

Der ganze große Landstrich, welcher mehr als 20,000 Quadratmeilen

umfaßt, ist nur von Indianern bewohnt, deren es sehr viele verschiedene Völkerstämme giebt, die jedoch alle derselben Völkerfamilie der Rothhäute angehören; allein die Bevölkerung ist doch nur sehr schwach, wie dies nicht anders sein kann bei Leuten, welche keinen Ackerbau treiben, nur von der Jagd und dem zufälligen Ertrage der Bäume, welche sie auffinden, leben und welche dabei fortwährend Krieg unter einander führen.

Abgesehen von den vielen verschieden benannten Stämmen, sie alle als ein Volk betrachtet, sind die Leute von ganz ungewöhnlich kräftigem Körperbau, gegen alle Strapazen wohl abgehärtet, doch, wie es scheint, keineswegs in gleichem Grade gegen Witterungseinflüsse, denn sie verstehen sehr wohl sich in die Felle ihrer Jagdthiere zu hüllen, wenn man schon nicht gerade sagen kann zu kleiden, dies dürfte kaum der rechte Ausdruck sein.



Bewohner des Feuerlandes.

Wir sehen hier, daß die Leute bei alledem fast nackt sind, daß sie mit den bloßen Füßen im Schnee waten und daß sie aus ihren Fellen nicht Anzüge gemacht haben, sondern nur ziemlich ungeschickte Mäntel, welche sie sich um Schultern und Hüften hängen. Jedenfalls würde ein solcher Schutz uns Europäern selbst gegen die Kälte von Patagonien, welche vielleicht nie 6 Grad unter Null übersteigt, nicht genügen, für jene rüstigen, derben Naturen aber ist dieser Schutz ausreichend. Was übrigens die Gewohnheit thut, können wir auch in Europa sehen; um die Kinder während des Winters man möchte sagen fast ganz nackt, blos mit einem groben Hemde bekleidet zu sehen, während eines viel strengeren Winters als der patagonische, darf

man nur nach Polen gehen, und weder Jung noch Alt fällt es in diesem schönen Lande ein, Schuhe oder Strümpfe zu tragen, wenn nicht der Weg zur Kirche, zum Gutsherrn oder zur Stadt führt. Es möge schneien, regnen oder hageln, es möge 20 Grad kalt oder 30 Grad heiß sein — Männer, Frauen und Kinder gehen in Polen ohne Fußbekleidung (natürlich nur die Landleute).

Von den Bewohnern des eigentlichen Feuerlandes, welches durch die Magellanstraße von Südamerika getrennt ist, weiß man äußerst wenig, die auf dem Festlande wohnenden Indianer aber sind sämmtlich sehr tüchtige Jäger, sehr wilde Reiter und sind die eigentlichen Raubritter von Südamerika. Diejenigen Völkerschaften, welche in der Aequatorialregion wohnen, sind bei weitem nicht so gefährlich und nicht so gefürchtet wie diese wilden Südländer. Ihre gewaltige, fernhin treffende Waffe ist diejenige, welche die Spanier unter dem Namen Bolas von ihnen entlehnt haben. Eine faustgroße Kugel, auch zwei oder drei, durch Riemen verbunden, werden auf dreihundert Schritt mit größter Sicherheit geschleudert. Die Kugeln sind von verschiedener Größe, die kleinere derselben nimmt der Schütze in die Hand, die größere, an einem etwa drei Fuß langen Riemen hängend, wird so von der im Kreise bewegten Hand geschwungen, bis der Schleuderer glaubt, die richtige Schnelligkeit erzielt zu haben, dann läßt er plötzlich die in der Hand gehaltene Kugel los und sie wird nun von der größeren voranfliegenden mitgeschleppt. Trifft sie den Kopf eines Rindes oder Pferdes, so zerschmettert sie denselben, trifft sie eine Seite, so zerbricht sie einige Rippen und durchdringt wohl gar die Haut, so daß ein Loch entsteht. Dies letztere geschieht immer, wenn die Kugeln nicht von Stein, sondern von Metall sind, wie die in den Händen der Spanier befindlichen. Auch die Eingeborenen haben dergleichen, doch nur, wenn sie erbeutet sind, denn sie selbst verstehen sich durchaus nicht auf Bearbeitung der Metalle.

Wollen sie ein Thier lebend fangen, so fassen sie den Riemen in der Mitte, so daß die beiden oder alle drei Kugeln umhergeschwenkt werden, wo sie dann beim Loslassen etwas aus einander gehen, so daß die Beine, nach denen in diesem Falle immer geworfen wird, nicht von den Kugeln getroffen, sondern von den Riemen gefaßt und dann durch die ein paar Kreisschwingungen machenden Kugeln so fest umstrickt werden, daß das Thier nicht nur hinstürzt, sondern auch außer Stande ist, sich zu erheben.

Wenn allerdings eine der Kugeln dennoch einen Fuß trifft, was nicht beabsichtigt ist, so wird der Knochen zerschmettert und dann muß das Thier getödtet werden, in der Regel aber sind die Würfe so geschickt geleitet, daß ein solcher Fall nicht eintritt.

Diese Wilden streifen raubend und plündernd durch alle Niederlassungen, welche längs der Ostküste von Südamerika gegründet sind, dieselben befinden sich daher stets in einer gefährlichen Lage, müssen sehr auf ihrer Hut sein und haben demnach viele Schrecknisse zu erdulden, daher diese Niederlassungen auch nicht emporkommen können. Diese von den Patagoniern geführte Waffe wird zur zündenden Feuerkugel, wenn sie dieselbe mit getrocknetem Gras umwickeln, dieses mit Harz tränken und dann angezündet in die Stadt schleudern. Auf diese Weise haben sie verschiedene Male Buenos Ayres in Brand gesteckt, bevor man klug genug war, aus dem Pampasthon Ziegel zu formen und die Holzhäuser zu verbannen.

Die Wohnungen dieser Leute sind so dürftig, daß man erstaunt, sie nicht wenigstens einigermaßen weiter vorgeschritten zu sehen, es sind nämlich nur halbgeschlossene Lederzelte. Selbst der Beduine in der afrikanischen Wüste, selbst der Kalmück oder Tatar in den Steppen von Hochasien baut sich ein Zelt, welches ganz geschlossen ist. Das thut der Patagonier nicht; über zwei Stangen, welche senkrecht in der Erde stehen, legt er eine dritte horizontal und hierüber hängt er schräg einige Thierhäute, so daß die Abdachung gegen den Wind gekehrt ist. Während des Tages sitzen sie im Schatten dieses Felles, während der Nacht legen sie sich so weit darunter, als es einigen Schutz gewähren will und es scheint ihnen ziemlich gleichgültig, wie weit sie bedeckt sind.

Es ist schwer zu sagen, woher die Patagonier zu Riesen gemacht worden sind, sie unterscheiden sich durch nichts von Leuten mittlerer Größe, außer durch Abhärtung und die daraus folgende größere Fähigkeit, zu leisten und zu ertragen, was nicht gerade jeder Europäer leistet oder erträgt, aber auch dieses kommt nur daher, daß wir nicht in ähnlicher Weise abgehärtet und geschult werden. In allen den Ländern, in denen sogenannte Wilde in Entbehrungen und äußeren Unannehmlichkeiten jeder Art zubringen, findet man durchweg kräftige Menschen, aber nicht daher, weil durch diese Erziehung die Menschen wirklich gekräftigt werden, sondern weil dadurch die nicht kräftigen unterliegen, nur die starken Naturen übrig bleiben. Nehmen wir die starken Naturen in Europa zum Vergleich mit jenen Wilden, so leisten diese letzteren nicht mehr, sondern weniger als die Europäer, was eine vielfältig gemachte Erfahrung ist.

Pigafetta, der Begleiter Magellans, erzählt von den Patagoniern, daß sie ein Riesenvolk seien von einer Größe, daß die Spanier ihnen kaum bis zum Gürtel reichten; dies würde voraussetzen, daß sie wenigstens neun Fuß Höhe gehabt hätten. Zwei von diesen Wilden sind eingefangen worden, jeder derselben verzehrte täglich einen ganzen Korb voll Schiffszwieback und trank einen halben Eimer Wasser auf einen Zug.

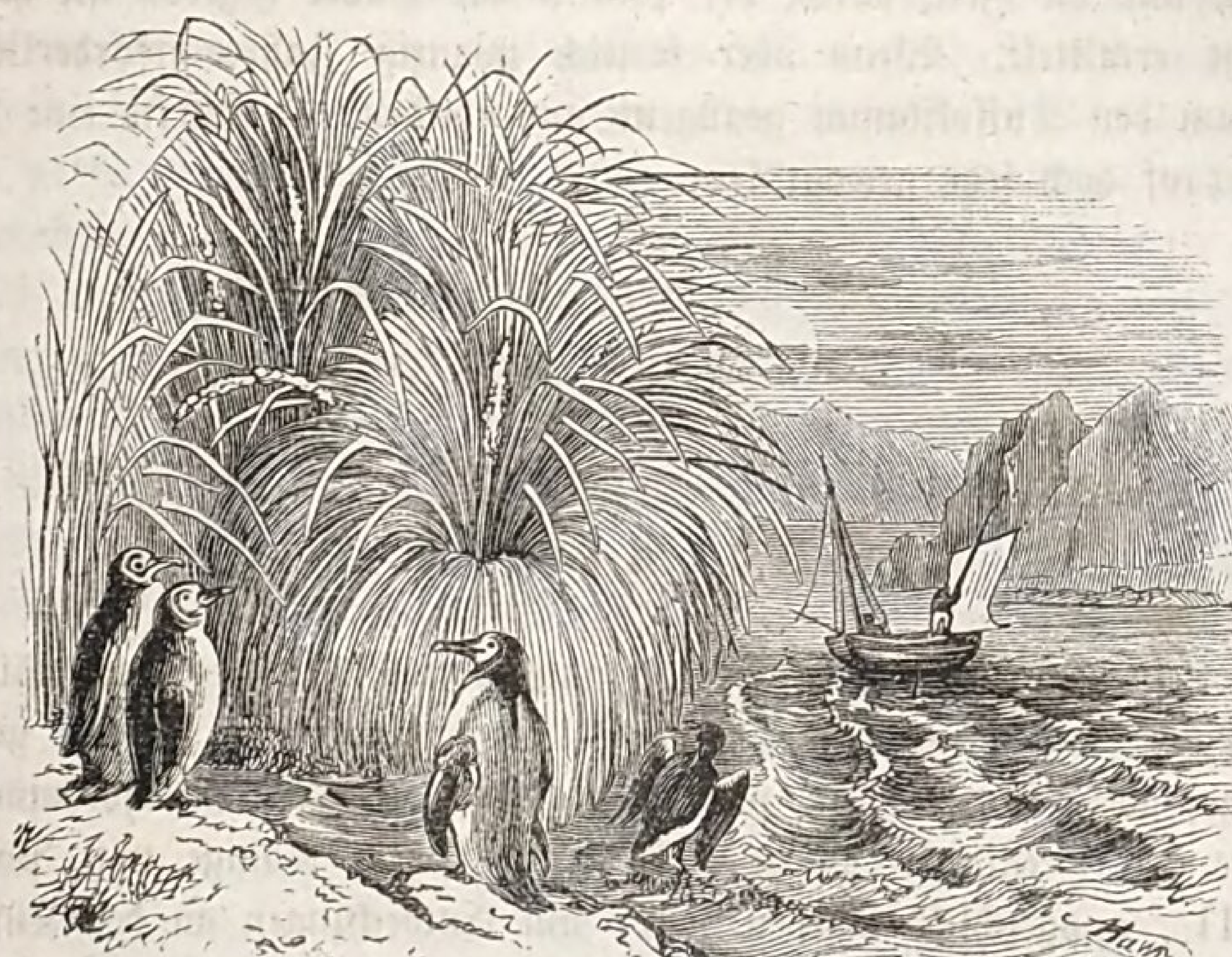
Wenn nun auch ein bairischer Bierbrauer Aehnliches zu leisten vermag, vielleicht noch mehr, wie sich verschiedene Anekdoten hierüber aussprechen, so ist doch immer die fabelhafte Größe von neun bis zehn Fuß etwas ganz Unerklärliches. Würde gesagt sein, solch ein Mann sei so und so lang gewesen nach spanischem Maße, so könnte man sagen, die spanischen Fuße sind demnach sehr viel kleiner als die unsrigen, wie es denn auch wirklich der Fall ist. Wenn aber Pigafetta erklärt, seine Spanier hätten den Patagoniern nur bis an den Gürtel gereicht, so hört die Erklärung auf die obige Weise auf, denn dergleichen Angaben haben mit Fuß und Zoll nichts zu schaffen. Es muß nothwendiger Weise Herrn Pigafetta beliebt haben, den Spaniern etwas vorzuwindbeuteln.

Im atlantischen oder, wenn man lieber will, im Süd-Ocean unter gleicher Breite mit dem Feuerlande liegen die Falklandsinseln, eine Gruppe, welche von Davis im Jahre 1592 zuerst gesehen, dann später von verschiedenen anderen und auch von Franzosen bemerkt worden, aber erst 1689 durch den Engländer Strong benannt worden sind. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts blieben diese Inseln gänzlich unbeachtet, dann stritten sich Engländer, Franzosen und Spanier darum, besetzten dieselben abwechselnd und verjagten einander eben so, nachdem jedesmal Kolonisationsversuche gemacht worden waren, wobei denn immer für das Land etwas abfiel, nämlich Ueberbleibsel der thierischen Bevölkerung, Pferde, Rinder, Schweine, und diese haben sich so bedeutend vermehrt, daß sie sich zu ganzen Heerden vereinigt vorfinden.

Die Eilande scheinen von fern betrachtet schön und fruchtbar; mit Bergen und Hügeln, von Wäldern beschattet, wechseln freundliche Wiesengründe. Bei näherer Betrachtung aber fallen die Wälder wenigstens weg, wiewohl an Krautwuchs und Gesträuch keinesweges Mangel ist. Eine der merkwürdigsten Pflanzen scheint diesen Inseln besonders eigen, es ist das Tussok-Gras, wovon die Zeichnung auf der folgenden Seite ein Bild giebt. Was wir hier sehen, ist eine Graspflanze, welche auf bloßem Sande und in der Nähe des Meeres auf von Salzwasser durchdrungenem Boden vortrefflich gedeiht; es findet sich übrigens in größter Menge in der Nähe der Torfmoore und bedeckt oft meilenlange Strecken. Dr. Hooker sagt davon, ihm sei kein Gras bekannt, das eine so große Menge Futter liefern könne, wenn es angebaut wird, als dieses, es erreicht oft eine Höhe von sechs bis sieben Fuß, darf jedoch nicht abgeweidet werden, wodurch es großen Schaden leidet, da die lockeren Wurzeln von dem Vieh mit ausgerauft und, weil sie angenehm und nußartig schmecken, mitgefressen werden; als Heu wird es von dem Rindvieh allen Grasarten vorgezogen.

Jeder Tussokbusch besteht aus vielen hundert Halmen, die aus einem

Klumpen Wurzeln emporsprossen. Zwei Matrosen hatten sich vierzehn Monate lang fast allein von den Wurzeln und von den untersten Enden der fingerdicken Tussokhalme genährt, ihr einziges Obdach war eine Hütte aus den in einander verschlungenen, sich zu Rasen bildenden Tussokwurzeln. Sie waren hierher verschlagen und vermochten von dieser nahrhaften Substanz sich zu erhalten, bis vorbeikommende Seefahrer sie bemerkten und aufnahmen.



Tussok-Gras. Nach einer Zeichnung von Dr. Hooker.

Sehr merkwürdig ist, daß dieses Gras außer dem Rindvieh und den Pferden sonst keinem anderen Thiere zur Nahrung dient. Nur ein kleines Insekt lebt ausschließlich von dieser Pflanze und ein Vogel, nicht größer als ein Sperling, nährt sich von ihrem Samen. Seevögel nisten unter dem Schutze der Halme, Pinguine und Sturmvögel suchen Schutz unter ihren Wurzeln, auch Seelöwen lagern im Schatten dieser Gebüsche, welche von fern die größte Aehnlichkeit mit niederen Palmenbäumen haben, aber sich davon nähren sieht man kein anderes Geschöpf, als die aus Europa hierher gebrachten grasfressenden Thiere und es ist merkwürdig genug, daß dieses ganz vortreffliche Gras gerade da gefunden wird, wo es solcher Thiere gar keine giebt.

Man hat versucht, es nach England zu verpflanzen und es gedeiht daselbst vollkommen; was aber für seine Verpflanzung auf unsere Wiesen wohl hindernd sein dürfte, ist die Langsamkeit, mit der es sich entwickelt. Die Pflanze im botanischen Garten in Kew war bereits drei Jahre alt und hatte

nur einen Stamm von sechs Zoll Breite und zwei Zoll Höhe und hatte drei Fuß lange Blätter oder Halme; der Stamm muß aber drei Fuß im Durchmesser erhalten und sechs Fuß hoch werden und statt einiger hundert Blätter von drei Fuß Länge muß er viele Tausende von sieben Fuß Länge tragen.

Ist der Stamm erst zu dieser Größe gelangt, so soll sein Ertrag bei gleichem Flächenraum acht bis zehn Mal so groß sein, als der des besten Kleefeldes, und die Zeit, welche der Pflanze zur Dauer gegeben ist, hat man noch nicht ermittelt. Wenn aber freilich zwanzig Jahre erforderlich sein sollten, um den Tussokstamm genügend auszubilden, so dürfte eine Spekulation hierauf doch sehr gewagt sein.

Süd-Afrika.

Ein kleines Stückchen Land reicht auch von Afrika aus nach Süden in die gemäßigte Zone hinein; es ist dieses das vorzugsweise „Cap" genannte Vorgebirge, welches von dem portugiesischen Seefahrer Bartholomäo Diaz im Jahre 1466 entdeckt wurde, als er von dem Könige von Portugal, Johann II., ausgeschickt worden war, um Entdeckungen an der Küste von Afrika zu machen. Er gelangte bis hierher und nannte das Vorgebirge, an welchem er durch heftige Unwetter lange Zeit umhergeschleudert wurde, Cap der Stürme, welchen Namen der König, weil er voraussetzte, daß hier herum der Weg nach Indien gefunden werden würde, in „Vorgebirge der guten Hoffnung" umänderte.

Vasco de Gama wurde kurze Zeit darauf dem Diaz nachgeschickt, um dessen Entdeckungen zu vervollständigen, und es gelang ihm sehr glücklich, indem er den Weg nach Indien wirklich auffand.

Dieses Land, in der glücklichsten Zone gelegen, erhebt sich vom Meere aus der sogenannten Tafelbai zu dem Berge, welchen man wegen seiner vollkommen geraden Oberfläche den Tafelberg nennt, bis zu einer Höhe von 3500 Fuß.

Hier, gegen die heißen Winde vom Aequator vollkommen geschützt, wurde eine Niederlassung gegründet, welche zuerst Bedeutung erhielt durch die Holländer, die im Jahre 1653 sich daselbst ansiedelten. Sie nahmen das Land durch Kauf in Besitz, sie eroberten es nicht, sondern sie zahlten den Kaffern einen ihnen genehmen Kaufpreis, man sagt im Belaufe von

90,000 Gulden in einer großen Menge schlechter baumwollener Waaren aus, wofür ihnen auch dieses ganze Land zu eigen gegeben wurde.

Sie legten daselbst die sogenannte Capstadt an, welche sich nach und nach zu einer bedeutenden Höhe erhob, 16,000 Weiße und 3000 Sklaven zählte und der Sitz eines äußerst blühenden Handels wurde. Eine Menge von Holländern und von Deutschen zogen dorthin nach dem schnell berühmt gewordenen Lande, ein Stück Feld von 60 Morgen wurde einem jeden Kolonisten unentgeltlich gegeben und erst ein Jahrhundert später wurde von fern her Nachkommenden für ein ähnliches Stück ein Kaufpreis von 24 Gulden gefordert. Im Jahre 1795 nahmen die Engländer die Kolonie in ihre Hände, gaben zwar im Jahre 1802 ihre Besetzung wieder auf, eroberten sie 1805 nochmals und behielten sie auch nach dem Friedensschlusse, indem sie sehr fein unterschieden zwischen demjenigen Holland, das vor der französischen Besetzung existirt hatte und demjenigen, welches unter einem Napoleoniden diese schöne Kolonie während eines Krieges verloren hatte. Gleichviel welches sie als Beweggrund angaben, der eigentliche war immer der, daß sie Beherrscher des Meeres bleiben wollten und daß sie hierzu einer festen Station im Süden von Afrika nothwendig bedurften. Nun fanden sie hier eine, welche sie mit viel leichterer Mühe nehmen, als wo anders eine neue gründen konnten; und so geschah es denn, daß die alte holländische Kolonie in ein englisches Besitzthum verwandelt wurde.

Der ganze Raum wird gewöhnlich das Capland genannt, es wird zu 10,000 deutsche Quadratmeilen geschätzt und man glaubt, daß es nicht viel mehr als 100,000 Einwohner zählt, darunter Weiße, Hottentotten und Neger.

Das Klima in der Nähe des Meeres ist sehr angenehm, der Boden im Ganzen fruchtbar, aber besonders zur Viehzucht höchst geeignet.

Es gedeihen hier alle möglichen Feldfrüchte, dazu aber auch noch in denjenigen Bergschluchten, welche gegen die Strahlen der Sonne etwas geschützt sind, ein vortrefflicher Wein, der aus deutschen Reben dorthin verpflanzt, gewonnen wird; die beste Sorte ist der sogenannte Constantia-Wein, welcher durch die südliche Lage ein Feuer erhält, das ihn dem besten und feinsten Ungar gleich macht, wiewohl er milder und lieblicher von Geschmack ist.

Die Viehzucht liefert alle die Thiere, welche man aus Europa dorthin verpflanzt hat und sie sind diejenigen, von denen man den eigentlichen Nutzen zieht. Einheimische Thiere aber kommen zwar in Menge vor, doch sind sie von der Küste zurückgedrängt. Es sind dies Flußpferde, Giraffen, Elephanten und Nashörner, Büffel und Antilopen, zu denen sich übrigens auch das

größte Raubthier, der Löwe, gesellt, auf dessen Spur auch die Hyäne nicht fehlt, da sie zu feig ist, selbst Beute zu machen.

Das Land ist bergig, es erhebt sich in mehreren Stufen zu derjenigen Höhe, welche der Tafelberg selbst hat, so daß dieser weniger wie ein Berg, als wie ein Ausläufer des zwischen 3000 und 4000 Fuß hohen Tafellandes zu betrachten ist.

Das Centrum dieser jetzt englischen Besitzung bildet die Capstadt, eine schön gebaute, am Fuße des Tafelberges gelegene und von dem Gewässer der Tafelbai bespülte Stadt. Die Straßen kreuzen sich regelmäßig und laufen gerade auf das Meer zu oder parallel mit der Küste desselben. In einem Museum von ziemlicher Ausdehnung sieht man alle Thiere der Kolonie, sowohl die Raubthiere und die übrigen Vierfüßler, als auch eine unendliche Menge giftiger und nicht giftiger Schlangen, welche jedoch, durch die Civilisation verscheucht, nach dem Innern zurückgedrängt worden sind.

Auch ein holländischer botanischer Garten befindet sich hier, welcher jedoch nicht mehr seinem eigentlichen Zwecke entspricht, sondern jetzt als Promenade dient, auf der sich die schöne Welt versammelt, um der Parade beizuwohnen, die Regimentsmusik zu hören und von den Offizieren gesehen zu werden.

In dem Fort, welches die Stadt beherrscht, findet man immer eine gute Anzahl von Kaffern gefänglich eingezogen, weil sie geplündert, etwas weniges gemordet haben und weil man sie durch diese Gefangenhaltung unschädlich machen will. Sie halten dies zwar für sehr grausam, beklagen sich jedoch über den Verlust ihrer Freiheit weniger, als über das zu geringfügige Essen, denn sie erhalten nur die Rationen oder Portionen eines englischen Matrosen und sie würden gern ein jeder täglich ein halbes Schaf verzehren.

Diese Kaffern kann man nicht Neger nennen, obwohl sie eine schwärzliche Farbe und auch etwas dicke Lippen haben. Ihr Haar besteht nicht aus Wolle, ihr Körper ist nicht so eigenthümlich rund und gedrungen, wie der Körper der Neger, im Gegentheil sind sie groß und schlank und ungemein kräftig.

Die Kolonisation hat sie aus ihren Besitzungen weit vertrieben und zurückgedrängt, sie stehen jedoch immer auf der Lauer, um ihre alten Wohnsitze wieder einzunehmen. Die Kolonisten müssen daher nicht nur fortwährend auf der Hut gegen kleine Streifpartien sein, sondern es müssen auch unaufhörlich zahlreiche Patrouillen von Militair ausgeschickt werden, um sie in Respekt und in nöthiger Entfernung zu halten. Gegenwärtig ist man mit ihnen sehr übel ausgekommen. Einer ihrer Propheten hat ihnen nämlich gesagt, wenn sie ein paar Jahre kein Getreide und keine Wurzeln

bauen und ihre Heerden tödten würden, so würden all' ihre Eltern und Voreltern aus ihren Gräbern aufstehen und die bleichen Barbaren verjagen, sie aber würden ungestört in den Besitz alles dessen kommen, was die Weißen zurückgelassen, nämlich ihre Häuser, ihre Schätze, ihr Vieh und endlich auch ihre Frauen und Töchter.

Die thörichten Menschen haben diesem Gewäsche Glauben geschenkt, nicht mehr Getreide gesäet, ihr Vieh geschlachtet und befinden sich in Folge dessen in Verzweiflung und Hungersnoth, was sie dann zur Räuberei treibt.

Der Aufenthalt in der Capstadt mag für Engländer ziemlich angenehm sein, denn sie haben sich Alles nach ihrer in England selbst gewohnten Lebensweise eingerichtet, aber sie haben auch an Stelle der holländischen Gulden ihre Pfundnoten gesetzt, und in Folge dessen ist Alles so unbeschreiblich theuer, daß man mit 10,000 preußischen Thalern jährlich kaum im Stande sein würde, eine ganz einfache bürgerliche Haushaltung zu führen. Es ist hieran die Verschwendung der reichen Engländer sowohl Schuld, als der Mangel an Arbeitern, welche durchaus nicht das Genügende in Feld- und Gartenbau thun, so daß der Verbrauch weit über die Erzeugung geht und also unendlich Vieles von ziemlich fern her gebracht werden muß, was sich natürlich die Kolonisten gut bezahlen lassen. Für einen Schilling (d. h. 10 Sgr.) bekommt man vier Eier, ein Blumenkohlkopf kostet drei Schilling, ein Hahn sechs u. s. f. Man sollte sich beinahe wundern, daß man Constantia-Wein in Berlin zu dem Preise von 1½ bis 2 Thlr. bekommen kann, da eine Traube dieses Weines am Cap selbst mit einem Schilling bezahlt wird, und noch dazu sollen die nächsten Inseln, St. Helena, Ascension, Maurice und die nahe gelegenen morgenländischen Höfe auf der Westküste vom Cap her mit Lebensmitteln versorgt werden.

Da es an Leuten fehlt, so bemüht man sich den Strom der Auswanderer hierher zu lenken, doch wohl so lange noch vergeblich, als Kalifornien und Australien größeres Glück und in kürzerer Zeit versprechen, als die Capkolonie gewähren kann. Es vermehrt sich allerdings die Zahl der Einwohner alljährlich, aber nicht bedeutend genug, um auch nur einigermaßen bemerkbar zu werden.

Die Urbewohner dieses Landstriches sind die Hottentotten und die Kaffern, ein nördlich vom Cap wohnender Stamm wird Bosjemanns oder Buschmänner genannt, in der Regel zählt man jedoch den Kaffernstamm nicht zu dem Gebiete der Kolonie, wiewohl er jedenfalls zu dem Gebiete der südlichen gemäßigten Zone gehört.

Die ursprünglichen Bewohner jener Gegend, in welcher die Holländer sich niedergelassen, waren die Hottentotten; sie sollen ein friedliches, harm-

loses Hirtenvolk gewesen sein, sie sind jetzt zum großen Theil vertrieben und man sieht sie am Cap nur noch als Diener; mehr im Innern des Landes haben sie sich den größeren Kolonien angeschlossen, welche Missionäre dort anlegten. Sie haben eine gelbbraune Farbe, sind groß und wohlgewachsen, haben, wie alle Wilden, verhältnißmäßig kleine Hände und Füße, sind sonst aber, wenn auch der Negerrace verwandt, doch keinesweges dieser ganz angehörig. Die Frauen sind kleiner als die Männer und bei Weitem unschöner, wozu noch kommt, daß sie eine abscheuliche Verunstaltung mit ihren Brüsten vornehmen. Es gilt für schön, wenn dieselben weit herunterhängen, es wird daher schon bei den Mädchen viel dafür gethan, daß ihnen diese Zierde nicht fehle. Wenn sie einmal Mütter sind, so scheint eine so weit herunterhängende Brust ihnen nöthig, denn sie tragen die Kinder auf dem Rücken gebunden und geben ihnen die Brust über die Schulter.

Da sie überaus nachlässig sind in Beziehung auf ihr Verhalten nach der Niederkunft, so verlängert sich die Haut des Unterleibes auf eine abschreckende Weise, dies hat zu der Fabel Veranlassung gegeben, daß sie von der Natur mit einer Schürze begabt seien, welche genau an der Stelle hängt, an welcher die Wilden eine solche anzubringen pflegen, wenn sie gewisse Theile bedecken wollen. Es versteht sich von selbst, daß dieses nicht wahr ist und daß diese weise Vorsorge der Natur nichts weiter als eine muthwillig herbeigeführte Verunstaltung ist.

Männer und Weiber reiben sich den Körper mit irgend welchem thierischen Fett und mit rother Farbe ein, wodurch die Haut zwar sehr geschmeidig und gegen die große Hitze widerstandsfähig wird, wodurch sie aber zu gleicher Zeit einen so abscheulichen Geruch verbreitet, daß man sich nicht gern unter Wind von ihnen stellt und daß sie auch einen geschlossenen Raum, ein Zimmer so verpesten, daß man wirklich mit ihnen zusammen nicht aushalten kann.

In der Wahl ihrer Speise sind sie nicht lecker und ebensowenig in der Bereitung. Mehrere Wurzeln essen sie ungekocht, das Fleisch gesotten oder gebraten, noch halb roh, Salz und andere Gewürze gebrauchen sie nicht, Fett aller Art ist ihnen ein Leckerbissen, sowie die Eingeweide der Ochsen, Schafe und der wilden Thiere, wobei sie nicht sehr genau sind, sie zu reinigen. Sie essen mit großem Heißhunger, halten keine bestimmten Stunden, den sich regenden Appetit zu stillen, können aber im Nothfalle auch lange fasten. Saure Milch und Wasser sind ihre gewöhnlichen Getränke; sie bereiten einen berauschenden Trank aus Honig und einer Wurzel, aber allem Anderen ziehen sie die von den Europäern erhaltenen geistigen Getränke vor.

Das Rauchen lieben sie leidenschaftlich und die ganz kleinen Kinder

werden schon daran gewöhnt, sie gebrauchen gewöhnlich Blätter; die denen des Hanfes ähnlich sind, die sie Dacha oder Dakka nennen,*) Manchen sind diese selbst angenehmer, als wirklicher Taback, im Nothfall füllen sie ihre Pfeife auch mit anderen Blättern.

Das Hauptgeschäft der Männer ist, auf die Heerden Acht zu geben; spüren sie Raubthiere, so macht der ganze Kraal Jagd darauf, und die Beute wird gemeinschaftlich vertheilt. Von der Milch der Kühe wird bisweilen Butter gemacht, indem zwei Personen den Schlauch, worin Milch ist, hin- und herschütteln, man gebracht sie aber nur, um sich die Haut damit einzusalben. Von den Ochsen richten sie einige zum Lasttragen ab, um, wenn ein Kraal aufbricht, sie zum Fortschaffen der Hüttenstäbe, der Matten, des Hausgeräthes und der Kinder zu benutzen. Um diese Thiere lenken zu können, durchbohrt man ihnen, wenn sie klein sind, die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern und steckt einen 8 bis 10 Zoll langen Stock hindurch, an dessen Enden Riemen befestigt werden.

Das große Wild fangen sie in Schlingen oder Gruben, oder sie suchen es aus einem Hinterhalt anzugreifen und mit vergifteten Pfeilen oder Wurfspießen zu erlegen. Bewundernswerth ist die Geschicklichkeit, womit sie Spuren aufzufinden und zu verfolgen wissen; wo Europäer nichts zu erspähen im Stande sind, verstehen sie, an irgend einem Merkmal die Fährte zu bemerken. Mit vieler Mühe und Geduld verfertigen die Männer die Wurfspieße, Assagaie oder Hassagaie genannt, die sechs Fuß lang sind, und ihre zwei Fuß langen Pfeile und Bogen. Auch schnitzen sie Schüsseln aus Holz und Krüge, wozu ihr Werkzeug ein schlechtes Messer ist, das sie mit Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen.

Was sie von ihren Heerden erübrigen können, gebrauchen sie, wie die Elephantenzähne, um von den Europäern Taback, Eisen, Korallen und Branntwein einzutauschen, von den Kaffern Porzellanschnecken, Muscheln, kupferne und elfenbeinerne Ringe.

Die musikalischen Instrumente sind ziemlich einfach, das hauptsächlichste derselben ist die oder der Gorra, ein Bogen, welcher mit einer Darmsaite bespannt ist. An einem Ende ist ein Federkiel befestigt, mit dem Munde saugt man aus diesem Federrohr die Luft und setzt dadurch die Saite in eine vibrirende Bewegung, welche nunmehr einen schnarrenden Ton giebt. Wir würden vielleicht nicht sehr erbaut sein von dieser Musik,

---

*) Nach Latrobe (Gründer der Brüdergemeinde Enon am Cap) sind es Blätter von Phlomis leonurus, die den Hanfblättern sehr ähnlich sind, daher jenes Gewächs auch wilder Hanf heißt; sie haben eine stark betäubende Kraft.

wie wir jedoch sehen, ist der gute Buschmann auf unserem Bilde durch und durch entzückt von seiner Leistung.

Nach diesem Instrument, nach einem zitherartigen, welches Xuthe heißt, und nach einer Trommel von einem Kürbis mit darüber gespanntem Fell führen sie Tänze auf, von denen sie große Liebhaber sind. Frauen, Mädchen, junge Männer fassen sich wechselsweise bei der Hand, bilden eine große Kette und drehen sich so im Kreise, ihre Stimmen vereinigen sich mit den Instrumenten, sie machen Sprünge, schnell oder langsam abgemessene Bewegungen, klatschen auch, um den Rhythmus anzugeben, in die Hände und treiben das in mondhellen Nächten oft Stunden lang.



Hottentott, die Gorra spielend.

Die Mädchen werden schon im elften bis zwölften Jahre mannbar. Vielweiberei ist zwar nicht allgemein, wird jedoch nicht selten gefunden, namentlich bei Denjenigen, die reich sind, d. h. große Heerden haben; dieselben verlangen mehr Aufsicht und mehr Hände, um genutzt zu werden, und da die Weiber überhaupt nichts weiter sind, als die Dienerinnen des Mannes, so hat derjenige, der fünf Dienerinnen braucht, auch fünf Frauen, während der andere vielleicht nur eine oder zwei hat.

Der nächste, nördlich von den Hottentotten wohnende Volksstamm wird Bosjemanns genannt, in ihrem Lande finden nur wenige Thiere Nahrung, die im südlichen, der Kolonie gehörenden, Landstriche heimischen Büffel, welche der Hauptreichthum der Hottentotten sind, findet man dort gar nicht, die Landstriche sind dürr, zwar von vielen Wasserläufen durchzogen, in denen jedoch kein Wasser ist, außer zur Regenzeit, welche eben diese Auswaschungen bildet. Da sieht man vorzugsweise den Strauß, die Elenn-Antilope, das Rhinozeros, außer diesen aber genug Schlangen, Eidechsen,

Heuschrecken ꝛc., welche letzteren einen nicht unbedeutenden Theil der Nahrungsmittel der Buschmänner liefern.

So wie man in früheren Zeiten von den riesengroßen Patagoniern sprach, so erzählte man von den zwerghaften Buschmännern, die kaum vier Fuß hoch sein sollten. Eine solche Schilderung, dem Jahre 1824 angehörig, lautet wie folgt:

„Die Bosjemanns sind kaum vier Fuß hoch, die Farbe ihrer Haut läßt sich nur an wenigen Stellen erkennen, da ein dicker Ueberzug von Asche und Fett, wie eine Rinde, das Gesicht und die mageren Hände bedeckt; nur unter den Augen, die von dem Rauch, in dem sie sitzen, oft thränen, erblickt man die eigenthümliche gelbliche Farbe. Ein wilder, scheuer, unsicherer Blick und wollüstig schlaffe, doch listige Gesichtszüge unterscheiden die Miene der Bosjemanns auffallend von der gutmüthigen Physiognomie der Hottentotten. Bei den bejahrten Leuten findet man oft, daß sie die Augen so weit zuhalten, daß vom Augapfel nichts zu sehen ist und sie nur eben durchblicken können. Das allgemeine Kennzeichen der Hottentotten, die breite, platte Nase, die zwischen den Augen sich fast gänzlich verflacht, und die breit hervorragenden Wangenknochen werden bei der Magerkeit der Bosjemanns doppelt bemerkbar. Die höheren Sinneswerkzeuge sind von besonderer Schärfe, da sie dieselben täglich üben, die niederen hingegen sind schwach und man sollte beinahe glauben, sie hätten weder Geruch, noch Geschmack oder Gefühl. Die Männer sind noch schön gegen die Frauen, die schlaff herabhängenden, langen Brüste und das unmäßig dicke, weit unter dem hohlen Rücken vorstehende Hintertheil, in welchem sich, wie bei den afrikanischen Schafen, alles Fett des Körpers gesammelt zu haben scheint, machen sie zu wahren Scheusalen. Die Kinder sind so unförmlich dick, als die Alten unförmlich mager und überaus häßlich."

Beinahe Alles, was hier gesagt worden, ist unwahr, die Leute sind nicht kleiner als die anderen Schwarzen, die Frauen an gewissen Theilen nicht dicker als andere Schwarze u. s. f., aber die Buschmänner sind ein räuberisches Volk, welches den Holländern stets sehr gefährlich war und deshalb haben sie ihnen alle möglichen üblen Kennzeichen angehängt. Man erzählt unter anderem, daß sie nicht im geselligen Verein lebten, dem widersprechen schon ihre stets in großen Horden unternommenen Raubzüge; es soll keiner vor dem Andern ein Ansehn haben, dies ist wieder unrichtig, denn jederzeit haben sie bei ihren Zügen Führer, deren Befehlen sie unbedingt gehorchen; die Familienbande sollen durch kein Gesetz geheiligt sein, dies ist allerdings wahr, wenn man unter „Gesetz" den Sachsenspiegel oder den Schwabenspiegel meint, geschriebene Gesetzbücher haben sie nicht,

so wenig wie ein corpus juris, wie ein preußisches Landrecht, aber die Eltern hängen an den Kindern und diese an den Eltern nicht minder wie überall. Obwohl der Mensch viele Eigenschaften hat, die denselben unter das Thier setzen, so ist doch die Liebe zwischen den nächsten Verwandten derselben nirgends weniger ausgeprägt, als bei den Thieren, und der Buschmann vertheidigt Frau und Kinder gerade so gut, wie der Löwe es thut.

Diese Leute wohnen in sehr elenden Hütten und wechseln ihren Aufenthalt so oft, als die Jagdbeute weniger ergiebig zu werden beginnt und weil sie kein Eigenthum, kein Land, keine Besitzungen haben, so scheint es, als hätten sie auch keine besondere Vaterlandsliebe. Diese Beweglichkeit macht sie eben zu den gefährlichsten Feinden der Kolonisten; da sie jedoch gleich allen Naturvölkern offenen Angriff nicht lieben, auch wenn sie in der größten Uebermacht vorhanden sind, so kann man sich ihrer ziemlich leicht erwehren, wenn man nur zeigt, daß man wachsam ist. Ein Flintenschuß schreckt sie ab; wenn sie fühlen, sie können den Feind nicht beschleichen, so ziehen sie dann wieder ab.

Das Innere des Landes ist von verschiedenen schwarzen Stämmen und unter diesen besonders von Kaffern bewohnt. Die Heimath dieser Völker ist stark bergig und ziemlich reich bewässert, eine große Menge von Flüssen geht von den Gebirgen in das benachbarte Meer, das Klima ist ziemlich trocken, es fehlt jedoch an Feuchtigkeit keinesweges, weil die Nächte überaus klar sind und ein reichlicher Thau niedersinkt, weil ferner die ziemlich hohen Berge eine solche Menge von Feuchtigkeit aus der Luft niederschlagen, daß die Flüsse und Bäche des Wassers nicht entbehren.

Das Holz, welches die Berge bedeckt, gehört meistentheils dem Mimosengeschlecht an, das Unterholz ist überaus dornig und macht die Wälder fast undurchdringlich, auf den trockenen Ebenen sind die Aloe und die Euphorbien in ungeheurer Menge vorhanden. Die Gewächse der heißen Zone, an welche dieser Theil von Afrika grenzt, die Pisang und die Palme, erscheinen hier in reichlicher Menge.

Das Land der Kaffern bietet unzählbare Heerden von Antilopenarten, von Quaggas, von wilden Schweinen, von Elephanten, ferner auch von Flußpferden; unter den Vögeln sieht man den Strauß, Trappen, Pfauen und Perlhühner in großer Zahl, Schlangen und Eidechsen sind in fast unzähliger Menge vorhanden; von den Insekten mögen die gefährlichsten wohl die Termiten sein, eine große Ameisenspecies, welche sich aus nassem Thon Häuser bauen, die mitunter zwei Klafter hoch werden und eine solche Festigkeit haben, daß man sie nur mit schweren Hacken zer-

trümmern kann, was übrigens wohl nur ein Unerfahrener thut, da der Spaß ihm sehr schlecht bekommen kann.

Es leben hier in diesem östlichen, sehr begünstigten Theile eine Menge verschiedener Stämme, welche der Europäer jedoch nur wenig unterscheidet, weil sie ihm zu viel Gemeinschaftliches haben; alle kann man wohlgestaltet und ziemlich groß nennen, der Schädel ist hochgewölbt, gut gebildet, das Auge lebhaft, die Nase mit erhabenem Rücken, die Zähne sind von blendendem Weiß. Sie halten sich gerade und ihr Gang ist fest und edel, das ganze Aeußere verkündet Kraft und Muth. Die Weiber sind auch schön, nur kleiner, selten über fünf Fuß hoch. Sie haben eine feine Haut, schöne Zähne, angenehme Gesichtszüge, in denen sich Frohsinn und Zufriedenheit ausdrückt; ihr Wuchs ist schlank und voll, gewisse Theile haben auch wie bei den Hottentottinnen einen eigenthümlichen Bau. Ihre Hautfarbe ist dunkel, das Haar schwarz, in schmale Zöpfchen zusammengedreht.



Kaffern von verschiedenen Stämmen.

Männer und Frauen färben den Leib mit rothen Erdarten, sie tragen die Farbe mit Wasser auf und bestreichen sie nachher mit Fett. Diese Einreibung wird alle drei bis vier Tage wiederholt. Wenige Kaffern sind tätowirt, nur bei den entfernteren Stämmen kommt es häufig vor.

Sie leben mäßig, üben ihren Körper hinreichend, Krankheiten sind daher selten. Die tödtlichen Krankheiten sind meistens hitzige Fieber, wogegen sie äußere und innere Mittel gebrauchen, deren Nutzen sie durch Erfahrung

kennen gelernt haben; sie suchen diese durch Zauber zu kräftigen. Zu manchen Zeiten sind solche Fieber bei ihnen epidemisch, auch Kinderblattern wüthen bisweilen.

Die Knaben werden, wenn sie anfangen mannbar zu werden, beschnitten, gewöhnlich wenn der Sohn eines Oberhauptes das gehörige Alter hat. Bis sie geheilt sind, leben sie abgesondert, dann kehren sie zu der Horde zurück, erhalten einen Mantel und Waffen und man erklärt ihnen, daß sie nun den Erwachsenen angehörten. Sie geloben darauf dem Oberhaupte Gehorsam und Beistand und stellen Waffenübungen an. Auch die Mädchen werden, wenn sie mannbar sind, mit gewissen Feierlichkeiten in die Zahl der Frauen aufgenommen.

Die Vielweiberei ist gewöhnlich. Die Frauen dürfen sich in öffentliche Angelegenheiten nicht mischen, gelten aber zu Hause viel. Ueberhaupt bezeigen die Kaffern stets den Eltern und bejahrten Verwandten große Achtung. Unter einander betragen sie sich immer mit einer Art von Anstand. Auffallend ist, daß man nie einen gähnen, niesen, husten oder sich räuspern hört.

Der Mann bringt sein Leben größtentheils in Trägheit hin, sein Geschäft ist, die Kühe zu melken, auf die Jagd und in den Krieg zu gehen. Die Frau muß nicht allein den Haushalt und die Erziehung der Kinder besorgen, sondern hat alle Hausgeräthe, Töpfe, Körbe, Kleider zu verfertigen, sie muß sogar die Hütte bauen, Brennholz holen, den Acker bestellen, das Getreide einerndten.

Die Hütten haben eine halbkugelförmige Gestalt, acht bis neun Fuß im Durchmesser und sind selten so hoch, daß ein Mann aufrecht darin stehen kann. Man schläft auf Binsenmatten, der Mantel dient zur Decke, sie liegen ausgestreckt, während die Hottentotten sich zusammenkugeln. Bei den Hütten sind umzäunte Plätze, um das Vieh des Nachts dort einzutreiben. Sie haben nur Heerden von Rindvieh und richten die Ochsen zum Reiten ab.

Ihre Hauptnahrung ist Kuhmilch, theils frisch, theils sauer, auch essen sie Molken und Käse. Sie bereiten sich Butter durch häufiges Schütteln der Milch in ledernen Schläuchen, gebrauchen dieselbe aber nur zum Einschmieren der Haut. Geschlachtet wird Rindvieh selten, Fleisch liefert ihnen die Jagd. Zum Schutz ihrer Heerden halten sie Hunde, die nicht zur Jagd gebraucht werden.

Beim Säen des Getreides werden nur die Körner in das Gras geworfen und eingestampft. Man baut eine Art Hirse, Holcus Caffrorum, Buchweizen und Wassermelonen. Landeigenthum hat keiner, jeder findet leicht einen Platz zur Aussaat. Die Hirse wird entweder mit Milch

gekocht, oder zermalmt und zu einer Art Brod gebacken. Sie wissen auch einen berauschenden Trank daraus zu bereiten, den sie Tjalva nennen; ist er stärker, so heißt er Jahguja; den Essig nennen sie Tjala. Zur Nahrung dienen auch mehrere Arten von Wurzeln, Zwiebeln und Beeren und das Mark einer Palmenart (Zamia Caffra, nach Thunberg Cicas Caffra). Sie genießen Alles ohne Salz. Fische und Seethiere essen sie nicht, nur einige Kraale am Ufer thun es bisweilen, wofür sie aber die Verachtung der ganzen Nation trifft.

Ihre Kleidung machen sie aus Thierfellen, die sie selbst gerben. Sie gehen fast nackt, die Männer haben um die Hüften schmale lederne Gürtel, die dicht mit Knöpfen oder eisernen und kupfernen Plättchen besetzt sind. Die Frauen tragen von Jugend auf lederne Schürzen, Jekho genannt. Zum Schutz gegen rauhe Witterung brauchen sie Mäntel von Ochsen- oder wilden Thierhäuten.

Die Männer tragen den Kopf unbedeckt oder mit einer Art Diadem aus zollbreiten ledernen Riemen geschmückt. Die Weiber tragen einen Turban aus feinem Leder. Arme, Beine und Finger sind mit mancherlei Arten von Rinden aus Elfenbein, Kupfer und Leder geschmückt.

Die Männer führen einen fünf Fuß langen Stock, zwei oder drei Hassagaien, eine Art Keule, Kirri, und manchmal einen Schild. Die Kaffern sind tapfer und muthig, aber nicht kriegssüchtig. Geht es zur Schlacht, so schließt sich kein wehrhafter Mann aus und Entfliehen im Kampfe bringt unauslöschliche Schande. Sie sind unversöhnliche Feinde der Buschmänner, die sie ermorden, wo sie nur welche finden. Die Kaffern befehden sich oft unter einander, nie wird aber ein Kampf ohne Ankündigung unternommen.

Die Koossa graben nicht selbst die Metalle, sondern erhalten Kupfer und Eisen von den Kafferstämmen im Innern des Landes, meistentheils verarbeitet, doch wissen sie auch damit umzugehen. Ihre Werkzeuge zum Schmieden sind aber sehr roh, Steine dienen statt Hammer und Ambos, ein Schlauch mit einem Rohr ist der Blasebalg und zum Feuer benutzen sie getrockneten Kuhmist. Durch Reiben erzeugen sie Feuer. Aus einem feinen Thon machen sie Töpfe, und Körbe verstehen sie wasserdicht zu verfertigen.

In der Musik sind sie weit zurück. Eigenthümliche Instrumente scheinen sie gar nicht zu haben, nur die der Hottentotten trifft man sehr unvollkommen bei ihnen an. Ihre Melodien sind unerträglich, ihr Gesang ist eine Art von Geheul. Ihre Lieder entlehnen sie von dem Stamme Mathimba (Barrow's Tambuckis), die ihnen erzählen, sie lernten sie selbst von Vögeln mit Menschengesichtern, die sie belauschten. Der Sinn der Lieder ist nicht zu enträthseln und der Text besteht nicht ganz aus Wörtern, sondern größtentheils aus einzelnen Silben, die ihnen selbst unverständlich sind.

Bei Krankheiten werden gewöhnlich Zauberer herbeigerufen und ihre Kurmethode besteht darin, daß sie denjenigen nennen, durch welchen die Krankheit entstanden ist. Alsbald suchen die Verwandten den unglücklichen Krankheitsstifter auf, fordern sofortige Heilung des Kranken und da diese Forderung natürlich nicht erfüllt werden kann, so wird der angebliche Krankheitsstifter getödtet.

Da nun doch die Krankheit nicht aufhört, bringt man den Kranken nach einem abgelegenen Orte, woselbst in der Regel nur der Mann seine Frau oder die Frau ihren Mann zu begleiten hat. Alle Verwandte verlassen ihre Hütten, um sie nicht zu verunreinigen, was dadurch geschieht, daß ihr Verwandter stirbt, während sie in der Hütte sind. Ist der Kranke gestorben oder ist er genesen, so kehren alle in ihre Hütten zurück. Die Leiche überläßt man den Hyänen. War der oder die Gestorbene nicht mehr ein Kind, sondern verheirathet, so dauert die Entfernung von der Hütte für den Mann einen halben Monat, für die Frau einen ganzen, nach welcher Zeit sie sich wieder verheirathen können.

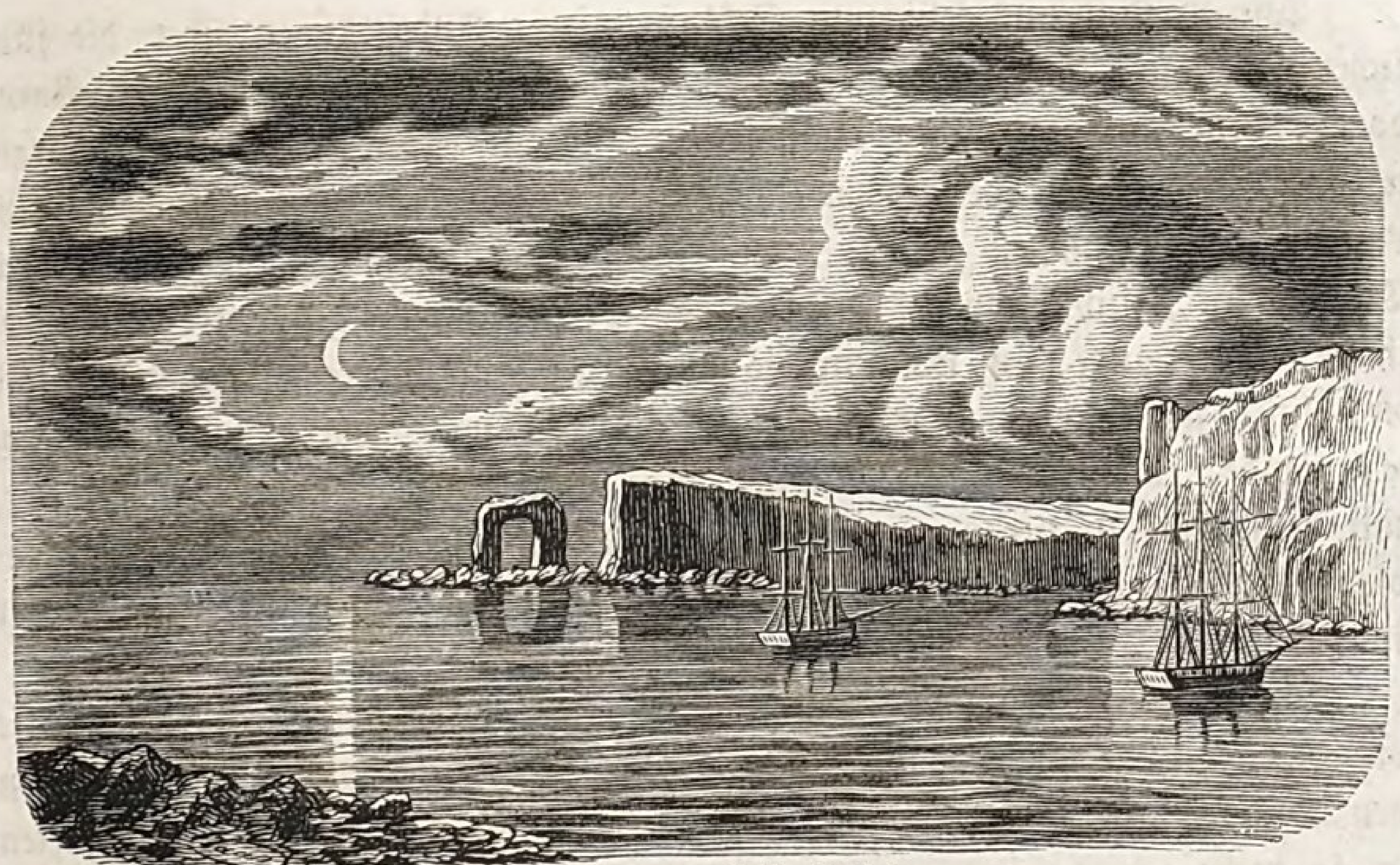
Diese Schwarzen haben eine eigenthümliche Regierungsform, sie stehen unter einem eigentlich ganz unumschränkten Monarchen, dessen Befehle ohne Säumen vollstreckt werden; allein die Stämme, über welche er herrscht, haben sämmtlich wieder ihre Oberhäupter. Die Kraals bestehen aus dreißig bis vierzig Familien, der Stammesälteste regiert wiederum ganz unumschränkt, dieselben sind sämmtlich kleine Könige und das eigentliche Oberhaupt ist König der Könige.

Die Familienhäupter haben förmlich geordnete Abgaben und das Oberhaupt des ganzen Stammes erhält wieder die seinigen; sie bestehen in einem Theile der Erndte und in einem Theile der Jagdbeute. Die Häuptlinge oder Könige stehen in einem großen Ansehen bei ihren Untergebenen und es ist von den Engländern sehr politisch gewesen, daß sie diese Könige anerkannt, ja sogar durch einige rothe Lappen und Blechkränze — Kronen — ausgezeichnet haben. Hierdurch ist es ihnen möglich geworden, die tapferen und kriegstüchtigen Leute im Zaum zu halten. Die Häuptlinge oder Könige finden ihren Vortheil dabei und hindern so die Beraubung der Kolonien und die Uebergriffe in das benachbarte Gebiet.

Wir werden noch viel von den verwandten Stämmen sprechen, wenn wir die tropische Zone von Afrika betrachten, dort sind in neuester Zeit Entdeckungen gemacht, wie bis dahin in keinem Erdtheil.

Bevor wir Südafrika verlassen, um nach Australien überzugehen, haben wir noch eine höchst merkwürdige Insel, das Kergueleneiland, zu betrachten. Dasselbe wurde im Jahre 1772 von einem französischen Seeoffizier entdeckt und nach ihm benannt, späterhin von berühmten Reisenden, wie Cook und

Anderen, besucht, welche anfänglich keine größere Merkwürdigkeit fanden, als den gewaltigen Felsen, welchen die Mitte unseres Bildes zeigt, der wie ein mächtiges Eingangsthor an dem Hafen steht, den Cook, weil er die Weihnachtszeit daselbst zubrachte, den Weihnachtshafen nannte. Späterhin hat man Wichtigeres entdeckt, eine Basaltmasse, welche über 500 Fuß dick und



Die Einfahrt zum Weihnachtshafen.

600 Fuß hoch über dem Niveau des Meeres beginnt und aus dem Boden gequollen zu sein scheint und bekundet, daß dieser durchaus vulkanisch sei. Diese Basaltschicht schließt nicht nur mächtige verkieselte Bäume, welche bis zu sieben Fuß im Durchmesser haben, ein, sondern sie bedeckt auch Steinkohlen in solcher Menge, daß sie für die Schifffahrt, die sich jetzt so sehr auf den Dampf legt, von Wichtigkeit zu werden verspricht, um so mehr, als nach neueren Untersuchungen diese Insel nicht weniger als 52 Buchten und Baien zählt, in denen die größten Schiffe, von mächtigen senkrechten Felsen beschützt, jedem Sturme trotzen können. Sonstige Schätze scheint die Insel nicht zu haben; eine Kohlpflanze wird zwar sehr gerühmt und sie hat der Mannschaft von Cook's Schiffen 130 Tage lang ein vortreffliches Gemüse geliefert, hat aber doch noch Niemanden gelockt, sich daselbst niederzulassen, denn die Insel hat überhaupt nur achtzehn verschiedene Pflanzenspecies, das ist ungefähr dreimal weniger, als Spitzbergen hat.

Australien.

Wir wenden uns jetzt zum Schluß unserer Andeutungen über die südliche gemäßigte Zone nach Australien, dem Lande der Wunder und Paradoxen, dem Lande, welches man früher auf gar eigenthümliche Art charakterisirte, dem Lande der schwarzen Schwäne und der weißen Raben, dem Lande der vierfüßigen Thiere mit einem Vogelschnabel, der vierfüßigen Thiere mit Fischschuppen, dem Lande der zweimal gebärenden Säugethiere, dem Lande, in welchem die Berge an dem äußeren Ufer stehen und die Flüsse sich nicht nach dem Meere, sondern nach dem Innern wenden, dem Lande, in welchem die Bäume keine Blätter haben oder die Blätter, statt horizontal zu liegen, aufrecht stehen, daher also das Land der schattenlosen Wälder, das Land, in welchem Schwarze wohnen, die keine Neger sind u. s. w.

Wir könnten dieses Verzeichniß von Wunderlichkeiten noch viel weiter fortsetzen, z. B. Vögel ohne Flügel (den Kiwi) und Vögel ohne Federn (den Kasuar) u. s. w. anführen, aber es wird an den gedachten Beispielen um so mehr genug sein, als sie größtentheils auf sonderbaren, längst veralteten Ansichten beruhen, denn der Kasuar hat so gut Federn wie der Strauß und es ist gar nicht einzusehen, warum es nur weiße Schwäne und nur schwarze Raben geben soll, da es doch Hühner und Tauben und Fasanen, Gänse und Enten, Pferde und Rinder von sehr verschiedener Farbe giebt.

Daß die Gebirge an den Ufern stehen, ist allerdings wahr, doch bei weitem nicht so sehr wie in Amerika. Die blauen Berge in Neuholland bilden eine einzelne Gebirgsgruppe. Die Andeskette längs des stillen Meeres bildet ein zusammenhängendes Gebirge von meridianartiger Erstreckung, welches ein volles Drittheil des Erdumfanges umspannt und wer über dieses Gebirge hinweggeschritten ist und die Flüsse alle nach dem Innern des großen Tieflandes ziehen sieht, kann leicht auf den Gedanken kommen, es müßte sich aus denselben ein gewaltiges Binnenmeer bilden. Aber selbst wenn es so wäre, könnte man darin doch nichts sehen, was so außerordentlich merkwürdig und alleinstehend genannt werden könnte, denn wir haben im kaspischen Meere ein Beispiel von sehr großartiger Natur und wahrscheinlich ist das schwarze Meer, bevor es die Dardanellen durchbrach, und das Mittelmeer, bevor die Straße von Gibraltar eröffnet wurde, von ganz gleicher Beschaffenheit gewesen.

Bei alledem ist Neuholland immer reich an besonderen Eigenthümlichkeiten und wenn man vor hundert Jahren alles das Angeführte davon erzählte, so hatte man so ziemlich Recht, man wußte es nicht besser.

Das Land, welches wir gewöhnlich den fünften Welttheil nennen, ist noch nicht viel über zweihundert Jahre bekannt.

Nach der Entdeckung von Amerika beschiffte zuerst Magellan den Australocean, er fuhr, wie wir bereits wissen, um das Cap Horn, ging bis in die Gegend des Aequators nordwärts und segelte von hier bei ganz ungewöhnlich schönem Wetter und ruhiger Luft bis zu jenen Inseln, welche er Diebsinseln (Ladrones) nannte, weil er dort einige kleine Diebereien von den Wilden zu erleiden hatte.

Wegen der außerordentlichen Ruhe, unter welcher seine Reise verlaufen war, nannte er das gewaltige Meer das stille, welchen Namen es bis auf die neueste Zeit behalten hat.

Auf einer anderen Inselgruppe der Philippinen verlor er sein Leben, aber sein Nachfolger im Kommando führte von drei Schiffen wenigstens eins nach Spanien zurück und lieferte so den Beweis, welchen Columbus auch angetreten hatte, den Beweis, daß die Erde eine Kugel sei und daß man, immer nach Westen segelnd, die Erde zu umschiffen vermöge und schließlich von Osten her zu dem Anfangspunkt der Reise zurückkehre.

Zwischen Asien und Neuholland liegen unzählige Inseln und sie bilden so verschlungene Kanäle und Straßen, daß wohl nur der Zufall die ersten Seefahrer glücklich durch dieselben geführt hat, aber, obschon auf diesen Reisen stets von Land umgeben, entdeckten die sämmtlichen Seefahrer bis 1615 nichts von dem großen Festlande, welches man Neuholland nennt. Erst in dem gedachten Jahre kam ein Holländer in die Nähe von Neuguinea und im Jahre 1616 warf der Holländer Dirck Hardich wirklich an der westlichen Küste von Neuholland Anker. Er nannte dieses Land Eendrachtsland (Eintrachtsland) und den Hafen nach sich selbst die Hardichsbai. 1618 kam ein anderer Holländer, Ceechan, an die nördliche Küste, die er nach seiner Vaterstadt Arnhemsland nannte.

In jedem folgenden Jahre befuhr wieder ein holländisches Schiff jene Gegenden, Jeder betrat ein anderes Stückchen des Ufers und schon vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war das Land rundum wenigstens einigermaßen bekannt geworden.

Im Jahre 1642 lief der Holländer Abel Tasmann mit einigen Schiffen von Batavia aus nach Süden und Osten, um neue Länder für Holland zu erwerben, und entdeckte im Süden von Neuholland jene von ihm für eine Halbinsel gehaltene Länderstrecke, welche man jetzt Tasmania zu nennen pflegt

und welche eine Insel ist, die er aber in Erinnerung an seine Braut, Marie Vandiemen, Vandiemensland nannte.

Von demselben wurde auch Neuseeland entdeckt und für Holland in Besitz genommen.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts trat Dampier in die Reihe der Besucher von Neuholland, da er jedoch weder Schätze noch besonders interessante Thiere oder Pflanzen daselbst fand, ward die ganze Entdeckung so gut wie vergessen, bis wiederum ein Jahrhundert später Cook die Insel verschiedene Male besuchte. Er machte eine sehr lockende Beschreibung von einer mit Pflanzen reich besetzten Bucht, die er deshalb Botanybai nannte. Dies brachte die Engländer auf den Gedanken, hier eine Verbrecherkolonie anzulegen und im Jahre 1788 wurde der Capitain Arthur Philipp mit einer kleinen Flotte an den Punkt gesendet, welchen Cook in Vorschlag gebracht hatte. Einer der schönsten Häfen der Erde, Port Jackson genannt, bot reichliche Subsistenzmittel für die neue Kolonie, dort wurde die britische Flagge aufgesteckt und das Land wurde für die britische Krone durch eine förmliche Acte in Besitz genommen. Von da an wurden alljährlich Reisen nach allen Richtungen hin gemacht, um das Land zu erforschen, die Stelle aber, an welcher die Niederlassung noch jetzt befindlich — wie glücklich auch gewählt für eine Kolonie — war doch keineswegs geeignet, um von dort Forschungen nach der inneren Beschaffenheit des Landes anzustellen, denn die gefährlichen blauen Berge, schroffe Felsenhöhen, schienen unübersteiglich, wenigstens boten sich so viele Hindernisse dar, daß an ihnen die Versuche, in das Innere zu dringen, fortwährend scheiterten, daher kam es denn, daß die ganze Kunde von Australien sich auf einige Küstenpunkte beschränkte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das australische Festland, sowohl seine Pflanzen- als seine Thierwelt betreffend, sehr viel Eigenthümliches hat. Man hat nicht Unrecht, wenn man diesen fünften Welttheil als ein ganz für sich bestehendes Stück Erde betrachtet, als ein Land, welches mit den übrigen beinahe gar keine Verwandtschaft, keine Berührungspunkte hat. Die Pflanzenwelt hat uns viele Hunderte — viele Tausende von neuen Bäumen, Sträuchern und Blumen gebracht, welche wir auf keinem Punkte der Erde wiederfinden; charakteristisch z. B. sind die blatt- oder laublosen Kasuarineen, Bäume, ähnlich der Trauerweide, wenn man sich dieselbe vollständig durch den Winter entblättert vorstellt. Aber während an dieser wirklich schmucklosen Weide die lang herabhängenden Zweige doch aus Holz bestehen, aus dünnen Ruthen, haben die Zweige der Kasuarineen eine bis zur Täuschung gehende Aehnlichkeit mit der Sumpfpflanze, welche wir Schachtelhalm nennen.

Daß diese Pflanzen einen höchst traurigen Anblick gewähren, wird Niemand bezweifeln, aber auch die begrünten, die mit Laub versehenen Pflanzen, wie z. B. dem Eucalyptusgeschlechte angehörige, welche 180 bis 200 Fuß hoch und 24 bis 36 Fuß im Umfange dick werden, die Akazien, die Metrosideros, die Banksien und hundert andere, haben sämmtlich ein so feines, zartes Laub, daß sie keinen Schatten geben können und daß mithin die neuholländischen Wälder jenes Schmuckes, jener Wohlthat ganz entbehren.

So wie die Pflanzen unzählige und wunderbare Eigenthümlichkeiten zeigen, so ist es auch mit den Thieren der Fall. Große Thiere hat Neuholland überhaupt nicht, das größte derselben ist das Känguruh, von einer ganz eigenthümlichen Gestalt, es sieht aus wie ein großer Sack mit ziemlich dünnem Halse; wenn es auf den Hinterbeinen sitzt und wenn man es von fern betrachtet, könnte man beinahe glauben, es stände eine außergewöhnlich große Champagnerflasche oder ein ähnlich geformter Krug auf dem Boden, denn seine Vorderfüße und sein Kopf sind so klein, daß man diese Theile von fern kaum wahrnimmt; die sehr mächtigen Hinterbeine aber liegen wiederum eng an den Leib geschlossen und sind also auch so gut wie gar nicht gesehen; wenn das Thier aber in Bewegung ist, macht es Sprünge ähnlich denen des Hasen, nur sind dieselben viel größer, d. h. weiter, ferner setzt es dabei seine Vorderfüße gar nicht auf den Boden, sondern springt nur mit den Hinterfüßen immer rasch weiter, wobei es sich auf einen außerordentlich starken Schweif, der ihm als dritter Fuß dient und offenbar ihm Balance giebt, zu stützen scheint. Dieses Thier hat außer dem wunderlichen Bau des Körpers noch eine andere Eigenthümlichkeit, es gebärt seine Jungen unreif, nimmt sie nach der Geburt auf und thut sie in einen großen Beutel, zu dem sich der vordere Theil seines Unterleibes, sein Bauch, ausweitet. Innerhalb dieses Beutels (daher der gewöhnliche Name Beutelthier) sind die Brüste, die Nahrungswege des Weibchens und die unreifen Kinder, welche ohne Fell, ohne Haare geboren werden, gleich den Mäusen roth und fleischig aussehen, finden hier ihre Nahrung, wachsen aus, verlassen von Zeit zu Zeit die Mutter, in deren Nähe sie jedoch immer verweilen und zu der sie zurückkehren, so wie irgend eine Gefahr ihnen droht, wo dann die Mutter dieselben mit ihren vorderen Extremitäten schnell in ihren natürlichen Zufluchtsort stopft und dann mit ihnen entweicht. Die Thiere können ungemein possirlich werden, aber sind auch dann und wann gefährlich. An den sehr großen und langen Hinterfüßen, mit denen sie Sätze von funfzehn bis zwanzig Fuß Weite machen können, haben sie angemessen starke Zehen und diese sind mit langen schwarzen und sehr scharfen Klauen bewehrt. Das Thier ist an sich furchtsam, wenn es jedoch gedrängt wird, so stellt es sich zur Wehre, beißen kann es nicht sehr und seine hand-

artigen Vorderfüße sind zu schwach, um gefährlich zu werden, dagegen sind seine äußerst starken, kräftigen Hinterfüße keinesweges so harmlos, als man von dem „alten Mann“ glauben sollte, dies ist die Benennung, unter welcher das Känguruh bei den englischen Matrosen allgemein geht. Aufrecht sitzend hebt es plötzlich einen der Hinterfüße auf und führt einen kratzenden, von oben herabgehenden Hieb nach seinem Gegner. Wird ein Mensch unglücklich getroffen, so kann er mit einem einzigen Schlage von der Brust bis zum Unterleibe aufgeschlitzt sein. Das Entfliehen ist hier durchaus nicht angebracht, denn mit drei oder vier Sprüngen hat das Beutelthier seinen Gegner wieder eingeholt. Zum Glück aber hat das Thier keinen Schutz durch ein hartes Fell, es ist, wenn man einem solchen Hiebe ausweichen konnte, durch einen Stich, und wenn es nur durch ein gewöhnliches Messer, sofort zu tödten.

Aus dem Geschlechte dieser doppeltgebärenden Geschöpfe sind fast alle übrigen Säugethiere auf Neuholland, sogar die Raubthiere nicht minder, als die harmlosen Gras- und Kräuterfresser.

Nicht bei allen ist der charakterisirende Beutel vollständig vorhanden, angedeutet aber ist er überall, wenigstens durch eine starke Hautfalte, wohinter die Zitzen verborgen sind. Die neugeborenen Thiere sind so unbehülflich, daß sie nicht gehen, nicht kriechen, daß sie ihre Gliedmaßen überhaupt nicht gebrauchen können. Lange hat man sich damit abgemüht, zu erklären, wie die Jungen in den Beutel kommen, wo sie Nahrung an den Brüsten der Mutter finden; man ist endlich durch Beobachtung in der Gefangenschaft befindlicher Exemplare zu der Lösung des Räthsels gelangt. Die Mutter nimmt das Thierchen ganz zart mit den Lippen auf und bringt es so an seinen Ort, wo es verweilt, bis es sich einigermaßen selbst helfen, sich bewegen kann, dann schlüpft es aus und ein nach Gefallen und dann hilft ihm die Mutter auch nicht mehr mit den Lippen, sondern sie faßt es ohne Umstände mit den Händen.

Zu diesen eigenthümlichen Geschöpfen gehört unter anderen auch der Wombat, ungefähr von der Größe der Waschbären, nicht eben sehr bösartig und auch kein Raubthier, sondern Kräuter und Obst fressend; ferner der Beutelbär oder Koalla, die Känguruhratte, so groß wie ein Kaninchen, das gestreifte Känguruh, noch etwas kleiner das aruische Känguruh, von der Größe eines Hasen, die Beutelratte, das Beuteleichhörnchen, das fuchsartige Känguruh, welches fleischfressend ist, der Beuteldachs, Beutelmarder, Beutelwiesel u. s. w., welche sämmtlich zu diesem Geschlechte gehören und sämmtlich Australien bewohnen. Das sogenannte und zuerst angeführte gigantische Känguruh, welches, von der Größe eines Schafes, doch aufgerichtet Manns-

höhe erreicht, ist das mächtigste unter allen Landthieren von Australien; wir sehen hieraus schon, daß der neue fünfte Welttheil von der Natur dürftig genug bedacht, wenn schon jedenfalls durch große Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet ist.

Wohl noch wunderbarer ist das Schnabelthier (Ornithorhynchus), gleichfalls den Beutelthieren angehörig, obwohl der Beutel eigentlich fehlt und es nur den doppelten Schließknochen desselben besitzt. Von der Gestalt einer Fischotter und mit einem so schönen Pelz wie diese versehen, hat es doch etwas ganz Apartes, es hat einen breiten Entenschnabel, einen Schnabel, wie er sein müßte, wenn die Ente, zu der er gehörte, doppelt so groß wäre wie ein Schwein. Dies Beispiel von Vereinigung eines Vogelschnabels mit einem Säugethierkörper steht ganz vereinzelt da und es wird nirgends als in Neuholland gefunden. Daß es zu den Säugethieren gehöre, ist durch die vorhandenen Milchdrüsen unzweifelhaft bewiesen; Neuholland zählt mehrere verschiedene Species.

Daß jetzt auf Neuholland zahllose Heerden von Rindern, Schweinen und Schafen gefunden werden, selbst in wildem Zustande, ist keine Widerlegung der obigen Behauptung, dieselben sind nämlich alle durch Europäer dort eingeführt.


Emu oder Dromé-Kasuar von Neuholland.

Unter den Vögeln findet man zwei von ganz besonders auffallender Art und Form; der eine ist der Kasuar, wovon wir nebenstehend ein Bild geben, der andere ist die Mänura oder der Leiervogel, ein wunderbar schönes Thier, beinahe von der Größe eines Truthahns und ausgezeichnet durch zwei Schwanzfedern, welche, wenn sie aufgerichtet stehen, genau so aussehen, wie man die Leier oder Lyra der Alten abgebildet findet. Um die Aehnlichkeit vollkommen zu machen, hat

dieses wunderschöne Thier in seinen schneeweißen, sehr zarten Federn, denen der Reiher ähnlich, nur von dreifacher Länge, auch noch gewissermaßen Saiten zu dieser Lyra, denn sie stehen zwischen den breiten Schwanzfedern ganz gerade auf und vollenden das eigenthümliche und prächtige Aussehen dieses Vogels.

Um auf den Kasuar zurückzukehren, so ist es eben dieser Vogel, welcher die Veranlassung gegeben hat, zu sagen, Neuholland sei das Land der Vögel ohne Federn. Das, was den Kasuar bedeckt wie eine Art von Pelz und was man Haar genannt hat, ist dieses keineswegs, sondern es sind Federn von der Art derjenigen, welche die Halskrause unseres Haushahns bilden; der Kiel ist verhältnißmäßig sehr lang, sehr weich und biegsam, die beiderseitig stehende Fahne ist überaus kurz und gar nicht widerstandsfähig, so daß allerdings, wenn man die Feder aus dem Gänseflügel mit der Kasuarfeder vergleicht, man sagen kann, die Kasuarfeder sei keine Feder, während man sagen sollte, sie sei eine anders gestaltete Feder.

Wir haben noch eine große Menge von Eigenthümlichkeiten im Pflanzen- wie im Thierreiche, doch sind uns die Grenzen zu eng gesteckt, als daß wir näher darauf eingehen können, wir müssen uns auch ein wenig mit Land und Leuten beschäftigen.

Das Kärtchen auf der folgenden Seite wird unseren Lesern zeigen, daß die Umrisse der Insel ganz bekannt sind; reichlich vier Fünftel so groß, als ganz Europa, nannte man früher dieses Land den Südkontinent, bis man dahinter kam, daß es eine Insel sei und man nunmehr von neuem auf die Entdeckung eines Kontinents ausging, als welcher Neuholland nicht groß genug erschien, die Leute waren nämlich immer um das Gleichgewicht der Erde besorgt und hielten für dasselbe einen solchen südlichen Kontinent durchaus nöthig.

Bis vor zwanzig Jahren war nur jener äußere Küstenrand, welcher im Südosten der Insel liegt und woselbst die Engländer ihre Verbrecher-Kolonie angelegt haben, bekannt genug, um davon Karten entwerfen zu können, alles Uebrige blieb völlig im Dunkeln. Indessen sind vielfältig größere und kleinere Reisen gemacht worden, es haben sich im Süden, es haben sich ferner im Osten und Westen der großen Insel Niederlassungen gebildet und von diesen aus ist das Land doch nach und nach so weit erforscht, daß man jene Fabel von einem Meere im Innern und Gebirgen am Rande, von Flüssen, die nicht in das Meer, sondern von dem Meere wegströmen, widerlegt, als Fabel festgestellt hat. Noch bleibt immer sehr viel zu thun, dennoch ist unsere Kenntniß eine vollständig andere, als diejenige, welche man am Anfange dieses Jahrhunderts hatte; schon unser

kleines Kärtchen lehrt, daß man von sehr vielen Punkten hundert Meilen, zweihundert Meilen weit in das Innere des Landes gedrungen ist und vor allen Dingen ist das östlich gelegene Neusüdwales, Neugallien und Victoria, so weit durchforscht, daß man sagen kann, ein volles Drittheil von Neuholland gehöre keineswegs mehr zu den unbekannten Ländern; ein großer



Karte von Neuholland.

Theil davon ist von Europäern aus aller Herren Länder kolonisirt, anfangs hat die Schafzucht unzählige Menschen dahin getrieben, dann aber kam das kalifornische Goldfieber, welche eine Zeit lang die Auswanderung hierher hemmte, bis auch in Australien Gold entdeckt wurde und nun der Strom mit erneuerter Stärke sich hierher wendete. Das Interessanteste aber sind nicht jene aus allen Winkeln von Europa zusammengelaufenen Müßiggänger, welche erst hier arbeiten lernen, sondern es sind die Eingeborenen, welche man weit zurückgedrängt hat und von denen man die allerabscheulichsten Dinge erzählt, bis es denn der wachsenden Bekanntschaft mit ihnen gelungen ist, auch diesen Schleier zu lüften und zu zeigen, daß nicht Alles so schlimm ist, als man von ihnen sagt.

Allerdings steht die Gesammtheit der dortigen Einwohner niedriger als die europäische Race, doch sollen wir sie darum eher bedauern, als verachten und verabscheuen, überdies sind sie durch das Erscheinen der Weißen nicht nur zurückgedrängt, sondern mit dem Untergange bedroht, indem die weiße Race überall unter den Eingeborenen die Branntweinpest und, wie es scheint, auch die Pocken verbreitet. Gewiß können die Weißen sich nicht rühmen, im Austausch gegen ihren Boden, ihre Wälder, ihre Jagdgründe ihnen etwas Anderes als Laster und damit verknüpfte Krankheiten gegeben zu haben. Die Europäer sind zu sehr bei dem Untergange dieser Völker interessirt, als daß man sie für unparteiische Richter in dieser ihrer eigenen Sache halten könnte.

Wenn die Bewohner von Neuholland bis jetzt in einem sehr untergeordneten, rohen Naturzustande gelebt haben, wenn sich bei ihnen keine Spur von Civilisation gefunden hat, so war dieses wohl eine Folge der eigenthümlichen Lage, in der sie sich befanden. Die Erde, auf welcher sie lebten, trug ihnen kein Getreide, keinen Reis oder türkischen Weizen, keine Pisang- und keine Brodfrucht, von der sie sich hätten nähren können. Keine Aepfel, keine Birne hängt an ihren Bäumen, einige unbedeutende Beeren, welche nicht genügend sind, um den Hunger eines Kindes zu stillen, wachsen an ihren Sträuchern.

Desto reichlicher ist das Land mit Thieren der harmlosesten Art versehen, Säugethiere und Vögel sind in großer Menge vorhanden, man darf nur die Hand ausstrecken, um sie zu fangen. Böse Thiere außer einigen Schlangen giebt es dort gar nicht.

Zur Entschädigung für manche Entbehrung könnte ihnen ein überaus mildes Klima dienen, welches ihnen gestattet, ohne irgend einen Schutz durch künstliche Wohnungen zu leben, ein Tag folgt dem andern ohne Hunger, ohne Noth, ohne Frost, so wie ohne übermäßige Hitze, ihre Nahrungsmittel waren in jeder Tages- und Jahreszeit dieselben, was hätten sie nöthig gehabt zu arbeiten, nachzudenken, sich zu einem höheren Wesen zu wenden.

Wie sehr die Natur auf den Menschen einwirkt, möge ein Beispiel uns zeigen. Im Jahre 1836 kam der Engländer Batman mit seinen Begleitern nach Südost-Australien, um sich dort niederzulassen; als sie die Schiffe verließen, sahen sie unter den Eingeborenen, welche mit größtem Erstaunen die Ausschiffung beobachteten, einen Mann von ungewöhnlicher Größe und Breite, in allem Uebrigen den Eingeborenen gleich. Als man sich demselben näherte, als man zu ihm und seiner Umgebung zu sprechen begann, schien er aus einer Art stumpfer Unempfindlichkeit zu erwachen. Er wiederholte

die Worte, welche man an ihn gerichtet hatte, er schien Gedanken, seit lange vergessen, wieder erwecken zu wollen, nach und nach gelangte er dahin, sich den Neuangekommenen in englischer Sprache verständlich zu machen. Er war selbst ein Engländer Namens Bukley, war Soldat gewesen und wegen Vergehens gegen einen Vorgesetzten zur Deportation verurtheilt worden. Bei der Ausschiffung am Port Philipp im Jahre 1803 war er entflohen, war zu den Schwarzen gelangt und hatte sich mit ihnen verbunden und so dreiunddreißig Jahre unter ihnen gelebt. Ganz und gar zum Wilden geworden, hatte er Alles vergessen, allen seinen Gewohnheiten entsagt, war ihm selbst seine Sprache abhanden gekommen.

Wenn der Boden, auf dem er stand, einer Verbesserung aus sich selbst fähig gewesen wäre, wenn Bukley andere Bedürfnisse nöthig gehabt hätte, als die Eingeborenen, würde er nicht einige Umwandlung in ihrer Lebensweise hervorgebracht, würde er sie nicht einigermaßen civilisirt haben? würde er sie nicht gelehrt haben, sich ein Obdach zu bauen, Kräuter, Wurzeln, mehltragende Gräser zu ihrer Nahrung zu pflanzen? Alles dieses geschah nicht, man könnte sogar zum Sicheren beweisen, daß, wo die Natur das nothdürftig Nöthige giebt, der Mensch auf keine Art von innen heraus bewogen wird, das Bessere und Ueberflüssige zu suchen.

In der Kolonie Victoria findet man fern von den Ufern des Meeres und der Flüsse einen Fleck, der auf den Karten englischen Ursprungs als Territorium der Schwarzen bezeichnet ist (auf unserem Kärtchen sieht man die Worte Süd-Australien über Adelaide und Melbourne von einer punktirten Linie umschlossen); hier soll der Ueberrest des Stammes der Yarri sich aufhalten. Ob irgendwo, als auf der Karte, noch eine solche menschliche Rücksicht genommen wird, ist uns unbekannt, aber das ist nicht unbekannt, daß gerade die für sie reservirte Stelle unter allen Flecken der Erde vielleicht die ungeeignetste ist zum Wohnsitz der Menschen, gleichviel, ob sie schwarz oder weiß sind. Dieses Territorium ist eine wasserlose Wüste und es klingt wie ein schnöder Hohn, wenn man ein solches Land als den reservirten Sitz einer Nation, die man von ihrem Boden verdrängt hat, bezeichnet. Freilich besteht diese Nation nur noch aus siebzehn Individuen und da sie es verschmähen, ihre Kinder groß zu ziehen, weil sie ihre Race nicht vermehren, das Elend derselben nicht verlängern und ihren Untergang nicht verschieben wollen, so werden dieselben wohl in wenigen Jahren vollständig vertilgt sein. Für jetzt leben sie lediglich davon, daß sie Vögel und anderes Wild für die benachbarten Kolonisten, auf deren Territorium sie vereinzelt wohnen, schießen und sich dafür Brod, Branntwein und Schießbedarf eintauschen. Es denkt von den Kolonisten Niemand daran, sie auf ihr Territorium zu verweisen, so gütig konnte nur die engländische Regierung

sein; die Leute haben sich nützlich gemacht, leben in Frieden und werden hoffentlich in Frieden scheiden.

Man hört so viel von der Häßlichkeit dieser Leute sprechen, in der That ist dieselbe nicht so groß, unter den Männern wenigstens giebt es viele, die gut gewachsen sind und welche sich auch mit Stolz und Anstand benehmen, auch zeigen sie sich niemals kriechend, selbst wenn sie sehr bedürftig um Nahrung bitten, geschieht es ohne alle Gemeinheit und Erniedrigung; indessen fühlen sie sehr wohl, daß sie der weißen Race untergeordnet sind und sie haben sich darein gefunden, von ihrem Boden zu verschwinden; dabei trösten sie sich mit dem Gedanken, daß sie selbst zu Weißen werden und als solche in ihr Land zurückkehren. Derselbe Gedanke wird von den nordamerikanischen Eingeborenen ausgesprochen: „wie die Weißen kommen, so verschwinden die Rothhäute, aber nach und nach werden alle Rothhäute zu Weißen werden.“ Ob noch jetzt die Rothhäute so denken, dürfte vielleicht zweifelhaft sein, wenigstens hat das gründlich schlechte Benehmen der Europäer sie zu der Ueberzeugung geführt, daß sie die bei weitem edlere und höherstehende Race sind, und was die physischen und moralischen Eigenschaften betrifft, so dürften sie hierin vollkommen Recht haben, nur in der Industrie ist die weiße Race ihnen voraus.

Die Schwarzen bilden Familien, ein jeder derselben hat nur eine Frau und sie heirathen niemals in dem eigenen Stamme, die gewünschte Frau wird aus einem benachbarten Stamme geraubt, wobei jederzeit ein Scheingefecht stattfindet, welches übrigens mit Tänzen endet und mit einer Schlemmerei, soweit ihre Mittel es erlauben.

In früheren Zeiten lebten sie in einzelnen Stämmen vereinigt, jetzt, wo sie an Zahl so sehr zusammengesunken sind, haben sich alle Stämme einer Nation vereinigt und sie leben auf solche Art zu zwanzig, zu funfzig an einem gemeinschaftlichen Aufenthaltsorte. Während des Sommers bedürfen sie durchaus keines weiteren Schutzes, als gegen die Sonne; diesen erhalten sie durch einige Zweige eines Gummibaumes oder allenfalls auch eines anderen myrthenartigen Gewächses, wo der Schatten allerdings sehr mager ausfallen würde; indessen läßt sich ja helfen, indem man der Zweige mehr, als bei gut belaubten Bäumen nöthig wäre, an und auf einander legt.

Während des Winters suchen sie allerdings Schutz gegen den Regen und dies zeigt nachstehendes Bild; der lang hingestreckte Mann liegt so nahe als möglich an der Wand, welche aussieht, als wäre sie von Brettern gemacht und welche die einzige der Hütte ist; dicht neben ihm sitzt die Frau, allerdings keine Schönheit und doch aus Liebe genommen, denn nur die Zunei-

gung bestimmt die Wahl, nicht etwa ihr Reichthum, wie manchmal bei uns oder vielmehr wie immer bei uns.

Diese Bretter sind mehrere Fuß breite Rindenstücke, von dem Gummibaum abgelöst, sie werden durch Steine beschwert, gerade gestreckt, gegen ein paar hoch angebrachte, horizontal liegende Stangen gelehnt und sind so das Einzige, was der Australneger sich als Schutz gegen die Witterung erbaut. Aendert der Wind seine Richtung, so ändert der Eingeborene auch die Stellung der Wand und hiermit ist seine Sorge, ist sein Hausbau beendet, ein Haus von einer einzigen Wand.



Eingeborene von Neuholland.

Jetzt haben die Eingeborenen Beile von Eisen, womit sie das Holz bearbeiten können, sonst geschah dieses durch gespaltene und scharf geschliffene Steine; an die Stelle ihrer Pfeile ist das Feuergewehr getreten, auch das wunderbare Instrument, welches säbelartig gekrümmt, von schwerem Holz gemacht, nach den Feinden geworfen wird und zu seinem Entsender durch die Luft zurückkehrt, findet sich jetzt häufiger in den ethnographischen Sammlungen, als unter den Eingeborenen selbst.

Verschiedene der kleineren Vierfüßler, die ihnen zur Nahrung dienen, schlafen am Tage in Höhlen der Bäume; um dieselben zu fangen, erklettern sie die Bäume und lassen Widerhaken von Eisenholz, scharf zugespitzt, an einer Leine in die Höhlung hinab; wird das Thier davon getroffen, so kann es sich nicht mehr befreien, es wird an der Leine heraufgezogen und dient dem Wilden für einen Tag zur Nahrung, und muß auch wohl sein Kleid

hergeben, wenn der Winter naht, indessen es fortgeworfen wird, so lange noch keine Besorgniß um Regen oder kühle Witterung vorhanden ist.

Mit großer Geschicklichkeit besteigen die Leute Bäume von einer Stärke, welche sie vollständig hindert, diese zu umspannen. Sie hauen sich Stufen in den Stamm, besteigen sie mit zwei Füßen und einer Hand und bedienen sich der anderen Hand, um eine weitere Stufe in den Stamm zu schlagen, auf welche Weise sie dann immer höher und höher gelangen bis zu dem Ziele, welches sie sich gesteckt haben.

Die Säge war ein ihnen vollkommen unbekanntes Instrument und ergötzlich die Art, wie sie die Wirkung derselben versuchten. Als sie von engländischen Matrosen den Gebrauch derselben und die Art, sie zu führen, kennen gelernt hatten, stieg ein solcher Eingeborener mit der Säge auf einen Baum, setzte sich rittlings auf einen Ast und sägte mit großer Vehemenz darauf los, bis zu seiner nicht geringen Verwunderung er mit sammt dem Ast zu Boden fiel, eine Scene, welche sich in jeder Kolonie wiederholt haben soll, wenn die Eingeborenen noch keine Säge kennen gelernt hatten.

Die Frau, welche den Mann immer zur Jagd begleitet, trägt das Thier oder die Thiere, wenn es dem Herrn gefällt, die Jagd fortzusetzen. Wenn die Leute von einem Orte zum andern sich begeben, um ihr Lager zu verändern, so trägt die Frau die Nahrungsmittel am Halse, das jüngste Kind auf dem Rücken, das getödtete Wildpret in der einen Hand, in der andern aber einen brennenden Zweig des Gummibaumes, welcher dienen soll, um an der neuen Niederlassungsstelle Feuer anzuzünden, denn sie verstehen nur, ein Feuer am andern zu erhalten, nicht, es zu erwecken. Auf dem Marsche geht der Mann voran, gar nichts weiter als seine Waffen tragend, ihm folgt die Frau mit der beschriebenen Last, ihr die Kinder nach ihrer Größe, alle gehen in einer Reihe im sogenannten Gänsemarsch; wahrscheinlich kommt dies daher, daß sie sich vor kriechendem Gewürm, vor Schlangen fürchten, wo der erste gegangen ist, geht der zweite vollkommen sicher, eine Behauptung, welche übrigens durch die Gebrüder Schomburg in der Guyana widerlegt wurde, wo eine unglückliche junge Eingeborne, die letzte von sieben Personen, von einer Schlange, an der alle anderen unverletzt vorüber gegangen waren, zweimal und zwar tödtlich gebissen wurde. Man glaubt übrigens, die amerikanischen Eingeborenen gingen in diesem Gänsemarsch, um ihre Zahl zu verbergen. Diesen Grund haben die Eingeborenen von Neuholland nicht, denn sie leben unter sich nicht so im Kriege, wie die Amerikaner.

Sie sind große Liebhaber von Fischen, unter diesen aber vorzugsweise von Aalen, welche sie auf eine eigene Weise zu fangen wissen. So viele

wie ihrer beisammen sind, gehen, ein jeder mit zwei Speeren bewaffnet, in den Sumpf, von welchem sie wissen, daß er ihren Lieblingsfisch beherbergt, hier stechen sie mit ihren Lanzen auf gut Glück in den Sumpf hinein und wiederholen dies so lange, bis sie einen Aal gespießt haben, was sie daran bemerken, daß derselbe die Lanze heftig in Bewegung setzt; es wird nun sogleich der zweite Speer nach jener Richtung gestoßen, so lange, bis auch dieser den Aal getroffen hat und nunmehr, die beiden Speere möglichst aus einander spreizend, erhebt der glückliche Fänger eines solchen den Aal aus dem Wasser und schleudert ihn nach dem Ufer zu, woselbst er von den anwesenden Frauen sofort zerstückelt wird. Hat man so viele gefangen, als man glaubt zur Mahlzeit zu gebrauchen, so werden viele große Feuer neben einander gemacht und wenn nur noch Kohlen übrig sind, so legt man die Stücke des Aals darauf und läßt sie rösten. Von Europäern wird versichert, daß dieses ein köstliches Gericht sei und man dabei nichts als das unappetitliche Aussehen zu überwinden habe.

Die Leute sind ganz geschickte Schiffbauer; freilich sind es nicht Kriegsschiffe, welche sie bauen, sondern nur Kähne, um die Flüsse oder die Meeresküste zu befahren, aber sie erfüllen ihren Zweck vollkommen und sind durchaus nicht kostbar. Von dem Baume, den wir Eucalyptus nennen, nehmen sie die Rinde, sie suchen sich einen solchen aus, der eine möglichst starke Krümmung hat, spalten die Rinde auf der hohlen Seite des Baumes so lang, als sie ihren Kahn machen wollen, und schneiden alsdann sowohl oben als unten diese Rinde rings um den Baum durch; nun wird das ganze Kleid des Gummibaums demselben abgezogen, indem man abwechselnd die Schärfe und die Stiele der Aexte oder Beile zwischen die Rinde und das Holz bringt und so die erstere ganz von dem Stamme trennt.

Dieselbe ist sehr harzreich, sehr elastisch und bei der Dicke von einem Zoll auch reichlich stark genug, um ein paar Leute zu tragen und dem Wasser Widerstand zu leisten. Die Rinde wird durch ein paar hölzerne Streben so weit aus einander gedrängt, daß ein Mensch bequem darin sitzen kann. Bei größeren Bäumen erhält man einen Kahn von doppelter Breite, in der Regel will man denselben jedoch nicht größer haben, als daß er zwei Männer trägt. War es nicht möglich, einen Baum zu finden, welcher die erforderliche Krümmung gehabt hätte, so wird natürlich der Schnabel und das hintere Ende des Kahns nicht hoch genug stehen, um dem Wasser den Eintritt zu verwehren, in diesem Falle macht man an diesen beiden Enden eine künstliche Wand von nassem Lehm. In solchen zerbrechlichen Fahrzeugen legen die Wilden erstaunliche Strecken zurück.

Daß es ihnen nicht an manchen Fähigkeiten gebreche, haben sie bewiesen,

so wie die Engländer zugleich bewiesen haben, daß sie nicht verstehen, Menschen zu behandeln.

Als das Goldfieber so recht im Gange war und von den Kolonien aus große Transporte von Gold nach den Hafenplätzen gingen, fand sich, wie bei der kaukasischen Race immer, die Raublust ein, die Wege wurden unsicher und man mußte Soldaten heranziehen, um die Transporte zu schützen. Diese waren aber bald nicht mehr in genügender Anzahl vorhanden. Da kam man auf den Gedanken, Eingeborene in die rothe Jacke zu stecken und auf Pferde zu setzen und dieselben haben sich sowohl als sehr lernfähig und gutwillig, wie auch als tüchtige Reiter und treue, zuverlässige Menschen gezeigt, aber freilich wollten die Bösewichte sich die neunschwänzige Katze nicht gefallen lassen, welche sie bekamen, wenn sie einen Offizier ansprachen oder auch nur ansahen. Nach erlittener Strafe entwichen sie allemal, mitunter auch wohl erst, nachdem sie den Zuchtmeister ermordet hatten — nun es liegt auf der Hand, daß mit Kreaturen solcher Art, welche so dem einzigen Civilisationsmittel Widerstand leisten — nichts anzufangen ist. Man mußte den Gedanken, sie zu civilisiren, aufgeben und sie ganz einfach vertilgen, wie man auch Wölfe und Hyänen, wie man Luchse und Bären vertilgt — was kann schändlicher sein, als sich nicht prügeln lassen zu wollen.

Um eine Skizze von dem Leben eines sogenannten Squatters in Australien zu geben, wollen wir den Angaben eines Schweizers, des Herrn von Kastella, folgen, welcher die Erlebnisse einer solchen Reise und eines solchen Aufenthaltes in Neuholland beschreibt.

Zweihundert Meilen nördlich von Sidney findet sich ein weiter, an Räumlichkeit einem Königreiche vergleichbarer Landstrich, welcher Neu-England genannt wird; er ist in sehr große Güter, wenn man sie so nennen will, getheilt, welche mitunter 30,000 Stück Rindvieh oder 100,000 Schafe zählen. Station ist der Kunstausdruck für dieselben. Die Besitzer solcher Stationen haben in der Regel ihren Wohnsitz in Sidney, denn der Boden jener Gegenden ist undankbar, das Klima während des Sommers sehr heiß, während des Winters unangenehm kalt, da Neu-England ein bedeutend hoch erhobenes Plateau bildet, welches den Winden nach allen Richtungen hin ausgesetzt ist.

Dieser Distrikt ist berühmt durch sein großes und schönes Vieh, welches, nach den südlicher gelegenen Gegenden gebracht in bessere Weide und ein angenehmeres Klima, sehr rasch zunimmt und in kurzer Zeit als gemästet verkauft werden kann. Diese Stationen in Neu-England sind also ausschließlich zur Erziehung der Thiere, zur Zucht der Rinder und

Schafe bestimmt und sie versorgen die Kolonien Victoria und Adelaide mit dem nöthigen Schlachtvieh; aber die Reise, welche dasselbe machen muß, ist beschwerlich und dadurch wird dieses Vieh sehr vertheuert.

Es gehört viel Muth und Unternehmungsgeist dazu, eine solche Reise zu wagen und es gehört viel Geld dazu, um das nöthige Vieh zu kaufen, und wie viele Menschen man auch zu dieser Reise mitnehme, das Auge des Herrn darf niemals müde werden, und je größer seine eigene Ermüdung bei einer so beschwerlichen Reise wird, je größer muß die Aufmerksamkeit auf die Anderen, auf die Untergebenen sein, welche nur Lohn und keinen Gewinn von der Sache haben. Aber wie ermüdend, beschwerlich und gefährdend diese Expeditionen immer seien, der große Gewinn, welcher demjenigen sicher ist, der sein Vieh glücklich an Ort und Stelle bringt, ist so verlockend, daß es immer Leute giebt, welche dergleichen Unternehmungen wagen.

Die zu beschreibende Reise wurde von zwei Männern, Dargy und Leuba, von Sidney unternommen. Die beiden genannten Personen hatten sieben Gehülfen bei sich, unter denen zwei Schwarze waren, ferner hatten sie sechs tüchtige Zugpferde und eine genügende Anzahl von Reitpferden bei sich; die Wagen, von äußerster Stärke, hatten sämmtlich bereits eine Reise in die Minen gemacht, waren mithin erprobt. Die Lebensmittel bestanden aus einer Tonne Mehl, mehreren Centnern Zucker, einer Kiste Thee, einer Tonne gesalzenen Rindfleisches und einem Faß Branntwein. Ein Zelt war bestimmt, um die beiden Reisenden aufzunehmen, die Arbeiter mußten im Freien zubringen, wie sie vermochten. Von Maitland am Hundeflusse begann die Landreise, bis dorthin war man mittelst des Dampfschiffes gelangt.

Dreihundert Meilen ungefähr ist dieser Ort von den Viehdistrikten entfernt und diese Strecke muß in kleinen Tagereisen zurückgelegt werden, weil man die Kräfte der Pferde für die spätere Arbeit zu schonen alle Ursache hat. Jeden Tag macht man ungefähr acht Meilen und Abends, wenn man an einem Bach oder einem See anlangt, koppelt man die Pferde und überläßt ihnen, sich während der Nacht das Futter zu suchen.

Einen Monat ungefähr nach ihrer Abreise von Maitland erreichte die Karawane die sogenannten Stationen und sie fanden auf einer ungeheuer weit ausgedehnten Hochfläche nichts weiter, als unzählige Rinder und Schafe inmitten einer höchst dürftigen Vegetation. Nur wenige und erbärmliche Hütten sieht man auf den weitesten Räumen vertheilt; Weewaa ist das einzige Dorf in diesem ungeheuren Raume, es hat jedoch eben so elende Hütten, als die übrigen vereinzelten sind und höchstens 300 Ein=

wohner; es ist das Centrum des ganzen Distrikts und die Hauptstadt desselben.

Hier wurde der beabsichtigte Handel um das Vieh geschlossen und seine Hüter verloren sich in die Wüste, um es zusammen zu holen; nach etwa einer Woche hörte man schon von weitem das Brummen und Brüllen der Rinder, sogleich stieg der Käufer mit seinen Begleitern zu Pferde, um die Thiere in Empfang zu nehmen; sie führten eine Anzahl der Milchkühe des Dorfes mit sich und riefen dieselben in den Fluß, damit die Heerde, welche von der andern Seite desselben ankam, um so leichter bewogen wurde, denselben zu durchschwimmen. Der Namoi, an welchem der Ort liegt, hat eine Breite von vierhundert Fuß, niemals kann man einen solchen Strom mit einer zahlreichen Heerde ohne Schwierigkeit überschreiten, man theilt daher die ganze Masse in Trupps von ungefähr dreihundert bis vierhundert Köpfen, dann werden sie mit langen Peitschen und unter wildem Geschrei der Treiber auf das Wasser zugejagt. Wenn die Rinder nun kein Entkommen sehen, so stürzen sie sich in den Fluß und durchschwimmen denselben in geschlossenen Reihen. Aber nicht selten geschieht es, daß, in der Mitte angelangt, sie einen großen Bogen beschreiben und nach dem verlassenen Ufer zurückkehren. Es ist nichts weiter zu machen, als die ganze Jagd zu erneuern, bis es gelungen ist, die erste Abtheilung hinüber zu bringen.

Alsdann beginnt aber eine beschwerliche Arbeit entgegengesetzter Art, man hat nämlich die größte Mühe, das Gethier zu hindern, auf einmal und in ganzer Masse sich in das Wasser zu stürzen, was sehr üble Folgen haben würde, denn die stärkeren Rinder steigen während des Schwimmens auf die minder starken und drücken sie unter sich. Noch übler ist es beim endlichen Anlangen am jenseitigen Ufer und mehrere tausend Rinder, gleichzeitig übergehend, würden sich mindestens decimiren.

Der Uebergang einer großen Heerde über solchen Fluß ist bei alledem ein schönes und aufregendes Schauspiel und man wird durch den Anblick für die Gefahr, die damit verbunden ist, wohl entschädigt.

In früheren Zeiten waren diese Heerden gleich denen in Südamerika nur das werth, was ihr Fell werth war, jetzt ist dieses bedeutend anders geworden. In dem vorliegenden Falle wurden dreijährige Rinder, welche noch eine Reise von dreihundert Meilen zu machen hatten und dann gemästet werden mußten, mit 25 Thalern unsern Geldes (3 Pfund 12 Schilling) bezahlt, was bei 2000 Stück 50,000 Thaler ausmacht, ein Kapital, welches baar ausgezahlt werden muß und welches zu wagen immer Muth erfordert, denn die vollständigste Gesundheit und Rüstigkeit garantirt keinesweges die glückliche Ankunft am entfernten Orte. Wer der Sache

nicht kundig ist und das Vieh übertreibt, kann dasselbe bis auf das letzte Stück verlieren und dieses wird immer der Fall sein, wenn man die Reise im Sommer macht, was aus diesem Grunde natürlich nicht geschieht. Der Winter, d. h. die Regenzeit, die kühlere Jahreszeit, ist auch diejenige, in welcher überall des Futters genug gefunden wird.

Einen Tag, nachdem das Vieh auf der Station angelangt war, setzte man sich in Bewegung und jetzt begann die eigentliche Arbeit für die Leute, es handelte sich nämlich darum, die ganze ungeheure Heerde in Bewegung nach einer Richtung zu halten, die Thiere nicht zu jagen, sondern ihnen genügend Zeit und Raum zu lassen, damit sie auch dann und wann einen Mund voll Futter nehmen können; eben so wichtig ist es, zu verhindern, daß dieselben sich zu weit zerstreuen und es gehört sowohl Aufmerksamkeit als Entschlossenheit dazu, mit den wilden, durchaus nicht gutmüthigen Thieren fertig zu werden.

Der Herr der Heerde geht gewöhnlich voraus, um einen Platz zur Mittagsruhe auszusuchen, langsam folgt ihm die Masse des Viehes; das Zelt, welches während der Nacht zum Ruheplatz gedient hat, wird von zwei Leuten abgebrochen, zusammengelegt, auf die Wagen gepackt, dasselbe geschieht mit dem zum Theil abgeladenen Proviant und sind sie mit dieser Arbeit fertig, so folgen sie mit den beiden Wagen langsam der Heerde nach, deren Spuren sie an einem möglichen Irrthum hindern.

Zur Mittagszeit, welche man immer an einem Flusse erwartet, wird das Zelt wieder aufgeschlagen, dasselbe geschieht am Abend und auf solche Weise wird ununterbrochen abgepackt, fortgezogen, bis die Reise zurückgelegt ist. Die Schwarzen, die Eingeborenen versorgen in der Regel die Mannschaft mit Wild; wenn sie darin nicht glücklich sind, so muß man zu dem gesalzenen Rindfleisch schreiten und wenn schließlich auch dieses ausgeht, so bleibt nichts übrig, als ein Rind der Heerde zu schlachten, weshalb man auch immer einige Centner Salz mit sich führt, um das Fleisch gegen das Verderben zu bewahren. Das Getränk besteht durchweg in Thee.

Die Tagereisen sind nur kurz, denn man will die Thiere nicht abtreiben, man will dieselben bei Kräften und bei genügendem Muth erhalten. Lange vor Sonnenuntergang hält man schon an, es hat das Vieh seinen Tagemarsch vollbracht; nicht so mit den Menschen, deren Arbeit in der Nacht keinesweges aufhört; dieselben theilen sich in zwei Hälften, von denen die eine bis Mitternacht, die andere von da bis zum Morgen Wache hält, damit das Vieh sich nicht verläuft; es kommen also nach solchem Marsch nicht mehr als sechs Stunden Schlaf auf den Arbeiter und mitunter darf der Herr sich nicht einmal so viel Ruhe gönnen, denn er muß während der Nacht verschiedene Male aufstehen und die Posten visitiren, um zu sehen, ob sie

ihre Schuldigkeit thun oder ob sie wohl gleich denjenigen schlafen, von denen sie in kurzem abgelöst werden sollen.

Solche Nächte sind mitunter geeignet, die ganze Kraft der Hüter aufzureiben. Nicht selten geschieht es, daß die Rinder sich nicht niederlegen, sondern in Bewegung bleiben, ohne daß man irgend einen Grund davon weiß; sind die Nächte aber gar finster und stürmisch, so werden die Thiere wild, versagen allen Gehorsam und die armen Hüter befinden sich in der allerübelsten Lage, die es giebt. Von einem panischen Schrecken ergriffen, durchbrechen die Stiere die Reihen ihrer Hüter, gehen gerade auf sie los und obwohl diese versuchen, sie durch die Peitsche in Schrecken zu setzen oder ihnen brennende Büschel von Stroh an den Kopf zu werfen, um sie zur Umkehr zu zwingen, so ist doch alles vergeblich, sie gehen auf die Menschen los und lassen ihnen kaum Zeit, sich hinter einen Baum zu verbergen, dann fliehen sie alle in einer Richtung in wildem Sturme davon und es muß Alles zu Pferde, der Heerde nachzusetzen; nicht selten vergeht darauf die ganze Nacht und man findet das Vieh erst am Morgen wieder.

Menschen wie Thiere erkennen gern einen Führer an, bei den Schafen ist ein solcher Führer unter dem Namen Leithammel Jedermann bekannt, aber auch bei Rindern und Pferden ist es ganz eben so, wo ein solcher Leitstier hingeht, folgt ihm sein zugehöriger Trupp, er ist gewissermaßen der Patriarch desselben; wenn er auch nicht der Aelteste, so ist er doch jedenfalls der Stärkste dieser Abtheilung, ihm schließt eine beliebige Anzahl sich an.

Das geübte Auge des Squatters entdeckt diese Thiere bald in der Heerde, lernt sie kennen und unterscheiden und zählen. Nach und nach wird das Zusammensein der Heerde darnach bestimmt, ob alle Leitstiere vorhanden sind. Bei einer Heerde von zweitausend Stück macht sich der Verlust von funfzig und mehr dem Auge durchaus nicht bemerklich, da sieht man denn auf diese Leitstiere und wenn sie alle beisammen sind, so weiß man, daß auch nicht ein Thier der ganzen Heerde fehlt; wenn umgekehrt einer derselben abwesend ist, so kann man sicher sein, daß mit ihm sein ganzer Anhang entwichen ist. Dann wird gesucht, zwar nach allen Richtungen, hauptsächlich aber nach der Gegend, woher man gekommen, denn es läßt sich zehn gegen eins wetten, daß die Abgezogenen sich in bequemem Marsche gegen ihre alte Heimath befinden. Die ganze Heerde muß in solchem Falle mehrere Tage ruhen und einige der Leute kehren zurück, um die Vermißten zu holen.

Zweiundzwanzig Tage nach der Abreise von Weewaa erreichte die Heerde das Ufer des Flusses Macquarie, eines Flusses so breit wie die Elbe bei Dresden, in der damaligen Zeit aber durch den Regen so hoch angeschwellt,

daß die ganze Expedition acht Tage auf seinem nördlichen Ufer zubringen mußte, bevor sich ein günstiger Augenblick zum Uebersetzen fand.

Die Schwarzen waren hier sehr nützlich, sie bauten Kähne aus der Rinde der Gummibäume und führten in denselben sowohl den Mundvorrath über, als sie auch Stiere anbanden und sie zum Schwimmen brachten. Auf diese Weise gelang es nach und nach, die gesammte Masse des Viehes auf das andere Ufer zu führen, hiermit war aber kaum der dritte Theil der Reise zurückgelegt und es war der beschwerlichere Theil, der noch zu überwinden war, der Raum zwischen dem Macquarie und dem Lachlan ist einer der unfruchtbarsten des Landes, oft hatten die Reisenden auf ihrem Wege große Flächen mit Gebüsch von acht bis zehn Fuß Höhe von solcher Dichtigkeit, daß darunter keine Kräuter wuchsen und das Vieh geradezu Noth litt. Fünfundzwanzig Tage brauchte man zu diesem Theile des Marsches, davon man zehn innerhalb der Gebüsche zubrachte. Zum Glück sind diese unfruchtbaren Höhen, auf deren trockener Oberfläche das Buschwerk wächst, von Thälern unterbrochen, welche zwar nur einige hundert Schritte Querdurchmesser haben, doch durch ihre niedrige Lage und den feuchten Boden, der eine Folge derselben ist, das Gesträuch zu wachsen verhindern, dagegen sehr reichliches Gras liefern, so daß diese kleinen Thäler den Heerden, obschon immer in einer Stunde vollkommen abgeweidet, doch genug Nahrung geben, um dieselben vor dem Verhungern zu schützen.

Die Reisenden waren seit drei Tagen im allerdichtesten Theile dieser Gebüsche, durch die strömenden Frühjahrsregen (es war September) auf das Vollständigste durchnäßt, ohne ein Mittel, sich trocknen zu können und daher in einer sehr üblen Laune, als sie, eine Erhöhung ansteigend, plötzlich vor sich die weite, unabsehbare Ebene des Lachlan erblickten; die Gesträuche hörten plötzlich auf und vor ihnen lag die herrlichste Weide. Als die Heerde sich dieses Anblicks erfreute, stürzte die ganze Masse der sehr dürftigen Heerdenthiere in die Fläche hinab, um die duftigen, zarten Kräuter des Frühjahrs zu genießen. In der Ferne bezeichnete eine dichte Reihe von Gummibäumen den Lauf des Lachlan. Der warme Frühlingswind trug die Blumengerüche wohlthuend herüber und erwärmte und trocknete die frierenden Leute. Das war das gelobte Land. An den Ufern dieses Flusses verweilte man mehrere Tage, um sich zu erholen und um dem Vieh neue Kräfte zu gewähren.

Die Bäume waren alle in Blüthe, die Weide war in Fülle vorhanden, zwei Drittheile der Reise waren zurückgelegt, von hier gab es nur noch wenig Schwierigkeiten, man durfte sich einen glücklichen Erfolg von dem großen Zuge versprechen. Jetzt hatte man vor sich einen Spaziergang durch üppige Wiesen und Weiden fortwährend längs eines Flusses, dieser selbst aber

schlängelte sich so mannigfaltig durch die Ebene, daß selbst die Hütung der Thiere während der Nacht keine Schwierigkeiten darbot. Man trieb die Heerde auf eine jener wunderbaren Halbinseln, welche durch den geschlängelten Lauf des Flusses entstehen und es genügte mitunter, die beiden Wagen quer vor den Eingang derselben zu schieben, um die ganze Heerde eingeschlossen zu haben.

Die Flüsse von Australien sind in der That merkwürdig durch ihre eigenthümlichen labyrinthischen Verschlingungen und die Hunderte von Halbinseln, welche sie bilden, von 300 bis 400 Morgen Oberfläche, vom üppigsten Rasen bedeckt, von einem breiten und tiefen Strome begrenzt, von Mimosen eingefaßt, über welche sich stolz und prächtig die Gummibäume mit ihren weißen Stämmen erheben.

Wenn die Heerde auf solch einer Halbinsel eingeschlossen war, so zerstreuten sich die Reisenden nach allen Richtungen, um sich dem Vergnügen der Jagd zu überlassen. Ganz zahlreiche Völker von Trappen oder von Kasuars irrten durch die Ebene, der Fluß war von Enten jeder möglichen Art bedeckt, Hunderte von Tauben saßen unbeweglich auf den Zweigen der Bäume und bewegten nur den Kopf nach rechts oder links, um sich die nahenden Schützen anzuschauen, von deren Gefährlichkeit sie keine Ahnung hatten. Die Wilden versorgten die Gesellschaft mit den Eiern der Enten, welche sie aus den Nestern holten, sehr geschickt darin, die noch brauchbaren von den bereits bebrüteten zu unterscheiden.

Dieses süße Leben war übrigens nicht ohne Gefahr. Eines Abends, nachdem man sich an der Jagd vergnügt und dann gegessen hatte, setzte sich der eine der Reisenden, Leuba, auf einen Baumstamm nahe am Feuer, mit der Pfeife in der einen und dem Glase Grogk in der andern Hand, als er plötzlich eine große Schlange gewahrte, welche hinter ihm an dem Baumstamm in die Höhe gekrochen war und sich nunmehr über seinen Schooß und seine Beine legte, um auf der andern Seite wieder herabzusteigen. Groß war der Schreck, in dem er sich befand, doch wußte er sehr wohl, daß es am sichersten sei, wenn er nicht die geringste Bewegung machte, und so ließ er das gefährliche, schwere Thier über sich hinweggleiten. Als es auf dem Boden angelangt war und sich ein paar Schritte von Leuba entfernt hatte, ergriff der Koch einen Holzscheit und schlug die Schlange damit todt. Nicht immer geht eine solche Begegnung glücklich ab und viele der in Neuholland vorkommenden Schlangen sind in einem hohen Grade giftig.

Die Expedition bewegte sich längs des Lachlan einen Monat lang, denn man machte nur ganz kleine Tagereisen, um von den vortrefflichen Weiden den möglichsten Nutzen zu ziehen. Die Gesetze der Kolonie erlauben, daß die

Heerden rechts und links von dem eigentlichen Wege eine halbe Meile einnehmen, was bei dem reichlichen Futter vollkommen genügt, im Uebrigen mißt Niemand die halbe Meile nach.

Das Ufer des Flusses ist in mäßiger Entfernung von den großartigsten Landgütern, nicht selten sogar durch äußerst schöne Häuser geziert, eingefaßt. Das hier gehaltene Vieh wird bei der Ergiebigkeit der Weide so fett, daß es schwer ist, dasselbe zu Markte zu bringen, indem es, des üppigen Futters gewöhnt, auf dem Marsche dergestalt abfällt, daß es mager und krank an Ort und Stelle gelangt. Schafe kann man hier beinahe gar nicht halten, weil die Weide viel zu fett für ihr Wohlbefinden ist, übrigens haben auch die Rinder, namentlich aber die wilden, eine entschiedene Abneigung gegen die Schafe und es kommt sehr häufig vor, daß, wenn einige Hammel unter eine Rinderheerde gerathen, diese dadurch wild gemacht und aus einander gesprengt wird.

Die Heerde erreichte endlich den Murrayfluß, welcher noch zu passiren war, was trotz seiner Breite von 1500 Fuß ganz bequem vor sich ging, da eine große Zahl von Eingeborenen mit ihren Kanoes anwesend war, um das Uebersetzen der Heerde zu leiten und zu beschleunigen.

Die Stämme von Wilden, welche den Murray umwohnen, sind jetzt noch die zahlreichsten und man hört nur noch über diese hin und wieder Klagen, indem sie einiges Vieh stehlen. Ein solcher schwarzer Stamm hatte sogar einmal eine Schafheerde weggetrieben, es waren dreihundert Menschen, welche sich um die Heerde versammelt hatten und ein fürchterliches Blutbad darunter anrichteten. Etwa zwanzig Squatter hatten sich schleunigst versammelt und waren diesen Dieben nachgeeilt; auf ihren schönen Pferden holten sie dieselben bald ein und trieben sie mit langen Hetzpeitschen fort. Diese schöne engländische Waffe hinterläßt auf dem völlig nackten Körper immer eine zollbreite, um den ganzen Leib gehende Wunde und sie wird von den Wilden mehr gefürchtet, als jede andere Waffe. Die geschickten Squatter hatten bald den größten Theil der Wilden kampfunfähig gemacht, einige funfzig derselben wurden zu Tode gehetzt gleich den Füchsen und lachend kehrten die Land- und Heerdenbesitzer zurück. Sie hatten zwar einige zwanzig Schafe verloren, aber doch den Wilden eine so heilsame Lehre gegeben, daß man seit dieser Zeit nichts mehr von den abscheulichen schafmörderischen Angriffen derselben gehört hat. Es würde wohl ein wenig Aufmerksamkeit genügen, denn die Schafe werden in der Regel nur vier Wochen lang auf den Landgütern gehalten, um gemästet zu werden; eine eigentliche Schafzucht ist, wie bereits bemerkt, nicht möglich; aber warum soll man seine Heerden bewachen lassen, wenn man viel einfacher mit den Wilden fertig werden kann.

Nachdem der Murray überschritten war, verkaufte Darchy seine ganze Heerde sofort an Denjenigen, mit welchem der Handel verabredet war, er verkaufte das Stück zu 6 Pfund und 10 Schilling, d. h. zu doppeltem Preise, und er hatte damit 50,000 Thaler gewonnen. Auch die Pferde und die Wagen wurden sogleich verkauft und der Handel mit dieser Kleinigkeit deckte die Gesammtkosten des Transports, denn Pferde und Wagen kosteten in der Kolonie Adelaide bei weitem mehr, als in Sidney. Darchy ging nach Adelaide und Leuba setzte auf einem Pferde, welches Darchy ihm geschickt hatte, allein den Weg nach Melbourne fort.

Schon hatte derselbe drei Tage lang die Ebene auf der linken Seite des Murray durcheilt, die Nacht immer, in seine Decke gehüllt, im Freien zubringend, weil er die Gastfreundschaft der einzeln gelegenen Niederlassungen nicht annehmen wollte, da er wußte, daß er sie mit reichlichen Blutabzapfungen durch bösartige Insekten würde bezahlen müssen, als am vierten Tage ihm gerathen wurde, von drei Wegen, welche sich im Walde zeigen würden, den mittelsten zu wählen, um an eine sichere Furth über einen sumpfigen Bach zu gelangen. Er folgte der Empfehlung, fand aber das Wasser des Baches so tief, daß er glaubte, falsch gehört, in jedem Falle aber einen unrichtigen Weg eingeschlagen zu haben. Er kehrte um, ging bis zur Kreuzung der drei Straßen zurück und schlug die andere ein, welche gleichfalls über den nämlichen Bach, aber an eine sumpfige Stelle führte; hier versank sein Pferd in den Sumpf, er bemühte sich vergeblich, dasselbe herauszuziehen, stieg endlich nach völliger Erschöpfung seiner Kräfte auf einen Baum, um dort den Morgen zu erwarten, den Zügel des Pferdes hatte er mit sich genommen, um dem armen Thiere den Kopf zu halten, welcher sich so tief in dem Sumpf befand, daß es ohne Hülfe hätte ersticken müssen. Der Reisende schief ein, aber als er durch die Kälte, welche dem Sonnenaufgang vorhergeht, geweckt wurde, war das arme Thier unter ihm dennoch todt, seine Hände oder der Zügel hatten nachgelassen, der Kopf lag unter der Fläche des Sumpfes.

Der arme Reisende suchte Sattel und Zügel loszumachen, nahm sie sammt seinem Mantelsack auf den Rücken und marschirte mit dieser Last von ungefähr sechzig Pfund beladen weiter, um wo möglich auf irgend einer Station ein Pferd zu kaufen; er wurde auch handelseins, nachdem er etwa fünf Meilen in der drückendsten Sonnenhitze zurückgelegt hatte, allein als er eine Banknote zur Bezahlung geben wollte, verweigerte man die Annahme derselben, man wollte baares Geld sehen, zu seinem Papier hatte man so wenig Vertrauen als zu seiner Person selbst und in der That, diese war nicht Vertrauen erweckend, nicht nur hatten seine Kleider durch fünf Monate langen Dienst im Freien entsetzlich gelitten, sondern er war auch noch durch

die letzte Parthie, bei der er sein Pferd verloren, von unten bis oben mit Schmutz bedeckt. Um nicht ferner noch seinen Sattel schleppen zu dürfen, ward er aus einem Käufer ein Verkäufer, schlug Sattel und Zaum für die Hälfte des Werthes los und machte sich zu Fuß auf den Weg. Der Zufall wollte, daß er auf der nächsten Station mit der Postkutsche zusammentraf, welche nach Melbourne ging; diese Postkutsche hatte aber eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit, sie bestand aus einem Postillon, zwei Pferden und vier großen Säcken mit Briefen. Leuba bewog den Postillon, ihn in seiner Kutsche, d. h. auf dem Rücken des Handpferdes mitzunehmen, was gegen eine Vergütigung geschah. Drei Mal wurde während dieses Tages der Reisende an einen anderen Postillon verhandelt, immer nur eine Viertelstunde Zeit habend, um in Eile etwas zu verschlingen. Während achtzehn Stunden machte er so vierzig deutsche Meilen und kam in einem völlig zerrütteten Zustande an Ort und Stelle an. Selbst die Nacht gewährte ihm keine Ruhe, denn immerfort ward er von seinem erhitzten Blute aufgeweckt, Schrecken aller Art verfolgten ihn und hätte er nicht eine so rüstige Natur gehabt, so würde er diesen Strapazen wohl erlegen sein.

Aber das hitzige Fieber weicht in der Regel, wenn das Goldfieber im Hintergrunde ist und dieses Goldfieber war es, was ihn nach Melbourne trieb. So ward seine Erschöpfung durch die Begierde nach Schätzen geheilt.

Australien hat Californien abgelöst; schon im Jahre 1841 machte der Naturforscher Clarke die engländische Regierung darauf aufmerksam, daß die Gestaltung der Berge in Australien und daß ihr Gestein auffallend an den Ural erinnere. Kurze Zeit darauf that ein zweiter Naturforscher, Murchison, dasselbe, aber die engländische Regierung schien keinen Werth darauf zu legen. Ein Privatmann, Hargraves, welcher in Californien Gold gesucht, aber kaum dem Tode entgangen war, kam nun nach Australien in der Hoffnung, dort welches zu finden. Seine Erfahrung leitete ihn auf die Lager von Goldsand und er machte so gute Geschäfte, daß sich bald die Nachricht davon verbreitete und Hunderte von Leuten, ja in wenigen Wochen Tausende sich in derselben Gegend zusammenfanden, um Gold zu graben. Gerade wie in Californien war es auch hier, die Leute verließen ihre Dienste, die Herrschaften mußten ihr Vieh selbst weiden und melken, ihre Stiefeln selbst putzen und da dies auf die Länge keinem gefiel, so beschlossen die Herren, ihren Dienern nachzugehen. Ganze Dörfer und kleine Städte wurden entvölkert und bald war den Leuten des Goldes nicht mehr genug an einem Orte, sie suchten weiter nördlich oder weiter südlich und überall fanden sie Gold in gleicher Menge. So zogen die Goldsucher umher und so dehnte sich der Golddistrikt längs der Gebirge aus bis zur Küste des Victoria- und

Adelaidegebietes; man fand das Gold in den Straßen der Dörfer und unter den Schwellen der Häuser und es versammelte sich bald von allen Gegenden her eine solche Menschenmasse in diesem Golddistrikte, daß dadurch allein die Steigerung der Preise aller Lebensbedürfnisse beinahe bis zum Unerschwinglichen ging und schließlich derjenige den reichsten Gewinn machte, der in Sidney die Sachen wohlfeil einkaufte und nach den südlichen Kolonien brachte, um sie dort zu einem zehnfach höheren Preise auszugeben.

So steht es jetzt um dieses gewaltige Land, um diesen fünften Welttheil und es ist wahrscheinlich, daß seine Zukunft eine glänzendere ist, als die von Nordamerika. Obschon vier Mal so weit von Europa entfernt, geht der Strom der Auswanderung doch in bedeutender Mächtigkeit dahin und wenn der Verfasser bis jetzt noch Niemanden kennen gelernt hat, der von Nordamerika zufrieden und mit einem erträglichen Gewinn zurückgekehrt wäre, so finden sich in dem kleinen Kreise seiner Bekannten doch schon vier Personen, welche in Südaustralien ihr Glück gemacht haben, wie man das zu nennen pflegt.

Mit Neuholland verwandt und eng damit verschwistert sind die Inselgruppen, welche südwärts oder ostwärts davon liegen, Tasmania oder Vandiemensland, wie es mehrere Jahrhunderte geheißen hat, und Neuseeland. Tasmania ist eine unmittelbare Fortsetzung des großen Austral-Kontinents, es hängt so daran, wie Ceylon an Indien, wie das Feuerland an Südamerika und es läßt sich von dieser Insel nichts weiter sagen, als was von Neuholland bereits gesagt ist.

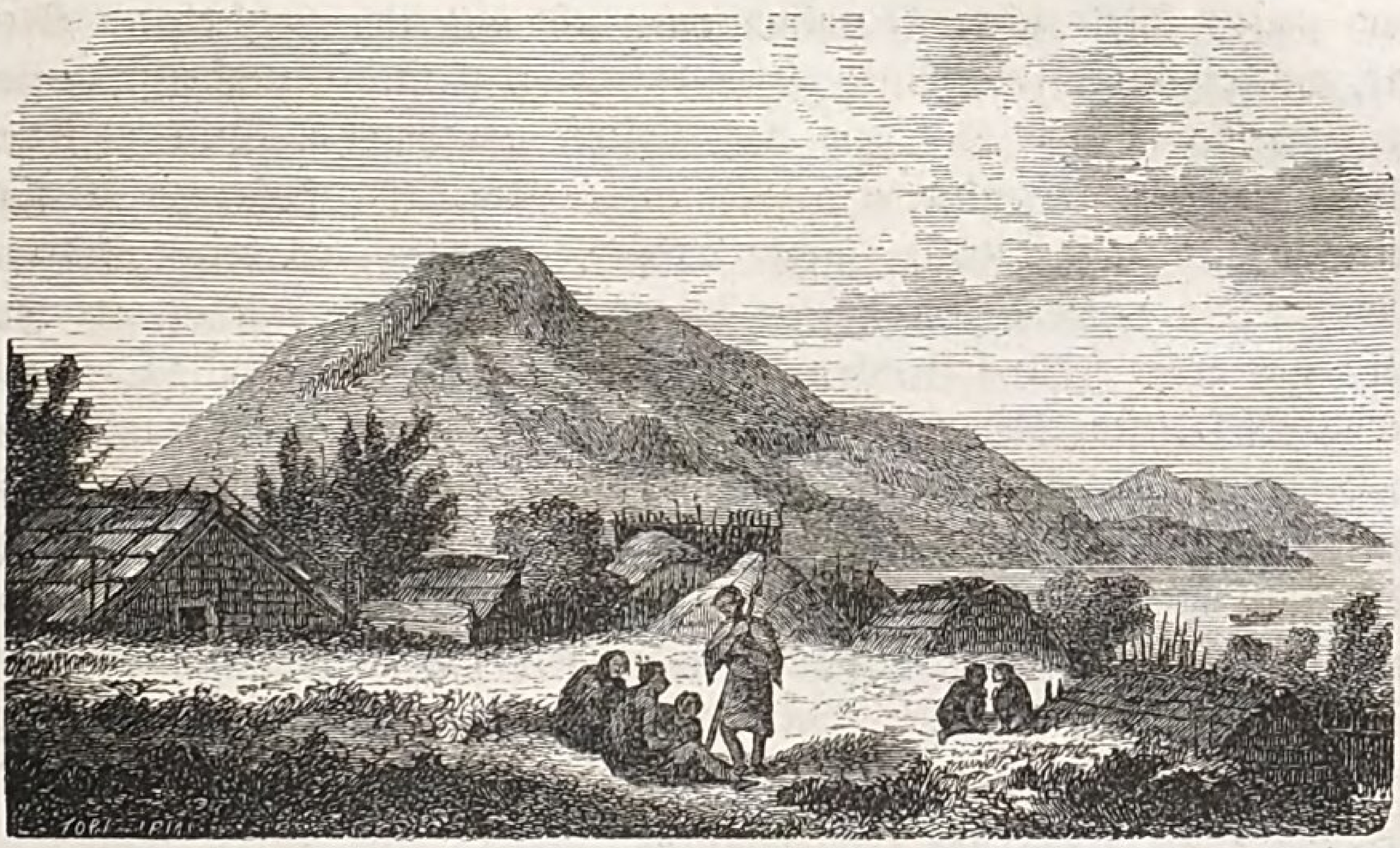
Neuseeland dagegen bietet vieles Neue und Interessante dar.

Die große, aus drei Inseln bestehende Gruppe hat einen Flächeninhalt von nahezu 3000 Quadratmeilen, es ist ein ganz vollständig ausgebildetes Gebirgsland, wovon die nördlichste Hälfte die höchste ist und wahren Alpencharakter zeigt. Die Berge, wohl nur auf 10,000 Fuß geschätzt, nicht gemessen, erheben sich weit über die untere Schneegrenze und gewähren einen überaus prächtigen Anblick, um so schöner, als man sie vom Meere aus zum Theil in ihrer ganzen Pracht und Höhe übersieht.

Die niederen Regionen sind äußerst reich bewaldet und haben daher so viele Quellen, daß die Flüsse zum größten Theil schiffbar sind, obwohl ihr Lauf nur ein kurzer sein kann, da das ganze Inselreich von Norden nach Süden lang gestreckt erscheint und die Breite zwischen vierzig und funfzig Meilen wechselt.

Die Temperatur ist vermöge der Lage mitten im Meere und der Höhe ihrer Gebirge nicht übermäßig hoch und das ganze Klima soll höchst wohl-

thätig auf Fremde, selbst auf die Kinder derselben, die in Neuseeland geboren sind, einwirken. Epidemische Krankheiten kommen gar nicht vor und die gewöhnlichen haben einen leichten und gutartigen Verlauf; die Gesundheit der Menschen erhält sich bis in das hohe Alter. Unter den Eingeborenen hat man niemals Mißgestaltete gesehen.



Ein neuseeländisches Dorf.

Daß solch eine milde Temperatur und solch ein Wasserreichthum nicht allein reichlich Seen, Bäche und Flüsse bilden, sondern auch eine üppige Vegetation begünstigen müsse, versteht sich von selbst. Bekannt sind eigentlich nur einzelne Theile der Küstenumsäumung, aber weiter nach dem Innern hinein erblickt man die Spuren dieser Ueppigkeit in den prächtigen Urwäldern, welche alle die Theile schmücken, zu welchen die Europäer noch nicht gedrungen sind, die in ihrer Thorheit gewöhnlich damit anfangen, den Boden seines natürlichen Schmuckes zu berauben, nicht, indem sie so viel Holz abhauen, als sie zum Bebauen nöthig haben, sondern zehn Mal und hundert Mal so viel niederbrennen, gleichgültig dagegen, wo ihre Mordbrennerei aufhört.

Unter den Waldbäumen ist die Cauritanne von 200 Fuß Höhe und 30 bis 35 Fuß Umfang die größte, sie wird von den Eingeborenen zu ihren Kähnen benutzt. Viele andere Nadelbäume, wenn auch nicht von solcher Größe, zeigen sich daselbst; einer der schönsten ist die Sproßtanne, deren Zweige nicht aufwärts streben, sondern wie die unserer Gebirgstanne niederhängen, deren Nadeln aber fein wie Seide und schön grün glänzend, eine

Viertelelle lang sind und einen ungemein lieblichen Schmuck der Wälder bilden. Die neuseeländische Eiche gehört zu den stolzesten Bäumen der gemäßigten Zone, ihr völlig gerader Stamm erreicht die Höhe von mehr als 100 Fuß. Die Theemyrthe ist ein höchst wohlthätiges Gewürz, die Blätter dieses Baumes, welcher höher wird wie unsere gewöhnlichen Obstbäume, werden als ein lieblicher, aromatischer Thee benutzt, eben diese Blätter, aber zum zweiten Male gebraucht, geben einen sehr bitteren, ausziehbaren Stoff her, welcher ein sicheres Mittel gegen den Skorbut ist. Charakteristisch sind die Farrenkrautbäume oder, um nach unserer gewöhnlichen Weise zu reden, die baumartigen Farrenkräuter, welche in der Regel eine Höhe von 30 Fuß erreichen, ganz ohne Zweige gerade aufwärts wachsen und deren Stämme nur aus den zusammengetrockneten Fasern der Blattstiele bestehen, im Innern eine große Fülle saftreichen und nahrhaften Markes haben. Oben auf dem Gipfel dieses Stammes breiten sich sechs bis acht Blätter wunderschön ausgeschnitten zu einem großen halbkugelförmigen Schirm aus, welcher in dieser Gestalt von dem Stamme nach allen Seiten niederhängt und keinem Sonnenstrahl gestattet, den Baum selbst zu treffen. Auch die Wurzeln der Farrenbäume essen die Neuseeländer wegen ihres Wohlgeschmacks und ihrer Nahrhaftigkeit. In gleicher Weise werden die gewöhnlichen Farrenkräuter aus dem Boden gehoben, nach Abschütteln der Erde und nach vorherigem Waschen weich gekocht und dann gegessen.

Eine eigenthümliche Pflanze hat Neuseeland dem Schiffbau geliefert, es ist der sogenannte neuseeländische Hanf. Der sonderbare Name rührt nicht von der Verwandtschaft der Pflanze mit dem Hanf her, sondern von der Zähigkeit der Fasern, aus denen man jetzt nicht nur Schnüre und Seile, sondern die besten Ankertaue macht. Mit gleichem Rechte könnte man die große Agave mexikanischen Hanf nennen, hier wie dort sind es die Fasern der oft 12, ja 18 Fuß langen Blätter, welche so zähe sind, daß ein starker, kräftiger Mann nicht im Stande ist, ein 3 Zoll breites Blatt einer in Europa gezogenen verzärtelten Treibhauspflanze zu zerreißen. Daß dieses mit einem auf Neuseeland gewachsenen vielleicht selbst einem Herkules nicht möglich sein würde, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Die Pflanze ist eine Schilfart, die Blätter sehen genau so aus und wachsen auch eben so über und in einander wie der Kalmus, nur haben sie die eben beschriebene Höhe. Die Fasern, welche man nach Entfernung der markigen Substanz so weiß findet wie gebleichte Seide, haben außer der unglaublichen Haltbarkeit noch die sehr glückliche Eigenschaft, im Wasser nicht zu verrotten, was sie eben so sehr geeignet macht zu Ankertauen oder überhaupt zum Gebrauch für Schiffe. Man hat damit in England Anpflanzungsversuche gemacht und sie sind vollkommen gelungen, da in England der Frost die Vegetation nicht

stört. Auch in Frankreich ist diese Schilfart angebaut worden, immer aber noch nicht in solcher Menge, daß nicht Neuseeland den Hauptbedarf lieferte; die Engländer führen davon jährlich im Werthe von 40 bis 50,000 Pfund Sterling von Neuseeland nach Hause.

Sehr merkwürdig ist, daß die Säugethiere auf dem großen, schönen und mit Pflanzenwuchs reich geschmückten Inselreiche so gut wie gar nicht angetroffen werden, bis jetzt hat man nur mäßig große Fledermäuse und pflanzenfressende Ratten gefunden. Diese Thiere wurden von den Eingeborenen gegessen, von den europäischen Schiffen aber sind unsere gewöhnlichen Ratten dort eingeführt, diese haben sich unglaublich vermehrt und die einheimischen Ratten gänzlich vertilgt und sie scheinen nicht abnehmen zu wollen, indem die Eingeborenen diese Abkömmlinge der europäischen Thiere nicht essen. Der neuseeländische Hund scheint ein Abkömmling des Schakals und auf der Insel fremd zu sein, eben so ist es mit allen übrigen Säugethieren, Hunde und Esel, so wie auch Pferde sind von den Spaniern hierher gebracht worden, eben diese Thiere, so wie Schweine, Schafe und Rinder von den übrigen Europäern; viele derselben sind gegenwärtig verwildert und haben sich in den Wäldern der niederen Region reichlich vermehrt.

Desto reichlicher ist die Klasse der Vögel bedacht, man kennt noch bei weitem nicht alle die hier vorkommenden Species; außer Papageien, Tauben, Laufvögeln, Lerchen, Sumpf- und Wasservögeln, mancherlei Singvögeln ist besonders bekannt wegen seiner auffallenden Gestalt der Kivi oder neuseeländische Kasuar, welcher mit dem neuholländischen zwar große Aehnlichkeit hat, doch keinesweges derselbe Vogel ist. Auf dem Meere ist das riesige Albatroß, ein Raubvogel, der nicht selten verunglückte Schwimmer anfällt; auch Fettgänse finden sich an den Küsten, namentlich an dem südlichen Theile sehr häufig ein.

Das Meer und die Flüsse sind überreich mit Fischen aller Art besetzt, Amphibien sind hingegen wieder in so geringer Anzahl vorhanden wie Säugethiere, man kennt nur einige Eidechsen; Schlangen hat man nirgends gefunden und wenn dergleichen vorhanden sein sollten, so bezweifelt man, daß sie giftig sein dürften. Warum man dies bezweifelt, ist allerdings nicht einzusehen, denn giftige Schlangen kommen sowohl in der gemäßigten wie in der heißen Zone vor.

Auch Insekten, namentlich lästige, findet man sehr wenig.

Seit der Entdeckung, welche in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fällt, sind die Einwohner wegen ihrer Mordgier und wegen ihrer Menschenfresserei berüchtigt. Genauer hat man erst Nachrichten aus dem

Jahre 1642 durch Abel Tasman, welcher daselbst landete, von den Eingeborenen aber überfallen wurde, daher der Landungsort den Namen Mörderbai erhielt.

Ueber 120 Jahre blieb die Entdeckung dieses großen Landes gänzlich unbenutzt. Tasman hatte das Land zwar für die Niederlande in Besitz genommen und es Staatenland genannt, die Staaten aber bekümmerten sich nicht darum und es blieb den Engländern überlassen, Vortheil von der Entdeckung zu ziehen. Im Jahre 1769 besuchte Cook auf seiner ersten Reise die Gruppe, hielt sich ein ganzes Halbjahr daselbst auf und nahm dieselbe mit bewunderungswürdiger Ausdauer von einem Ende bis zum anderen auf. Ein Jahr später besuchte der französische Reisende Marion du Fresne die Nordküste der Insel, dabei wurde ein Boot vermißt, welches, wie sich nachher herausstellte, im Sturme verloren worden war. Der heißblütige Franzose beschuldigte die Eingeborenen des Diebstahls, brannte eines ihrer Dörfer nieder und nahm den Häuptling mit an Bord, woselbst er vor Gram starb. Dies erbitterte die Eingeborenen so sehr, daß er, als er in Begleitung von achtzehn Matrosen ans Land ging, von den Eingeborenen niedergemetzelt wurde. Nach einer anderen Erzählung wurde die eben mitgetheilte Veranlassung zu der Ermordung der Weißen nicht von du Fresne, sondern von einem früheren Reisenden Namens Surville gegeben. Gleichviel, die Neuseeländer sind seit dieser Zeit die grimmigsten Feinde der Blaßgesichter und da sie überaus tapfer, da sie sehr tüchtige Krieger sind, so ist diese Feindschaft durchaus nichts Unbeachtenswerthes. Die unter dem Kommando des ermordeten du Fresne stehenden Schiffe bedurften der schönen Bäume zur Errichtung neuer Masten, der nächste Offizier, Capitain Crozier, ging daher ans Land, um dieselben zu holen, da er jedoch die feindliche Stimmung kennen gelernt hatte, nicht ohne hinlängliche militairische Hülfe. Es mußten mehrere Befestigungen der Eingeborenen genommen werden; dieses waren verpallisadirte Forts, hinter denen Gerüste errichtet waren, welche den Kämpfern gestatteten, über die Bäume hinweg Speere und Pfeile abzusenden, die nun allerdings nicht gegen die Feuerwaffen der Europäer bestehen konnten. Als die Vertheidiger von ihrem erhöhten Standpunkte herabgetrieben waren, näherten sich die Matrosen mit Aexten und hieben die Pallisaden ein; der erste Baum, welcher fiel, veranlaßte den Häuptling sofort in die Lücke zu treten und mit seinem Speer die arbeitenden Matrosen zu verwunden, zu vertreiben; er wich nicht von der Stelle, bis er durch die Brust geschossen niederfiel, aber nur, um einem zweiten Platz zu machen, der jetzt die Vertheidigung übernahm. Erst als sieben der tapfersten Männer auf diese Weise einzeln gefallen waren, zogen sich die übrigen aus der Verschanzung zurück und entwichen in den Wald.

Als man nun weiter nach den Hütten drang, fand man in einer derselben noch das Gehirn eines gebratenen Menschen und an einem Bratspieß ein Stück von einem Menschenschenkel. Es wurde auch noch von einem der Matrosen, welche du Fresne begleitet hatten und der, in einem Gebüsch versteckt, den Mördern entkommen war, erzählt, daß er Augenzeuge gewesen, wie die sämmtlichen Weißen noch bei lebendigem Leibe aufgeschlitzt, ausgenommen und dann zerstückelt und gebraten worden seien.

Von dieser Zeit an weiß man nur Entsetzliches zu erzählen, jedes Schiff, welches dort angelegt, hatte ein paar Leute zu beklagen, man muß jedoch leider zugestehen, daß fast immer die Brutalität der Weißen es war, welche solche Gräuelthat hervorrief. Es wurden z. B. von der „Adventure" durch Capitain Fourneaux zehn Leute ans Land geschickt, um Lebensmittel zu holen, der Anführer begann seine Unterhandlung damit, daß er auf die Leute schießen ließ, um sie zu vertreiben, denn er glaubte, sie würden vor dem Gewehrfeuer nicht Stand halten; allein sie hielten Stand und als die Matrosen sich verschossen hatten, als die Eingeborenen bemerkten, daß es ihnen an Schießbedarf zu fehlen begann, fielen sie über dieselben her und ermordeten sie.

Im Jahre 1809 war man schon vielfältig mit den Neuseeländern in Verbindung getreten, einige dieser Insulaner waren sogar in England gewesen, unter ihnen auch der Sohn eines Königs auf der nördlichen Insel Tara, den man gewöhnlich auch König Georg nennt. Der junge Mann kehrte am Bord des Schiffes „Boyd" im Jahre 1809 nach seiner Heimath zurück, er sollte, so verlangte es der Capitain, Matrosendienste thun, da er seine Ueberfahrt nicht bezahlte; der junge Mann, auf seinen Rang stolz und wissend, daß in seinem Lande Arbeiten eine Schande sei, weigerte sich, die gewöhnlichen Matrosendienste zu leisten. Der Capitain war thöricht genug, das Ehrgefühl des jungen Neuseeländers zu verletzen, und war Engländer genug, um denselben nach engländischem Seemannsgebrauch mit der neungeschwänzten Katze züchtigen zu lassen, worauf er dem Hohngelächter der Mannschaft preisgegeben wurde, die ihn wegen seiner edlen Abkunft verspottete.

Der Neuseeländer verbiß seinen Grimm und der Capitain hatte die Genugthuung, „den Burschen kirre gemacht zu haben", wie er sich gegen seine Offiziere häufig darüber ausdrückte. Der Bursche war auch so kirre, daß er unterwürfig Alles that, was man verlangte, ja, daß er das Vertrauen des Capitains auf das Vollständigste gewann.

Bei der Ankunft auf Neuseeland ankerte das Schiff in der Bai, an welcher sein Stamm seine Niederlassung hatte; der junge Neuseeländer eilte

zu seinem Vater und erzählte, was er gelitten und dies war genug, um den Tod aller auf dem Schiffe Befindlichen zu beschließen. Mit Gewalt war natürlich nichts zu machen, man nahm also die Maske der Freundlichkeit vor, brachte Lebensmittel und sonstige Gegenstände herbei, besuchte das Schiff verschiedene Male und nach einigen Tagen ging der Capitain mit einigen dreißig Mann an das Land. Er kam nicht wieder, denn alle wurden ermordet, geschlachtet und gebraten, die Eingeborenen aber versammelten sich nunmehr zu Tausenden in ihren Kähnen, erstiegen das Schiff und machten Alles nieder, was auf demselben war, mit Ausnahme zweier Kinder und eines Mädchens.

Kann man sich wundern, daß ein König die Mißhandlungen seines Sohnes auf solche Weise rächt und würde ein König in Europa nicht, statt hundert Menschen zu schlachten, hunderttausend schlachten, allerdings in einem Kriege, und ein Krieg ist ja etwas Ehrenvolles, nichts Schändliches.

Daß diese Menschen der Civilisation fähig sind (wohlverstanden derjenigen ohne Branntwein), hat selbst ein Engländer zu beweisen vermocht. Der berühmte Samuel Marsden, Anfangs Kaplan, später Bischof der anglikanischen Kirche von Neu-Süd-Wales, war der Erste, welcher bemerkte, daß in den Neuseeländern ein Grund vorhanden sei, welcher bei gehöriger Bebauung gute Früchte zu tragen verspreche. Schon im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts kamen Neuseeländer häufig nach Sidney, um Gegenstände, welche ihnen werthvoll waren, zu erhandeln, einzutauschen. Marsden gewann für diese Leute, die so schön, so männlich, so kräftig aussahen und so stolz und tapfer waren, eine große Vorliebe, bald gewann er auch die Liebe dieser Leute für sich, er sah, auf welche schändliche Weise die Naturkinder von den Kaufleuten übervortheilt, betrogen wurden, wie sie dann noch beschimpft, gemißhandelt und gleich den Hunden von Haus und Hof gejagt wurden. Er stiftete nun eine Schutzgesellschaft für sie und baute eine Reihe kleiner Häuser nach ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten, in denen sie unentgeltliche Aufnahme fanden, sie wurden auch von dem reichen Bischof unentgeltlich gespeist, er sprach freundlich mit ihnen, zeigte ihnen Alles, was sie zu sehen begehrten und beschenkte sie mit eisernen Werkzeugen, welche für sie den größten Werth hatten.

Wenn sie nun zurückkehrten nach ihrer schönen Insel, so erzählten sie ihren Landsleuten von dem guten weißen Mann und bald sangen die Kinder in den Wäldern die Lieder von ihm und von seinen Wohlthaten, der Name desselben, der die Braunen so lieb hatte, ging von Mund zu Mund und pflanzte sich über die weiten Räume fort. Er that noch mehr, er bewog durch viele Bitten die englische kirchliche Missionsgesellschaft, ihm fünf-

hundert Pfund Sterling zum Zweck der Bekehrung der Neuseeländer zu geben, kaufte damit ein kleines Schiff, welches als Missionsschiff Reisen dahin machen sollte, und traf Anstalten zur Kolonisirung. Es mochte wohl gefährlich sein, unter den Menschenfressern zu wohnen, allein im Jahre 1814 wagten es doch drei englische Missionaire, mit Empfehlungen von Marsden an ihm bekannte Häuptlinge versehen, nach Neuseeland zu fahren; der Name des guten weißen Mannes war genügende Empfehlung. An der Inselbai wurden zweihundert Morgen Land gekauft und der Häuptling, welcher den Kaufkontrakt abschloß, unterzeichnete denselben dadurch, daß er einige Züge, mit denen sein Gesicht tätowirt war, auf das Papier zeichnete. Ein Jahr später besuchte Marsden selbst die Station und erfuhr die freundlichste Bewillkommnung.

Im Jahre 1819 wurde eine zweite Station $2\frac{1}{2}$ Meilen von der vorigen gegründet und der Häuptling jener Gegend mit Namen Schungi trat 13,000 Morgen käuflich ab. Die Kulturfortschritte, welche die Nachbarn der Kolonie machten und die nützlichen Werkzeuge, welche die Missionaire unter ihnen austheilten, erregten überall auf den Inseln den Wunsch nach ähnlichem Glück, überall wollte man Missionaire haben, aber allerdings waren ihnen die Eisenwerkzeuge mehr werth, als die Bibel. Ein Häuptling Namens Pomare war sehr traurig, daß Marsden ihm keinen Schmied mitbrachte und als er vertröstet wurde, daß dieses so bald als möglich geschehen sollte, sagte er: „was hilft mir das, wenn ich todt bin."

Die Stationen dehnten sich aus und es wurden in den Jahren 1823 und 1825 neue gegründet, welche sich glänzend bewährten, indem einer der Häuptlinge, Schungi, durch seinen mächtigen Einfluß ihnen den kräftigsten Schutz angedeihen ließ. Merkwürdig ist übrigens, daß gerade dieser Häuptling der blutgierigste vielleicht unter allen war, welche in Neuseeland geherrscht. Er hatte sogar eine Reise nach England unternommen und man war dort so mit ihm zufrieden gewesen, daß man von seiner Rückkehr recht eigentlich glaubte, die Civilisation der Insel datiren zu dürfen; allein er täuschte diese Erwartungen vollkommen, indem er, blutgieriger als je, beinahe von nichts als von Menschenfleisch lebte. Nach allen Richtungen hin sendete er seine Raubzüge aus und die Kriegsgefangenen wurden immer geschlachtet, gleich den Schweinen ausgeweidet, gewaschen und dann in der Erde gebraten. Ganz wie sie war, ohne weitere Zerstückelung, wurde die Leiche in Bananenblätter eingehüllt, in eine zwei Fuß tiefe Grube gelegt, mit Erde zugedeckt und reichlich begossen, so daß die Nässe bis zu der Leiche hinabdrang, dann aber wurde auf dieser Stelle Feuer angezündet und zwei Tage lang unterhalten, worauf der Leichnam aus der Erde genommen und zu den gleichzeitig und auf dieselbe Weise gekochten oder gebratenen Kartoffeln

verspeist wurde. Nicht selten wurden dreihundert Gefangene auf einmal geschlachtet und auf diese Weise zubereitet gegessen.

Im Jahre 1823 siedelte sich auf Neuholland eine Methodisten-Missions-Kolonie an und sie machte gleich den anderen sehr glänzende Fortschritte. Ob nun das Evangelium bei der anglikanischen Kirche nicht hinlänglich Wurzel geschlagen oder was sonst Ursache gewesen sein mag, jene neuen Missionaire wurden von den alten nicht anerkannt und der Häuptling Schungi überfiel nach einem Jahre die Niederlassung. Die Menschen waren zwar entflohen, aber was an Thieren vorhanden war, wurde getödtet und die Häuser wurden niedergebrannt. In diesem Raubzuge kam der Häuptling um und den übrigen Missionairen war sonach der mächtige Schutz, den er ihnen bisher gewährt hatte, entzogen. Schungi hatte denselben gerathen, im Falle seines Todes sofort das Land zu verlassen, da die Stämme aus dem Innern, welche er fortwährend bekriegt, gewiß herbeieilen und die erlittenen Niederlagen rächen würden. Auch waren die Missionaire auf ihrer Hut und zur Flucht bereit, aber wider Erwarten brach kein Krieg aus, denn Schungi hatte immer den Anfang gemacht und bis auf zwei Häuptlinge waren alle sehr froh, den Friedensstörer los zu sein, diese beiden aber wurden von den Missionairen beschwichtigt, indem sie durch Geschenke nützlicher Werkzeuge dieselben von ihren Racheplänen ablenkten.

Die Zahl der Stationen ist jetzt um ein sehr Bedeutendes vermehrt, Gewerbfleiß ist unter die Neuseeländer gekommen, sie bauen nicht blos den Acker, sie hüten nicht blos das Vieh, wovon sie sonst keine Begriffe hatten, sondern sie formen Ziegel und brennen dieselben, sie brennen Kalk, sie schneiden Bretter und Balken, sie schmieden eiserne Werkzeuge. Sie brennen sich ferner aus Thon ihre Kochgefäße, sie machen aus Holz eine Menge der in einer Wirthschaft so unentbehrlichen Geräthschaften, sie verstehen zu böttchern und zu tischlern. Es sind ferner mehr als 30,000 Europäer auf den Inseln angesiedelt und 160,000 Eingeborene hält man für civilisirt und namentlich von der Menschenschlächterei entwöhnt.

Der gedachte Häuptling hatte bei seiner Anwesenheit in England einen Anflug von Naturgeschichte bekommen und suchte den Appetit nach Menschenfleisch daraus zu erklären, daß überhaupt Thiere mit so gestalteten Zähnen, wie der Mensch sie hat, fleischfressende seien und daß er darnach gar nicht schlechter und nicht unnatürlicher handle, als ein Löwe oder ein Wolf. Jetzt hat die Naturgeschichte bereits solche Fortschritte gemacht, daß die Leute recht gut wissen, die Löwen fressen einander nicht auf, sondern nur Thiere, die nicht ihresgleichen sind.

Aber die Neuseeländer befanden sich in der Lage von Ratten, welche man einsperrt, ohne ihnen Nahrung zu geben, diese fressen einander auch auf, bis zuletzt nur eine einzige übrig bleibt, welche sich mit dem Fleische aller anderen genährt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn die Missionaire nicht eine große Menge eßbarer Thiere, Schweine, Rinder, Schafe und unzähliges Geflügel dahin gebracht hätten, die Neuseeländer noch nicht so geschwinde von ihrem unnatürlichen Appetit geheilt worden wären. Jetzt aber sind die Heerden zahllos und jedenfalls viel zahlreicher als die Eingeborenen; diese selbst haben sämmtlich Schweine und Schafe, Enten, Hühner und Gänse, viele derselben haben auch bereits Rinder, es fehlt ihnen mithin nicht an Schlachtvieh, womit sie ihren Appetit nach Fleisch stillen können, ohne ihr Leben dabei in die Schanze zu schlagen, wie dieses sonst immer geschehen mußte, wenn sie sich frisches Fleisch verschaffen wollten. Es scheint demnach fast, als habe die Wohlbehäbigkeit, zu welcher die Leute nach und nach gelangt sind, den eigentlichen Grundstein zu ihrer Civilisation gelegt.

„Die 1831 entstandene, zwei Meilen landeinwärts von Kiddikiddi und drei Meilen von Paihia befindliche Missionsstation Waimata hat eine herrliche Lage auf einer von Hügeln umgebenen Ebene. Gegen Norden erhebt sich ein langer Bergrücken, der mit Cauritannen bedeckt ist und treffliches Bauholz liefert; am Fuße dieses Berges fließt der krystallhelle Waitangi; rechts erhebt sich der Pukenui, ein ausgebrannter Vulkan, mit einer sehr schönen Aussicht. An einer Stelle erblickte man bald nach Errichtung der Station einige grüne Plätze, von Menschenhänden angebaut, alles übrige Land aber bot eine üppige Wildniß dar, deren Boden mit Gesträuch und Farrenkraut überdeckt war. Jetzt sind nach allen Richtungen zahlreiche Dörfer der Eingeborenen zu sehen, nach denen binnen wenigen Jahren bis auf eine Entfernung von sieben Meilen Fußpfade durch die dichten Wälder gehauen wurden, damit ihre Bewohner den christlichen Gottesdienst besuchen konnten, doch waren nach Verlauf von vier Jahren auch in den meisten Dörfern kleine Kapellen errichtet, einige aus Baumästen, andere aus Brettern. Hier hielten eingeborene Neuseeländer als Missionsgehülfen an jedem Sonntage regelmäßig Gottesdienst und an den Wochentagen Schule. Eine Mühle und eine Eisenschmiede waren errichtet und die Eingeborenen hatten unter Anweisung der Missionaire mehr als 50,000 Backsteine gebrannt, 700,000 Kubikfuß Bauholz zu Brettern geschnitten und über 200,000 Schindeln gespalten. Drei feste, vierzig Fuß lange Wohnhäuser nebst den nöthigen Stallungen für vierzehn Pferde, Vorrathshäuser aller Art, Arbeitsstätten für Wagner, Zimmerleute und Schmiede, in denen Karren, Pflüge, Eggen, Spaten, Hacken u. dgl. m. verfertigt wurden, zehn solide Wohnhäuser für Eingeborene nebst einer geräumigen Kirche waren von den Eingeborenen in Waimata gebaut,

auch drei 55 Fuß tiefe Brunnen gegraben worden. Die Missionshäuser nebst dreißig Morgen guten Landes, mit Klee, Gras, Fruchtbäumen und Gemüse angepflanzt, waren mit Pfählen umzäunt und außerhalb dieses Geheges war das Ackerfeld in einem Bereiche von 48 Morgen mit Weizen, Gerste, Hafer, Mais u. s. w. angebaut und lieferte ergiebige Ernten. Alles dieses war in einer Zeit von vier Jahren zu Stande gekommen, zu Hause und auf den Straßen genoß man einer Sicherheit, wie sie kaum in christlichen Ländern angetroffen wird, man konnte dreist bei Nacht wie bei Tage Thüren und Fenster, Kisten und Kasten offen lassen und aus der Wohnung entfernt bleiben, so lange man wollte, ohne befürchten zu müssen, daß ein Eingeborener irgend etwas entwenden würde.

„Nachdem auch Nationalgehülfen herangebildet waren, nahmen die Missionsstationen reißend schnell zu, selbst 30 Meilen südlicher an der Themsebai und an einem Binnensee der Nordinsel kamen seit 1834 fünf anglikanische Stationen empor, während Methodisten an der Nordwestseite seit 1826 allmählich über zehn Stationen eingenommen hatten. Die südlichen Stationen wurden zwar 1837 durch einen Krieg, der alle alten Schreckensscenen erneuerte, da z. B. in einer großen Noth die Einen ihre Kinder mit den Andern zum Schlachten tauschten, um nicht gerade die eigenen Kinder essen zu müssen, sämmtlich aufgelöst, doch erhoben sie sich bald wieder, nachdem der unermüdete Eifer des Bischofs Marsden bei seinem siebenten Besuche auf der Insel den Frieden wieder herzustellen vermochte. Eine himmlische Freude war es für diesen Mann, der eben hier kurz vor seinem Tode, welcher am 12. März 1837 im dreiundsiebzigsten Jahre seines Alters erfolgte, das reiche Erntefest sehen und aus tief bewegter Brust seinen letzten Abschiedssegen über dasselbe aussprechen durfte.“ (Englischer Missionsbericht.)

Die Menschen, die Urbewohner dieses Landes, scheinen ganz der kaukasischen Race anzugehören, der Knochenbau und besonders der Schädelbau ist vollständig so, wie man ihn bei den edelsten europäischen Völkern findet, die Gesichter, vorzugsweise bei den Männern, sind außerordentlich schön, höchst regelmäßig, die Augen voll Feuer, der Mund voll prächtiger Zähne, welche höchst gleichmäßig sind und sich bis in das höchste Alter erhalten; die Hautfarbe ist hellbraun, nicht einmal so dunkel, wie die der südlich wohnenden Franzosen und lange nicht so dunkel als die der Italiener und Spanier; das Haar ist beinahe immer schwarz, doch mitunter auch kastanienbraun. Der Naturforscher Dieffenbach hat ein Weib mit weißer Haut, hellblondem Haar und blauen Augen gesehen, er erklärt dasselbe zwar für einen Albino, doch ist es viel wahrscheinlicher, daß es ein Abkömmling von einem Weißen ist, vielleicht von einem blonden Engländer, denn die Bastarde von brünetten und blonden Personen müssen durchaus nicht, wie die von Weißen und Negern,

eine Mischungsfarbe haben, sondern können ganz und gar einem der beiden Eltern gleichen, ohne etwas von dem andern mit zu bekommen. Ein Albino hat überdies nicht blondes Haar, sondern weißes, seine Augen sind nicht blau, sondern roth, gleich denen weißer Kaninchen oder weißer Tauben.

Der Ausdruck des Gesichtes verräth nichts von Wildheit, im Gegentheil erblickt man darin Ruhe, Gemessenheit und große Selbstbeherrschung. Gegen physischen Schmerz zeigen sie sich ganz unempfindlich, was übrigens von den sämmtlichen Männern verlangt wird, da die gelindeste Schmerzäußerung für schimpflich, für weibisch gilt. Diese Selbstbeherrschung wird zuerst durch das Tätowiren auf die Probe gestellt. Dieses ist eine bei den mehrsten Bewohnern der Südsee übliche Art, den Körper, wie sie meinen, zu schmücken. Schon bei den Franzosen und Italienern findet man sehr häufig das Tätowiren der Arme mit bunten Farben, dies wird aber so zärtlich und so wenig schmerzhaft gemacht, daß keine übermäßige Ueberwindung dazu gehört, die Operation ohne Schmerzenslaut zu ertragen. Anders ist es auf dieser Insel, wo nicht einige Nähnadeln zusammengebunden, in eine Farbe getaucht, und dann leicht in die Haut gestochen werden, sondern wo eine Säge aus Haifischzähnen und ein Meißel, aus einer Muschel gebildet, die Werkzeuge sind. —

Der Eingeborene, der unter die Männer aufgenommen werden will, legt sich auf den Rücken, sein Kopf ruht auf dem Schoße des Operateurs, dieser setzt den Meißel an irgend eine beliebige Stelle auf dem Gesicht und führt ein paar Schläge mit einem Stück Holz darauf, bis sich eine blutende Wunde zeigt. Nun wird der Meißel weiter gesetzt und abermals darauf geschlagen, so entstehen Zeichnungen, welche auf die mannigfachste Art und nicht selten recht geschmackvoll über das ganze Gesicht geführt werden, wie die Figur auf der folgenden Seite zeigt, aber nach und nach auch über den ganzen Körper.

Sind die Zeichnungen mit dem Meißel fertig, so werden sie durch die Säge vervollständigt, d. h. in Zusammenhang gebracht, überall, wo zwischen zwei Meißelhieben noch ein Stückchen Haut stehen geblieben ist, wird dasselbe durch die Säge fortgerissen und die Wunde wird auf eine Linie vertieft. Bei dem Gesichte allein dauert diese Operation sechs Stunden lang. Sobald eine Zeichnung so weit fertig ist, daß sie dem Geschmack des Zeichners entspricht, so reibt er feingepulverte Kohle in die Wunde, gefällt sie ihm dagegen nicht, so bessert er mit großer Ruhe so lange nach, bis sie seinen Ansichten und Wünschen entspricht und der Leidende muß sich diesem, ohne eine Miene zu verziehen, unterwerfen.

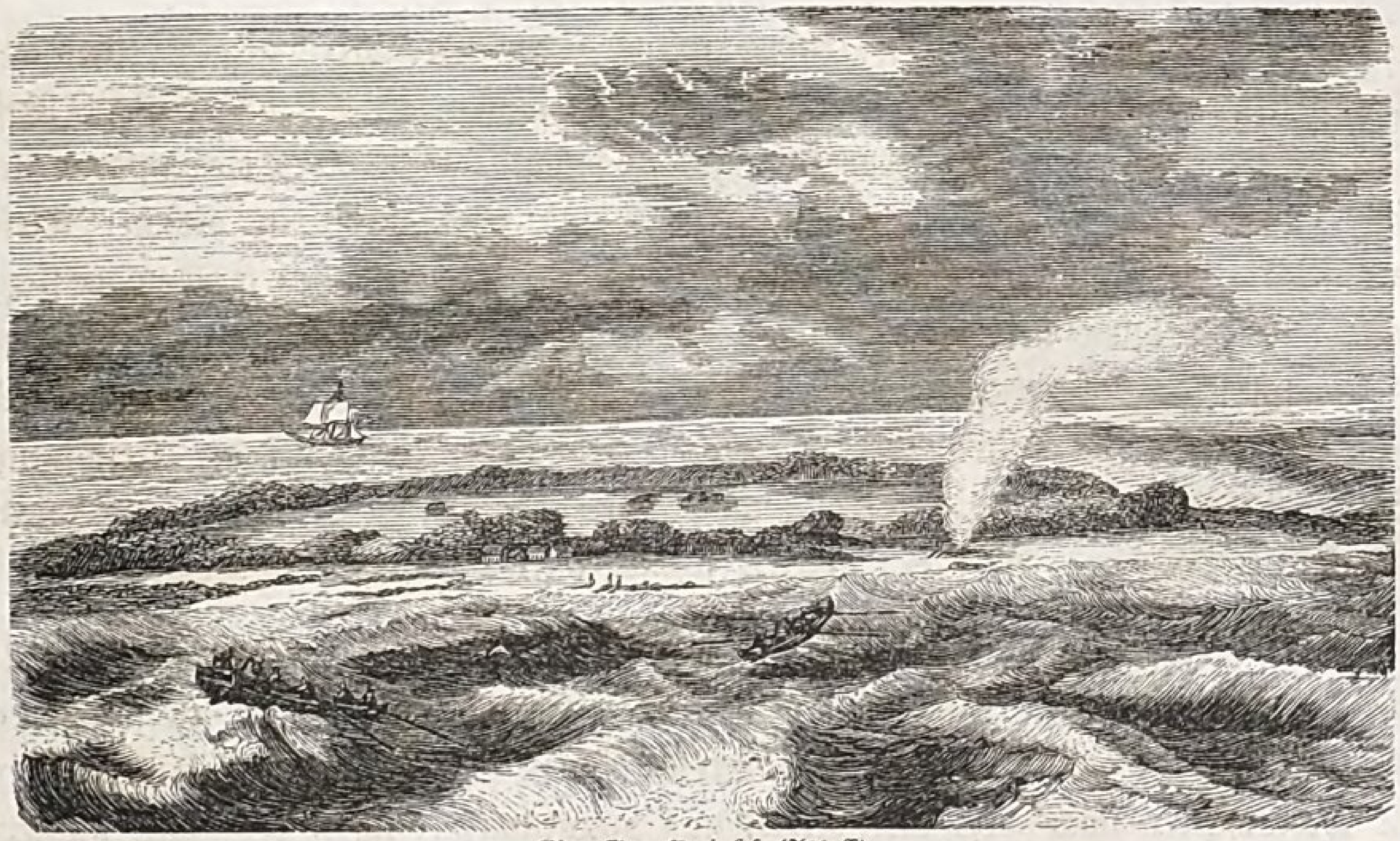
Ist man mit dem Gesichte fertig, so geht es an den übrigen Körper, welcher, wie wir auf der folgenden Seite sehen, von oben bis unten mit Zeichnungen bedeckt ist.

Dies sind nun nicht farbige oder schwarze Linien, wie bei den Matrosen oder Soldaten, bei denen die Haut sich anfühlt, als ob sie niemals auch nur im mindesten verletzt wäre, sondern es sind Furchen, welche ausgebreitet bleiben sollen, weshalb sie mit Kohlenpulver, das sich mit dem Blute zu einem Teig bildet, angefüllt werden.


Tätowirter Neuseeländer.

Der ganze Körper wird durch Anschwellen und eine heftige Entzündung entstellt, eine sechs Wochen lange Krankheit, in der das Leben in Gefahr schwebt, da das mächtigste und größte Organ des menschlichen Körpers, die Haut, vollständig zerrissen ist, hat der Tätowirte zu überstehen, und wahrscheinlich ist es, daß nur deshab diese Operationen meistens glücklich ablaufen, weil die Tätowirten während ihrer ganzen Krankheit nur so wenig zu essen bekommen, daß sie gerade nicht verhungern, es ist also für die Entzündung kein Stoff vorhanden, das Feuer brennt nicht, weil kein Holz da ist.

Die Mädchen brauchen sich nicht tätowiren zu lassen, da man es jedoch für schön hält, so lassen sich viele wenigstens Armbänder, Fußbänder und ähnliche Kleinigkeiten antätowiren. Vermöge der harten Arbeiten, denen sie sich unterziehen müssen, sind die Frauen nicht so schön als die Männer, wo jedoch vermöge des Häuptlingsstandes die Arbeit durch Untergebene verrichtet wird, sieht man Mädchen und junge Frauen von so vollkommen regelmäßigen und schönen Formen, daß der stolzeste Salon einer europäischen Hauptstadt sich Glück wünschen dürfte, wenn er ein paar solcher Erscheinungen aufzuweisen hätte.



Eine Koralleninsel (Atoll).

Die heiße Zone.

Wir befinden uns auf dem Meere und dürfen daher, ohne uns zu besinnen, die schönen Inseln weiter verfolgen, welche sich von Neuseeland aus über das ganze Meer nach Amerika hin erstrecken. Wir haben hier beinahe nur Koralleninseln, flache Inseln, wie der Seefahrer sie nennt, die sogenannten hohen Inseln sind Ausnahmen.

Alle diese Inseln scheinen die Bauten kleiner unsichtbarer Thiere zu sein. Der gelehrte Engländer Darvin hat die Behauptung aufgestellt, die sämmtlichen Korallenbauten lägen gar nicht tief und jede Insel, welche von ihnen gebaut scheint, sei nur der von ihren Bauten überdeckte Gipfel eines unterseeischen Berges und das fortwährende Bauen der Thierchen, welches sich lediglich an und über der Oberfläche des Meerwassers erhalten könne, sei nur Folge des langsamen Versinkens dieser Inseln, und es gäbe im großen Ocean große, Hunderttausende von Quadratmeilen haltende Strecken, welche im fortwährenden Untersinken begriffen wären, daher Darvin dieselben auch Senkungsfelder nennt, im Gegensatz zu denjenigen, von welchen er glaubt, daß sie im Aufsteigen begriffen wären, die er als Erhebungsfelder bezeichnet.

Zwar haben die neueren Untersuchungen der Seefahrer gezeigt, daß die Korallenthierchen nicht blos einige Klafter tief bauen, man hat aus 6000 Fuß Tiefe Steine mit lebenden Korallen herausgezogen und die Telegraphentaue, welche durch das Mittelmeer gezogen sind und zum Theil in gleicher Tiefe liegen, sind, falls dieselben der Reparatur wegen emporgehoben werden müssen, ganz von Korallen inkrustirt. Doch gleich viel, wie sich die Frage, welche in die physische Geographie gehört, auch entscheiden möge, die Inseln sind nun einmal von Korallen wirklich gebaut und was wir auf der Zeichnung S. 605 vor uns sehen, die Witsunday-Insel, gehört zu denselben und giebt ein charakteristisches Bild der ganzen wunderbaren Erscheinungsreihe.

Kleine gallertartige Thierchen, kaum von der Größe eines Stecknadelknopfes, den Polypen angehörig, sind die Baumeister dieser wunderbaren Insel. Die kleinen Thierchen, mit ihren Armen um sich her greifend, suchen im Meerwasser nach den allerzartesten Organismen, nach den mit bloßem Auge völlig unsichtbaren Geschöpfen, denen wir den Namen Infusionsthierchen beilegen würden, wenn sie durch Infusion, durch Aufguß auf irgend eine organische Substanz ins Leben gerufen wären. Dies ist jedoch nicht der Fall, es sind Bewohner des Weltmeeres, sie erzeugen sich wahrscheinlich auf dem Wege aller Vermehrung durch Befruchtung oder Ablegung und sie scheinen die Urnahrung alles dessen zu sein, was im Meere lebt, denn sie dienen den Korallen zur Speise und diese dienen wieder anderen und etwas größeren Thieren zur Nahrung, welche wieder den Fischen und welche endlich den riesigen Raubthieren des Meeres zur Beute fallen.

Aber die kleinen mikroskopischen Thiere fliegen frei im Ocean umher, indessen die Korallen festsitzen und sie haben unter sich ein kleines Gehäuse, fast immer in Form eines vielstrahligen Sternes; derselbe bildet mit seinen Fächern das Gehäuse für das Thier und dieses bildet wieder durch Ausschwitzung des Kalkes aus seinem Körper das Gehäuse.

Man sollte nun wohl kaum glauben, daß so unbedeutende Geschöpfe, wie wir dieselben beschrieben haben, irgend etwas leisten könnten, das wir nach gerade wirklich zu sehen bekämen, und dennoch findet nicht nur dieses statt, sondern sie führen ungeheure Bauten auf und die Schöpfungen dieser Thiere der Vorzeit bilden ganze, weit gestreckte Gebirge, indessen die Arbeiten derselben Thiere in der Gegenwart unter dem Meeresspiegel noch viel ausgedehntere Strecken überbauen, als wir bereits zu Gebirgen erhoben sehen.

Die kleinen Polypen suchen irgend wo einen festen Anhaltpunkt, die junge Brut läßt sich darauf nieder und jedes Thierchen baut sich seine kleine

Festung; der Thierchen sind aber viele, auf einen Quadratzoll kommen Tausende, und um eine Insel im stillen Meere zu bauen, sind vielleicht Quadrillionen und Quintillionen beschäftigt, und so zeigt auch das Kleine und Kleinste seine Thätigkeit, man zeigt nicht allein Spuren derselben, sondern führt Arbeiten auf, welchen der Mensch mit seinen Dampf- und anderen Arbeitsmaschinen nicht gewachsen wäre.

Ob nun diese Inseln ehemals über der Meeresfläche sichtbare Berge waren, welche mit den Korallen langsam untergesunken sind, oder ob umgekehrt die kleine Koralle Sandbänke und Untiefen überbaut, ob diese sich dann durch die Thätigkeit des Erdinnern erhoben oder ob sie sich durch Anschwemmung aus dem Meere erhöht, mit fruchtbarem Erdreich überzogen haben, dieses ist gleichgültig. Sie sind da und sie wachsen nunmehr durch den nicht nachlassenden Fleiß der Korallenthierchen immer mehr in die Breite, bis sich ein großer, oft Meilen im Durchmesser haltender Ring bildet, der sich nun auch geschickt zeigt, Bewohner aufzunehmen. Zuerst natürlich Bewohner aus dem Pflanzenreiche, denn wie sollten die Thiere leben, wenn sie in den Pflanzen nicht Nahrung fänden.

Zuerst wird wohl das brandende Meer die äußersten Zacken der an sich schwachen Bauten abbrechen und auf das Ufer werfen, es wird vielleicht Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende währen, bevor der Boden sich um einige Fuß erhoben hat, aber es geschieht und in der Natur giebt es kein zu groß oder zu klein, kein langsam oder geschwinde. Tausend Jahre sind nur für uns viel, für die Erde und deren Ausbildung ist ein Jahrtausend bei weitem weniger, als für das Menschenleben eine Minute ist.

Mit dem Seewasser, das den aufgeworfenen Kalk immer wieder von neuem überspült, kommen thierische Stoffe hinein. Die Körper der Korallen selbst, der kleinen Thiere, von denen sie leben, der größeren, die von ihnen leben, Fische u. s. w., sie verwesen und geben dem kalkreichen Boden den Stickstoff, den eigentlichen Dünger für eine spätere Vegetation. Nun rollen ein paar Cocosnüsse auf den Strand, Monate lang haben sie im Wasser gelegen, die steinige Rinde ist erweicht, der Keim wird, sobald sie auf das Trockene rollen, durch die Sonne geweckt, er sprengt seine steinerne Hülle und der erste Palmbaum ziert die Insel. Vögel, vom Sturm verschlagen, lassen sich vielleicht nieder, sie tragen die unverdaulichen Samenkörner mancher Pflanze hierher und während sie selbst aus Mangel an Nahrung sterben, sorgen sie doch dafür, daß neue Pflanzen für zukünftige Geschlechter von Thieren, die möglicherweise einmal hier landen können, aufsprossen.

Dieser Hergang ist keine Hypothese, er ist nicht erdacht worden, um etwas Unerklärliches annäherungsweise faßlich, begreiflich zu machen —

dieser Hergang ist durchaus thatsächlich. So geschieht es, so hat man es beobachtet und weil dieses der Fall ist, weil dieses gerade so geschieht, so findet man auf allen diesen Koralleninseln der heißen Zone dieselben Species derselben Pflanzen, überhaupt aber nur wenige, wie z. B. verschiedene Palmen, Bananen, Brodfruchtbäume, wovon die ersteren freiwillig an die Küsten schwimmen, die anderen aber in ihren für sich sehr kleinen und überaus harten Samen durch Vögel hierher getragen werden. Ungefähr zwanzig Species verschiedener Pflanzen, welche aber durchaus nicht unter einander verwandt sind, bilden die Flora dieser Inseln.

Ein gewaltiger Meeresstrom führt die verschiedenen Körner der verschiedenen Pflanzen hier her, aber nicht blos die Körner, sondern das Laub und die Rinde und die ganzen Stämme selbst, falls sie nicht schwerer sind als das Wasser, werden von den Sunda-Inseln, von Java und Sumatra, von Borneo und Celebes, ja von der Halbinsel Malacca hierher geführt. So durchreisen die Körner, die Nüsse sechs bis sieben Tausend Meilen lange Meeresstrecken, ohne ihre Keimkraft zu verlieren. Wenn auch die zarteren dabei zu Grunde gehen, alle diejenigen, welche festerer, widerstandsfähiger Natur sind, erreichen irgend eine der Inseln und tragen zu ihrer Bewohnbarkeit bei, selbst lange nachdem sie schon durch sich selbst bestehen könnten, indem die auf ihnen gelandeten Sämereien zu kräftigen Pflanzen emporgewachsen sind.

Die Zahl der Thiere ist noch viel geringer als die der Pflanzen; von Vierfüßlern findet man höchstens eine Ratte und zwar meistentheils eine europäische, sie ist dann mit den Trümmern verunglückter Schiffe hierher gelangt. Wo man sonst irgend ein Säugethier trifft, ist es eines der europäischen Hausthiere, welche Seefahrer hier ausgesetzt haben oder welche vielleicht wie eine Katze, ein Hund hierher gelangten. Von Vögeln sieht man einige mehr, ein paar Schwimmvögel, eine Schnepfe oder einen anderen Stelzengänger, sonderbar genug aber auch hin und wieder einige Papageien, welche, da sie nicht weit fliegen können, nur durch Stürme hierher verschlagen sind. Auch Reptilien sind so gut wie gar nicht vorhanden, man hat nur eine Eidechsenart bemerkt; die Insekten sind noch nicht einmal so zahlreich vertreten als die Vögel, Darvin fand nicht mehr als dreizehn verschiedene Species und diese sehr spärlich; das einzig häufig wiederkehrende war eine Spinne und doch wie wunderbar sind auch diese einzeln zerstreuten Inseln von Menschen bewohnt. Wie sind diese dahin gekommen? Eine Ratte, ein Vogel, ein Schmetterling — nun das ist leicht erklärlich, aber auf welche Weise man sich zu denken habe, wie Menschen dahin gelangt seien, wer mag das aussprechen. Es ist um so mehr wunderbar, als die Bewohner dieser Inseln sämmtlich der malayischen Race angehören und kaum kann

man sich die Sache anders denken, als daß sie, gleich den durch Meeresströme dahin geschwemmten Bäumen, verschlagen sind. Die Sunda-Inseln und alle die mächtigen, ausgedehnten Landstrecken, welche längs der Küste von Südasien in das Meer springen oder abgesondert davon kleine Kontinente bilden, — große könnte man wohl sagen, wenn man an Borneo denkt — tragen eine in sich selbst verwandte Bevölkerung, den malayischen Stamm, welcher von schöner Körperbildung und, geistig aufgeweckt, Gefahren nicht scheut, vielleicht sogar aufsucht. Dieser Menschenstamm ist, so weit er die Meeresküsten bewohnt, auf das Befahren derselben angewiesen und nichts ist leichter in diesen unruhigen, von Stürmen bewegten Meeren, als das Erfaßtwerden von einem solchen Sturme. Können doch die riesigen Bauten, mit denen wir Europäer die fernen Meeresstrecken befahren, solchen Stürmen nicht erfolgreich widerstehen, werden sie doch umgestürzt und zertrümmern, wie sollten denn jene zierlichen kleinen Boote gegen den Sturm Stand halten. Sie werden zwar nicht umgestürzt, denn ihre Bauart ist so eigenthümlich, daß dieses beinahe unmöglich ist, aber sie werden von dem Winde entführt, Niemand weiß wohin. Jenes wunderbare Meer, in seiner ungeheuren Ausdehnung beinahe den halben Erdkreis umspannend, ist reichlich mit Inseln bedeckt, es ist daher durchaus nicht unmöglich, daß ein Boot zehn, zwanzig und mehr Tagereisen vom Winde geführt wird und endlich an einer solchen niederen Insel, an einem solchen Korallenbau landet. Waren es ein paar Männer, nun freilich, dann ist für die Bevölkerung der Insel nichts gethan, war es aber ein Mann und eine Frau, so ist bei dem glücklichen Klima und bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Menschen, welche keiner Krankheit, als der unvermeidlichen des Alters, zu unterliegen scheinen, für die Kolonisation der Insel gesorgt.

Man möchte fast glauben, daß dies die einzige Art sei, wie sich nach und nach die kleinen Gruppen bevölkert haben, und Thatsache ist es, daß auf jeder bereits bewohnten Insel solche Landungen von Männern einer verwandten Race vorgekommen sind und in aller Munde schweben Traditionen, welche dasselbe sagen, welche ihren Ursprung von solcher zufälligen Einwanderung herleiten. Und so kann man sich sehr wohl denken, daß die Inseln nach und nach bevölkert worden sind, die weiter von Asien abgelegenen selbstverständlich später als die näheren.

Die Inseln selbst sind klein und sie bestehen fast immer aus einem Ringe, aus einem kreisförmigen, sich aus dem Meere erhebenden Damm, der bei weitem größere Raum, welcher von diesem Damme eingeschlossen ist, bildet einen See, den man die Lagune zu nennen pflegt, so wie Attoll der Name für die ganze ringförmige Insel ist. Oft ist die Lagune durch

eine Einfahrt mit dem Meere verbunden, nur selten aber ist diese tief genug, um eigentlichen Schiffen den Zugang zu gewähren; Boote können allenfalls den Weg machen, mitunter aber ist Lagune und Eingang doch tief genug, um auch einem Kriegsschiffe den Eingang zu gestatten; auf solche Weise sind denn nun die Inseln besucht und untersucht worden. Der Ring ist klein, er hat vielleicht nur ein paar hundert Cocos- oder andere Palmbäume, er hat vielleicht eben so viele Pandanus-, auch ein Dutzend Brodfruchtbäume, so vermag er allenfalls zehn bis zwölf Familien zu ernähren, aber wenn sich die Bevölkerung über diese Zahl hinaus vermehrt, so muß eine Auswanderung stattfinden. Ein halbes Dutzend junger Paare besetzt ein paar Boote und läßt sich von Wind und Strömung nach der nächsten, tief im Horizont sichtbaren Insel treiben. Manchmal ist die Entfernung nur gering, jedoch auf ebenem Meere geben hundert Fuß hohe Cocosbäume schon eine Marke ab, welche man ziemlich weit sehen kann, und steigt vielleicht einer der Bewohner der Insel selbst auf einen Palmbaum, so sieht er mehr als doppelt so weit die Insel vor sich liegen und lenkt dahin seinen Weg. Es kann nicht bezweifelt werden, daß dieses geschieht, denn es ist unter den Augen von Europäern ausgeführt worden, aber auch noch zu anderen Hülfsmitteln, um die Vermehrung zu beschränken, hat der Mensch gegriffen oder ist er gedrängt worden. Auf vielen dieser Koralleninseln herrscht die Sitte, daß eine Mutter nicht mehr als drei Kinder haben darf, alles, was darüber hinaus geht, muß von der Mutter getödtet werden. Das neugeborene Kind wird sofort lebendig begraben; es ist eine entsetzliche, eine furchtbare Sitte, da sie indessen bei so überaus guten und liebenswürdigen Menschen, als die Bewohner des Radack-Archipels sind, herrscht, so scheint dieselbe von der eisernen Nothwendigkeit geboten.

Die Inseln bieten in der Regel einen sehr einförmigen Anblick dar, wie die Zeichnung auf Seite 605 ihn giebt. Der Aufenthalt kann für kurze Zeit vielleicht sehr anmuthig sein, wir sehen auch, daß Leute sich Häuser darauf gebaut haben und daß Europäer mit ihren Schiffen und Booten dieselben besuchen, im Allgemeinen aber dürfte doch der Europäer sich dort nicht sehr wohl fühlen; die Nahrungsmittel sind äußerst einfach, sie bestehen in den Früchten der wenigen Palmenspecies, welche dort gedeihen, in einigen Krabben von der Größe einer ausgewachsenen Landschildkröte, welche mit dem Menschen um die Nahrung kämpft, indem sie die Cocosnuß als einziges Nahrungsmittel kennt, und in einigen Seefischen, welche in der Lagune aufgefunden werden.

Dieses sind die eigentlichen Koralleninseln, wahrscheinlich nicht, wie Darvin sagt, in das Meer hinabgesunken, sondern vielleicht eher etwas aus

demselben emporgestiegen, entweder durch die plutonische Erhebung, oder dadurch, daß von den Rändern her abgebrochene Korallenstücke auf den festen Theil geworfen werden. Es nagt nämlich fortwährend der Sturm und das von ihm wildbewegte Meer an diesen Felsenbauten, der Passatwind läßt die Wellen Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen, selbst wenn kein Sturm über das Meer fegt, brandet dasselbe und brüllen seine Wogen so entsetzlich, daß man auf dem Schiffe in der Nacht ganz allein durch dies Geräusch gewarnt wird, denn der aufmerksame Matrose hört es meilenweit.

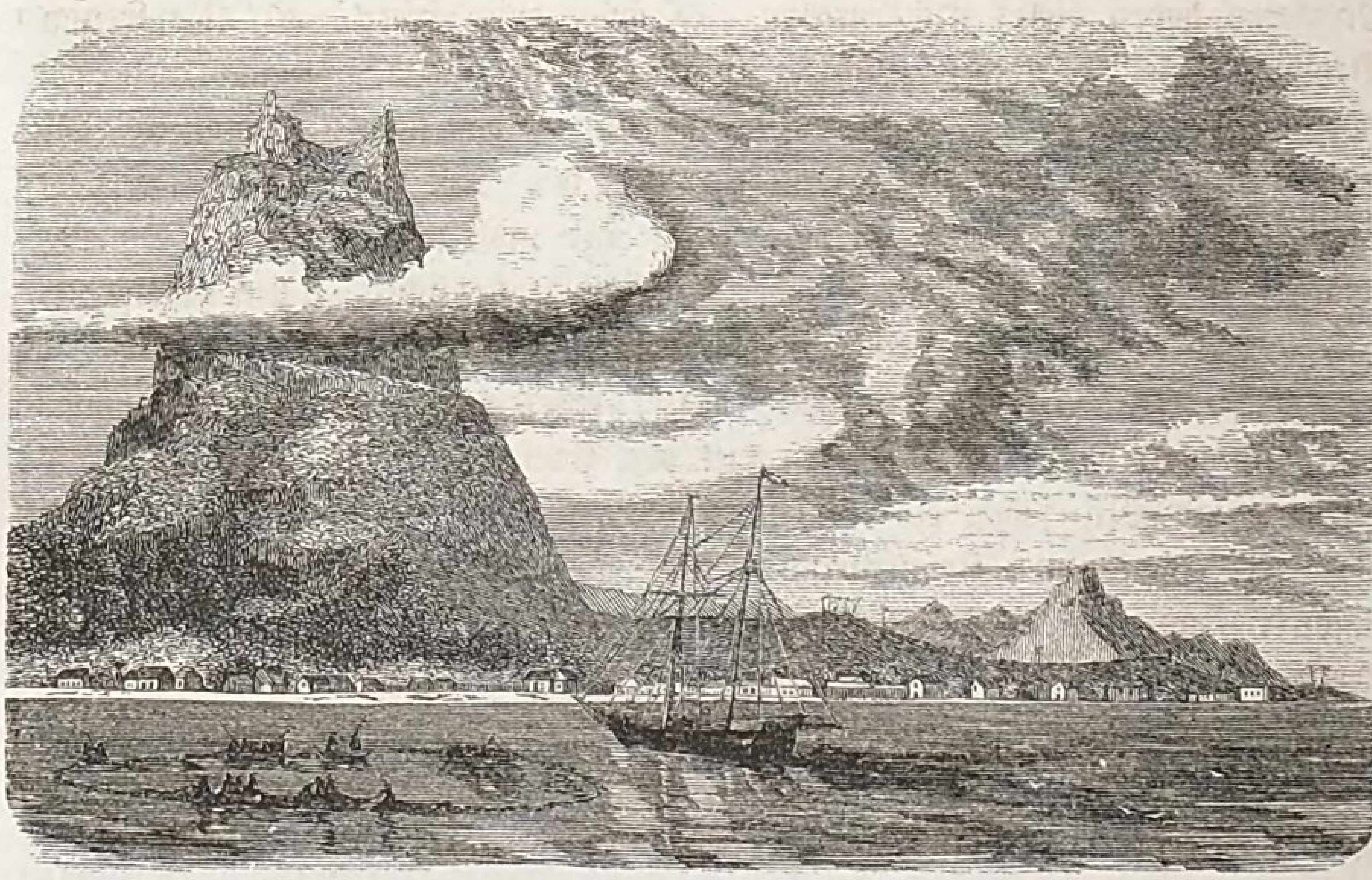
Wenn man diese Thatsache bedenkt, so muß man glauben, daß alle Koralleninseln nach und nach ihrem Untergange entgegen gehen, der Gewalt dieser Wogen scheint nichts Widerstand zu leisten, man sieht Blöcke von Korallenkalk, 30 bis 40 und mehr Kubikfuß enthaltend, auf dem Damme liegen und kleinere Blöcke sind rings umher zu vielen Tausenden gehäuft. Menschen haben dieses nicht gethan, es wäre eine Arbeit, für die wenigen Bewohner viel zu schwer, auch sieht man dieselbe Erscheinung auf ganz unbewohnten Inseln. So sollte man wohl glauben, daß nach und nach die Insel zertrümmert werden müsse, denn so gut wie dergleichen Blöcke auf den Damm geworfen werden, eben so leicht und noch leichter werden die abgebrochenen in das Meer gesenkt, aber mit unwiderstehlicher, Alles überwindender Ausdauer arbeiten die Myriaden kleiner Seegewürme, die Korallen, an der Wiederherstellung ihres Terrains. Der Alles verschlingende Ocean würde nach und nach wohl fertig werden mit den kleinen Inseln, mehr jedoch, als er davon abspült, setzen die Korallen wieder an und so werden diese Inseln nicht zerstört, sondern sie vergrößern sich von Jahr zu Jahr und zwar vorzugsweise von der Windseite her, welche immer die höhere ist, weil dort der Auswurf aus dem Meere vorzugsweise stattfindet, indessen auch gerade dort die Korallenthierchen am fleißigsten arbeiten, weil sie bewegtes Wasser lieben, im ruhigen, wie z. B. in der Lagune, absterben, was vielleicht daher kommt, daß sie daselbst nicht ihre Nahrung finden.

Diese kleinen Inseln erreichen doch mitunter eine nicht unbeträchtliche Größe, der Ring hat nicht selten eine Breite von einer deutschen Meile und einen Durchmesser von fünf bis sechs, ja große Inselgruppen, wie die Lackediven und Malediven, im indischen Meere haben eine Anzahl von Inseln, welche bis jetzt noch nicht hat gezählt werden können. Einzelne dieser Attolls haben 30 deutsche Meilen im Durchmesser.

Die Korallen erscheinen nicht blos in solcher Art wie hier, kreisförmige Inseln für sich bestehend aus dem Meere aufzuführen, sondern sie umgrenzen in der heißen Zone den größten Theil aller Länder. Wo viele Inseln bei

einander liegen, kommt es nicht selten vor, daß sie die Kanäle dazwischen unsicher machen, zubauen, solchergestalt, daß solche Schiffe, welche früher diese Meere besucht, jetzt nicht mehr daselbst fahren können. Dammriffe nennt man diese Bauten, weil sie wie ungeheure Dämme die Länder und die Inseln umgeben. Das großartigste Beispiel liefert uns Neuholland, das auf seiner Ostseite in der Entfernung von fünf bis sechs Meilen von einem Damme umgeben ist, welcher die ganze Küstenstrecke unnahbar machen würde, wenn nicht Durchgänge durch diesen Damm, kenntlich an der Stille des Wassers, das sich hier nicht brechen kann, weil die Korallen nicht bis zu seiner Oberfläche kommen, den Eingang gestatteten.

Eine der wunderbarsten Erscheinungen bietet die Insel Borabora im stillen Weltmeere, wovon unsere Zeichnung eine Skizze giebt.



Die Insel Borabora im stillen Weltmeere.

Hier ist ein isolirter Berg, mitten aus dem Meere emporsteigend, rundum von einem Korallenriff, das sich zum Damm erhoben hat, umgeben. Von der Insel selbst sehen wir nur einen kleinen Theil, denn sie hat einen Durchmesser von zwei Meilen und das Korallenriff selbst hat auf der Zeichnung nicht gegeben werden können, weil dasselbe zu fern liegt. Der Beschauer hat seinen Standpunkt innerhalb desselben und der Kranz, den es bildet, liegt weit außerhalb der Grenzen unserer Zeichnung. Die Insel ist bedeutend genug, um von Europäern als Niederlassung benutzt zu werden,

sie ist überaus fruchtbar und trägt bis an die Grenzen des kahlen Felsens die schönsten, nutzbringenden Pflanzen, aber dieser selbst ragt bis in die Region der Wolken hinein; die Korallen haben rings umher und mitten in dem brausenden Ocean eine mächtige, viele Quadratmeilen umfassende Lagune geschaffen, welche vom ruhigsten Wasser ist, einen glänzenden Spiegel bildet und den Schiffen, welche hier anlegen, gestattet, in ruhigem Meere Anker zu werfen.

In ähnlicher Weise, wie diese Inseln, sind fast die mehrsten des großen Oceans von Korallen umsäumt, aber je größer dieselben sind, um desto reicher zeigt sich die Natur derselben, um desto mannigfacher sind die Erzeugnisse, desto schöner die Menschen, nur freilich nicht auch desto besser. Wie es mit dem Kapitel von der Erbsünde, wollen wir ungefragt und unentschieden lassen, aber daß ein Mensch die Sünde vom andern erbe, ist keine Frage, ist schon längst entschieden. Ueberall, wo auf den kleinen Inseln eine geringe Anzahl Menschen wohnt, findet man dieselben gut und unverdorben, so sind sie uns von La Peyrouse und Cook bis auf Chamisseau und Dumont d'Urville geschildert worden. Aber auf den Sandwichs- und den Gesellschafts-Inseln, wo schon die Bevölkerung sich bis zu Hunderttausenden gemehrt hatte, gab es Kastenunterschiede, gab es Personen, die von dem Fleiße anderer lebten und diese armen fleißigen Leute wie ihre Sklaven betrachteten, wenn auch nicht behandelten, gab es Priester, die einen furchtbaren Götzendienst eingeführt hatten, Menschenopfer verübten und ihre Abscheulichkeiten durch jedes erdenkliche Mittel aufrecht erhielten.

Als einen Typus dieser größeren Inseln der heißen Zone wollen wir Tahiti, die größte der Gesellschaftsinseln, beschreiben.

An der Grenze der heißen Zone, südlich vom Aequator, liegen die Gesellschaftsinseln, welche seit ihrer näheren Untersuchung durch Engländer und Franzosen von allen Nationen besucht und von allen mit Eifer zu Grunde gerichtet worden sind, so daß auch jetzt Tahiti kaum noch 10,000 Menschen zählt.

Die früheren Reisenden beschreiben diese als die schönsten Menschen der Erde, nur von etwas zu dunkeler Farbe nach dem Geschmack der Nordländer, bei alledem nicht im mindesten dunkeler gefärbt als Italiener und Spanier. Sie erzählen uns, daß sich drei Kasten unterschieden, deren eine, die der Priester, finster, mürrisch und bösartig sei, wie ihr grausames Gewerbe, das der Menschenschlächterei, es mit sich bringe; deren andere, die Klasse der Adeligen, der Herrscher, hochgewachsen, schlank, überaus kräftig, gewandt, dazu aber sehr fröhlich, genußsüchtig, man darf vielleicht sagen leichtsinnig, sei, mindestens aber eben so stolz als leichtsinnig und daher jeden Umgang mit

der niederen Klasse, der der Arbeiter, der dienenden, verschmähe. Diese letzte Klasse theilt die Schönheit der ersteren, aber sie ist nicht so groß und kräftig.

Als die ersten Europäer dort landeten, sahen sie ein Völkchen von der äußersten Glückseligkeit, von den liebenswürdigsten Sitten, von einer Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, wie sie es noch nie gefunden, selbst die niedere Klasse war glücklich, sie war vielleicht die glücklichere, denn die Priester forderten nicht die erstgeborenen Kinder, um sie den Göttern zu opfern oder um sie, wenn es schöne Mädchen waren, für sich zu behalten. Das Grausame, das Entsetzliche dieser Sitte lag besonders darin, daß man die Kinder den Eltern bis zur Zeit der Reife, der Mannbarkeit ließ und dann erst als Opfer einzog, welches den Göttern, oder was hier wohl die Hauptsache, den Priestern wohlgefällig war.

Diese heiteren, glücklichen Menschen kamen den Besuchern mit Freundlichkeit entgegen und da sie, reine Naturkinder, die Sünde als solche nicht kannten, da sie in der Erfüllung der von der Natur jedem Geschöpfe verliehenen Triebe keine Schande und kein Verbrechen sahen, so schenkten sie auch das Kostbarste, was sie besaßen, ihre Zärtlichkeit, den angekommenen Gästen, nichts zum Gegengeschenke fordernd, als dasselbe Glück, was sie gewährten.

Dies Alles hat sich freilich sehr geändert. Abgelebte Matrosen, Bösewichter, wie sie nur die englische Schiffsdisciplin erzeugt, haben sich, als Missionaire dort hingesendet, es angelegen sein lassen, ihre Frechheit, ihre Trunksucht, ihre Lüderlichkeit, ihre Rohheit über dieses liebenswürdige, herzensreine Völkchen auszustreuen. Jetzt allerdings findet man am Strande nicht mehr jene Grazien, welche uns Cypriani zu Cooks Reisen zeichnete (siehe das Bildchen der folgenden Seite). Jetzt sieht man nicht mehr so reizende Gestalten mit so sanften Zügen und so unschuldigen Mienen, jetzt sieht man durch Krankheiten verunstaltete freche Weiber ihre Reize und im Gefolge derselben ihre Verunstaltungen für Geld ausbieten, jetzt sieht man sie betrunken sich im Kothe wälzen, jetzt findet man auch keine Ehre mehr unter ihnen, denn sie ist ihnen mit der neunschwänzigen Katze, welche der Missionair selbst schwingt mit großer Meisterschaft, da er sie ja oft genug gefühlt hat, ausgepeitscht worden. Durch Krankheiten aller Art ist die Bevölkerung bis auf den zehnten Theil ihrer früheren Stärke herabgesunken und alles das, was einst die Inselgruppen der Gesellschafts- und Sandwichs-Inseln so anlockend und wunderschön machte, ist untergegangen, nicht, wie Frevler zu behaupten wagen, in der christlichen Religion, sondern in

den Abscheulichkeiten, welche ihre rohen Verbreiter an ihre Stelle gesetzt haben.

Nur auf den kleineren Inseln des Archipels, wohin die Missionaire noch nicht gedrungen sind, findet man die Leute beinahe noch in ihrer ursprünglichen Einfachheit, dort leben sie in einfachen, schönen Hütten, welche so überaus reinlich sind, daß man glaubt, wo man sich auch befinde, von der bloßen Erde essen zu dürfen. Dort sitzen die Frauen und Mädchen in ihrer einfachen malerischen Tracht, nur aus einem bunten, um die Hüften genommenen Gewande, aus dem Baste des Papiermaulbeerbaums gewonnen,



Tanzende Mädchen von Otaheiti.

sonst aber die ganze Schönheit des reinen, jungfräulichen Oberkörpers sehen lassend, dort wandeln sie, ein ausgeschnittenes großes Baumblatt als Schirm über Stirn und Kopf gezogen, durch die Felder, durch die Gärten und Haine, ohne sich fürchten zu dürfen vor den wilden Katzen mit den glänzenden Augen oder vor den zischenden gefährlichen Schlangen. Dort bietet die Natur noch einen unerschöpflichen Ueberfluß, dort geben Feld und Garten

eine Fülle der köstlichsten Nahrungsmittel und der Wald bietet des Vogelwildes mehr als das Tausendfache von dem, was gebraucht werden kann, daher auch diese Inselgruppen die Vorrathskammern aller Seefahrer sind, aus denen sie sich zu den billigsten Bedingungen mit Allem versehen können, was sie für eine lange Reise noch gebrauchen.

Aber wo die Missionaire hinkamen, hat sich dies Alles geändert und Alles ist Eigenthum der Krone, des von den Missionairen gewählten Herrschers geworden, die armen Leute disponiren nicht mehr über ihren eigenen Besitz. Die Missionaire haben mit unbeschreiblicher Härte die früheren Sitten auszurotten, zu vertilgen gesucht, sie haben aus den offenen, fröhlichen Menschen Heuchler gemacht, sie haben diejenigen, welche ihre Liebe einem Jünglinge oder umgekehrt einem Mädchen schenkten, mit harten Arbeiten, mit Straßenbauten, mit Ausgrabung von Kanälen bestraft, sie haben in ihrer unsinnigen Ueberstürzung nicht gewartet, bis die Zeit die Sitten änderte, sondern sie haben dieselben sofort und gewaltsam umgekehrt. Die fröhlichen Menschen, welche glücklich im Genuß der Geschenke einer gütigen Natur waren, haben sie zu Heuchlern gestempelt und statt aller Freuden, deren sie gewohnt waren und bedurften, haben sie ihnen befohlen, die Kirchen zu besuchen und ihre entsetzlichen Predigten anzuhören, in denen sie die Hölle mit viel entsetzlicheren Bildern schmückten, als diejenigen waren, welche sie aus dem Gedächtniß der Inselbewohner vertilgen wollten, die Opfer der Erstgeborenen und die Opfer theils der Gefangenen, theils der Hörigen auf den Gräbern ihrer Herren.

Die mehrsten dieser Leute, wenn sie von Hause aus zu Missionairen erzogen waren, gehörten doch nur den niedrigsten Klassen an und waren unfähig, den Blick über die Anschauungsweise der Missionsschule zu überheben, unfähig überhaupt, sich die Sitten und Gebräuche anders zu denken, als sie dieselben von England aus kannten, wo allerdings gar Vieles für unsittlich gilt, was nicht nur in Tahiti, sondern selbst in Paris und Berlin für ein Beweis von feiner Sitte gilt,*) und umgekehrt so wollten sie denn in Tahiti einführen, was für solchen Fall ein Mensch an Eigenschaften haben muß, es fehlt ihnen Toleranz, Aufrichtigkeit, eigene Gesittung und das Schlimmste war, daß sie, zu Lehrern des Volkes bestimmt, dem Volke

*) Wer in England auf der Straße eine ihm bekannte Dame grüßt, gilt für unverschämt und die Dame wendet sich mit Verachtung von ihm; wer in einer Gesellschaft der Aufforderung, ein Glas Wein zu trinken, nicht entspricht, gilt für flegelhaft grob und riskirt eine Herausforderung; wer, auf der Straße von einem groben Menschen angerannt, nicht sofort seinen Rock auszieht, um sich mit dem Beleidiger zu boxen, gilt für feige.

nicht vorangingen in Erfüllung ihrer Lehren, wenn sie etwas anderes betrafen, als die strenge Sonntagsfeier. Sie waren in der Regel als Beamte schlecht gestellt, sie hatten nicht genügende Einkünfte, um davon zu leben, wie sie glauben, daß es ihren Gewohnheiten und ihrer Stellung angemessen sei. Die Engländer tragen ihre Lebensart überall da hin, wo sie bleibende Niederlassungen gründen, der Matrose und der Landsoldat will in Indien sein Porter und Ale, sein Beaffsteak und Rostbeaf haben und in gleichen Massen verschlingen, wie im gesegneten Altengland und beachtet es nicht, daß er dabei zu Grunde geht. Diese Genüsse sind ihm weit wichtiger und lieber, als das Leben; so ist es natürlich in noch höherem Grade mit allen denjenigen Engländern, welche sich vornehmer dünken, und wenn ein solcher Missionair in Entbehrungen und Demüthigungen aller Art erzogen worden ist, und wenn er als Vikar in England ein unbeschreiblich erbärmliches Leben führen würde, so bildet sich dieser Vikar doch ein, Pfarrer zu sein, d. h. ein höherer geistlicher Würdenträger, sobald er auf Missionskosten selbstständig auftritt; sein Bestreben ist immer, ein solches Ansehen zu erlangen, wie seines Wissens die engländischen Pfarrer haben, und eine so üppige Lebensweise zu führen wie diese; und wenn in einem Lande, wo Geld einen geringen Werth hat, weil die Leute Nützlicheres kennen, seine Mittel nicht ausreichen, ihm die gewünschten Genüsse zu verschaffen, so greift er zu Mitteln, seine Einnahmen zu erhöhen, welche in der That nicht löblich sind. So haben denn auch die geistlichen Herren in Tahiti den Zehnten für die Geistlichkeit eingeführt und sie brandschatzen das arme Volk unbarmherzig; sie sind aber auch die Vermittler aller Verkäufe, welche zwischen den Seefahrern und den Insulanern abgeschlossen werden und auch da nehmen sie weniger ihr bescheiden Theil, als einen höchst unbescheidenen Antheil. Sie kaufen die elendesten Stoffe, welche England und nur England allein für die fremden Welttheile erzeugt, und geben sie in Tausch an die Eingeborenen, sie überschütten dieselben mit den engländischen Goldarbeiten aus Kupfer, Messing oder Tombach, gewöhnen sie an eitlen Tand und Schmuck und nehmen ihnen für das werthlose Zeug die werthvollen und theuren Gegenstände des Handels, deren die Schiffe bedürfen, ab.

„Es ist peinlich, zu sehen, wie die Apostel Christi ihren Charakter verleugnen, ihre erhabene Sendung herabziehen, indem sie sich selbst zu Handelsleuten stempeln und ihre Eigenschaften als Verkündiger des Evangeliums mit denen eines Hausirers für Baumwollen- oder Messingwaaren vereinigen und abwechselnd aus ihrer Boutike in die Kirche und aus der Kirche in die Boutike gehen. Sie haben auf eine befremdende Weise die Erhabenheit ihrer Sendung verkannt, sie gingen in ihrer Thorheit und Blindheit so weit, eine

Abgabe auf den Glauben der Tahitier zu legen und sich ihre Christenmacherei theuer bezahlen zu lassen. Jedes Mitglied der neuen Religion mußte ihnen jährlich ein Schwein, fünf Bambusflaschen voll Cocosöl, drei Ballen Arrow-Root und vier Körbe Baumwolle liefern.

„Es war begreiflich, daß dergleichen Mißbräuche von dem Volke nur murrend ertragen wurden und daß es schließlich dahin kam, diese neuen Apostel zu verjagen. Allein Kanonen sind mit sehr unverdaulichen Früchten geladen und da die Tahitier sich nicht gutwillig beglücken lassen wollten, so wurden einige Fregatten hingeschickt, welche den neuen Glauben und seine Verkündiger zur Ehre Gottes aufrecht erhielten.“ (Eugène Delessert, voyages dans les deux Océans.)

Es würde schwer sein, sich ein Bild von dem glücklichen Zustande zu machen, in welchem diese Menschen sonst lebten. Von der Natur begünstigt, zeigten sie den reinsten Typus der Formen kaukasischer Race, die glänzenden, schwarzen Augen zeigten einen Ausdruck von solcher Lebhaftigkeit, von solchem Feuer, doch durch die sichtlichste Gutmüthigkeit gemildert, die Züge waren so regelmäßig, die Zähne so wunderschön, Hände und Füße so wunderbar klein und die Farbe so wenig dem Braunen der indischen Völker gleich, daß man sie für die Abkömmlinge dorthin verschlagener Europäer hätte halten können. Die Männer, von hohem, schlankem Wuchs, sind kräftig, gewandt, haben eine ungemeine Elasticität und Eleganz in ihren Bewegungen, welche kaum durch etwas anderes erklärt werden kann, als durch ihre Neigung zu gymnastischen Spielen, denen sie sich täglich überlassen. Dabei ist ihre außerordentlich geschmackvolle Art sich zu kleiden von einer wahrhaft gesuchten Reinlichkeit, so daß man sich wohl das Erstaunen der ersten Seefahrer, welche diese Inseln besuchten, denken und erklären kann. Man würde sich auch kaum glücklichere Zustände vorzustellen vermögen, als diejenigen sind, unter denen die Insulaner lebten. Die Gegenden sind bezaubernd schön, das Meer verbreitet überall liebliche Frische, die Fruchtbarkeit der Inseln geht an das Staunenswürdige und dennoch wurden diese glücklichen Menschen nicht in jene unempfindliche Trägheit versenkt, der sich die in den Aequatorialgegenden wohnenden Asiaten und Afrikaner so gut wie die Europäer überlassen. Sie brauchten nicht zu arbeiten, aber sie machten sich gerade durch Thätigkeit das Leben süß, kein Volk der Tropenländer scheint so beschäftigt, als dieses und jede Beschäftigung wechselt mit irgend einem Vergnügen ab; der Tanz, fröhliche Gesänge, gymnastische Uebungen, die Jagd, Festlichkeiten aller Art bei Nacht wie bei Tage brachten einen unaufhörlichen Wechsel in das Leben.

Jetzt freilich hat der finstere Ernst der Missionaire, durch die Kanonen

der Engländer unterstützt, so strenge Gesetze hergeführt, daß eine gewaltige Umänderung stattgefunden hat. Nicht die ungeheure Ausdehnung des Meeres, die Unwegsamkeit des Oceans, die unersteiglichen Berge der Inseln, auf welche sie sich flüchteten, um den allzu eifrigen Spendern des neuen Glückes zu entgehen, konnte sie schützen. Glücklicherweise war es unmöglich, alles Glück zu zerstören, wiewohl der Branntwein und die Gewissenlosigkeit der englischen Matrosen das unglückliche Land bis auf den zehnten Theil seiner Bevölkerung heruntergebracht haben, und wenn auch die Krankheiten, welche diese mitbrachten, Tausende von Opfern forderten, so behielten die übrigen doch ihre ursprüngliche Schönheit; freilich jetzt nicht mehr so sichtbar wie sonst, denn die Missionaire haben für Männer und Frauen den blau- und rothgefärbten Piqué als Unterrock eingeführt und haben Frauen und Mädchen auch noch ein langes Hemde übergehängt, eine Kutte, so geschmacklos, wie jemals eine im Mittelalter gewesen ist. Statt daß die schönen Mädchen sich sonst Kränze der zierlichsten Blumen flochten, deren prächtige Farben noch auf das Reizendste gehoben wurden durch das feurige Schwarz der schönen, langen Haare; statt daß die Männer sich sonst durch Laubkränze gegen die Strahlen der Sonne schützten, wie Apollo es unter den Griechen that, haben die Missionaire die nicht abgesetzten Damenhüte schiffsladungsweise kommen lassen und sie den Eingeborenen als etwas unendlich viel Schöneres, als ihre reizenden Blumen, aufgehängt. Alles, was wir Schönes über dieses Volk sagen konnten, finden wir nur noch wahr an den wenigen Stellen der Inseln, bis zu welchen die Missionaire noch nicht gedrungen sind, oder, wie bereits bemerkt, auf den kleinen fernen Inseln. Alles hier Gesagte gilt in gleicher Weise auch von den nördlich vom Aequator gelegenen Sandwichsinseln oder den Asien näher gelegenen Carolinen, Mariannen, Philippinen rc., so daß wir nichts dazu zu fügen brauchen und uns jetzt das tropische Festland von Amerika, in dessen Nähe wie uns ohnedies befinden, ansehen können.

Mit einem Blick läßt sich die ganze ungeheure Ausdehnung des tropischen Amerika nicht übersehen. Der Küstenstrich, die mittleren Gebirge, die Hochgebirge, der östliche Abfall derselben und das weite Tiefland zwischen den Gebirgen und dem atlantischen Ocean sind so sehr von einander verschieden, daß sie nicht in eine Beschreibung zusammengefaßt werden können. Betreten wir das Land von dem stillen Meere aus, so sehen wir den Küstenstrich von Unterperu, die Thäler genannt, als etwas sehr Trauriges und Dürftiges vor unseren Augen sich ausbreiten. Diese Valles (Thäler) sind sandige, hügelige Abhänge, welche sich vom Gebirge zum Meere neigen und beinahe ganz unfruchtbar sind, denn nur da, wo Bäche den Strich durch-

schneiden, zeigt sich ein schmaler Streifen, dieselben von beiden Seiten begleitend, mit einer Vegetation, welche man eine tropische nennen kann. Die Hitze ist beinahe unerträglich, die Luft meistens ungesund und nur das regelmäßige Wechseln der Land- und Seewinde mit einander macht die Gegend bewohnbar. Durch den aufsteigenden Luftstrom wird während des Tages der Wind vom Meere herbeigeführt und während der Nacht, wenn sich das Land schneller abkühlt als die See, neigen sich die Luftströmungen umgekehrt vom Lande dem Meere zu. Dennoch liegen hier nicht unbedeutende Handelsplätze, aber allerdings haben sie die Mündungen der Flüsse aufgesucht, und so ist es denn möglich gewesen, ihnen einigermaßen gesunde Plätze anzuweisen, wiewohl auch Guayaquil, der Haupthafen der Republik Quito, wiewohl auch Lima und weiter südlich, schon außerhalb der tropischen Zone, Valdivia und Valparaiso von manchen Krankheiten epidemischer Art heimgesucht werden.

Der Küstenstrich ist schmal und von einer besonderen Bevölkerung desselben ist keine Rede; was man hier in den Städten sieht, sind eingewanderte Europäer, Neger, Mischlinge von beiden und handeltreibende Eingeborene, welche von den benachbarten Gebirgen herabkommen, um ihre Produkte in den Städten abzusetzen. Die Städte selbst aber haben einen vollkommen europäischen Anstrich, die Straßen sind gerade und breit, schneiden sich rechtwinklig, die Häuser aber haben allerdings nur ein Stock, welches auch wohl nicht anders sein dürfte, da diese Gegenden häufig von den entsetzlichsten Erdbeben heimgesucht werden, weshalb auch die Straßen so breit angelegt sind, damit die erschreckten Einwohner, aus ihren Häusern tretend, schon einen gewissen Schutz auf der Straße finden, indem man glaubte, die Trümmer der Häuser würden nicht bis zur Mitte der Straße reichen, was allerdings ein großer Irrthum ist. Das Zweckmäßigere dürfte gewesen sein, ein anderes Baumaterial zu wählen, welches den furchtbaren Erschütterungen hätte Stand halten können, wie z. B. das Holz; aber thöricht genug hat man dieses verschmäht, ja man hat Kirchen von den ungeheuersten Dimensionen gebaut und die Bevölkerung hat bei einem Erdbeben nicht Eiligeres zu thun, als in die Kirchen zu gehen, sich dort vor den Heiligenbildern niederzuwerfen, um dort gleichzeitig mit vielen Tausenden unter ihren Trümmern begraben zu werden.

Unter den Städten dieses Striches spielt Lima eine Hauptrolle, es ist die größte Stadt und sie hat ihrerzeit eine nicht unbedeutende Macht entwickelt, wovon sich noch Spuren zeigen, z. B. in einer Mauer, welche das ganze Territorium der Stadt umgiebt, von 34 Bastionen flankirt und so breit ist, daß sie zum Hauptspaziergange dient. Die Häuser sind sämmtlich nach der Straße hin mit Balkons versehen, durch welche man, geschützt von

den niedergelassenen Jalousien, die Vorübergehenden mustert. Auf den flachen Dächern, welche meistens mit Blumen bepflanzt sind, geht man Abends spazieren oder unterhält sich daselbst mit Besuchenden, denn die unerträgliche Hitze verkehrt die Zeit des Wachens und Schlafens, man besucht einander nur zu Nacht.

Der schöne, große Hafen wurde von einem Städtchen Callao geschlossen, dasselbe ist aber im Jahre 1746 nicht nur zerstört, sondern im Meere begraben, man sieht die Trümmer bei ruhigem Wasser noch. Die ganze Bevölkerung ging bei dem Untersinken der Stadt mit zu Grunde, auch Lima wurde dadurch gänzlich zerstört, in einen einzigen Schutthaufen verwandelt, wie es seit dem Jahre 1582 bis jetzt neunzehn Mal geschehen ist, was jedoch die Uebrigbleibenden allerdings niemals gehindert hat, sich auf derselben Stelle wieder und auf die nämliche Art anzubauen. Lima zählt jetzt 78 Kirchen, 6 Pfarrkirchen, 2 Filialkirchen, 26 Kapellen und 44 Klosterkirchen, die Zahl dürfte sich noch höher steigern, wenn man daran denkt, daß jedes Hospital, jede öffentliche Anstalt und jede Kaserne noch ihre besondere Kapelle hat. Es gewährt daher Lima, vom Hafen aus gesehen oder auch von den höher gelegenen Bergen, einen höchst imposanten Anblick, denn alle diese Kirchen und Kapellen haben Thürme. Im Uebrigen beträgt die Zahl der Häuser mehr als 10,000, natürlich auch die Wirthschafts- und sonstigen Gebäude mit einbegriffen; die Bewohnerzahl steht indessen kaum im Verhältniß hierzu, die Stadt hatte zu ihrer Blüthezeit nicht über 80,000 Einwohner, wovon höchstens 25,000 europäischer Abkunft waren. Durch die beglückenden Staatsumwälzungen, deren sich auch Peru zu erfreuen hatte, ist die Einwohnerzahl jetzt bis auf 50,000 gekommen.

Die Trachten der Männer und der Frauen sind zierlich und leicht, wir geben umstehend ein anmuthiges Bild von Damen und Herren auf dem Spaziergange. Wir sehen die Männer, was den unteren Theil betrifft, in der auch bei uns allgemein üblichen Kleidung, der Oberkörper aber trägt keinen Rock, sondern ist durch den Ponjo (Ponscho) bedeckt, ein viereckiges Tuch von mehr oder minder kostbarem Stoff, aber immer weiß von Farbe, mit Frangen verziert, in der Mitte durch einen Schlitz geöffnet, wo hindurch der Kopf gesteckt wird, so daß der Mantel frei auf beiden Schultern hängt.

Die Damen stellen wir in ihrer modernsten Tracht dar, der Rock, welcher schon etwas des Crinolins verdächtig ist, hat die Saya verdrängt, ein Kleid von sehr verschiedenem Stoff, je nach dem Wohlstande der Besitzerin, aber so eng in tausend Falten genäht, daß es den Körper wie bei den altenburgischen Bäuerinnen ganz eng umschließt und die Formen auf

das Allerschärfste markirt, so daß man sofort die mehr oder minder glückliche Ausstattung erkennen kann. Eine an sich höchst unvortheilhafte Tracht konnte nur da allgemein einheimisch werden, wo eine jede Dame sich eines untadelhaften Wuchses bewußt war. Auch noch jetzt, wo man dieses nicht so allgemein zu bewundern Gelegenheit findet, sieht man wenigstens Hände und Füße von einer Zartheit der Formen, daß man zur Bewunderung hingerissen wird.



Bewohner von Lima in der Landestracht.

Die Saya reichte bis an den Knöchel, um den schönen Fuß zu zeigen und trotz der Allgewalt der Mode ist es derselben doch nicht gelungen, ein längeres Kleidungsstück einzuführen, wenn schon ein weitläufigeres, wie unsere Figur zeigt.

Die Schultern deckt gewöhnlich ein Shawl von mehr oder minder kostbarem Zeuge, der mehr errathen läßt, als er verbirgt, denn die Saya geht nur von den Hüften abwärts, nicht aufwärts, der ganze obere Theil des Körpers hat keine andere Bekleidung als das Hemde, welches gewöhnlich sehr fein mit Spitzen geziert ist. Hierüber wirft man den Shawl und drapirt ihn so züchtig oder so lüstern, wie es die Neigung mit sich bringt und wie

es derjenige verdient, dem man gegenübersteht. Hier zu all diesem oder vielleicht besser gesagt zu diesem Wenigen kommt noch ein ganz eigenthümliches Kleidungsstück, eine lange seidene Schürze, welche aber nicht vorn, sondern hinten vorgebunden wird, auch nicht herabhängt, sondern heraufgenommen, über den Kopf gelegt und mit der einen Hand so fest um denselben geschlossen wird, daß sie, bis auf einen handgroßen dreieckigen Raum vor einem Auge, Gesicht, Hinterhaupt und das schön geflochtene Haar gänzlich verbirgt.

So gekleidet sind die Damen fast alle einander gleich, denn das eine Auge, welches man sieht, gewährt um so weniger einen Anhaltspunkt, als man nicht etwa Hell- und Dunkelblaues, Braunes, Graues, Schwarzes, Ernstes oder Melancholisches von einander unterscheiden kann, sondern alle brennend schwarze, blitzende Augen zeigen. Die Damen sind sehr fröhlichen Sinnes, zu Scherz und Intriguen aller Art geneigt und daher fortwährend beschäftigt, zu necken, irgend welche Verwickelung herbeizuführen, ohne daß sie darauf ertappt werden können; denn eine Dame zu berühren, ohne daß sie es ausdrücklich gestattet, einer Dame ohne ihren Willen den Schleier (schwarzseidene Schürze) zu entreißen, würde eine Beleidigung sein, welche hir Vater oder Bruder sofort mit dem Tode des Beleidigers rächen müßte, wenn er nicht selbst für ehrlos gehalten sein will.

Demnächst ist die Stadt von Negern bewohnt, welche vielleicht nirgends ein so mildes Loos haben, wie hier. Nicht geneigt, viel zu thun, verlangt der Spanier auch nicht, daß sein Diener viel thue, und da nun noch überdies die Zahl der Sklaven bei weitem größer ist, als die ihrer Herren, so befinden sie sich in einem ganz angenehmen Zustande, sind auch überall fröhlich und wohlgemuth und haben Neigung zu Späßen aller Art, dürfen ihren Festen unbehindert nachgehen, haben ihre eigenen Könige, ihre eigenen Priester und bilden sich so ihre eigene Welt. Die Tracht dieser Leute ist sehr ungenirt, die Männer haben gewöhnlich nur Badehosen, die Frauen und Mädchen ein ähnliches Kleidungsstück, welches sich von dem der Männer nur dadurch unterscheidet, daß es in der Mitte nicht zusammengenäht ist. Der Ponjo, welcher allerdings im Besitz eines Jeden ist, wird doch nur während der Nacht zur Bedeckung gebraucht.

Einige Tausend Bewohner zählt Lima, welche ausschließlich der indianischen Race angehören, es sind diejenigen von den Urbewohnern, welche sich in den Städten niedergelassen haben, um dort irgend ein Handwerk zu treiben. Diese Leute, außerordentlich liebenswürdig und bescheiden, mit wenigen Hülfsmitteln doch sehr geschickt, sind unter der ganzen Bevölkerung zerstreut, sind überall sehr wohl gelitten, bilden aber keine feste, sondern eine stets

wechselnde Bevölkerung, indem diejenigen, die durch große Sparsamkeit wohlhabend geworden, sich in die Gebirge zurückziehen, woher sie stammen.

Sehr auffallend von dieser Küstenstrecke verschieden ist die Gebirgsgegend. Außer dem Himalayagebirge ist dieses in Amerika verlaufende das höchste der Erde; das mächtigste und größte auch ohne diese Ausnahme, denn es umspannt beinahe den halben Erdumfang, in drei oder vier Gliedern mit zwischenliegenden Thälern erstreckt es sich fast ganz genau parallel mit der Meeresküste. Auf der Westseite giebt dieses mächtige Gebirge nur wenigen, nur unbedeutenden Flüssen Ursprung und Nahrung, von der Ostseite dagegen speist es die beiden größten Ströme der ganzen Erde, den Amazonenstrom und den Silberstrom (Rio de la Plata), wiewohl dieser auch noch aus Paraguay durch den Fluß gleichen Namens einen bedeutenden Tribut erhält.

Das Gebirge, von seinem westlichen Fuße bis zu den Ausläufern in der östlichen Ebene (in Brasilien) gemessen, hat eine Ausdehnung (Breite) von 70 bis 80 Meilen und ist auf dieser der Länge nach vielfältig getheilt, indem sich sowohl rings umschlossene, aber lang gestreckte Becken bilden, welche große Seen, zum Theil in sehr bedeutender Höhe, enthalten, die aber andererseits wieder lang gestreckte Flußthäler einschließen, die entweder wirkliche große Stromsysteme von einander unterscheiden oder Ströme, von denen jeder einzelne größer ist als Rhein, Weichsel oder Donau, zu so mächtigen Strömen vereinigen, wie die beiden oben gedachten, welche an ihrer Mündung von Ufer zu Ufer nicht mehr überschaut werden können.

Das interessanteste dieser Becken ist das des Titikakasees, es liegt zwischen dem 16. und 18. Grad südlicher Breite; dieser See ist in ein mächtiges Hochplateau eingesenkt, ist nahezu 13,000 Fuß über der Meeresfläche und von 10,000 bis 12,000 Fuß hohen Bergen umgeben. Der Umfang dieses Sees hat 60 deutsche Meilen und seine Tiefe, mehrentheils nahe an 500 Fuß, steigt an einigen Stellen über 1000 Fuß. In früheren Zeiten mag dieser See große Zerstörungen angerichtet haben, denn da er gar keinen Abfluß hat, müssen die von allen Seiten zu ihm herabströmenden Bäche der Andes ihn manchmal auf eine Höhe anfüllen, welche weit über seinen gewöhnlichen Wasserstand steigt. Als die Spanier diese Gegenden eroberten, mochten sie wohl selbst auf eine unbequeme Weise von diesem Wechsel berührt werden und sie erbauten einen künstlichen Kanal, den Desaguadero, welcher die überflüssigen Wassermassen des Sees nach einem anderen Thale führt, welches einen natürlichen Abfluß hat.

Geringe Regengüsse machen keinen bedeutenden Unterschied in dem Wasserstande, was zu der wunderlichen Idee Veranlassung gegeben hat, dieser

See stehe durch einen unterirdischen Abfluß mit dem großen Meere in Verbindung, wie man Aehnliches über den Caspisee fabelte, denn nichts als eine Fabel ist, was man darüber erzählt, indem man diesen See, obschon er wie die schweizer Seen seine Gefahren hat, doch nach allen seinen Richtungen durchkreuzte und nirgends einen Strudel finden konnte, einen Trichter, welcher das Versinken der Gewässer angezeigt hätte.

Dieser See hat in der Götterlehre der alten Völker, welche die Hochebene von Amerika bewohnten, eine hohe Bedeutung. An demselben, theils auf Landzungen, theils auf einer Insel, die in dem See liegt, waren viele merkwürdige Bauten aus der Zeit der Herrschaft des Inkastammes; die Insel hat eine halbe Meile im Umfang und es stand darauf ein weit ausgedehnter, prächtiger Sonnentempel, welcher nach dem von Kuzko der berühmteste und reichste war. Die Sage lehrt, daß nach der allgemeinen Ueberschwemmung, welche eben so gut in den Traditionen der neuen wie der alten Welt vorkommt, die Sonne zuerst diese Insel beschienen habe, daher dieselbe als von der Sonne vorzugsweise begünstigt betrachtet wurde. Sie zeigte ihre Bevorzugung dieses kleinen Fleckchens Erde auch noch dadurch an, daß sie ihre beiden Kinder Manko-Kapak und Maulea-Oello auf diese Insel sendete, zwei Gründe, um diese Insel ganz besonders heilig zu achten, denn von hier ging die ganze neue Bevölkerung der Erde aus. Die Inkas erbauten der Sonne einen Tempel, welcher ganz mit Gold überzogen war und im Innern unermeßliche Schätze enthielt. In den Gärten dieser Insel zog man vortreffliche Früchte, aber alle waren ganz ausschließlich zum Gebrauch des Inka, dem man dieselben, wo er auch sein mochte, nachsendete, wo er dann ferner darüber verfügte, sie unter die verschiedenen anderen Sonnentempel vertheilte und an die Sonnenjungfrauen übersendete, oder auch besonders begünstigte Personen mit einem Theile beschenkte. An den Früchten dieser Insel haftete ein großer Segen, wer auch nur ein Korn derselben besaß, war dadurch gegen jeden Mangel geschützt.

Obwohl die Inkas, wahre Wohlthäter ihres Landes, dasselbe mit prächtigen Kunststraßen durchzogen hatten, deren Vorhandensein den Spaniern eben die Eroberung so leicht machte, so waren dieselben doch erst ziemlich spät hierher gedrungen und die Priester hatten einen Theil der Schätze aus den anderen Tempeln hierher geführt. Endlich wurde aber auch dieser letzte Versteck aufgefunden und da versenkten die Priester Alles, was sie an edlen Metallen und Steinen in ihrem Besitz hatten, hier in diesen See und keine Macht konnte ihnen das Geständniß erpressen, welches die Stelle sei, wo man dieselben zu suchen hätte. Die Spanier wollten den See ablassen und sprengten daher den Kanal in die Felsen, der noch jetzt Entwässerungskanal — Desaguadero — heißt, aber es gelang ihnen nicht, die Tiefe des Sees

um so viel zu verringern, als nöthig gewesen wäre, um zu den versenkten Schätzen zu gelangen.

Die Thäler, welche auf große Erstreckungen das Gebirge durchstreichen, es gewissermaßen spalten, haben eine ganz eigene Vegetation. Da, wo dieselben sich so weit erheben, daß sie nur einige Tausend Fuß unter der Schneegrenze liegen, nähern die Pflanzen sich sehr den in Europa vorkommenden, es wachsen daselbst keine Bananen, kein Maniok, kein Zuckerrohr; Baumwolle, Cacao, Reis sind verschwunden, wohl aber sieht man den Mais, den Weizen der alten Welt, den Roggen, Quinoa, viele Bohnen und sonstige Hülsenfrüchte unserer Gegenden im üppigsten Wachsthum stehen. Unter den Bäumen sind die Palmen längst verschwunden, bevor man sich den Hochebenen nähert und es treten an ihre Stelle die Coniferen, Bäume, welche mit denjenigen, die wir Tannen, Föhren, Fichten nennen, zu einer Familie gehören, aber sie tragen wie die Araukaria eßbare Früchte. Demnächst sind unzählige Gattungen von Nüssen und anderen nützlichen Bäumen über diese Höhen verbreitet, welche reichliche und vortreffliche Nahrung gewähren. In der Nähe des Meeres sind alle die oben angeführten Pflanzen zu finden, welche als auf den Höhen nicht wachsend bezeichnet wurden; dieselben lieben feuchte Wärme, man könnte sagen Hitze. Oben auf den Höhen herrscht ein ewiger Frühling, Bananen, Zucker, Palmen ꝛc. verlangen aber einen ewigen Sommer. Da aber diese niederen Gegenden wasserarm sind, so ist der üppige tropische Pflanzenwuchs nur auf einzelne Stellen beschränkt.

Durchwandert man die in der Nähe des Meeres gelegenen Strecken von Norden nach Süden, so hat man einen Wechsel von vollständigster Wüste und üppigstem Pflanzenwuchs; nähert man sich einem Flußufer, so bemerkt man noch lange, ehe man die Bäume, welche den Fluß schmücken, zu sehen bekommt, einzelne Blättchen, Keime von Pflanzen, welche sich, wie unsicher über ihre Existenz, aus dem Boden hervordrängen; dann kommen eigentliche Steppenkräuter, wie auch wir dieselben in der Königskerze, dem Wermuth, dem Haidekraut u. dergl. haben; nunmehr sieht man auch schon in der Ferne die Bäume den Horizont schmücken, aber die nächste Umgebung des Wanderers zeigt noch nichts davon. Da erscheinen die Agaven und mannigfaltige Cactus, nun aber beginnen auch schon Pflanzungen von solchen Bäumen, die einer starken Benetzung nicht unmittelbar bedürfen, z. B. Cacao. In der Nähe der Flüsse selbst aber entzückt das frischeste Grün des üppigsten Pflanzenwuchses den Wanderer und es erscheint ihm um so schöner, je länger er dessen entbehrt hat; da sieht er Pflanzungen von türkischem Weizen, von Reis, da sieht er weite Felder mit Zuckerrohr bebaut, da stehen Baumwollen- und Kaffeebäume in langen Reihen und hier

und dort tauchen dichte Büsche der prächtigen, breitblättrigen Bananen auf, überragt von schlanken Palmen, und man fühlt nun erst, daß man sich in der tropischen Zone befindet.

Zwar ist die Breite dieser Streifen, welche mit einer glücklichen Vegetation bedeckt sind, bewunderungswürdig groß und zwar vorzugsweise für denjenigen, der zu beurtheilen weiß, wie weit die Befruchtung des Bodens durch den Fluß nach beiden Seiten hin reichen kann. Der Gelehrte muß staunen, wenn man sagt, solche Streifen haben 1 bis 1½ Meile auf jeder Seite des Flusses, aber im Ganzen ist das fruchtbare und bebaute Land doch sehr gering, denn z. B. von Lima bis Viru und Truxillo auf einer Strecke von 107 Legoas, auf welcher man neun Flüßchen und Flüsse zu passiren hat, beträgt die Gesammtbreite des bebauten Landes nur 19 Meilen, indessen die wüsten Strecken zusammengenommen 88 Meilen messen.

Eben so eigenthümlich vertheilt, wie die Pflanzenwelt, ist auch die Thierwelt; in der Nähe des Meeres und bis zu einer Höhe von 3000 Fuß über demselben sieht man die Affen in zahllosen Schaaren, sieht man das nicht minder bewegliche Faulthier, welches seinen ihm gar nicht passenden Namen nur von gänzlich ungenauen Beobachtungen her hat, es ist nämlich ein äußerst gewandter Kletterer, welcher, an seinen vier nach innen gekrümmten Beinen hängend, mit dem Körper nach unten, von Ast zu Ast gewiß eben so geschickt läuft, unten daran hängend, wie der Affe oben darauf stehend; aber freilich, auf dem Erdboden liegend, kann es nicht fort vermöge der eigenthümlichen Stellung seiner Hände und Füße, deren Finger und Zehen dergestalt nach innen gekrümmt sind, daß es nicht auf den Sohlen, sondern auf den oberen Flächen dieser Extremitäten laufen müßte und wer Lust hat, dieses einmal selbst zu versuchen, wird dem Thiere die Berechtigung zugestehen, so wenig Schritte als irgend möglich zu machen.

In diesen heißen Gegenden wohnen auch die Ameisenbären und das Wasserschwein, wohnen auch schöne, schlanke Katzen vom Leopardengeschlecht, welche besonders dem Tapir und dem Moschusschwein nachstellen. Dort sieht man in Sümpfen und Flüssen auch das Krokodil und in den Reisfeldern die Boa, dort giebt es die entsetzlichsten Muskitos, Mücken so klein, daß man sie kaum sieht, deren Stich aber so unglaublich schmerzhaft ist, daß die Anwesenheit eines einzigen Thierchens innerhalb des Muskitonetzes, daß den Schläfer umgiebt, ihm die ganze Nachtruhe rauben kann, denn der feine, singende Ton erhält wach und fortwährend in der Besorgniß, gestochen zu werden. Dort wohnen auch die Termiten, weiße Ameisen von einem Zoll Länge, deren Beißzangen schmerzhafte Verwundungen machen und welche bei ihren Wanderzügen Alles zerstören, was auf ihrem Wege liegt, daher sie zu

den gefährlichsten Feinden der Kultur gezählt werden müssen; ein Reisfeld, eine Maispflanzung kann in wenigen Stunden vom Boden vertilgt sein, wenn ein großer Zug darüber hinwandert, dagegen sind sie wieder von großem Nutzen, indem sie andere schädliche Insekten vertilgen; bemerkt z. B. ein Pflanzer, daß ein Zug sich seinem Hause nähert, so räumt er dasselbe aus, so schnell er vermag, er flieht mit Hab und Gut und wartet, bis der viele Klafter breite und halbe Meilen lange Zug dasselbe durchzogen hat. Da ist keine Ratte und keine Maus, keine Eidechse und kein Skorpion, keine Spinne und kein Tausendfuß mehr zu finden und Monate lang kann der Besitzer auch wegen der Muskitos ruhig schlafen, denn das kleinste Winkelchen zwischen Rohr und Dachsparren ist durchstöbert und alle Schlupflöcher sind gereinigt. Aber wenn dieser Zug über einen Kaffeegarten herfällt, so ist allerdings auch dieser gereinigt von Allem, was drum und dran war, so gut Insekten und Gewürm, als Laub und Früchte, Blüthen und Zweige sind verschwunden.

Steigt man aufwärts, so hört zwischen 3000 und 6000 Fuß sowohl der tropische Pflanzenwuchs als das tropische Thierleben auf, Boa und Krokodil sind gänzlich verschwunden, der Affe wird selten, der Tapir und das Moschusschwein häufiger. Zwischen 6000 und 9000 Fuß verschwinden die Affen gänzlich, man sieht aber viele Bären und den großen Hirsch der Andes; Tigerkatzen und der sogenannte schwarze Löwe, der Puma, kommen zum Vorschein, auch der Bär mit weißer Stirn und einige Stinkthiere erscheinen.

Zwischen 12,000 und 15,000 Fuß, in der Region der Gräser, sieht man große Heerden der Vicunnas, der Huanacos und der Alpacas; lauter Thiere mit gespaltenen Klauen, dem Schaf- und Ziegengeschlechte angehörig, bewohnen die grasreichen Fluren, man findet nicht selten Heerden von 300 bis 400 Stück; auf den Höhen des Titikakasees leben sie mit dem amerikanischen Strauß gemeinschaftlich.

Unter den Vögeln sind besonders zahlreich vertreten längs der Küsten der gemeine Pelikan, einige Arten von Cormoran- und unzählige Mövengattungen, welche die unfern vom Kontinent gelegenen Inseln durch ihre Excremente zu wichtigen Fundgruben für Spekulanten gemacht haben, der Guano, der bekannte Vogeldünger, ist ein Erzeugniß dieser Thiere.

Die Wälder sind von Papageien, von Turteltauben und von bunten Kolibris übervölkert. Auf den höchsten Höhen weit über der Schneegrenze wohnt der Condor, der mächtigste Geier, den die Erde trägt, im Stande, ein Schaf, ein Kalb in seinen Fängen davon zu tragen, in der Regel aber nicht von selbstgefangenen lebenden Thieren, sondern von halb verwesten

zehrend, nach Art der Geier überhaupt, daher man ihn auch dadurch fängt, daß man in einen wohlumzäunten Platz mit schmalem Ausgange ein gefallenes Rind oder Pferd legt. Bald versammeln sich die Condore und man läßt sie sich nach Gefallen an der Beute ätzen, wobei nicht selten grimmige Kämpfe vorkommen, die dann dem Menschen die Mühe ersparen, diese Thiere selbst zu tödten. Haben sie sich indessen nicht todt gebissen, so sind sie nach einer halben Stunde doch dergestalt angefüllt, daß sie sich nicht vom Boden erheben können, ohne einen weiten Raum zum Anlauf vor sich zu haben. Dieser fehlt ihnen in der Umzäunung, da sie aber überaus tapfer sind, so dürfte es höchst gefährlich sein, sich ihnen zu nähern, so lange sie im Stande sind, die Flügel zu öffnen und mit denselben zu schlagen; sie haben mächtige Haken daran und können tiefe und lange Verwundungen damit machen, weshalb man ihnen einen schmalen Gang freiläßt, in welchen sie gehen, da sie sich über die Umzäunung nicht erheben können. Hier tritt ihnen ein Mann mit einem schweren Knittel entgegen; da die Thiere ihre Hauptangriffswaffe, die Flügel, nicht ausbreiten können, so ist ein Schlag mit dem Knittel auf den Kopf sehr leicht geführt und das Thier ist für immer unschädlich. Ein zweiter, dritter Condor folgt und einer nach dem andern wird erschlagen, und wenn der Ueberrest des gefallenen Pferdes noch mehr Condore herbeilockt und zu sättigen im Stande ist, so werden auch sie eine leichte Beute ihrer Verfolger.

Die Bewohner dieses Himmelsstriches muß man in drei Hauptracen unterscheiden, in die Ureingeborenen, welche man gewöhnlich Indianer nennt, wiewohl dieser Name ganz falsch ist und so wie die Bezeichnung für die Inselgruppe im Meerbusen von Mexico, Westindien, nur daher rührt, daß der Entdecker von Amerika glaubte, Indien erreicht zu haben.

Alle übrigen Bewohner von Amerika sind eingewandert und sind entweder wirkliche Europäer oder Abkömmlinge derselben, wirkliche Afrikaner, Neger, oder Abkömmlinge dieser Race, endlich auch Mischlinge aller drei verschiedenen Racen.

Die Ureinwohner unterscheiden sich in ihrer Kultur sehr bedeutend von einander, die Spanier machen zwar nur einen Unterschied zwischen Christianos und Indios bravos, jedenfalls aber ist die Begrenzung viel zu weitläufig, es müssen bei weitem mehr Unterscheidungslinien gezogen werden. Die interessantesten unter diesen Völkern sind vielleicht die Nachkommen der Unterthanen des Inkastammes; die Inkas nämlich waren die Herrscher und bildeten kein Volk, sondern eine Dynastie. Zu ihren Unterthanen gehörten sehr viele verschiedene Stämme, welche jedoch durch die sich über dieselben verbreitende Kultur, durch eine allen gemeinsame Sprache und durch eine

gleichmäßige Gesetzgebung und Religion so innig vereinigt wurden, daß man sie zur Zeit der Eroberung durch die Spanier für ein Volk zu erachten hatte.

Die Nachkommen dieser Unterthanen der Inkas sind fast sämmtlich getauft und heißen deshalb unter den Spaniern Crist, sie sprechen die Quichuasprache, welche in mehreren Dialekten (so wie auch das Deutsche oder Französische) doch so weit verbreitet ist, daß man damit von den Grenzen von Mexico bis zu den südlichsten Grenzen von Peru kommen, sich darin verständlich machen kann. Die Abkömmlinge der Spanier, die in Amerika geborenen Europäer, welche man Criollos, Kreolen, nennt, bedienen sich gern dieser Quichuasprache als der feineren, als derjenigen, welche vorzugsweise für die Gesellschaft, für die Eleganz des Ausdrucks geeignet wäre. Merkwürdig ist, daß diese Sprache sehr reich und mannigfaltig erscheint, obwohl ihr die Vokale e und o, demnächst aber auch die Laute b, d, f, g, l, v und x vollständig fehlen. Man unterscheidet fünf Dialekte dieser Sprache, die Jesuiten aber, welche einer Vermittelung zwischen den zahlreichen Horden der westlichen und östlichen Abhänge des Gebirges sowohl, als der nördlichen und südlichen Erstreckungen bedurften, haben die Quichuasprache kultivirt und weit verbreitet.

Die Bewohner dieser Hochgegenden sollen früher die Meeresküsten inne gehabt, sollen nach alten Traditionen die Hochebene von Quito ungefähr um das Jahr 1000 erobert haben. Der König dieses Volkes führte den Namen Thimu, noch jetzt findet man einen Ueberrest dieses Namens im Thale des großen Thimu, welches erst durch die Spanier in das von Truxillo umgetauft wurde. Dieses Volk muß auf einem bedeutenden Grade von Kultur gestanden haben, man findet Reste großer Städte, man findet Ruinen von gewaltiger Ausdehnung, welche bezeugen, daß sie gemeinschaftliche Arbeiten von großer Schönheit auszuführen wußten. Die noch jetzt lebenden Nachkommen derselben unterscheiden sich durch körperliche Schönheit auffallend von den benachbarten Stämmen, als besonders wohlgebildet rühmt man das weibliche Geschlecht und nicht selten verbinden sich wohlhabende Spanier mit Mädchen dieses Stammes; das Volk selbst aber duldet die Europäer nicht unter sich, gestattet wenigstens keinen dauernden Aufenthalt.

Die alte Geschichte dieses Volkes und der verwandten Stämme ist interessant genug, um einen Blick darauf zu werfen. Es scheint, als seien dieselben alle ziemlich roh gewesen, als hätten sie in kleinen Stämmen gelebt, deren unumschränkter Herrscher allemal der stärkste und gewandteste gewesen, als hätten sie gar keine festen Wohnsitze gehabt, nur von der Jagd gelebt, sich nur mit Thierfellen bekleidet, bis der Stamm der Inkas kam

und sie civilisirte. Die beiden Kinder der Sonne, von denen wir oben gesprochen, sind die Stammeltern der Inkas, dieser Fürsten, welche das Land civilisirten, die gänzlich wilde Vielgötterei mit dem reineren und einfacheren Sonnendienste vertauschten und die Leute von der unsicheren Jagd zu dem sicheren Land- und Gartenbau führten.

Es wurden viele Städte gebaut, viele Tempel errichtet, Priester eingesetzt und auch Priesterinnen (die Sonnenjungfrauen), überall Segen und Wohlthaten verbreitet und Krieg nur geführt, wenn er unabweisbar war.

Einer der Inkas, Mayta Kapak, baute zuerst aus Flechtwerk eine Brücke über den Fluß Apurimak, welche ein solches Wunder schien, daß einige dreißig Völker nach Vollendung derselben sich ihm freiwillig unterwarfen.

Späterhin wurden Schulen angelegt und das Volk in nützlichen Wissenschaften unterrichtet, es wurden demnächst viele neue Städte gegründet und dieselben alle durch Kunststraßen mit einander verbunden, es wurden Kanäle gebaut und so ein Wohlstand, ein Kulturzustand eingeführt, welcher die Spanier, die Conquistadores, in das höchste Erstaunen versetzte, da er alles übertraf, was dieselben in Spanien gesehen hatten, nur die zierlichen Bauten der Araber ausgenommen. So wurde z. B. weit mehr darauf gesehen, die Verbrechen zu verhüten, als Verbrecher zu strafen, was zwar auch nicht ausblieb und gewöhnlich auf sehr harte Weise und immer körperlich geschah, doch mit der Befestigung der Gesetze immer seltener wurde.

Gab es irgend wo einen Polizeistaat „in des Wortes verwegenster Bedeutung“, so war es dieser. Das ganze Volk war in Abtheilungen von zehn Personen getheilt; da nur die Oberhäupter der Familien zählten, so läßt sich vermuthen, daß diese Angabe bedeuten soll, das Volk sei immer in Kreise von zehn Familien getheilt gewesen. Diese Abtheilungen hießen Chunkas und der Vorsteher derselben hieß Chunka-Ramay. Zehn solcher Chunkas hatten einen höheren Vorsteher, fünfhundert einen noch höheren und endlich waren tausend solcher Familien wieder einem Vorsteher untergeben, welcher nunmehr nur noch unter der höchsten Obrigkeit der Provinz stand. In allen Ortschaften und in allen Provinzen des Reiches war dieselbe Ordnung befolgt und jeder Vorsteher mußte genau wissen, was in den zehn, hundert, fünfhundert oder tausend Familien, welche ihm untergeben waren, vorging; er mußte zwar die Vergehungen anzeigen, aber seine Haupteigenschaft war doch immer, ihnen beizustehen, für sie zu bitten, sie zu vertheidigen; er war Patriarch des größeren oder kleineren Kreises.

Die Kriminalrechtspflege wurde von einem besonderen Richtercollegium

besorgt und die Eintheilung, welche wir so eben angeführt, hatte so wunderbar gute Früchte getragen, daß die Spanier glaubten, mitten unter lauter Heiligen zu wandeln, ihre Priester aber belehrten sie allerdings eines besseren, sie konnten ja nicht das Kreuz schlagen, ihre scheinbare Vortrefflichkeit, Herzensgüte, Makellosigkeit war also nur ein Blendwerk des Teufels, welcher die wahren Gläubigen verführen, zum Abfall bringen wollte.

Alle Monate legten die Vorsteher bei den über ihnen Stehenden Rechnung ab, was bis zu dem Vicekönig ging, der nun wieder dem Inka selbst Bericht zu erstatten hatte.

Die Vicekönige waren immer aus königlichem Geblüt, waren von dem Stamme der Inkas; es waren deren vier und unter einem jeden befanden sich drei verschiedene Regierungscollegien, eines, das die Kriegsangelegenheiten, eines, das die Rechtspflege, und eines, das die Angelegenheiten mit dem Auslande, die Grenzstreitigkeiten, zu regeln hatte.

Wurde ein Land dem Reiche neu einverleibt, so wurde dasselbe sofort in der obigen Weise eingetheilt, meistentheils wurden die Gesetze des Landes beibehalten und nur die Grundzüge der Gesetzgebung des Inkareiches wurden, um eine Gleichmäßigkeit hervorzubringen, allgemein verbreitet oder durchgeführt. Jedes eroberte Land wurde seiner bebauten Fläche nach in drei Theile getheilt; für das Volk wurde so viel ausgeschieden, als bequem zureichend war, um dessen Existenz selbst bei schlechten Erndten auf das Vollständigste zu sichern; was nun übrig blieb, wurde wieder in zwei Theile getheilt und die eine Hälfte zur Unterhaltung der Priesterschaft und die andere Hälfte zur Unterhaltung des Inkastammes angewendet. In derselben Art wurde auch die Bearbeitung vorgenommen, es war ein Religionsgesetz, daß zuerst die Felder der Armen, hierauf die der übrigen Einwohner und zuletzt die der Priester und Inkas gepflügt, besäet und abgeerndtet werden mußten. Besondere Aufseher waren verpflichtet, diese Arbeiten festzusetzen, öffentlich anzuzeigen und auf die Handhabung aller dieser wohlthätigen Gesetze zu sehen. Was von den Erndten dem Inkastamme zufiel, wurde in großen Magazinen in allen Theilen des Reiches aufbewahrt, diente zu Dotationen des mächtigen, weit verzweigten Königsstammes, demnächst aber auch zur Milderung eines möglicherweise eintretenden Nothstandes.

Vom fünfundzwanzigsten bis dreißigsten Jahre war ein jeder Mann verpflichtet, dem Staate jährlich einen Monat lang zu dienen, für den König und seine Familie, für das Heer und für den Priesterstand zu arbeiten, andere Abgaben, als diese, hatte das Volk nicht. Ausgenommen waren von diesem Gesetze alle dem Geschlechte der Inkas Angehörige,

folglich alle Krieger, alle Priester und Tempeldiener, alle höheren Beamten. Das Jagdrecht hatten die Könige und Generalstatthalter oder Vicekönige und sie durften es natürlich nach ihrem Gefallen weiter verleihen; da jedoch nur der Inkastamm kriegerisch und waffenfähig war, so blieb die Jagdberechtigung auch bei diesen. Die Verheirathungen unter den Abkömmlingen des Inkastammes geschahen nur einmal im Jahre an einem bestimmten Feste, an welchem sich alle Liebespaare in der Hauptstadt Kuzko versammelten und der Inka ihre Hände selbst in einander legte, worauf drei- bis viertägige Feste folgten. In ähnlicher Weise wurden auch die Liebespaare aus anderen Ständen verbunden, jederzeit wurde einem neuen Ehepaare ein Stück Land angewiesen, ihm ein Haus gebaut und eine wohleingerichtete Wirthschaft übergeben, was die Gemeinschaft zu besorgen hatte, welcher das junge Ehepaar angehörte. Veräußert durfte von dem ganzen Besitzthum nichts werden, wohl aber vererbte es sich auf die Nachkommen und denselben wurde bei ihrer etwaigen Verheirathung wiederum so viel an Land und Besitz gegeben, daß eine Familie bequem davon bestehen konnte, vorausgesetzt, daß sie arbeitete; aber dies verstand sich im Grunde von selbst und Müßiggang wurde mit harten Strafen belegt.

Man sieht, daß diese Einrichtungen von einer Weisheit zeugen, die namentlich bei Völkern, welche wir gewohnt sind als uncivilisirt zu betrachten, in das höchste Erstaunen setzt. In unseren Staaten diese Einrichtungen herbeizuführen, dürfte allerdings sehr schwer sein, aber wenn es in neu gegründeten, noch wenig bevölkerten Staaten gelingen sollte, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß daraus ein Wohlbefinden Aller und eine Sittenreinheit hervorginge, von der wir leider, wie die Sachen jetzt stehen, keine Begriffe haben.

Die Religion der Peruaner scheint reiner Deismus gewesen zu sein, man sagt, sie hätten die Sonne angebetet; dies ist nicht richtig, es gab nur in so fern einen Sonnendienst, als die Sonne wie der sichtbare Stellvertreter des eigentlichen höchsten Wesens Pachamak betrachtet wurde, sie war nur eine Offenbarung seiner Herrlichkeit, sie war der Verbreiter seiner Wohlthaten. Gott selbst, der unsichtbare, war über die Verehrung der Menschen erhaben, daher wurde nur der Sonne ein öffentlicher Dienst gewidmet. Der Mond war zwar die Schwester der Sonne und die Gestirne waren deren Diener, so wie der Blitz und andere Meteore, man verehrte sie als Wohlthäter, aber keinem derselben widmete man Anbetung, keinem brachte man Opfer.

Auch die Lehre von einem künftigen Leben, von einer Auferstehung nach dem Tode und von einer Wiedervergeltung sowohl für geübte Wohlthaten,

als für erlittene Kränkungen und eine Bestrafung für Verbrechen, welche dem irdischen Richter entzogen waren, scheint vollkommen ausgebildet gewesen zu sein.

Auch mit der Kriegsbeute war es wie mit den Früchten des Ackerbaues, alles Eroberte wurde in drei Theile getheilt, wovon ein Drittel dem gesammten Volke und vorzugsweise dem ärmeren zu Theil ward, ein Drittel der Familie des Inkas zufiel und das letztere zur Erhaltung des Priesterstandes diente. Die Opfer, welche der Sonne gebracht wurden, hatten nicht jenes Entsetzliche, Grausame, was man bei den Mexikanern fand, man opferte der Sonne nur Früchte und junge Thiere, d. h. wie es in dem alten Israel war, man widmete sie den Priestern, welche sehr gut verstanden, sich anzueignen, was das fromme Volk Gott darbringen wollte, daher diese Priester auch immer darauf sahen, daß es das Beste und Tadelloseste war.

Der Oberpriester in Kuzko war stets ein nächster Verwandter des Königs, sämmtliche Priester aber gehörten dem Inkageschlechte an, wie es auch mit den Sonnenjungfrauen war, welche das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatten und Gemahlinnen der Sonne waren (ein sonderbarer Widerspruch). Diese Jungfrauen mußten durchaus dem Geschlechte der Inkas angehören, der Abkömmling einer anderen Familie konnte nie zu dieser Ehre gelangen. Sie führten ein überaus herrliches Leben, wohnten in der Nähe des Sonnentempels in großen und weitläuftigen Prachtbauten, denn es waren ihrer mehr als funfzehnhundert. Dieselben mußten alle tadellos schön sein und hatten außer der Pflege ihrer Schönheit wenig zu thun, sie verfertigten (spannen, webten) die Kleider für den Stamm der Inkas, für den König und die Königin, webten auch die für die Sonne dargebrachten und die für sie selbst bestimmten heiligen Kleider und backten auch das heilige Opferbrot. Sie waren so heilig, daß selbst der Inka sich ihnen, ja der Gegend, in welcher ihre Paläste standen, nicht nahen durfte. Wenn die Zeit, in der sie der Sonne als Gattinnen dienen sollten, vorüber war, so durften sie das Heiligthum verlassen und sich einen Gatten wählen und derjenige, der dieses Glückes theilhaftig wurde, galt für höchst begünstigt von der Sonne. Geschah es aber, daß sie während ihres Aufenthaltes in dem Jungfrauenkloster ihr Gelübde verletzten, so sollte die Uebelthäterin lebendig begraben, ihr Verführer gehängt, seine ganze Familie, ja alle Einwohner der Stadt, welcher er angehörte, hingerichtet und die Stadt selbst dem Erdboden gleich gemacht werden.

Strenge Gesetze verhindern die Verbrechen nicht, das sehen wir von den drakonischen Gesetzen Griechenlands bis auf die karolinischen Deutschlands; obwohl dieselben überall mit Blut geschrieben zu sein scheinen und nicht von

Menschen, sondern von bösen Dämonen verfaßt, sind doch niemals so scheußliche Verbrechen begangen worden, als zu der Zeit und in den Ländern, in denen sie herrschten. Wir wollen nicht von so barbarischen Nationen sprechen, wie die griechische, italienische und spanische, wir wollen nur auf das stolze England verweisen, welches kühn genug ist, sich über alle anderen Nationen zu erheben, und wollen fragen, ob die grausamen Gesetze, welche das Entwenden einer Sache, die zwei Schillinge werth war, mit dem Tode bestraften, gehindert haben, daß gestohlen wurde.

Wenn nun in den Traditionen der Peruaner nicht ein einziges Beispiel von Uebertretung der klösterlichen Ordnung dieser Sonnenjungfrauen vorkommt, so dürfte man wohl Recht haben, wenn man behauptet, es seien sehr gesittete, sehr wohlerzogene Mädchen gewesen.

Zu dem Dienste dieser Jungfrauen waren noch fünfhundert andere Jungfrauen bestimmt, welche gleichfalls der großen Inkafamilie, allerdings in entfernterem Verwandtschaftsgrade, angehörig. In allen Provinzen und wenigstens überall, wo es Sonnentempel gab, waren gleichfalls Sonnenjungfrauen vorhanden, dieselben aber brauchten nicht unter allen Umständen dem Inkastamme anzugehören, es war genug, wenn sie schön waren; sie hießen Töchter der Sonne, waren allerdings auch eine Zeit lang zum ehelosen Leben verpflichtet, waren jedoch nicht so heilig wie jene anderen und es war keinesweges dem Inka verboten, sich ihnen zu nähern, ja er durfte sie sogar die Revue passiren lassen, um sich aus ihnen diejenige zu wählen, welche er für geeignet hielt, seine Regierungssorgen theilen, erleichtern zu helfen; es war, wie begreiflich, die höchste Ehre, die ihnen widerfahren konnte, dem erstgeborenen Sohne der Sonne beglückend zur Seite zu stehen.

Der Tempeldienst war überaus kostbar, wie sich wohl denken läßt in einem Lande, in dem das Gold das allerverbreitetste Metall war. Der Tempel in Kuzko war aus Backsteinen in einem großen Viereck aufgeführt, das Dach bestand aus dem kostbarsten Holze, die inneren Wände waren ganz mit Goldblech überzogen. An der Ostseite des Tempels befand sich der Opfertisch und über demselben das Bild der Sonne, ein männliches Gesicht, mit Flammen und Strahlen umgeben, ganz von massivem Golde gemacht und so groß, daß es den Raum vom Altar bis zum Gipfel des Daches und von einer Seitenwand desselben bis zur andern einnahm.

An den Wänden herum standen auf goldenen Platten mächtige Throne von Gold, auf denen die balsamirten Körper der Könige als Mumien wohlerhalten saßen. Vor einem jeden derselben stand ein Opfertisch, doch nur vor dem Bilde der Sonne selbst wurden wirkliche Opfer dargebracht. Das überaus reinliche Volk verschmähte die schmähliche Schlächterei des gewöhn-

lichen Opferkultus, die Gegenstände wurden frei hingelegt und späterhin, wenn der Abend kam, hinweggenommen und dem natürlichen Verbrauche übergeben.

Rund um den Tempel erstreckte sich ein großer, weiter, ganz freier Platz, der von einer mit Gold verzierten und mit Gold bedachten Mauer umgeben war. Innerhalb dieses Platzes standen fünf in Form von Pyramiden errichtete Gebäude, welche, wie sich nun wohl schon Jeder selbst denken wird, ganz mit Gold bedeckt waren; sie waren die kleineren Tempel, die den niederen Gottheiten oder vielmehr Naturgewalten gewidmet waren. Die eine Pyramide war dem Monde bestimmt, hier befand sich ein weibliches Bild des Mondes von Silber, es war ähnlich dem der Sonne, nur war es nicht ganz so groß, weil ja der Tempel eine geringere Ausdehnung hatte. So wie in dem Tempel der Sonne waren auch hier viele Throne, nur gleichfalls von Silber, es waren die Sitze der einbalsamirten Königinnen.

Ein zweiter Tempel war dem Morgenstern gewidmet, welchen man vom Abendstern unterschied, denn die astronomischen Kenntnisse der Peruaner waren noch nicht weit genug vorgeschritten, um zu wissen, daß Morgen- und Abendstern derselbe Weltkörper sei; er hieß der Page der Sonne. Die übrigen Sterne waren niedrigere Diener der Sonne und des Mondes. Auch dieser Tempel war reich mit Silber geschmückt, das Innere des Daches stellte den Sternenhimmel vor.

Ein dritter Tempel war den strafenden Dienern der Sonne, dem Blitz und dem Donner, die man als eine zweite Naturgewalt betrachtete, gewidmet. Ein vierter Tempel war dem Regenbogen geweiht, dessen farbiges Bild eine ganze Seitenwand einnahm.

An diese vier Tempelpyramiden reihte sich eine fünfte, gleichfalls ganz mit Gold überzogen, welche zu den Versammlungen der Priester bestimmt war.

In der Nähe der Mauer, unter dem Schatten prächtiger, breit belaubter Bäume standen die Wohnungen der Priester und ihrer Diener. Man sah auf der einen Seite fünf große Brunnen, deren Wasser aus goldenen Röhren in mächtige steinerne Becken floß; dieselben waren bestimmt zur Reinigung der Opfer, welche vorgenommen wurde, bevor sie auf den Altar im Tempel gelangten.

Alle diese Gebäude waren von den prächtigsten Gärten umgeben, denn der weit ausgedehnte Platz innerhalb der Tempelmauern bot genügende Räumlichkeiten dar und die Priester verstanden es überall, sich ihre Wohnsitze bequem und schön einzurichten; aber der Garten, der zum Sonnentempel selbst gehörte, hatte Bäume, Pflanzen aller Art, Blüthen und

Früchte, große und kleine Thiere, durchweg von Gold nachgebildet. Der Tempel im See von Titicaca war ganz dem von Kuzko ähnlich, soll jedoch noch größere Reichthümer gehabt haben.

Das berühmteste Fest Intyp Raymi fiel mit der Sonnenwende im Juni zusammen, es strömten aus ganz Peru die vornehmsten Einwohner nach Kuzko, dabei versammelte man sich auf dem Platze außerhalb der Tempelmauer und erwartete den Sonnenaufgang kniend; ein Jeder mußte mit einer goldenen Schale versehen sein, aus welcher er der Sonne ein Trankopfer darbrachte. Hierauf wandelte man mit entblößten Füßen zum Tempel und brachte nun der Sonne auch ein Speiseopfer, welches durch die Priester auf wohlriechende Hölzer gehäuft und dann durch einen Hohlspiegel angezündet und verbrannt wurde. Aehnliche Feste wurden noch zu anderen Zeiten der Sonne gefeiert. Sonderbar stechen dieselben ab von dem Tempel- und Religionsdienste der Mexicaner, welche mit den Peruanern auf demselben Gebirge, auf derselben Höhe dieses Gebirges und demnächst auf demselben Kulturzustande befindlich und doch von ihnen so außerordentlich verschieden waren, daß man kaum eine Verwandtschaft aufzufinden weiß, wiewohl sie einer und der nämlichen großen Völkerfamilie angehören.

Central-Amerika.

Der ursprüngliche Name derjenigen ausgedehnten Landstriche, welche wir Mexico nennen, war Anahuak. Es befanden sich daselbst viele Reiche neben einander, von denen in der Regel eines die Oberherrschaft hatte, indessen diese dadurch häufig wechselte, daß bei vorkommenden Kriegen ein anderes sich besonders hervorthat, wodurch dieses jenen Schatten von Oberherrschaft über die übrigen erhielt.

Zu diesen Völkern soll nach der Sage ein fremdes Volk von Nordwesten hereingewandert sein, das mag ungefähr 650 Jahre nach dem Beginne unserer Zeitrechnung gewesen sein. Auf dem Wege, den dieses Volk genommen hat von Rio Colorado nach Mexico, findet man an verschiedenen Stellen die Trümmer von Befestigungen, Palästen, Tempeln, Pyramiden aus behauenen Steinen, auf denen Hieroglyphen stehen, ja man sieht daselbst die Trümmer ganzer Städte, welche die Wohnsitze dieses ganzen ausgewanderten Volkes bezeichnen.

Man muthmaßt, daß diese Eingewanderten, welche sich Toltekas nannten, aus Ostasien nach Amerika gekommen seien, getrieben von den Hiong

oder Hiongnu, welche jene großen Völkerwanderungen veranlaßten, unter deren erschütterndem Tritt zur selben Zeit auch Europa erbebte. Diese Leute, wahrscheinlich schon einige Kultur habend, gründeten die Stadt Tollan und ein Reich, welches über vierhundert Jahre bestand. Sie lehrten überall die Leute, zu denen sie kamen, die Eingeborenen des Landes, den Bau der Feldfrüchte, ferner der Baumwolle, die Bearbeitung des Goldes und Silbers, sie hatten eine Bilderschrift, sie hatten ein Sonnenjahr, welches genauer berechnet war, als das der Griechen und Römer, sie verstanden, sich sehr gut zu orientiren, was die Pyramiden beweisen, welche sie hinterlassen haben, die auf das Genaueste nach den vier Weltgegenden gerichtet sind, und durch diese Künste und Kenntnisse gewannen sie ein solches Uebergewicht gegen ihre Nachbarn, daß selbst noch ihre Ueberbleibsel (durch Hunger und Pest wurde das Volk zu neunzehn Zwanzigsteln aufgerieben) einen wohlthätigen und civilisirenden Einfluß auf die nachfolgenden, ihr Land in Besitz nehmenden wilden Völkerschaften übten.

Nunmehr aber erschienen sieben Stämme, deren Ursitz nordwärts vom Meerbusen von Californien lag, welche sich über die südlich gelegenen Länder ergossen und durch ihre rauhen und wilden Sitten die dort wohnenden Völker in großen Schrecken versetzten. Der letzte der einwandernden Stämme war der der Aztekas, welcher, wie es scheint, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Heimath verließ und gegen Ende desselben in das eigentliche Mexico gelangte. Sie scheinen überaus tapfer, aber auch eben so grausam gewesen zu sein; dieselben gründeten die Hauptstadt Tenochtitlan und wählten sich späterhin einen König.

Es scheint nun, als habe eine zwei Jahrhunderte lang währende, sehr wilde Regierung geherrscht, wodurch sich das kriegerische Volk nach allen Seiten hin ausbreitete, aber auch Mord, Plünderung, Krieg, Verschwörung folgte und stete Unruhe erhielt, bis unter Montezuma I. das Reich so abgerundet wurde, daß es kaum noch etwas zu besiegen gab.

Unter diesem Fürsten gestaltete sich eine entsetzliche Regierung, deren Grundzüge vielleicht nicht so überaus grausam waren, welche sich jedoch zu dem allerentsetzlichsten Kultus gestalteten, den man je auf der Erde gesehen.

Die Mexicaner nahmen als Hauptgottheit ein allgewaltiges, unsichtbares und deshalb auch nicht darstellbares Wesen an, das sie Teotl nannten, d. h. Gott. Nun aber hatten sie auch ein böses, dem Menschen feindliches Wesen, Tlakatekololotl. Die Seelen waren unsterblich, auch die der Thiere. Die Seelen derer, die im Kriege umkamen, gelangten in das Haus der Sonne, eben so die Frauen, welche bei ihrer Niederkunft starben, woselbst sie ein herrliches Leben führten und von wo aus sie auf die Erde zurückkehren konnten, indem sie je nach Belieben schön befiederte Vögel be-

seelten. Solche, die auf andere Weise starben, gelangten in das Paradies des Wassergottes; diejenigen, die sich selbst tödteten, kamen in den finsteren Aufenthalt Miktlan.

Sie hatten eine Tradition über eine Sündfluth, aus welcher nur zwei Menschen, Koxkox und Kikequetzl, entkamen und die Erde von Neuem bevölkerten.

Zu dem obersten unsichtbaren Gott gesellten sich nun noch eine große Menge anderer, ein Gott des Wassers, des Feuers, eine Schutzgöttin des Reiches, ein Gott der Unterwelt, ein Gott der Nacht, eine Göttin der Wöchnerinnen und ein furchtbarer Kriegsgott.

Die Entstehung dieses letzteren ist wunderbar genug. Eine alte Frau der Stadt Tula ging einst zum Tempel und auf ihrem Wege fiel ein Federball aus der Luft, welchen sie mit ihrer Schürze auffing; der Ball aber war verschwunden und in ihren Körper gedrungen und bald fühlte sie sich davon schwanger. Auch ihre Kinder gewahrten dieses nach und nach und beschlossen, um der entsetzlichen Schande auszuweichen, ihre Mutter umzubringen; aber eine Stimme aus ihrem Innern tröstete die Frau und als nun nach einiger Zeit der Mord wirklich geschehen sollte, gebar die Frau ein völlig ausgewachsenes, mächtiges Geschöpf, welches mit Spieß, Schild und grünem Federbusch auf dem Kopfe aus ihrem Leibe heraussprang, die mordlustigen Söhne selbst ermorderte, deren Häuser plünderte und den Raub der Mutter brachte. Dieser schreckliche Gott war im Gesicht, an den Armen und den Schenkeln blau gestreift, hatte eine große goldene Schlange um den Leib und einen Theil des Kopfes mit einer goldenen Umhüllung bedeckt. Derselbe wurde nun als Kriegsgott Huitzilopochtli (den man gewöhnlich bei uns Vitzliputzli nennen hört, obwohl Niemand weiß, was er damit ausspricht) göttlich verehrt und er wurde der Schutzgott der Mexicaner.

Diesem Gott baute man die riesigsten Tempel und ihm wurden alljährlich viele Tausende von Menschen geopfert. Unzählige Untergötter waren allerdings auch noch vorhanden, ihnen allen wurden Menschenopfer im großartigsten Maße gebracht, keinem aber in solchen Massen, wie diesem entsetzlichen Gott, dem nicht selten ganze kriegsgefangene Völker geschlachtet, dem an einem Tage sechzig- bis siebzigtausend Menschen geopfert wurden.

Zu diesen Menschenopfern hatte man im ganzen Lande zerstreut große bergartige Pyramiden, welche aus breiten Absätzen bestanden, von denen man durch eben so breite Treppen immer weiter aufwärts gelangen konnte, bis man oben auf dem Gipfel stand. Bei Prozessionen konnten Zehntausende von Menschen zugleich auf den verschiedenen Stufen dieser

Pyramide stehen. Auf der Mitte des obersten Raumes befand sich der Opferstein, den unsere Zeichnung darstellt. Der zu Opfernde wurde darauf gelegt, Arme und Beine wurden von den Gehülfen der Priester festgehalten, ein um den Hals gelegter Strick hielt auch den Kopf fest und verhinderte das Schreien, welches den Göttern nicht wohlgefällig war.



Mexicanisches Menschenopfer.

Nachdem der Körper so gespannt über den gewölbten Stein gezogen war, dergestalt, daß die Brust weit genug hervortrat, wurde diese mittelst eines steinernen Messers aufgehauen oder aufgeschlitzt, das Herz wurde ihm herausgerissen, rauchend den Göttern dargeboten und dann verbrannt. Dem Körper schnitt man nun den Kopf ab, um ihn aufzubewahren, um damit jene entsetzlichen Schädelpyramiden zu bilden, deren die Spanier noch viele gesehen haben. Der Körper wurde von der Pyramide hinabgestürzt und von dem Volke aufgefangen, zerrissen und verzehrt. So wurde es mit allen Opfern für die Götter gehalten; die Größe der Götter wurde dadurch gewissermaßen kenntlich, daß man ihnen mehr oder weniger Menschen schlachtete.

Kriegsgefangene, welche sich durch Tapferkeit ganz besonders ausgezeichnet hatten, konnten zu der Ehre gelangen, auf dem Fechtersteine um ihr Leben zu kämpfen; dies war ein sehr großer, mehrere Klafter im Durch-

messer haltender Stein, in dessen Mitte ein kupferner Ring (Eisen kannten die Mexicaner gar nicht) eingelassen war, an welchen der linke Fuß des Kämpfenden durch Riemen befestigt wurde. So gefesselt mußte er mit mehreren mexicanischen Kriegern nach einander kämpfen; beinahe war es unmöglich, Sieger zu bleiben, denn jeder neue Krieger brachte frische Kräfte mit und jeder folgende befand sich einem mehr und mehr ermüdeten und noch dazu gebundenen Manne gegenüber. Wenn das Unwahrscheinliche aber gelang, so wurde der Sieger freigelassen, hoch geehrt und gepriesen, reich beschenkt an die Grenzen seiner Heimath gebracht.

Zu diesem scheußlichen Tempeldienst gesellten sich aber noch viele andere Abscheulichkeiten, die zu Opfernden wurden mitunter auf die grausamste, ausgesuchteste Weise gequält, ja den Priestern selbst lag die Verpflichtung blutiger Kasteiungen ob und alles dieses geschah in der Nachbarschaft jenes liebenswürdigen Volkes, das wir so eben geschildert, und geschah inmitten eines anderen Volkes, von dessen Grausamkeit oder Barbarei man wenig oder gar nichts weiß, welches im Gegentheil nach den Schilderungen der Conquistadores ein sehr liebenswürdiges, gutmüthiges gewesen ist.

Dieses schöne Land, ganz eigentlich zu den tropischen Ländern gehörig, liegt ausgebreitet zwischen zweien Meeren, zwischen dem atlantischen und dem großen Ocean. Sein nördlichster Theil reicht allerdings weit in die gemäßigte Zone hinein, in deren Nähe schon die Hauptstadt des Reiches selbst liegt.

Den Kern des Landes bildet ein hohes, mehr als 6000 Fuß habendes Plateau, von welchem sich 10- bis 12,000 Fuß messende Gebirge erheben. Fast durchgängig sind dieselben Vulkane, nach beiden Küsten dacht sich das Gebirge ab, ziemlich allmählig gegen den großen Meerbusen, ziemlich rasch gegen den stillen Ocean; nach Süden zu aber verschwinden nicht nur die Gebirge, sondern auch das Plateau, so wie die Landenge schmäler wird, wird sie auch niedriger und da, wo der Isthmus mit dem Koloß von Südamerika zusammenstößt, hört jede Spur eines Bergzuges auf; es ist daher gar nicht gerechtfertigt, die Felsengebirge von Nordamerika, welche mit denen von Mittelamerika und Mexico zusammenhängen und ein Gebirge bilden, als eine Fortsetzung des Andes von Südamerika zu betrachten. Da, wo die Landenge aufhört, ist so vollkommen flaches Land, daß hier gerade die Stelle liegt, auf welche Humboldt immerfort hingewiesen hat, wenn man ihn frug, welches die beste für die Anlegung eines Kanals zwischen den beiden Oceanen sei; aber, obschon alle Hindernisse so vollkommen beseitigt sind, daß man zur Regenzeit mit Kähnen aus einem Ocean in den andern fahren kann (aus dem Golf San Miguel am stillen Meere stromaufwärts bis

zu den Zuflüssen des Atrato am Golf von Darien) wird der Eigennutz der kleinen, dort liegenden Staaten diesen Kanal gewiß nicht wählen, sondern mit bei weitem größeren Kosten einen anderen suchen, der weniger geeignet ist, dem Erforderlichen zu entsprechen.

Mexico ist ein Hochland, das, von den Küsten aufsteigend, sich auf 3000 bis 5000, ja bis auf 8000 Fuß erhebt und auf diesem Plateau die Bergrücken trägt. Nicht, wie andere gebirgige Länder, verzweigen sich oder durchkreuzen sich hier die verschiedenen Gebirgszüge, mehr oder minder enge Thäler bildend, sondern von Stufe zu Stufe steigt man aufwärts, auf jeder Stufe zieht sich ein Bergrücken hin, keine Bergstürze hindern die Verbindung der verschiedenen Provinzen, welche alle große Plateaux bilden, die dann wieder in großen Fernen durch noch höher steigende Kolosse begrenzt werden. Die ungeheuren Ebenen, welche man hier sieht, hält Humboldt für ehemalige Seen, ausgetrocknet durch Naturereignisse, welche man nicht kennt und nicht ahnt, da die Geschichte von Mexico so neu ist, so jung könnte man sagen, daß nichts Bezug hat auf jene längst entschwundenen Zeiten.

Der Abfall von den Hochgebirgen bis zum stillen Meere beträgt 12 bis 30 Meilen, bis zum Meerbusen von Mexico dagegen 60 bis 150 Meilen, je nachdem man durch Honduras oder durch Yucatan reist. Anders ist es lediglich um die Stadt Mexico selbst, hier ist der Abfall nach Osten, nach Veracruz, steiler als nach Westen.

Die Ebenen, die ehemaligen Betten der Binnenseen, welche Humboldt, so weit sie zunächst Mexico umgeben, gemessen hat, sind folgende: das Thal von Toluco mißt 8040 Fuß, das von Tenochtitlan 7000 Fuß; die Ebene von Actopan hat 6100 Fuß und die Ebene von Istla nicht 3000 Fuß über dem Meere.

Im Innern des Landes sind so viele Verbindungen, liegen die Thäler so dicht an einander gereiht, daß man vielleicht diesem Umstande die leichte Eroberung von Mexico zu danken hat. Von der Hauptstadt kann man bis nach den nördlichsten Grenzen von Neu-Mexico beinahe ununterbrochen auf einer Hochebene fortreisen, ohne durch Gebirge aufgehalten zu werden. Von Mexico nach den Erzgruben von Guanaxato steigt man kaum 60 Fuß aufwärts.

Der Boden dieser Thäler ist äußerst ergiebig, durch ihre Höhe ist die Vegetation bedingt, aber was auch daselbst wachsen möge, Zuckerrohr und Reis in den niedrigeren, Baumwolle und Kaffee in den mittleren, Mais und andere Getreidegattungen in den höher gelegenen Thälern, alles wächst mit einer unbeschreiblichen Ueppigkeit, aber je tiefer die Thäler gelegen sind, besonders je mehr man sich dem mexicanischen Meerbusen nähert, desto ge-

fährlicher wird bei der steigenden Hitze das Klima für den Menschen. Diese niedrig gelegenen, fruchtbaren, aber furchtbar heißen Landstriche heißen tierras calientes, auf den Hochebenen dagegen, in den tierras templadas, hat man einen ewigen Frühling.

Die Gebirgsrücken von Mittelamerika streichen in der Hauptsache von Nordwesten nach Südosten, um die beiden mächtigen Ländermassen zu verbinden; im einzelnen allerdings wird eine solche Richtung nicht genau eingehalten, sondern die hohen Rücken sind in geschlängelter Linie an einander gereiht und nähern sich bald mehr, bald minder dem stillen Ocean. Die mittlere Kette kann man als das Hauptgebirge betrachten, die Küstengebirge unterscheiden sich nach ihrer Lage und Höhe sowohl, als nach ihrem mehr oder minderen Vulkanismus. Die höchsten Bergspitzen liegen auf dem Bergrücken von Anahuak, welcher ein mächtiger Porphyrdamm zu sein scheint, worin sich viele vulkanische Erzeugnisse bilden, so manche Basaltarten, Syenit, Trap, Serpentin, Porphyr. Auch der Obsidian, woraus die alten Azteken in Ermangelung des Eisens ihre schneidenden Werkzeuge verfertigten, kommt dort in unglaublichen Mengen vor.

Unter diesem Bergrücken scheint ein gewaltiger vulkanischer Heerd zu liegen, das Feuer desselben verschafft sich Luft in einer ganzen Reihe von Schloten; zwei der berühmtesten dieser Berge sind der Popocatepetl und Ciclaltepetl oder Pic von Orizaba.

Der erste dieser beiden mächtigen Feuerberge mißt 16,626 Fuß, kann von der Hauptstadt so gut wie von dem Iztaccihuatl, welcher nur 14,736 Fuß mißt, gesehen werden. Sein Anblick ist, obschon der erstere von einem 7000 Fuß hohen Plateau gesehen wird, doch bei weitem imposanter als der Montblanc, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil er sich bei weitem mehr isolirt aus der Kette der Andes erhebt, als der Montblanc aus dem Alpengebirge. Dennoch sind die beiden mächtigen Berge, welche nur 2½ Meilen weit von einander liegen, in solcher Höhe mit einander verbunden, daß Humboldt dieselben nach dem Schneefall einer Nacht durch eine breite Linie vereinigt sah. Es hatte sich der Schnee bis zur Gipfelhöhe des Pics von Teneriffa (11,424 Fuß) herabgesenkt.

Dort befindet sich ein Paß von wenigstens 10,000 Fuß Höhe, der von Ahualco, über welchen Ferdinand Cortez im Oktober des Jahres 1519 in Begleitung von 6000 Kriegern von Tlascala einen kühnen Marsch von Cholula nach Tezcuco und Tenochtitlan (Mexico) machte.

Der Popocatepetl war zu dieser Zeit ungewöhnlich thätig und Cortez erzählt in einem seiner Briefe an Kaiser Karl V., daß er zu erfahren gewünscht, was das Geheimniß des auf diesem Berge aufsteigenden Rauches sei, Cortez muß also keine Kenntniß von dem Vesuv oder Aetna gehabt haben.

Cortez schickte zehn seiner Waffengefährten unter Anführung von Diego di Ordaz ab, um den Vulkan zu besteigen und Ordaz rühmte sich auch, seinen Auftrag ausgeführt zu haben, wenigstens gestattete ihm der Kaiser Karl V., einen brennenden Vulkan in seinem Wappen zu führen. Später sollen noch mehrere Expeditionen nach diesem Berge gemacht worden sein und ein Spanier behauptet, sich an einem Seil 80 Klafter tief in den Feuerschlund hinabgelassen zu haben, um Schwefel zur Pulverfabrikation zu sammeln; dieser Mann hieß Francisco Montaño. Humboldt hält diese Angabe für eine ganz falsche und hat die Widersprüche, von denen die Erzählung strotzt, kritisch beleuchtet.

Dreihundert Jahre verflossen, bevor neue Versuche gemacht wurden, den Gipfel des Popocatepetl zu erreichen, um die Höhe zu bestimmen. Zuerst geschah dies im April 1827 durch die Gebrüder Glennie, dann im Oktober desselben Jahres durch den preußischen Ministerresidenten in Washington, F. von Gerolt; dann im Jahre 1848 durch Capitain Charles Stone und fünf amerikanische Offiziere; endlich aber durch einen Ingenieur, Franz Majerus (gegenwärtig in Luxemburg ansässig), welcher durch den Gouverneur des Staates Pueblo, Herrn Don Juan Mugica y Osorio aufgefordert wurde, den Berg zu besteigen und sein Inneres zu untersuchen. Der Gouverneur hatte die Absicht, die wahrscheinlich sehr großen Anhäufungen von Schwefel, welche sich unten in dem Krater bilden, regelmäßig abbauen zu lassen und hierzu die schweren Verbrecher, Straßenräuber, Mörder und sonstige interessante Spitzbuben, zu verwenden. Der Gouverneur hatte sich um die Säuberung der Wege von Dieben und Mördern hoch verdient gemacht, hat aber doch seinen Plan nicht ausführen können, da er durch eine der vielen sich folgenden Staatsumwälzungen genöthigt wurde, flüchtig zu werden.

Herr Majerus erzählt sein Unternehmen folgendermaßen:

„Ich reiste am 25. Februar 1851 von Atlixco nach Zalizintla mit einem jungen Franzosen, der gerne die Expedition mitmachen wollte.

„Zwischen San Juan Teankismanalco und San Nikolas de los Ranchos umkreisten wir mehrere Stunden lang einen breiten Strom basaltartiger Lava, welcher sich am Fuße des Vulkans Bahn gebrochen und sich weit in die Ebene erstreckt hatte wie ein gigantischer dunkler Damm von 150 bis 600 Fuß Höhe, welcher eine Fläche von mehr als 15 Quadrat-Lieues bedeckt.

„Zalizintla liegt wie angeklebt an dem Fuß des Vulkans, es ist ein kleines indisches Dorf, in einem engen Porphyrthale versteckt, von einem Walde von Nußbäumen beschattet. Die Hügel von Lava und vulkanischen Auswürflingen umringt es ganz und gar, ein Bächlein eisigen Wassers

rollt auf einem Bett von vulkanischer Asche dahin. Das Dörfchen selbst ist der letzte bewohnte Ort, es ist der Schlüssel zu dem Vulkan von Südosten her und es liegt ungefähr 7900 Fuß über dem Meere.

„Am 26. Februar begannen wir, von geschickten Führern geleitet, die Besteigung. Der Pfad, welchem wir folgten, stieg mäßig bergan, indem er sich durch einen Wald von Eichen, Föhren und Tannen schlängelte, welcher den Fuß des Berges umgiebt. Nach vierstündigem Marsche kamen wir an der Grenze der Vegetation an, die Eichen waren verschwunden, die Föhren waren sehr dürftig und verkümmert geworden, ein Sturm hatte die Hälfte derselben im Februar des Jahres 1846 niedergebrochen und ihre Stämme und halbverwesten Wurzeln, unordentlich umherliegend, machten den Weg ziemlich beschwerlich. Eine Hütte aus Baumstämmen, unter den letzten Föhren aufgeschlagen, gab uns ein schützendes Obdach für die Nacht. Man nennt diese Hütte etwas hochmüthig den Rancho de Tlanacas, es soll der Keim zu der dereinstigen Fabrik sein, in welcher der zu gewinnende Schwefel gereinigt werden soll. Die Nacht deckte bald ihren Schatten auf die weiten Flächen, welche sich zu unseren Füßen ausdehnten; bereits funkelten einige Sterne am Himmel und dennoch sah man den eisgekrönten Gipfel des Vulkans in den letzten Strahlen der Sonne, welche schon unter unserm Horizont war, erglänzen, ein Dom von Gold und Feuer hoch über der dunklen Erde aufgebaut. Unsere Augen kehrten immer wieder zurück zu dieser glänzenden und erhabenen Erscheinung, deren Großartigkeit und Pracht uns entzückte. Wir fühlten uns klein und demüthig in der Nähe dieses mächtigen Kolosses, das Gefühl einer unbestimmten Furcht vereinigte sich mit unserer stummen Bewunderung, wir neigten unser Haupt vor der Gewalt des Herrn, geblendet durch den Glanz des kleinsten seiner Werke. Um Mitternacht trat eine eisige Kälte ein, welche mir die europäischen Winter in das Gedächtniß zurückrief, der Wind heulte klagend und eintönig durch die Föhren, die Wölfe heulten in der Ferne, die Echos der Berge antworteten auf das umheimliche Concert, ich glaubte mich zurückversetzt in die Wälder der Ardennen.

„Am 27. Morgens um 7 Uhr überschritten wir die Grenze des Baumwuchses; einige Gräser, einige Arten von Immortellen und von Caprifolium, kleine Pflanzen, welche eine Art von Baumwolle tragen und welche die Eingeborenen Ljichica nennen, bedeckten noch stellenweise den Boden, aber bald schieden auch sie von uns.

„Wir begannen nun den steilen Abhang des Kraters zu erklimmen, nur mit Mühe kamen wir aufwärts in einer Decke von grauer, beweglicher, vulkanischer Asche, welche mit Bröckeln von Bimsstein und vulkanischen Schlacken untermischt war. Scharfe Kanten der Felsen stehen aus diesem

vulkanischen Produkte hervor, sie sind entweder in Linien oder in vielfältigen Gruppen vertheilt und erreichen sehr verschiedene Höhen; einige derselben bilden ausgedehnte Vorgebirge und scheinen die im Kochen erstarrte Lava zu sein, andere Stücke sind von dem Hauptstrom losgetrennt und schweben in einem merkwürdigen Gleichgewicht auf schmalen Unterlagen, der geringste Stoß stürzt sie um und macht, daß sie mit großem Getöse in die Abgründe hinabrollen. Man wird sich wohl kaum vorstellen können, in wie vielen verschiedenen Gestalten, krystallinisch, von Glas, von wunderbarer Farbe und Glanz, diese Gesteine erscheinen, Porphyr, Obsidiane, Trachyt, Melaphyre, Basalt ꝛc., finden daselbst ihre Repräsentanten, mehrere derselben scheinen sogar in einander überzugehen, indem die Eigenschaften der verschiedenen Steine nach und nach Aehnlichkeiten mit einander bekommen, ihre Kennzeichen in einer und derselben Reihe von Gesteinen gegen einander austauschen. Was für eine Fülle von merkwürdigem Stoff für den Geologen, was für vergleichende Studien für den Mineralogen, welch ein Material zu Analysen für den Chemiker bietet sich dar, was für verschiedene Thätigkeiten bringt hier das Feuer in Verbindung mit der atmosphärischen Luft, in Verbindung mit plötzlicher oder langsamer Abkühlung hervor; wird man jemals alle diese Erscheinungen auf ihre physikalischen Gesetze zurückführen können? Wir wollen dieses weite Feld wissenschaftlicher Untersuchungen den Gelehrten der Hauptstädte zuweisen, mir genügt es, dieselben angedeutet zu haben.

„Gegen 9 Uhr erreichten wir die untere Schneegrenze auf dem südöstlichen Abhange des Berges, mit uns zugleich waren von Süden her einige Wolken eingetroffen; wir setzten unsern Weg im Nebel fort. Die schneeige Oberfläche, welche von unten aus zusammenhängend und eben ausgesehen hatte, erschien hier gespickt mit kleinen Felsnadeln, demnächst aber vielfach wellenförmig gebrochen, in kleinen Stufen von zwei bis drei Fuß Höhe ansteigend, so daß sich eine schöne natürliche Treppe darbot. Wir hatten weder Spitzstöcke noch Hakenstöcke nöthig und stiegen sogar ohne große Anstrengung weiter, wiewohl die sehr viel dünner gewordene Luft uns Athembeschwerden verursachte; aber allerdings erduldeten wir weder die großen Beschwerden, noch die schreckliche Ermüdung, noch die Gefahren, von denen die ersten Ersteiger dieses Berges sprechen, wahrscheinlich nur, weil unsere sehr vernünftigen Führer uns gute, erfolgreiche Lehren gegeben hatten, ja sogar gegen die Ansicht derselben suchte ich eine Steigerung meiner Kräfte im wiederholten Zuspruch bei meiner Reiseflasche und rauchte sogar ein Stückchen Cigarre dazu, ohne daß es mir schadete. Es scheint mir nicht fern, daß die Besteigung des Popocatepetl eine Art von Pflicht für alle Cockneys der Republik werden wird.

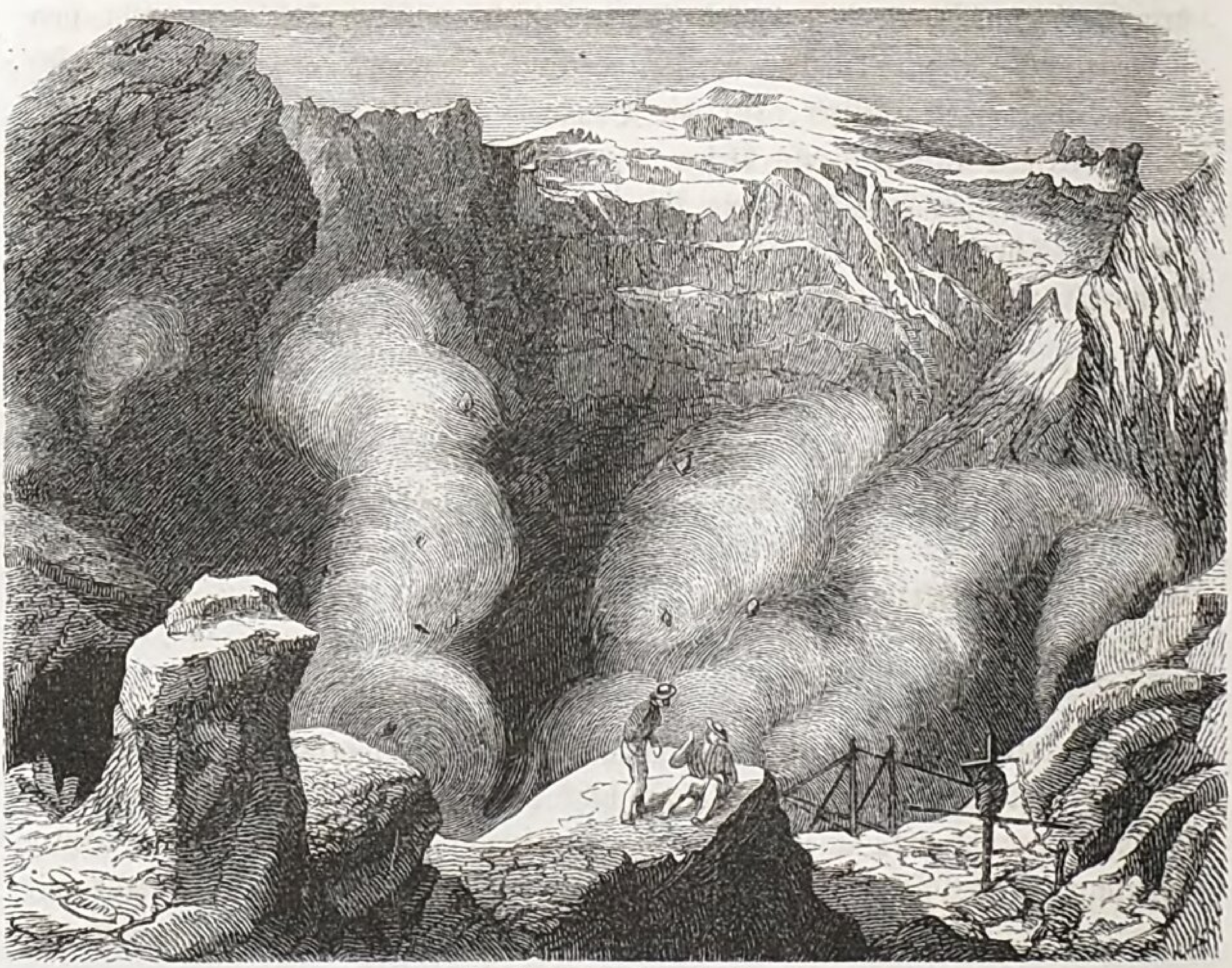
„Im Nebel hatte ich mich ein wenig verirrt von meinen Begleitern, nun schlugen sich plötzlich die Nebel längs des Berges nieder und ich hatte unter mir ein wogendes und wallendes Wolkenmeer und über mir den unendlichen blauen Himmel. Kein Geräusch stieg zu mir herauf in diese Region des ewigen Schweigens, eine wahrhaft erschreckende Stille, die Stille des Grabes schien mir zu herrschen und die weiten Schneefelder schienen mir wie ein großes Leichentuch. Es erfaßte mich eine solche Täuschung der Sinne, daß mir beinahe schwindlig wurde, ein Abgrund sonderte mich von der Welt, vom Leben, von meinesgleichen, es schien mir einen Augenblick, als verlöre ich die letzte Stütze unter mir, als ob ich mich von dem Boden trennte und im Unendlichen schwebte. Pythagoras hat auf die Diamantenspitze des Olymp den Rath der Götter gesetzt, ich fühlte in diesem Augenblick, wie sehr von prophetischem Geiste durchdrungen der große Philosoph war, als er dieses sagte. Für ewige Geister, für die Bewohner des Himmels giebt es keinen erhabeneren Standpunkt als diesen, aber freilich würde der Olymp kaum als unterste Stufe zu betrachten sein für diesen mexikanischen Koloß und für uns einfache, schwerfällige Sterbliche hat der gewaltige Berg etwas zu Luftiges, Schwindelndes.

„Der Krater wirft ununterbrochen große Gasblasen aus, welche einen durchdringenden Geruch nach faulen Eiern verbreiten (Schwefelwasserstoffgas). Wir wurden von einigen solchen Gasausathmungen erreicht, als wir noch 500 bis 600 Fuß unter dem Gipfel standen; dies ist ein sehr kritischer Augenblick für die Bergbesteigung, viele Personen können solchen gefährlichen Gasen nicht Widerstand leisten, sie werden ohnmächtig und die Sache ist so häufig, daß sie einen besonderen Namen hat, die Führer nennen es die vulkanische Seekrankheit.

„In demselben Augenblick vernahmen wir ein dumpfes Geräusch, wie wenn ein Wildbach durch eine Felsschlucht braust oder wie es von dem Meere her tönt, wenn man aus sehr großer Entfernung das Branden der Wellen vernimmt; dies Murren des Vulkans nahm immer mehr zu, je mehr wir uns der Oeffnung näherten, es war der Athemzug des Giganten, dessen Haupt wir zu ersteigen suchten.

„Ungefähr gegen 11 Uhr erreichten wir den Gipfel des Berges und den Rand des Kraters in einer Höhe von 16,922 Fuß. Der erste Eindruck, welchen man bei seinem Anblick erhält, ist der des tiefsten Schreckens, man hat vor sich einen Abgrund von ungefähr einer Stunde Umfang und von einer Tiefe, welche nahe 1500 Fuß erreicht, der Boden stürzt unter den Füßen beinahe oder vollkommen senkrecht ab. Ungeheure Rauchsäulen erheben sich aus den Schluchten und geben einen Ton wie den schweren Seufzens von

sich. Schwere Schwefelgebläse sieht man an verschiedenen Punkten aus dem Umfange treten. Der Krater birgt in seinem Innern nicht einen zweiten kleineren Krater, wie man dies häufig sieht, sondern die ganze ungeheure Ausdehnung des Rauchfanges des Popocatepetl ist bis zur größten Tiefe ein zusammenhängender vulkanischer Schlund, welcher gefüllt ist mit Asche, mit Schlacken, mit Steinbröckeln, welche die Dämpfe nicht haben emporheben können. Aus vielen tiefen Spalten, welche rings umher das Innere des Berges zerreißen, entsteigen kochende Dämpfe, der unterste Rand des Kraters scheint eben und mit Sand bedeckt, wie ein Spaziergang, es dürfte jedoch gerathen sein, sich demselben nicht anzuvertrauen.



Der Krater des Popocatepetl.

„Dem Geräusche der Gasexplosionen vereint sich das des Kochens; einzelne abgetrennte Steine, große Blöcke, lange Züge von Asche und Schlacken trennen sich sehr häufig von den Wänden und rollen in den Abgrund mit einem Getöse, welches durch das Echo verdoppelt wird; man könnte sagen, es sei hier eine fortwährende Lawine thätig.

„Wir senkten uns ungefähr 270 bis 280 Fuß in das Innere des

Kraters hinab und frühstückten daselbst ruhig unter einem großen, weit vorspringenden Felsblock. Dann setzte ich mit zweien Führern meinen Weg im Innern des Kraters fort. Mein französischer Begleiter blieb an dem Rande des Abgrundes zurück. Die geringste Höhe einer senkrechten Wand, welche um den Krater her aufsteigt, mißt 220 Fuß.

„Während zehn Minuten drehte ich mich, wie ein Ball an einem Seil hängend, über dem Abgrunde und ich konnte damals ohne Metapher sagen, mein Leben hing an einem Faden. Ich durchschnitt einen Schwefelgasstrom, der mich beinahe erstickt hätte, hielt an auf einem kochenden Sandstrome, folgte demselben auf einer Länge von 1200 Fuß gleitend, rollend, stürzend zwischen ungeheuren Felsblöcken und vorüber an Schwefelgebläsen, bis ich auf der Ebene des Bodens anlangte.

„Die Gewalt, mit welcher die Dämpfe rings um uns in einer Höhe von 1000 Fuß ausströmten, war in der That entsetzlich, 200 große Dampfmaschinen mit Hochdruck würden vergeblich gekämpft haben, um einen Lärm hervorzubringen, wie dieser unterirdische Ofen ihn fortwährend von sich gab; der Boden war glühend, die Hitze durchdrang die vierfache Sohle unserer Schuhe, besonders in der Nähe der Dampfmündungen.

„In dem Grunde des vulkanischen Kraters befinden sich vorzugsweise drei mächtige Gruppen von Gasmündungen, die eine in Südosten, die andere in Süden, die dritte in Nordosten. Die erste derselben ist für den Augenblick die thätigste, ich habe dreißig Oeffnungen gezählt von einem bis drei Fuß Durchmesser, welche mit einem Getöse, das wahrhaft Entsetzen verursacht, Wasserdämpfe ausstoßen, die stark mit Säuren geschwängert sind und eine große Menge heißer Schwefeldämpfe zu Begleitern haben. Krystallisirter Schwefel bildet besonders einen Gegenstand der Ausbeute dieser Orte seit dem Jahre 1848, ein Theil des Schwefels ist geschmolzen und fließt aus den Oeffnungen in divergirenden Strahlen nieder, eine andere Portion tritt in Form von Schwefeldämpfen auf, welche sich in der Nähe verdichten zu Nadeln, zu Schwefelblumen, zu Krystall oder zu Schwefelpulver. Die Menge des so angehäuften Schwefels, während Jahrhunderten in den Solfotaren angesammelt, erreicht — — — doch dieses gehört zur merkantilischen Seite der Frage und ich weiß nicht, ob es mir erlaubt ist, dieselbe zu beleuchten.

„Die Dämpfe der Säuren und Salze concentriren sich weiter aufwärts, die Salze erreichen den sandigen Boden in der Gestalt von Effloescenzen und bilden weiße oder grünliche Krusten; dieselben enthalten viel Alaun, Gyps, Meersalz und Eisenvitriol. Die sauren Dämpfe, welche sich bald niederschlagen, bilden kleine Wasserfäden, welche sich, abwärts laufend,

im Sande verlieren. Eine erste und schnelle Untersuchung ließ Salzsäure, Schwefelsäure, schweflige Säure und Schwefelwasserstoffsäure erkennen. Diese Dämpfe greifen mit Lebhaftigkeit die Kleidungsstücke an und wenn man durch Unvorsichtigkeit das Schuhwerk oder sonstige Kleidungsstücke mit dem Wasser benetzt, so werden dieselben zuerst geröthet und dann zerfressen. Mitten im Sande des Bodens findet man flache Vertiefungen mit reinem, trinkbarem Wasser, welches von dem geschmolzenen Schnee herrührt.

„Ich blieb drei Stunden lang im Innern des Kraters, ich brauchte nicht weniger, um wieder zur Besinnung zu kommen, die Herrschaft meines Geistes zu erlangen und die mineralogischen Proben aufzunehmen, welche ich daselbst fand, schöne große Krystalle vulkanischen Gesteins, Felsstücke, durch den Einfluß der unterirdischen Gluth, der Schwefelausdünstungen, der sauren Dämpfe und der großen Kälte verwandelt. Gegen drei Uhr Nachmittags stiegen wir wieder empor.

„Wenn das Hinuntersteigen in den Krater nicht gerade als ein sehr genußreicher Spaziergang zu empfehlen ist, so kann man dagegen das Emporsteigen wie einen fortwährenden Kampf auf Leben und Tod bezeichnen. Unzählige Gefahren der verschiedensten Art bedrohen zugleich den armen Touristen, welcher sich allzu abenteuerlich hierher gewagt hat und nun diesen Höllenrachen verlassen will. Während er mühsam empor zu klimmen sucht auf dem Strom von Sand und gerollten Steinen, von Schlacken und Asche, welche unter seinen Füßen fortgleitet, und er halb erstickt ist durch die schweren Gebläse, muß er ununterbrochen Acht haben auf das geringste Geräusch, was fallende Steine verräth, und sein unstätes Auge muß ihre Richtung im Fluge zu erhaschen suchen, um ihnen eben so plötzlich ausweichen zu können, wie sie plötzlich an ihm vorbeischießen. Ein falscher Schritt, das Versäumen einer Sekunde, ein augenblickliches Besinnen und er ist zermalmt. Es ist dieses durchaus nicht ohne Beispiel.

„Angelangt an dem Fuße der senkrechten Mauer, legt man ihm einen Strick, eine laufende Schlinge um den Leib, unter den Hüften. Mit der einen Hand hält er sich am Seile, mit der andern erfaßt er einen langen ledernen Riemen, womit er sich in einer bestimmten Richtung erhalten will; das Zeichen wird gegeben und siehe, da ist er emporgehoben, er schwebt in der Luft. Eine Zeit lang will er versuchen, sich mit der Hand in einer gewissen Lage zu erhalten, mit den ausgespreizten Füßen sich von der Felsenmauer frei zu machen, aber bald fehlt ihm diese eine Stütze, er hängt vollständig in freier Luft, nirgend erreichen die Füße mehr den Fels und er sieht mit Entsetzen über seinem Haupte einen weit vorspringenden Felsen im Feuer verglast, dicht mit Spitzen besetzt. Nur mit der Anstrengung der

Verzweiflung kann er es ertragen, so frei zu schweben, zusammengeschnürt, halb erwürgt durch die ihn haltende Schlinge. Die Leine ächzt und seufzt, indem sie sich auf den hervorspringenden Steinen scheuert, es ist, als ob sie den armen Teufel, den sie trägt, von seinem Schicksal benachrichtigen wolle. Hat er nicht vermocht, bei Zeiten den zerreißenden Felszacken auszuweichen, so —

„Endlich ist das Hinderniß besiegt, der drohende Zackenfels ist umgangen, aber ach, ein anderer erwartet ihn, nur um etwas höher. Seine Kräfte erschöpfen sich in unaufhörlichen Anstrengungen, seine Glieder verlieren ihre Thätigkeit, sein Kopf wird schwach, er verliert beinahe das Bewußtsein, es bleibt ihm nur noch eine dunkle Erinnerung, daß, wenn er die Hände vom Seile lassen würde, sein Körper umfallen, mit dem Kopfe abwärts sinken, sich aus der Schlinge lösen und er in den Abgrund hinabstürzen würde. Der Trieb der Selbsterhaltung scheint allein noch die Arme so weit zu stärken und seine Finger an das Seil zu befestigen. In diesem bemitleidswerthen Zustande, bedeckt mit kaltem Schweiß, kommt er an den oberen Ufern des Abgrundes an.

„Man geht mit dem Gedanken um, eine gute, tüchtige Maschine dort aufzustellen, vermöge deren das Befahren der Grube weniger gefährlich wird, als durch den entsetzlichen Strick.

„Gegen vier Uhr Abends erreichten wir den Rand des Kraters, die Wolken waren verschwunden, der Himmel war vom reinsten, durchsichtigen Blau, unsere Blicke übersahen einen unermeßlichen Horizont, das Meer lief mit dem Himmel zusammen.

„Erschrecken Sie nicht, geehrte Leser, ich habe nicht die feindselige Absicht, hier die topographische Beschreibung des weiten Panoramas folgen zu lassen, das sich zu unseren Füßen aufrollte, auch würde ich die Eindrücke, welche ich erhielt, kaum wiederzugeben vermögen. Genau genommen sieht man wenig Einzelnes, sondern nur riesige Massen, man bemerkt nur das Zimmerwerk eines mächtigen Stückes Erdreich, aber man bleibt stumm vor Verwunderung und durch den gewaltigen Eindruck tief erschüttert. In Gegenwart von so viel Großartigkeit und Harmonie, in Gegenwart von einer so wunderbaren Vereinigung der allergroßartigsten Massen mit so vielen Einzelnheiten beugt sich die Seele. Der Blick, wie durch gewaltsame und unbekannte Triebfedern bewegt, erhebt sich von der Erde zum Himmel, um dort den Begründer aller dieser erhabenen Schöpfungen zu suchen. In dieser Erhebung der Seele redet man nicht viel, man betet!

„Um halb sechs Uhr waren wir zurück im Rancho von Tlanacas und

dankten Gott, daß er uns mit heiler Haut aus dieser Hölle erlöst hatte, waren aber doch sehr zufrieden, daß wir nun wirklich eine der größten und schrecklichsten Merkwürdigkeiten der Natur gesehen hatten.“

Die ganze Notiz, welche wir hier unsern Lesern mittheilen, wurde dem Verfasser von Herrn Majerus zur Benutzung übergeben, sie ist unter dem vollen Eindruck des Moments geschrieben und in dem mexicanischen Journal „le Trait d'Union“ vom 16. April 1851 enthalten, die Zeichnung, welche wir auf Seite 648 gesehen haben, ist von Herrn Majerus an Ort und Stelle aufgenommen und dem Verfasser zu gleichem Behufe übergeben worden.

Was man gewöhnlich Rauch nennt und was von den Ebenen aus gesehen dem Vulkan bald an den Seiten, bald aus der Mündung des Kraters selbst entsteigt, ist keineswegs Rauch, sondern Wasserdampf, es ist dasselbe, was als weiße Wolke von der Lokomotive aufsteigt und auch für Rauch gehalten wird, indessen dieser nur erscheint, wenn der Heizer frisches Brennmaterial aufschüttet, dann aber nicht weiß, sondern schwarz aussieht.

Der Gipfel, mit Schnee bedeckt, zeigt an manchen Stellen eine schwarze Färbung, das sind diejenigen Punkte, aus denen die Dämpfe aus dem Kegel treten, welche zuerst den Schnee schmelzen. Mitunter leuchtet die Spitze des Vulkans lebhaft gelb; Humboldt meint, dieses rühre von überquellenden Schwefeldämpfen her. Findet ein Aschenauswurf statt, so kann man ganz deutlich den Sand längs des Kegels herunterrollen sehen.

Sand? So nennen es die Bewohner von Mexico, weil es in der That den Eindruck laufenden, fließenden Sandes macht; die Körnchen, aus denen dieser Sand besteht, muß man aber nach Kubikklaftern messen; um sie in Mexico zu sehen, müssen sie aber die Größe eines tüchtigen Stückfasses haben.

Dem Popocatepetl benachbart liegt der Iztaccihuatl. Eine sehr alte Mythe erzählt, daß diese beiden Berge Mann und Frau seien und daß sie sich am Anfange der Welt dort niedergelassen und mit ihren Kindern das Land besetzt haben, die übrigen Bergspitzen aber sind die Kinder dieses ältesten Ehepaares. Wahrscheinlich stammen die Namen nicht von dem Mährchen, sondern es rührt das Mährchen von dem Namen her; Popocatepetl heißt nichts weiter, als rauchender Berg, Iztaccihuatl heißt aber die weiße Frau. Nach diesen Namen mag man sich nun wohl eine schöne Geschichte zusammengesetzt haben.

Der Vulkan von Orizaba hat nur einige hundert Fuß weniger als der Popocatepetl. Für die Geographie hat derselbe durch Humboldt eine sehr große Wichtigkeit erlangt, indem er für die Schifffahrt im mexi-

kanischen Busen und die Einfahrt in den Hafen von Veracruz zum Leitstern dient. Da man von der Ziegelpyramide von Cholula, einem der ältesten mit Porphyrtafeln bekleideten Monumente der Tolteken, zugleich den Popocatepetl und den Pic von Orizaba sieht, der erstere aber in Mexiko und der letztere von der Rhede von Veracruz gesehen werden kann, so hat Humboldt diese glückliche Stellung zur Bestimmung der wirklichen Breiten und Längen mehrerer der wichtigsten Orte benutzt und sich um die Sicherheit der Schifffahrt im mexikanischen Meerbusen ein großes Verdienst erworben. Genauer bekannt ist der Berg selbst aber erst in neuerer Zeit geworden, da man wiederholt versucht hat, den Berg selbst, der von der Stadt Orizaba seinen Namen hat, zu besteigen. Auch für diesen Berg können wir als Autorität Herrn Majerus anführen, welcher denselben im März 1851 bestiegen und dem Verfasser die nachfolgende Beschreibung dieser Unternehmung nebst einer Originalzeichnung des Kraters zur Veröffentlichung übergeben hat.

Besteigung des Pic von Orizaba im März 1851.

„Seit dem Jahre 1849 bewohnte ich die Blei- und Silberhütte Pato Nacional de la Plata am nördlichen Abhange des Vulkans Orizaba. Das Dörfchen liegt in einer Höhe von ungefähr 8070 Fuß über der Meeresfläche und ist blos wenige Stunden Weges von der Grenze des ewigen Eises entfernt.

„Ich blickte oft mit Sehnsucht nach dem schneeweißen nahen Riesengipfel und es steigerte sich täglich in mir der Drang, die lichte Höhe zu erklimmen. Es gelang mir, einen französischen Arbeiter Namens Doignon und mehrere Mexikaner zu bewegen, mich zu begleiten und am 25. März 1851 traten wir, vierzehn an der Zahl, die gewagte Reise an. Doignon trug einen Heberbarometer von Gay Lussac, ich hatte mich mit einer Spirituslampe, einem blechernen Becher und einem Thermometer versehen, um die Höhen durch den Wärmegrad des kochenden Wassers bestimmen zu können.

„Von Pato Nacional aus ritten wir über niedrige und unfruchtbare Hügel, welche aus einem Gemenge von vulkanischem Sande und Trachytgeschieben bestehen. Doch bald erreichten wir ein enges Thal, welches sich zwischen hohen Porphyr- und Dioritbergen hinaufschlängelt, bis an die Gletscher des Orizaba. Unser Weg führte uns am Rande eines rauschenden Baches hinauf, im Schatten prachtvoller Eichen- und Tannenwälder.

„Nach vier Stunden gelangten wir bei circa 11,090 Fuß Höhe an die obere Grenze der baumartigen Pflanzenwelt. Höher, bis dicht an die Gletscher, grünten nur noch, wie auf dem Popocatepetl, einige Büschel langhalmigen Grases, eine Art Epheu, Winterblümchen (Xeranthemen) und die unter dem Namen Ipohica bekannten baumwollenartigen Kügelchen. Der felsige Boden erhob sich terrassenförmig bis unter die Schneemassen. Hauptgesteine desselben sind Diorit und Phonolit, seltener kommen Trachyt, Melaphyr, Aphanit und Variolit vor. Ueber dem Felsboden lagerten in Menge vulkanische Aschen, Bimssteine und Schlacken (Obsidian).

„Unter den letzten Bäumen des Waldes hatte ich neben einem 30 Fuß hohen Wasserfalle eine Hütte erbauen lassen, um darin zu übernachten. Gegen 8 Uhr Abends zeigte das Thermometer blos noch 1 Grad Wärme. Meine Reisegefährten tanzten lustig nach Landessitte beim Klange der Mandoline und erheiternder Nationallieder. Die Wölfe der Umgegend stimmten dem ungewohnten Concerte mit kläglichem und beunruhigendem Geheule bei. Gegen 3 Uhr Morgens war das Thermometer 2 Grad unter Null gesunken.

„Um 5 Uhr Morgens, vor Taagesanbruch, ritten wir weiter. Wir waren vor Sonnenaufgang am Fuße der Gletscher. Hier erwartete uns ein erhabenes und den Menschenaugen selten gegönntes Naturschauspiel. Am fernen Horizonte des mexikanischen Meerbusens erhob sich langsam aus dem Meere der glänzende Tagesstern, immer größer leuchtete er uns mitten in den durchsichtigen Wogen entgegen und einen Augenblick schien er als vollkommene Weltkugel in dem feuchten Elemente zu schweben; noch ehe er den ersten Blick über den Meeresspiegel warf, blitzte schon der über uns aufgethürmte Schneekoloß im Feuer der flüchtigen Morgenröthe; dann rieselten die rosigen Strahlen in Eile die Schneefelder herunter bis zu unserer Haltestelle, während dem Festland, Meer und Wolken zu unseren Füßen noch im nächtlichen Dunkel schlummerten. Bald färbten sich aber im weiten Westen die Schneekuppen des Popocatepetl und des Iztakcihuatl und das Tageslicht erfreute allmählig die Spitze der Berge, die Hochebenen und die Thäler. Diese prachtvolle Erscheinung des langsamen Emporsteigens der Sonne aus dem Busen des Meeres, welches man nur von den höchsten Bergen der Erde und Angesichts eines tiefen Sees in solcher Vollkommenheit beobachten kann, würde gewiß einen neuen Beweis der Kugelform unseres Planeten liefern, wenn ein solcher noch nöthig sein sollte.

„Die untere Schneegrenze erreicht am nördlichen und nordöstlichen Abhange des Orizaba eine Höhe von ungefähr 13,220 Fuß über dem Meere, gegen Süden hingegen bleibt dieselbe viel höher. Von dem Orte San An-

dreo Chalchicomula aus habe ich in Sommermonaten sogar öfters bemerkt, daß der Schnee bis nahe an den Krater weggeschmolzen war und nur noch einzelne Schneefelder am Abhange des Gipfels lagerten.

„Ich hatte zum Ersteigen des Berges die Nord- und Nordostseite gewählt, weil in dieser Richtung die Steigung mir am schwächsten erschien und die weiten, glatten Schneefelder ohne hervorragende Felsen den einladendsten Weg darboten. Wir begannen die Fußreise von einem Gletscher aus, der ausnahmsweise sich in eine Schlucht 180 bis 190 Fuß tiefer hinab erstreckt. Es ist dies der Corte de la Nilde (Eisbruch), bis wohin die Indianer ihre Maulthiere treiben, um Eis für die Bedürfnisse des warmen Küstenlandes zu laden. An diesem Punkte entspringt auch der Fluß Jamapan, der mit großem Geräusch unter dem Gletscher hervorsprudelt und dann als Bergstrom den glücklichen Fluren der Zucker-, Tabacks- und Kaffeeplantagen zueilt.

„Ich bemerkte bald, daß die auf dem Orizaba lagernden Schneemassen die des Popocatepetl bei weitem übertrafen. Auf letzterem lag der Schnee in wellenförmig gereihten, einigen Fuß hohen Pyramiden, welche zum Ueberschreiten keine Schwierigkeit, sondern dem Fuß eher noch eine Stütze darboten. Auf dem Orizaba hingegen war die Oberfläche der Schneefelder ebener, aber in der Masse kamen gewaltige Spalten vor von 500 bis 600 Fuß Länge, 100 Fuß Tiefe und von 3 bis 12 Fuß Breite. Aus dem Schlunde dieser Spalten ragten die harten, grünen Spitzen wahren Gletschereises hervor. Nicht ohne Schrecken standen wir oft am Rande dieser ungeheuren Spalten. Dieselben zu umgehen, war zeitraubend, und sie zu überspringen, lebensgefährlich und meist auch unmöglich. Ein Jagdhund, der zufällig von Pato aus uns gefolgt war, leistete in dieser Verlegenheit große Dienste. Mit unermüdlichem Eifer lief er am Rande der Abgründe hin und her, bis er eine Schneebrücke entdeckte, dann eilte er mit Keckheit hinüber; wir folgten ihm mit größter Vorsicht, obschon mit dem schauerlichen Gefühl des Zweifels, ob die Brücke auch wohl die Last eines Mannes tragen würde oder ob wir nicht bald an den furchtbaren Eisspitzen der düstern, meergrünen Schlucht verbluten würden, und doch zuletzt macht man sich mit jeder Gefahr vertraut und nach mehreren glücklichen Versuchen benutzten wir getrost jeden Uebergang.

„Die Eisspalten laufen meistens in paralleler Richtung um den Berg herum, doch kreuzen sich auch mehrere in spitzen Winkeln. Gegen die Mittelhöhe der Eisfelder hatten wir eine geneigte Ebene erreicht, die sich gegen Osten und Nordosten ausdehnt und dem eigentlichen Kegel des Vulkans als Basis dient. Die Zerklüftung der Schnee- und Eismasse trat hier in noch größerem Maßstabe auf, denn die Risse wurden häufiger und schlängelten

sich auch auf bedeutendere Entfernungen hin. An vielen Stellen sahen wir nahezu trichterförmige Vertiefungen, als hätten sich die Schneemassen in große unterirdische Höhlungen versenkt. Der Rand einer dieser Vertiefungen am Fuße des Kegels bildete eine steile Eismauer von mehr als 20 Fuß Höhe, gegen Osten hin aber verlief dieselbe mit der Abdachung des Berges in die allgemeine Schneemasse.

„Solche mächtige Störungen, solche Unterbrechungen der gerade fortlaufenden Schnee- und Eismassen kommen auf dem Popocatepetl keineswegs vor, was sich daraus erklären läßt, daß der Pic von Orizaba seit drei Jahrhunderten keinen Lavaausbruch mehr gehabt hat. Der letzte fand im Jahre 1566 statt. Der Popocatepetl muß dagegen noch heute als ein sehr thätiger Vulkan betrachtet werden, er läßt durch seine Hitze eine bedeutende Anhäufung von Schnee nicht zu.

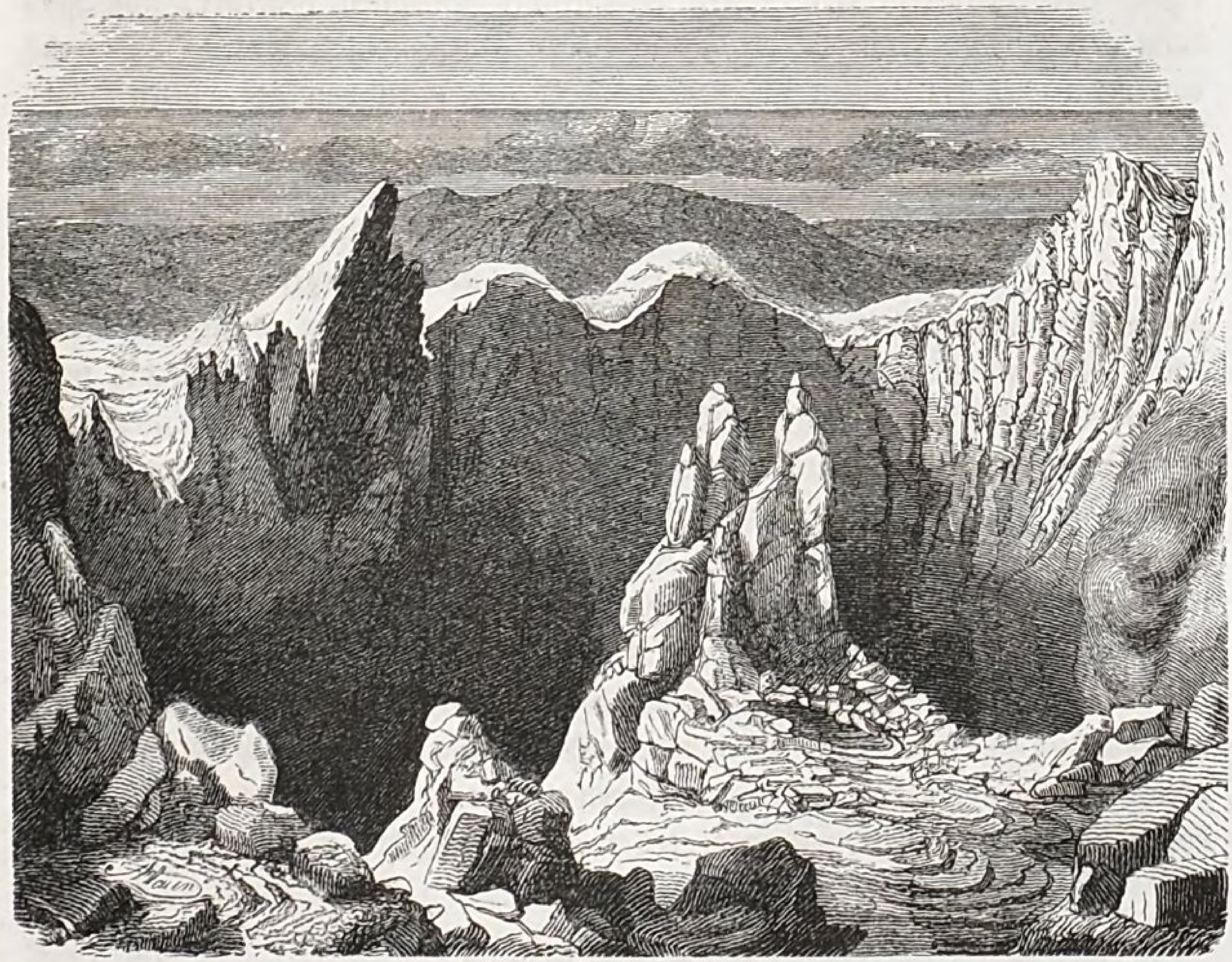
„Auf dem beschriebenen Plateau verließen uns ermüdet elf unserer Gefährten und nur zwei, der Franzose Doignon und der Mexikaner Contreras, wagten es, die Ersteigung des Erdkegels mit mir zu unternehmen.

„Die Böschung des Kegels erreicht einen Winkel von 40 Grad und nur auf Händen und Füßen vermochten wir den glatten, eisigen Abhang hinaufzuklettern. Unser Fuß fand keine Stütze mehr, die Brust athmete peinlich in der sehr verdünnten Luft, der Körper schien mit doppeltem Gewichte belastet zu sein, Hände und Gesicht waren angeschwollen, Blut floß aus Mund und Nase; beim Stillstehen verschwand die Ermattung, doch bei der geringsten Bewegung stellte sie sich wieder ein. Oft schien ein hervorragender Gipfel uns das Endziel unserer Bemühungen, doch an demselben angelangt, thürmten neue Massen sich über uns empor. Verzagt sahen wir dann nach den lichten Höhen hinauf, betrachteten zu unseren Füßen die überwundenen Gefahren des bereits zurückgelegten Weges und sprachen uns gegenseitig frischen Muth ein. Glücklicherweise fanden wir in dieser Höhe nur selten und nur noch schmale Spalten, welche zu überschreiten uns nicht gar zu große Schwierigkeiten machte.

„Eine halbe Stunde nach Mittag erreichten wir den wirklichen Gipfel und ein Hurrah der zurückgebliebenen Gefährten feierte unsere Ankunft.

„Der Krater des Orizaba ist etwas elliptisch, der größere Durchmesser von Osten nach Westen beträgt 1600 bis 1700 Fuß, der ganze Umfang des ungeheuren Schlundes mißt demnach viel über 5500 Fuß. Der westliche Rand ist höher als der östliche, so daß die Mündung dem Meere zugewandt ist. Die Tiefe beträgt 400 bis 450 Fuß, der Grund ist eben und mit Schnee bedeckt und es würde daselbst eine feierliche Stille herrschen, störte diese nicht der dumpfe Donner herunterstürzender Felsmassen.

„In der Tiefe sieht man keine Spur vulkanischer Thätigkeit, obschon am Rande des Kraters an mehreren Stellen Dämpfe aufsteigen und sich ein Niederschlag von reinen krystallinischen Gebilden zeigt. Das Gestein der Ränder besteht aus verschiedenen Feldspatharten, die in hohem Grade verwittert sind. In Folge dieser Zersetzung und des allmähligen Einstürzens bedeutender Felsmassen sieht die Mündung des Kraters sehr zackig und zerrissen aus und es verschwinden die steilen inneren Wände unter dem wachsenden Schutte.



Ansicht des Kraters des Orizaba.

„Das mitgebrachte Barometer konnte für die Höhenmessung nicht mehr von Nutzen sein, da das Quecksilber längst unter die Metalleinsenkung gesunken war, der Stand also nicht mehr beobachtet werden konnte. Ich nahm also Thermometer und Spirituslampe zur Hand, schmolz Schnee im Becher ein und brachte das Wasser zum Kochen. Bei 10 Grad C. der Wärme der uns umgebenden Luft geschah das Kochen des Wassers bei 80 Grad der hunderttheiligen Skala, woraus sich die Barometerhöhe auf 366,2 Millimeter, d. h. auf noch nicht volle 14 Zoll berechnet.

„Während ich mit dem Zeichnen des Kraters beschäftigt war, fand

Doignon eine nordamerikanische Flagge, welche amerikanische Offiziere am 10. Mai 1848 als Beweis ihres Besuches dort zurückgelassen hatten. Diese Herren sind wahrscheinlich die ersten, welche jemals den Gipfel des Orizaba betreten haben.

„Nach zweistündigem Aufenthalte auf der Spitze des mexikanischen Riesenvulkans warfen wir einen letzten Blick in die weiten, für das menschliche Auge in eine allgemeine bläuliche Finsterniß verschwindenden Fernen. Wir übersahen die uns unendlich groß erscheinenden Wasserflächen, welche der Horizont von Nordosten über Osten hinweg bis Südosten begrenzt, und gedachten der lieben Heimath, die hinter diesem Horizonte, ja hinter Hunderten von dergleichen Horizonten sich befand. Wir begrüßten von der ganzen Höhe unseres ätherischen Standpunktes aus die tief zu unseren Füßen liegende Bergkette der Cordilleren, eine der schönsten und höchsten Regionen der Erde, wandten uns noch westlich zu der Hochebene von Anahuac, welche von dem Popocatepetl und von dem Iztakcihuatl und den Gebirgen der Malinche begrenzt erschien, und begannen dann unsern Rückzug. In wenigen Minuten waren wir wieder am Fuße des eigentlichen Kegels, doch hätten wir unterweges fast unsern Gefährten Contreras in einer Spalte verloren, welcher er, mit großer Schnelligkeit über den eisigen Abhang gleitend, zueilte. Sein Stock, auf den er sich gestützt hatte und den er als kräftigen Hemmschuh gebrauchte, rettete ihn unweit des Abgrundes. Den Rest des Weges legten wir mit größerer Vorsicht zurück und kamen gegen 5 Uhr bei unseren Maulthieren wieder an, doch bald empfanden wir ein seltsames Stechen in den Augen, eine schmerzhafte Entzündung der Augenlider schloß uns dieselben, und blind mußten wir auf die Thiere gehoben und nach dem Pato Nacional zurückgebracht werden. Nach drei Tagen waren wir aber des Uebels enthoben und konnten uns unbesorgt der gelungenen Fahrt erfreuen."

Diese Beschreibungen eines Augenzeugen geben uns ein interessantes Bild vulkanischer Einzelnheiten, im Allgemeinen aber ist das ganze Land so außerordentlich vulkanisch, daß der feuerspeienden Berge ganze Reihen zu zwanzigen und mehr neben einander liegen, die Thätigkeit derselben ist furchtbar. Man ist zwar geneigt und gewohnt, solche fortwährend rauchende und brennende Vulkane als die Abzugskanäle für die Dämpfe zu betrachten und zu behaupten, daß damit eine Sicherung gegen die Erdbeben verbunden sei, allein dieses ist doch nur in sehr beschränktem Grade der Fall, denn das

ganze heiße Amerika, obwohl der rauchenden Schlote unzählige sind, ist auf die entsetzlichste Weise von weit ausgedehnten und furchtbaren Erdbeben heimgesucht.

Steigt man von der Andeskette herab gegen Osten, so sieht man das ganze flache Land von dem Theile des atlantischen Meeres, welchen man den mexikanischen Meerbusen nennt, bespült, und zwar üppig und fruchtbar, ist dieser Theil doch für Menschen ein entsetzlicher Aufenthalt. Krankheiten der schrecklichsten Art, unter ihnen das berüchtigte gelbe Fieber, sind ein nie endigender Fluch dieser nahe am Meere gelegenen Striche, welche noch dazu durch alle möglichen giftigen Insekten, Gewürme und Schlangen heimgesucht werden; von dem größten Skorpion bis zum kleinsten Sandfloh sind alle hier vertreten, und wäre diese kleine Bestie so gelenkig und beweglich wie ihr großer Namensvetter, der europäische Floh, auf den die Jagd zu den Vorrechten des weiblichen Geschlechts gehört, wie ehemals die Falkenjagd zu denen des hohen Adels, so würde das Land entvölkert werden, denn dieses kleine Thierchen gräbt sich zwischen Nagel und Fleisch der Zehen ganz unfühlbar ein, legt darin seine Eier, welche durch die menschliche Wärme ausgebrütet werden und verursacht dadurch höchst schmerzhafte Geschwüre, welche veranlassen können, daß man den Fuß abnehmen muß, wenn nicht rechtzeitig dagegen eingeschritten wird, was die Negerweiber sehr gut verstehen, was aber allerdings jederzeit ein Stück Nagels kostet, so daß nach und nach die ganze Bewehrung desselben verschwindet und nichts als Rudimente der Nägel übrig bleiben.

Aber noch hundert andere höchst gefährliche Thiere bedrohen den Menschen. Nicht blos so böse Insekten wie Skorpion, Tausendfuß, Vogelspinne und dergleichen, auch die giftigen Schlangen sind in vielen hundert verschiedenen Species und in vielen tausend Exemplaren vorhanden in jenem Lande, dessen Schönheit so viel gepriesen und dessen Pracht und Fruchtbarkeit nie genug gepriesen werden kann.

Die Vegetation der niedrig gelegenen Gegenden ist um so üppiger, je ungesunder dieselben sind, denn es scheint, als habe keinesweges die Salubrität der Luft einen parallelen Lauf mit der Fruchtbarkeit. Alle Pflanzen, welche ein tropisches Klima hervorzubringen und zu nähren vermag, wachsen hier in größter Ueppigkeit. Es würde das bereits öfter Gesagte lediglich wiederholen heißen, wollten wir dieselben hier nochmals aufzählen. Die Menge der nutzbaren Gewächse, der Nahrung gebenden Palmen, der Gewürze, der Arzneikräuter, der Handelsgewächse übersteigt beinahe allen Glauben, aber sowie man sich aus der Region der Fieber erhebt und bis auf die benachbarten einige tausend Fuß hohen Plateaus, so tritt schon ein beträchtlicher Theil dieser Vegetation zurück, ohne daß jedoch die Zahl der Species um

ein Beträchtliches verringert wird, denn was am Seestrande zurückbleibt, wird ersetzt durch andere den Höhen angehörige Pflanzen.

Auch das Thierreich ist sehr zahlreich vertreten. Im Meere wimmelt es von Seethieren aller Art, man möchte beinahe nur die Wallfische ausnehmen, welche eine solche Temperatur nicht ertragen können, wie dieser große Kochtopf des Oceans, der mexikanische Meerbusen, sie liefert. Hier nämlich in dem heißesten Theil der Tropengegend, rings eingeschlossen von Gebirgen oder bergigen Inseln, erreicht das an der Nordgrenze des südamerikanischen Festlandes einströmende warme Wasser des Oceans einen solchen Grad von Wärme, daß es, bei Florida wieder unter dem Namen des Golfstromes austretend, dieselbe bis an die nördlichsten Grenzen von Europa beibehält, und selbst an den Küsten von Norwegen und Lappland noch so viel davon übrig hat, um diesen hochgelegenen, weit in die Polargegend reichenden Ländern ein Klima zu geben, das bei weitem milder ist, als das Klima von Canada, 20 bis 25 Grad südlicher.

Die Landthiere, welche sich ziemlich von Ocean zu Ocean verbreitet haben, sind gleichfalls höchst mannigfaltig. Die katzenartigen Raubthiere, die verwilderten Hunde, die Bären finden eine überaus reichliche Nahrung in den Tapirs, Hirschen, Bisamschweinen, Moschusochsen, Gürtelthieren und Faulthieren. Die kleineren Raubthiere finden wiederum eine unzählige Menge von Affen und Meerkatzen, viele verschiedene Mäusearten, Lamas und andere Gras und Früchte fressende Thiere.

Die Bäume werden bewohnt von Spottdrosseln, Zugtauben in ungeheuerster Menge, Pfefferfressern, Nashornvögeln, Papageien, Kolibris und Raben; in den Sümpfen wandern unzählige Mengen von Flamingos, Reihern und sonstigen Stelzengängern und anderen Wasservögeln einher, aber diese Sümpfe sind auch von vielen Schlangen, Alligatoren, von tellergroßen Fröschen, von Schildkröten (unter diesen die Riesenschildkröte) bewohnt. Man kann nicht sagen, daß die letztere ein fleischfressendes Thier wäre, bekäme sie jedoch den Arm oder das Bein eines Menschen zwischen ihre Kauplatten, so würde derselbe wohl nicht mehr viel damit anfangen.

In den Lüften kreisen die gewaltigen Geier, Condor u. s. w., die riesigen Adler, welche kühn genug sind, auf den Menschen loszugehen, und welche ihn zerreißen, falls er nicht bewaffnet ist.

Je stärker die thierische Bevölkerung eines Landes, desto geringfügiger natürlich die menschliche, denn die letztere muß der ersteren den Platz abkämpfen, und wo dieses noch nicht geschehen, wo sie noch nicht vollständig Sieger geworden, ist die thierische Bevölkerung immer größer. Wir in Europa haben bereits den Sieg errungen, wir dürfen nicht mehr jedes

Stückchen Land, wie klein oder wie groß es auch sei, einzäunen, es sei denn gegen zweibeinige Raubthiere, mit denen aber in früheren Zeiten und so lange bis die Kultur den Sieg über den Feudalismus errungen hatte, die vierbeinigen Allianz geschlossen hatten, denn bekanntlich verboten blutgeschriebene Jagdgesetze dem armen Landmann, die wilden Schweine und die Hirsche der hohen Herren von seinen Feldern zu verjagen.

In Mexico sind die Thiere noch die beinahe alleinigen Herren; auf einer Oberfläche von 80,000 Quadratmeilen (mindestens) wohnen gewiß noch nicht sieben Millionen Menschen; hat zwar auch die Einwanderung stets eine große Menge dahin geführt, so ist doch wiederum durch die schrecklichen Krankheiten, Hungersnoth, Raub und Mord und durch die vielen Kriege, welche in jenen Ländern durchaus noch den Charakter der Raub- und Mordbrennerzüge haben, immer wieder aufgerieben worden, was die vermehrte Einwanderung zuführte.

Im Besitz des Staates sind nach Verjagung der Spanier die eingebornen Europäer, die Criollos, Leute von großer Begabung, von nicht geringerer Intelligenz, aber auch zugleich von so großer Indolenz, von Trägheit, Stolz und Intoleranz, wie nur ihre Stammeltern sie gehabt haben. Man rechnet diese Kreolen etwas über eine Million, vielleicht anderthalb Millionen; niemand kann es wissen, es sind nur Muthmaßungen.

Aus der Vermischung dieser Abkömmlinge der Spanier mit den eingebornen Mexicanern sind ungefähr doppelt so viel sogenannte Edelfarbige hervorgegangen. Edelfarbige nennt man sie, weil sie sich in auffallendster Art so äußerlich als in ihrer Gesinnung, ihrem Charakter, ihrer Moralität von den Mulatten unterscheiden. Diese letzteren, die Mischlinge von Europäern und Schwarzen könnte man so die Erben aller Laster ihrer Eltern nennen, wie man mit Recht die edlen Farbigen als die Erben aller Tugenden bezeichnet, was sogar die Spanier und Kreolen selbst thun. Könnte man noch einen Unterschied machen, noch eine Unterabtheilung zu bilden suchen, so würde man zu unterscheiden haben die Abkömmlinge einer weißen Mutter und eines mexicanischen Vaters. Die niedere Begabung dieser letzten im Vergleich mit den Abkömmlingen erster Art ist sehr leicht zu erklären. Die Spanierin vornehmer Klasse hält sich für viel zu erhaben, um sich in eine Verbindung einzulassen — sei es eine erlaubte oder unerlaubte mit einem Eingebornen; wo also Kinder von Spanierinnen und Indios vorkommen, gehören die Mütter der dienenden Klasse an, und diese sind nur selten von reinem Blut, und sie haben selbst als Terzeronen oder Quadronen, schon ganz den weißen Spanierinnen ähnlich, noch alle Negertücken und Nicken und pflanzen dieselben auf ihre Kinder fort.

Nicht so ist es bei den Verbindungen der andern Art. Die Kreolen

verbinden sich nur mit schönen Eingebornen und diese sind wieder nur unter der herrschenden Hälfte der Mexicaner, unter den Abkömmlingen der Kaziquen zu finden. Das weibliche Geschlecht unter den Mexicanern ist aber überhaupt fein, durch und durch von edlen Gemüthszügen, von trefflichem Charakter. Eine solche Mexicanerin würde es weit unter ihrer Würde halten, einen Mann zu erhören, der nur ein Spanier oder Kreole und nichts weiter wäre, er muß ihre Liebe gewonnen haben, und ein guter Genius bewahrt diese glücklichen Kinder der Natur gewöhnlich vor Verirrungen der Sinne, vor Mißgriffen, und so kommt es denn, daß die Abkömmlinge solcher Verbindung, welche ihr Dasein der zärtlichen Zuneigung zweier zugleich schöner und wenigstens einerseits gewiß nobler Menschen verdanken, die Erben sehr glücklicher Eigenschaften sind. In der Hand dieser Menschen, welche man ungefähr auf drei Millionen anschlagen kann, beruht die Zukunft von Mexico. Sie werden einst die Herrschenden werden, und dann wird vielleicht die goldene Zeit eintreten, welche gewissenlose Werber jetzt denjenigen vorspiegeln, die zur Ansiedlung nach Mexico gelockt werden sollen.

Der dritte Hauptbestandtheil der Bevölkerung besteht aus den eigentlichen Eingebornen, den Mexicanern, welche man indessen dort in althergebrachter Weise Indianer nennt, es mögen ungefähr auch drei Millionen sein, und man theilt dieselben, je nachdem sie die Herrschaft der Spanier anerkennen, wie schon bei Peru bemerkt worden, in Christianos oder Fideles und in Bravos. Die letzteren sind Feinde der Weißen, sind bei den Sitten ihrer Väter geblieben, leben von Jagd und Raubzügen, sind entweder im Innern der Landzunge von Mexico in ganz kleine Stämme, man könnte sagen Familien vertheilt, in unzugänglichen Thälern lebend, oder sie wohnen in größern Horden zusammen an der Nordgrenze von Mexico zwischen diesem Staate und Texas, nehmen daher schon Theil an der Gesittung der nordamerikanischen Wilden, deren Art Krieg zu führen, deren List, deren Grausamkeit sie haben, wie sie denn auch ihre Kriegsgefangenen am Brandpfahle martern, und nichts Besseres verlangen, wenn sie selbst gefangen werden. Denn eigentlich erzeigen sie dem Gemarterten eine Ehre, indem sie ihm eine Gelegenheit geben, vor vielen Zeugen darzuthun, welchen Grad von Stoicismus er habe, wie sehr er die Schmerzen verachte, wie wenig seine Feinde geeignet seien, ihm Klagen zu entlocken. Diejenigen, die heut ihren Feind am Marterpfahle mit glühendem Eisen zeichnen, indem sie die wunderbarsten Verzierungen in seine Haut brennen; diejenigen, welche ihrem Gefangenen Dornen zwischen den Nagel und das Fleisch zolltief einbohren und dann diese Dornen anzünden, um die Blutung zu stillen, würden morgen selbst gefangen höchst entrüstet sein, wenn man ihnen nicht ähnliche Ehrenbezeigungen anthun wollte; sie würden es für Verachtung ansehen, würden erklären, sie seien

keine Weiber, welche man zu schonen brauchte, und sie würden durch Spott und durch empfindliche Beleidigung ihre Gegner so lange reizen, bis sie ihnen die verlangten Ehrenbezeigungen erwiesen.

Diejenigen der Eingebornen, welche mehr im Innern des eigentlichen Reiches Mexico wohnen und längere Zeit mit den Europäern in Berührung gekommen sind, weichen in ihren Sitten auffallend von jenen ab. Sie sind fast durchgängig ansässig, Acker- oder Gartenbau treibend, sind sehr stille, freundliche Leute, kommen nicht leicht Jemandem in den Weg, bekennen sich sämmtlich zum christlichen Glauben, haben jedoch eine ungemeine Verehrung gegen die Ueberbleibsel ihrer früheren Religion, gegen die monströsen Statuen, welche man da und dort findet, und es scheint, als haben sie geflissentlich die Trümmer der Städte ihrer Vorfahren mit Wald überwuchern lassen, absichtlich nichts dazu gethan, sie zu erhalten, damit sie nicht entweihet würden durch den zermalmenden Fußtritt der Fremdlinge, welche überall die Heiligthümer geschändet haben. Sie wissen niemals etwas von den Ruinen, auch wenn sie ganz in der Nähe derselben wohnen, und es ihnen scheint großen Kummer zu machen, wenn dergleichen entdeckt werden.

Man rühmt diesen Abkömmlingen der Ureinwohner eine ungewöhnliche Sittenreinheit nach, sie haben zwar Oberhäupter in den noch jetzt mit dem alten Namen Kaziquen bezeichneten Vorstehern der kleinen Gemeinden; allein diese Männer haben nie etwas anderes als einen Streit mit den Abkömmlingen der Europäer zu schlichten; die Eingebornen selbst streiten sich nicht, sie sind höchst friedlichen Sinnes und Niemandem fällt es ein, den andern zu beeinträchtigen, wo sollten da Prozesse vorkommen — ein schlechtes Land für Advokaten.

Diese Mexicaner sind zugleich äußerst industriell; eine große Menge von Gegenständen des Kunstfleißes werden durch die feinen Hände ihrer Mädchen und Frauen gefertigt, und die Criollos kaufen dieselben sehr gern. Die feinen, aus Grashalmen geflochtenen Hüte, welche man jetzt in Europa sehr häufig verbreitet findet, und welche Panama heißen, werden in ganz Mexico weit und breit gefertigt, und man hat derselben so überaus feine, daß sie mit zehn bis funfzig und mehr Thalern das Stück bezahlt werden; allerdings bekommen die armen Frauen und Mädchen, welche dieselben flechten, nur wenig von den schönen Piastern, welche die Kreolen dafür lösen.

Berühmt sind auch die Confitüren, welche dort verfertigt werden; köstlich duftende Blumenblätter von Orangen, Mangolien, oder die Früchte der heißen Zone von den Juvianüssen bis zu den Vanilleschoten, alle in Zuckersaft eingekocht, und wo es wie z. B. bei den übrigen Früchten erforderlich ist, mit köstlichen Gewürzen durchduftet.

Die vierte Schicht der Bevölkerung ist nur eine sehr geringe, es ist die

der Neger, deren man kaum 20,000 zählt im ganzen Lande, und welche seit der Befreiung von dem Joch des Mutterlandes gleichfalls freigegeben worden sind. Daß diese Neger sich gegen ihre Herren nicht empört haben, scheint ein gutes Zeugniß für dieselben, wenigstens ist so viel gewiß, daß die Behandlung nicht hart war, und daß man nicht mehr Arbeit von ihnen forderte, als sie bequem und ohne Anstrengung leisten konnten. Eine freche Lüge ist die Freiheit in Nordamerika; kein Mensch ist daselbst frei, außer dem Räuber und demjenigen, der das lange Knickmesser gut zu führen versteht; eine freche Lüge ist die Befreiung der Neger von der Sklaverei, sie sind in den nördlichen Staaten nicht frei, sie sind verabscheut, man flieht vor ihnen, man läßt sie nicht Eigenthümer werden, kein bürgerliches Gewerbe treiben, sie können nicht Zeugniß ablegen gegen einen Weißen, sie bilden mit all ihren Verwandten, den Mischlingen von Europäern und Schwarzen, den sogenannten Farbigen, eine verabscheute, eine Paria-Race.

Der mexicanischen Nation kann man nachsagen, daß sie das Versprechen, die Farbigen zu emancipiren, gehalten habe. Ein jeder Eingeborene kann zu jedem Amte gelangen; man hat Richter und Geistliche mexicanischen Stammes in großer Zahl; man hat sogar einen Neger zum General gemacht und damit gezeigt, daß es Ernst sei mit dem Versprechen, alle Bewohner des Staates gleichzustellen. Es können sich die Nordamerikaner dessen nicht rühmen.

Die Antillen.

Die ungeheuren Räume, welche das mexicanische Gebiet umfaßt, werden nach Osten hin von dem Meere begrenzt, welches man den mexicanischen Meerbusen nennt. Derselbe bildet ein gewaltiges Becken, das zum Ufer hat einerseits das eben verlassene Festland, welches Nord- und Süd-Amerika mit einander verbindet, andererseits, einander gegenüber, die Südküste von Nordamerika und die Nordküste von Südamerika; endlich gegen den atlantischen Ocean hin die weit ausgedehnte Inselwelt, welche man mit dem Namen Westindien oder der großen und kleinen Antillen zu bezeichnen pflegt. Die großen Antillen heißen Portorico, Domingo oder Haiti, Jamaica und Cuba. Die kleinen Antillen bilden ein bis jetzt noch

ungezähltes Heer von Inseln, das sich von Florida bis nach dem nordöstlichsten Winkel von Südamerika erstreckt.

Diese Inseln sind wahre Perlen des Oceans und waren früher die kostbarsten und schönsten in der Krone von Spanien, sie sind aber nach und nach an die Franzosen, an die Engländer verloren worden, und mit Recht, denn sie wurden nicht geachtet. Was für einen Schatz Spanien an denselben besaß, lernte es erst kennen, nachdem es sie zum größten Theile verloren hatte. Hier war der Sitz aller Grausamkeiten, welche Europäer nur gegen Schwarze verüben können, und auch die Franzosen dürfen sich nicht rühmen, besser gewesen zu sein, denn die von ihnen eroberte Insel Sanct Domingo ging durch jenen furchtbaren Sklavenaufstand verloren, in welchem zuerst entdeckt wurde, was für geistige Befähigung den sonst so verachteten Schwarzen innewohnte. Sie hatten Feldherren, gegen welche die Offiziere des französischen Heeres nicht aufzukommen vermochten.

Die Inseln sind von wunderbarer Schönheit, reich an allen Erzeugnissen, sowohl an Pflanzen und Thieren, als an köstlichen Mineralien. Die indolenten Spanier und ihre europäischen Nachfolger haben nichts davon zu benutzen gewußt als Zucker, Kaffee und Taback und beim Anbau dieser Pflanzen war es eben, wo jene Grausamkeiten verübt wurden, welche die sonst gutmüthigen, unterwürfigen Neger in blutdürstige Tiger verwandelten.

Die ursprünglichen Bewohner dieser schönen Inseln sind vollständig ausgerottet, das eroberte Land war nicht groß genug, um auch nur einige Familien zu beschützen, und der Blutdurst der Spanier war so entsetzlich, daß auf St. Domingo, welches von anderthalb Millionen Eingeborenen bewohnt war, nach dem kurzen Zeitraume von funfzehn Jahren nur noch 60,000 übrig blieben und diese verschwanden im Laufe des nächsten Menschenalters. Nur von den Eingeborenen der südlichen Inseln, von den Karaiben, welche tapfer, sehr kriegerisch und nicht geneigt waren, sich den Spaniern zu unterwerfen, haben sich noch einige wenige erhalten, und es hat über dreihundert Jahre gedauert, bevor man sie so weit vertilgte, was bei der ungeheuren Ueberlegenheit der europäischen Waffen über Pfeil und Bogen gewiß der Beweis einer großen Tapferkeit ist, eines besseren als des erduldeten Schicksals werth.

Die Spanier, welche zu faul waren, selbst zu arbeiten und die Indier bei der Arbeit zu Tode hetzten, suchten nunmehr in Afrika nach Aushülfe und führten die Neger ein in solcher Menge, daß ihre Zahl die der Spanier um das Zwanzigfache übertraf. Endlich verstopften die Engländer auch diese Hülfsquelle. Politiker behaupten, der große Eifer, den die Engländer in Unterdrückung des Sklavenhandels beweisen, rühre nicht von ihrer übermäßigen Menschlichkeit her, sondern lediglich von dem eigennützigen Wunsche,

die Spanier und Franzosen auf den Antillen und in Südamerika, ferner die abgefallenen Kolonien in Nordamerika, welche alle ohne Neger nicht arbeiten können, zu ruiniren und ihren eigenen Produkten aus Indien den Markt allein zu sichern.

Zuerst brachte dies auf den Gedanken, die Negerrace auf dem Boden von Amerika durch eigene Fortpflanzung in genügender Menge zu erhalten. Da sich das aber mit den Negern nicht in gleicher Weise machen läßt, wie wie mit dem übrigen Heerdenvieh, so wurde zuerst ein sehr einträglicher Schleichhandel mit Negern getrieben und dadurch das Schicksal derselben auf das Grausamste verschlimmert, indem die Sklavenschiffe dazu eingerichtet waren, die unglücklichen Gefangenen auf das Sorgfältigste zu verstecken, dann aber rief das Verbot einen neuen Handelsartikel hervor, das waren die Kulis, freie Leute aus Hinterindien von Händlern angeworben, um sich auf acht Jahre zur Arbeit zu verdingen.


Kuli's im Sonntagsstaat.

Dieselben stammen meistens aus Cochin-China, sind zum Theil auch eigentliche Chinesen, wie unser Bild ziemlich deutlich zeigt, da die schräggeschlitzten Augen keineswegs die edlere indische Race, die der Malayen, verräth.

Der Mann, welcher die Leute einführt, erhält für jeden Kopf zwischen 500 bis 600 Thaler; die Arbeiter selbst, welche wir auf unserm Bilde im Sonntagsstaate sehen, erhalten monatlich neben erträglicher Beköstigung noch

20 Francs, d. h. etwa $5\frac{1}{3}$ Thaler. Nach den abgelaufenen acht Jahren müssen sie wieder kostenfrei in ihr Vaterland zurückgebracht werden.

Die Leute sind thätig und sie verrichten alle Arbeiten, welche man sonst den Negern aufgetragen hat; sie sollen geschickter sein als diese und wenn man sie gut behandelt, sich als äußerst brauchbare Menschen zeigen, bevor man aber ihren Charakter kennen lernte, ist vielfältiges Unglück geschehen. Sie ertragen keine körperliche Züchtigung; wenn ein Kuli geschlagen worden ist, so muß Jemand sterben, derjenige, der die Strafe angeordnet hat, oder irgend ein anderer, oder der Geschlagene selbst, denn falls sie nicht vermögen sich zu rächen, so tödten sie sich selbst. Dennoch ist die Arbeit den Spaniern so verhaßt, daß sie lieber 2000 Francs gleich voraus für die möglicherweise acht Jahre lang dauernde Arbeitskraft und monatlich noch 20 Francs dem Arbeiter selbst zahlen, als daß sie mit eigenen Händen eine Arbeit verrichten, wobei noch immer zu bedenken ist, daß die bezahlten 2000 Francs schon im ersten Jahre verloren sein können, falls der Kuli krank wird oder stirbt; daß der Kuli eine gänzlich fremde Sprache spricht und erst nach langer Zeit den Spanier verstehen lernt; daß er eine völlig andere Religion hat; daß er von ganz anderen Moralgesetzen geleitet wird, als sein Herr; daß er die Rache oder den Selbstmord für etwas Verdienstliches ansieht; daß er in jedem Augenblick die Gesetze der Spanier übertreten kann, weil er sie gar nicht kennt und begreift und daß man ihn endlich aus eben diesen Gründen gar nicht einmal bestrafen kann.

Die Leute, welche wir hier auf unserm Bilde sehen, in einer Zuckerpflanzung beschäftigt, gehen nur zur Arbeit und von der Arbeit auf solche Art bekleidet, während des Arbeitens selbst legen sie ihre Jacke ab und haben nur noch die Badehosen an, sie sind mithin beinahe ganz entblößt, den Strahlen einer glühenden Sonne ausgesetzt, allein es scheint, als befänden sie sich in diesem Zustande gerade am wohlsten, denn sie dürften die Jacke wohl anbehalten. Die Arbeit ist übrigens eine um so beschwerlichere, als ihnen nur vier Stunden nächtlicher Ruhe gestattet sind, eine Stunde für Mittagessen und eine halbe Stunde für Frühstück und Abendessen.

In früheren Zeiten mag das ganze Pflanzerleben etwas Patriarchalisches gehabt haben, der Herr der Plantage war in der Regel auf derselben geboren, sie war ein Erbstück, welches von Generation zu Generation in der Familie blieb und ihren Werth vergrößerte, wie sich dieselbe immer mehr und mehr ausdehnte. Der Herr hatte mit den Negern als Kind gespielt, die erwachsenen Neger hatten den dereinstigen Herrn auf ihren Armen getragen, es war ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Herr und Diener und so wie er seine Sklaven hatte emporwachsen sehen, so sahen ihn diese nun wieder zum Greise werden und unter ihnen entschlafen.

Dies Alles ist jetzt ganz anders, der Aufenthalt auf den Plantagen ist im Allgemeinen der Gesundheit sehr nachtheilig, das wissen die Herren wohl, darum ziehen sie sich von der Besitzung zurück und übergeben diese einem Aufseher, welcher nun mit rücksichtsloser Härte gegen die Sklaven verfährt, die kein mitleidiges Herz mehr in demjenigen finden, der ehemals der Gefährte ihrer Spiele war. Und diese Aufseher haben unter sich sogenannte Antreiber, meist selbst Neger, denen man die Ehre der Aufsicht über Ihresgleichen ertheilt und welche bei weitem grausamer und härter sind, als weiße Aufseher. Diese haben als Zeichen ihrer schmachvollen Würde eine kurze Peitsche im Gürtel hängen, die Antreiber, welche Neger sind, aber nicht, sie tragen die Peitsche stets in der Hand und lassen sie bei der geringsten Veranlassung auf den Rücken ihrer unglücklichen Stammesgenossen fallen, wo dann immer blutige Streifen zurückbleiben. Der Herr zieht nur die Einkünfte der Pflanzung und der Aufseher ist ihm der liebste, der ihm die größte Rente liefert.

Dieses traurige, entsetzliche Aussaugungssystem findet sich leider überall auf den Antillen und zwar so gut auf den engländischen und französischen Besitzungen wie auf den spanischen.

Alles, was sonst die herrlichen Inseln liefern könnten, bleibt völlig unbeachtet, kaum daß man es noch der Mühe werth hält, nützliche Bäume aufzusuchen. Das Innere dieser Inseln ist gebirgig und ganz mit Wäldern bedeckt, dennoch haben die Pflanzer kein anderes Brennmaterial, als das ausgepreßte Zuckerrohr, denn die Wälder sind ja eine Meile, wohl gar zwei von den Plantagen entfernt, wie möchte es da möglich sein, Holz herbeizuschaffen.

Das tropische Amerika.

Aber es ist nicht besser in den südlichen Staaten von Nordamerika, wo die Herren doch nur dann auf ihren Plantagen anwesend sind, wenn die Pest des Abendlandes, das gelbe Fieber, sie aus den Städten vertreibt. Es ist nicht besser in Südamerika, wo man seit einigen Jahren auch angefangen hat, auf weiße Sklaven zu spekuliren, wo man die ehrlichen Deutschen, die noch immer so dumm sind, zu glauben, man werde halten, was man verspricht, durch die glänzendsten Vorspiegelungen nach Brasilien verlockt, sie dort über ihre Leichtgläubigkeit auslacht, ihre Kräfte

erschöpft, nicht als freiwillige, sondern als gezwungene Arbeiter und sie dann rücksichtslos dem Elende preisgiebt.

Raum ist auf der weiten Erde noch für eine hundert Mal größere Bevölkerung, als sie jetzt hat und doch haben die Menschen nicht Platz neben einander, sie sind nicht zufrieden, wenn sie nicht einander treten können.

Brasilien ist das tropische Südamerika zwischen dem atlantischen Ocean und den mächtigen Cordilleras, hat eine Ausdehnung, welche man nach statistischen Angaben, nach Vermessungen noch gar nicht kennt, welche man nur nach der Karte zu schätzen vermag, vorausgesetzt, dieselbe sei richtig, alle Küstenpunkte seien wirklich so, wie die Karte angiebt und die Grenzen zwischen dem portugiesischen und dem spanischen Südamerika seien richtig gezeichnet. Diese Angaben schwanken so außerordentlich, daß man daran recht deutlich sehen kann, daß es genaue Karten eigentlich nicht giebt. Nach einigen Berechnungen beträgt die Ausdehnung von Brasilien 190,000 Quadratmeilen (deutsche oder geographische, 15 Meilen auf einen Grad), nach anderen Karten ist die Größe viel geringer und man kann sie nur auf 150,000, auf 130,000 schätzen, die Karte von Greberch giebt noch nicht volle 100,000 Quadratmeilen, wir haben also eine Schwankung zwischen 1 und 2. Man pflegt gewöhnlich 135,000 bis 140,000 als Dasjenige anzunehmen, was sich der Wahrheit am mehrsten nähert.

Es läßt sich begreifen, daß bei einer so ungeheuren Ausdehnung von einer Schilderung des ganzen Landes keine Rede sein kann, daß man sich wird begnügen müssen, die einzelnen Theile näher zu betrachten.

Vor allen Dingen muß man unterscheiden die Länder längs der Meeresküste, welche zum größten Theile gebirgig sind, von den Ländern im Innern, welche im vollsten Maße Tiefland genannt zu werden verdienen, Tiefland in dem Sinne, in welchem es die Lombardei oder die Wallachei ist, durchweg so niedrig, daß die alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen das Land in solcher Ausdehnung bedecken, daß eine ganze Hälfte davon, daß Alles, was zwischen den Küstengebirgen und den Andes liegt, ein einziger gährender See ist, aus dem die Hügel mit menschlichen Wohnungen wie Inseln hervorragen, d. h. so weit das Meer in der Nähe seiner eigenen Küsten, d. h. in der Nähe der Gebirge, steht. Wenn dagegen von den großen Savannen die Rede ist, von den Grasfluren, welche die verwilderten Pferde und Rinder, die Heerden von Millionen Köpfen ernähren, hat man allerdings nicht mehr Hügel, auf denen menschliche Wohnungen liegen, diese Flächen sind ganz eben, sie haben keine anderen Erhebungen, als die sogenannten Bänke, flache Strecken von vielen Hunderten von Quadratmeilen, welche, senkrecht ansteigend, um einige Fuß erhoben sind über dem sonstigen Boden dieser Grasfluren.

Zur Zeit dieser weit ausgedehnten Ueberschwemmung sieht man alle Bäume aus dem Wasser direkt emporwachsen. Diese sämmtlich stehen nur an den Flußufern, die Flußufer aber sind zur Zeit der Ueberschwemmungen völlig verwischt und nur daran kenntlich, daß Gewächse mancherlei Art, Bäume und Büsche das Wasser überragen; denn wo keine Flüsse und Seen sind, giebt es keine Vegetation, außer dem klafterhohen Grase, was die Steppe nach der Regenzeit bedeckt, in welchem die zahllosen Heerden nunmehr in größter Ueppigkeit schwelgen, bis nach und nach die Feuchtigkeit den Boden flieht, mit ihr die Vegetation erstirbt und sich zurückzieht nach den Ufern der Flüsse und Bäche, wohin die Thiere ihr dann auch folgen, indem sie nirgends sonst Nahrung finden, hier aber auch freilich am meisten bedroht werden, innerhalb des Wassers von Krokodilen und elektrischen Aalen, auf dem Lande von gräulichen Katzen, Riesenschlangen und sonstigem Raubgethier.

An den Ufern dieser Flüsse wohnen auch Menschen, während der trockenen Jahreszeit allerdings auf der Erde, während der nassen auf den Bäumen, welche die Flußufer schmücken. Auf den hohen Palmen, oft 50 bis 80 und mehr Fuß über dem Erdboden, haben sich die Otomaken und die wenigen auf das Festland von Amerika zurückgedrängten Karaiben angebaut. Von Baum zu Baum haben sie mehrfach starke Seile gezogen, diese unter sich zu einem Netz verflochten und mit Rohr bedeckt, darauf haben sie eine Schicht Erde ausgebreitet; wenn sie dessen habhaft werden können, so nehmen sie Lehm oder Thon, welcher nun eine bindende Decke giebt, der sie ihr Feuer anvertrauen können. Dort wohnen sie 4 bis 5 Monate des Jahres lediglich auf das beschränkt, was sie vor der Regenzeit an Lebensmitteln eingesammelt haben. Allerdings verstehen sie aus Baumstämmen Kähne auszuhöhlen, sie würden mithin wohl auf die Jagd fahren können, da sie nicht auf die Jagd gehen, aber in der großen Wasserwüste giebt es kein Wild, welches sie jagen könnten, es handelt sich mithin immer nur um das, was sie wirklich an Lebensmitteln bei sich haben, denn auch Früchte sind von den Bäumen nicht zu pflücken, diese werden erst jetzt angesetzt und sollen im Laufe des nächsten Sommers ausgebildet werden.

Wunderbar beschreibt Humboldt die Ansicht solcher Flußgegenden, in denen man zur Nachtzeit hoch über dem Wasserstande die Feuerflammen sieht, bei denen die Otomaken ihre einfachen Gerichte bereiten. Einen Wechsel in ihre einfache Küche bringt nur der Fluß, indem sie aus demselben eine nicht unbeträchtliche Menge verschiedener Fische ziehen.

Schöner und reicher sind die Gebirge, welche zwischen diesen Savannen und dem Meere liegen. Alle Schätze der heißen Zone sind dort aufgehäuft, alle Vegetation von solcher Ueppigkeit, daß kein Mensch, ohne sie gesehen zu

haben, sich eine Vorstellung davon machen kann, bedeckt die Berge von ihrem Fuße bis zu ihrem Gipfel, welcher die Schneegrenze niemals erreicht, und in wenigen Ausnahmen übersteigen die Gipfel 6000 Fuß.

Dort wachsen die weit berühmten Farbehölzer, dort die herrlichsten Palmen aller Art, dort wachsen viele der mehltragenden Gräser wild, an manchen Punkten wird der Reis gar nicht gesäet, sondern nur geerndtet; er bedeckt große Strecken der Sümpfe; zur Zeit der Reife fährt man mit Kähnen von allen Seiten hinein, neigt die mächtigen Halme über den Kahn und schlägt mit hölzernen Schwertern die Körner ab, worauf die Pflanzen sich wieder aufrichten und nun stehen bleiben, bis sie von den Vögeln vollends abgeerndtet werden und verdorren, aus dem Sumpfe aber, durch die ausgefallenen Körner hervorgerufen, die Erndte des nächsten Jahres emporwächst.

Dort wachsen auch jene unzähligen verschiedenen köstlichen Früchte, die kein Mensch essen kann und die nur ein Narr oder ein Unwissender mit unseren Früchten vergleichen kann, denen sie weder an Aroma noch an Geschmack, an Süßigkeit oder Saftfülle gleichen, welche aber doch über alle Begriffe vortrefflich sein müssen, da sie besonders von allen denjenigen so hoch gepriesen werden, welche nie in Amerika waren und doch gern glauben machen möchten, sie hätten alle Welttheile durchreist.

Die amerikanischen Früchte nämlich sind ähnlich unseren Holzäpfeln und Holzbirnen, sehr brauchbar zu Compots, aber nicht eßbar als Früchte. Viele derselben sind groß und haben ein schönes Ansehen, wie hierher gewiß die Ananas gehört; viele sind zwar groß, aber durch die Farbe, ein schmutziges Grün, und die dicke, lederartige Hülle keinesweges schön, aber alle sind ungenießbar, wenn man sie nicht vorher auf eine oder die andere Weise zubereitet. Selbst die Ananas, häufig so groß wie ein ausgewachsener Menschenkopf, schmeckt im günstigsten Falle so sehr nach Terpentin, daß man sie zerschnitten Stunden lang in Wasser legen muß, damit dieser üble Oelgeschmack ausgezogen werde. Im schlimmern Falle ist sie holzig und hohl und ist alsdann gar nicht zu essen; aber die beste, die vortrefflichste Ananas ist nicht zu vergleichen mit derjenigen, welche in unseren Treibhäusern ausgereift ist.

Hat die so weit gesunde und nicht holzige Ananas Brasiliens wenigstens den Vortheil, daß man sie in Schnitten essen kann, nachdem sie nur gewässert worden ist, so kann man dieses doch von den anderen Früchten durchaus nicht sagen. Dieselben müssen nicht nur aus ihrer Hülle geschält, mit einem Löffel herausgekratzt werden, um sie dann zu wässern, sie müssen nun auch noch reichlich mit Zucker überstreut und durchgerührt, dann aber

mit Rum oder Madeira benetzt werden, denn sie enthalten eine solche Menge saurer oder gerbstoffhaltiger Bestandtheile, daß sie ohne solche Zuthaten ungenießbar wären. Nun wird aber gewiß Niemand sagen, dies sei eine köstliche Frucht, aus der man erst durch Zucker und Rum einen Compot machen muß, wenn man sie essen will. Da wollen wir doch zufrieden sein mit unseren Birnen und Aepfeln, mit unseren Kirschen und Pflaumen, mit unseren Trauben und Himbeeren und unseren Erdbeeren, mit unseren Pfirsichen und Aprikosen; ja selbst unsere welschen Nüsse oder Haselnüsse sind sehr viel besser, als die Juvia- oder Paranüsse, welche die Handelsverbindungen jetzt den Europäer kennen gelehrt haben und welche man also leicht mit unseren Früchten ähnlicher Art vergleichen kann.

Aber abgesehen von diesen eben nicht sehr werthvollen Früchten, sind die Fluren und die Wälder auch erfüllt mit einer Menge sehr giftiger Pflanzen, und wenn es den Europäern auch nicht gelungen ist, den Früchten des großen Kontinents besondern Geschmack abzugewinnen, so haben doch die Einwohner verstanden, den gefährlichen Pflanzen ihr Gift abzulocken, und es zur Tödtung der Feinde im Kriege oder auf der Jagd anzuwenden.

Der nördlichste Theil des großen südlichen Festlandes gehört nicht zu Brasilien; ein Theil bildet einen Freistaat, drei andere Theile bilden die holländische, französische und englische Guyana. Diese Länder sind schon von lange her der Sitz oder der Schauplatz einer großen Menge von Fabeln, welche sich auf die Gebirge im Innern beziehen und welche sich um so bunter gestalten ließen, als eben diese Gebirge gar nicht bekannt waren. Das Parimé-Gebirge und der Parimé-See, aus welchem der Orinoco entspringen sollte, spielen in allen diesen Mährchen eine große Rolle. Dort liegt das fabelhafte Land E l d o r a d o, das Goldland, in welchem die Schätze in so ungeheurem Maße sich befinden, daß Alles, was die Wirklichkeit in Californien und Australien aufgedeckt hat, nur miserabel, nur ganz elend erscheint. In dem Parimé-See spiegelt sich die Stadt Manoa, deren Häuser durchweg aus Malachit, Chrysopras, Jaspis, Carneol oder Onyx gebaut sind, wo die Fensterscheiben der Armen aus gespaltenem Bergkrystall oder Amethyst, die der Reichen aus reinem Topas und die der vornehmen Leute aus tafelförmig geschliffenen Diamanten bestehen. Daß die Häuser aus so kostbaren Edelsteinen gebaut sind, rührt weniger daher, daß man keine anderen Steine hätte — es giebt mitunter auch Marmor oder Porphyr, der schon in polirten Tafeln oder Quadern gebrochen wird, als vielmehr daher, daß die Dächer so sehr schwer sind und also eine außerordentlich feste Grundlage brauchen. Man hat nämlich zum Dachdecken nichts anderes, als fingerdicke Goldplatten.

Die Kinder auf den Straßen spielen Kegel, wozu die Kugeln aus Diamanten und die Kegel aus Smaragd bestehen, was in der Sonne eine außerordentlich schöne Wirkung machen soll, und sehr häufig findet man dort auf goldreichem Boden Bäume, welche goldene Blätter, ja mitunter goldene Früchte tragen. Daß in Folge des Goldreichthums des Bodens die Kirschensteine und Pflaumensteine, die Kerne der Pfirsichen und Aprikosen von Gold sind, versteht sich von selbst und bedarf weiter keiner Erwähnung. In diesem Lande giebt es kein Eisen, die Waffen sind daher alle von Holz oder von Knochen, welche härter und als Waffen brauchbarer sind, als das ganz weiche Gold, daher muß man die Waffen vergiften, was mit dem eingedickten Safte giftiger Pflanzen geschieht.

Die letzten Worte dieses ganzen Satzes über Eldorado sind die ersten und einzigen wahren. Es giebt daselbst keinen Parimé-See, aus dem mithin der Orinoco nicht entspringt; in seinen Wellen spiegelt sich also auch keine Stadt, und überhaupt sind dort keine Städte, also auch keine Städte mit Häusern von so kostbaren Edelsteinen, bedeckt mit fingerdicken Goldplatten, und dennoch wurden Jahrhunderte lang diese Mährchen erzählt, in die Geographien aufgenommen und in jedem neu erscheinenden Werke einem älteren Werke immer wiedergekäut, bis es Humboldt gelang, die Schatten, welche auf diesem Lande schwebten, zu zerstreuen, und endlich Schomburg quer durch das fabelhafte Land reiste bis zu demjenigen Punkte, an welchem Humboldt seine Forschungen eingestellt hatte. Aber nach diesen fabelhaften Ländern wurden die größten Unternehmungen gerichtet. Zwischen den Jahren 1541 und 1545 führte ein deutscher Ritter, Philipp von Hutten, ein spanisches Heer längs der Küste von Caraccas bis nach dem Herzen von Guyana (was wieder eine Lüge ist, denn in das Herz von Guyana kann man nicht mit einem Heere dringen) und er fand daselbst eine sehr bedeutende Stadt des Indianervolkes Omatuas, aber die goldene Stadt fand er allerdings nicht.

Funfzig Jahre später richtete der berühmte Sir Walter Raleigh eine Unternehmung dahin; ein halbes Dutzend Schiffe war seinen Befehlen untergeben und er unterzog sich den größten Beschwerden und mühevollen Zügen nach dem Innern, gleichfalls um das Goldland zu finden.

Noch zwei volle Jahrhunderte spukte in den Köpfen der Geographen sowohl als der goldgierigen Seefahrer das Gespenst des Reiches Eldorado und noch im Jahre 1780 zog Antonio Santos, ein Spanier, nach diesem Lande, indem er behauptete, einen Indianer von Parimé gesprochen zu haben, welcher ihm die Versicherung der Existenz des gedachten Landes gegeben habe. Santos zog von der am Orinoco gelegenen Stadt San Thomas,

welche man gewöhnlich Angostura nennt, mit einigen 30 Gefährten und geleitet von einem indianischen Führer nach dem Parimé-See und Parimé-Gebirge. Nachdem sie eine weite Strecke zurückgelegt, ohne das Land gefunden zu haben, machte der Führer sich plötzlich unsichtbar. Hülflos und verlassen kamen alle in den dichten Wäldern um bis auf den einzigen Spanier Santos, welcher bis nach Brasilien gelangte und dort von Portugiesen gefangen genommen und als Spion behandelt wurde.

So weit war man also noch am Ende des vorigen Jahrhunderts zurück.

Allerdings ist die Guyana einer der unzugänglichsten Theile der Erde, aber so weit ist man doch in der Kenntniß über die geologischen und sonstigen Eigenschaften der Länder gekommen, um zu wissen, was wahr sein kann, was möglich ist und nicht, und eben so gut, wie man mit Sicherheit sagen kann, in der Nähe des Meeres am Aequator wachsen keine Tannen und keine Kirschbäume, eben so gewiß kann man auch von einem unbekannten Lande sagen, es giebt dort keine Diamanten, aus denen man Fensterscheiben schneiden, und es giebt keine Smaragden, aus welchen man Kegel machen könnte; aber die Völker, die dort wohnen, haben wirklich keine eisernen Waffen, es sei denn, daß sie mit den Europäern in Verbindung ständen; sie benutzen Bogen und Pfeil und den Nagel ihres Daumens, welchen sie nicht brauchen wie die gutmüthigen Steiermärker und Tyroler, um bei ernstlichem Kampfe dem Gegner ein Auge auszudrücken, wohl aber um damit eine Schramme, eine Kratzwunde beizubringen, welche, da dieser Nagel vergiftet ist, stets einen tödtlichen Ausgang hat.

Auch ihre Pfeile sind mit dem Worara-Gifte versehen, eben so die kleinen Pfeile oder Bolzen, welche sie aus einem Blaserohre schießen. Dieses Worara-Gift wird aus dem Safte der Mandjokwurzel bereitet, deren Reibsel man als Brod ißt und deren Saft eingedickt das tödtliche Gift liefert. Es sind übrigens noch eine Menge anderer Pflanzen, welche giftig sind, namentlich mehrere Lianen oder Schlingpflanzen, welche solches Gift hergeben. Unter den giftigen Pflanzen steht ein Baum obenan, Hippomane mancinella, der Mancinellbaum, welcher so gefährlich ist, daß, von dem Thau berührt, welcher von seinen Blättern herabträufelt, man schon sehr bösartige Geschwüre bekommt, der Saft selbst aber, in eine Wunde gebracht, ist auch in den kleinsten Quantitäten jederzeit tödtlich.

Die ganze Gegend, so weit sie dem Meere nahe ist, haucht so schädliche Ausdünstungen aus, daß sie tödtlich werden für Jeden, der versucht, dort zu wohnen. Ein wunderbarer Baum, Rhizophora mangle, besäumt die Küsten mit seinen langen, wunderbaren Wurzeln. Es ist, als ob er selbst, der Baum, vor dem Benetzen mit dem Meerwasser sich fürchte,

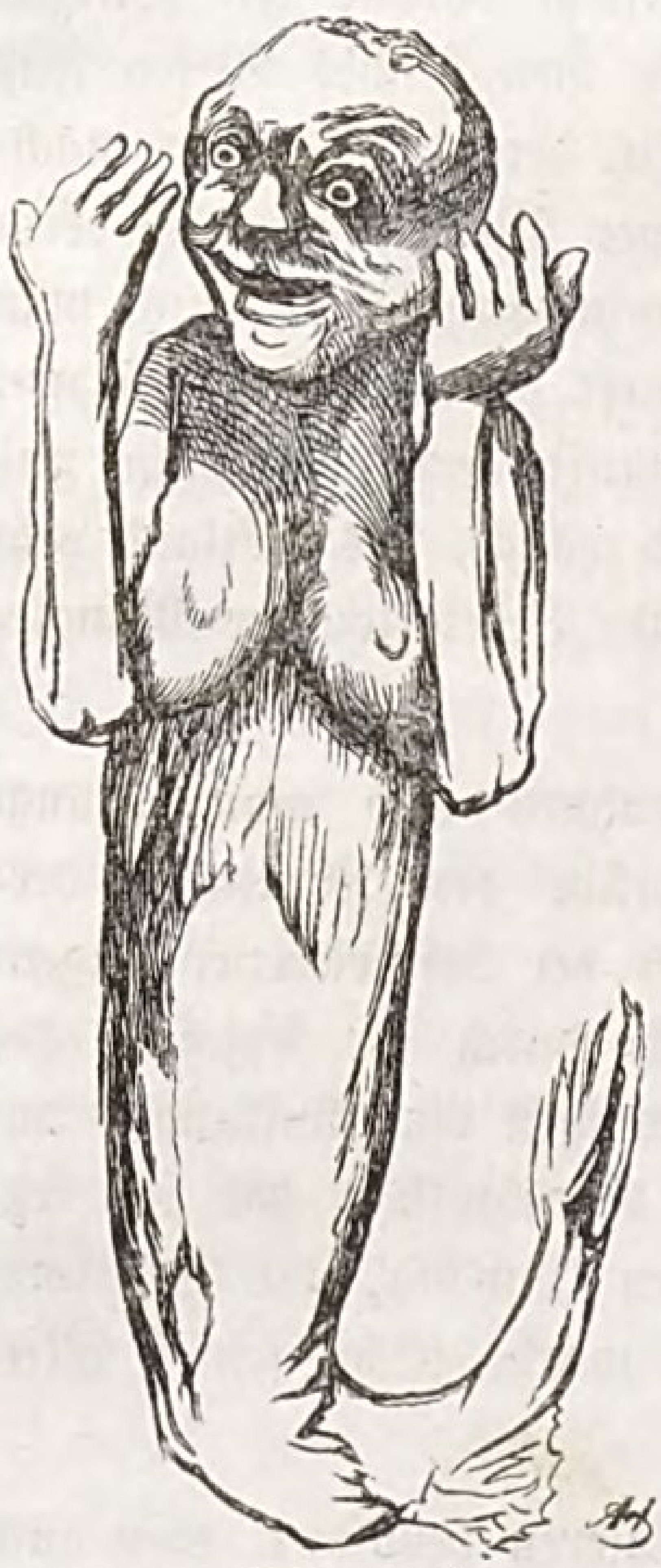
denn er steht auf Stelzen, die Wurzeln heben ihn ein paar Klafter hoch über seinen Standpunkt. Er trägt an seinen weit ausgebreiteten Zweigen unzählige Früchte, welche, bevor sie abfallen, schon lange Wurzeln haben, mitunter schon so lang, daß sie noch am Baum sitzend den nassen Erdboden erreichen. Sie greifen sofort in ihn ein, und da dieses sich an jedem Baume alljährlich Hunderte von Malen wiederholt, so entsteht daraus ein Wurzeldickicht der allerverworrensten Art, in welchem kein menschliches Wesen Fuß fassen dürfte, ohne sich dem sichern Tode zu widmen, denn dort hausen mächtige Schlangen, kleine giftige Schlangen in unzähliger Menge, gelenkige Krokodile, höchst gefährliche Gewürme aller Art, Schlammvampyre ꝛc., und man wäre sofort die Beute derselben. Dort hinein wirft die Fluth täglich zwei Mal den vom Meere mitgebrachten Sand, dort häuft derselbe sich an und so erhöht sich dort immerfort der Boden, das Land wächst, das Festland geht in das Meer hinein und die immer weiter schreitende Vegetation der Manglewälder befestigt den einmal errungenen Besitz.

Hinter diesen Wäldern können Menschen wohnen und man gelangt hinter dieselben auf den mächtigen Strömen, welche den Kontinent verlassen, aber die Gegenden sind so ungesund, eben der beschriebenen Eigenthümlichkeiten wegen, daß die Europäer, wenn sie durch ihr Geschick oder durch ihren Geiz dahin geführt werden, den pestartigen Ausdünstungen immer in kurzer Zeit unterliegen. Eine traurige Berühmtheit hat im letzten Jahrzehnt Cayenne erlangt in der französischen Guyana, der Strafort, welchen Napoleon III. allen denjenigen anwies, welche nicht seiner Meinung waren.

Jene Gegenden sind von vielen gefährlichen Thieren bevölkert, aber auch von fabelhaften Thieren, d. h. von solchen, die nicht existiren, wie z. B. die Sirenen. Man muß gestehen, daß, wenn Ulysses und seine Gefährten solche Sirenen gesehen haben, wie das Bildchen der folgenden Seite eine zeigt, und sie von deren Schönheit entzückt gewesen sind, dann der so berühmte Geschmack der Griechen nicht weit her gewesen ist.

Man weiß nicht, was man von diesem wunderlichen Gebilde halten soll, dasselbe befindet sich im Museum zu Leyden und ist in Spiritus aufbewahrt. Die Zeichnung ist von Winterhalter gemacht. Da solche Bestien im Meere wirklich nicht existiren, so wäre es wohl möglich, daß es eine menschliche Mißgeburt sei, wie sie allerdings mitunter, wenn schon selten, vorkommt; es sind bei einer solchen die beiden Beine zusammengewachsen zu einer Art von Fischschwanz. Die Mißbildung wird Sirenismus genannt. Aber auch ohne diese menschenfressenden Ungeheuer giebt es genug andere, welche gefährlich genug sind; die Haie jeder Gattung und unzählige andere gefähr-

liche Fische bevölkern das Meer, grimmige Raubthiere und giftige Insekten in solcher Menge das Land, daß man sich in keiner Weise vor ihnen zu schützen vermag. Die gefährlichsten Raubthiere dort sind aber die Menschen, welche zwar zerstreut in einzelnen Horden das Land bewohnen und also keine großen Unternehmungen machen können, doch den Ansiedlungen höchst gefährlich werden, weil sie dieselben angreifen, berauben, Männer und Greise ermorden, die Kinder aber und unter diesen vorzugsweise die Mädchen mit sich entführen, daher man auch diese Stämme ganz besonders schön gestaltet findet, nicht sowohl was ihre Körperbildung betrifft, denn diese ist jedenfalls bei den Eingeborenen schöner, als im Allgemeinen bei den Europäern, sondern was die Gesichtszüge betrifft, die in ihrer großen Regelmäßigkeit ein bedeutendes Abweichen von den Formen der anderen zeigen. Die Kariben (fälschlich Karaiben genannt), die Aceaways und viele andere, welche von der Guyana bis zu den Stromschnellen des Orinoco wohnen, sind sehr kriegerisch, streitsüchtig, tapfer, sie leben in beständigen Kriegen und reiben sich daher unter einander auf. Große Züge machen sie, Monate lange Reisen, um sich mit ihren Boden- oder Kunsterzeugnissen nach den europäischen Kolonien zu begeben und versehen sich dabei nur mit Cassawebrod, die übrigen Lebensmittel liefert die Jagd, welcher die Männer auf ihren Zügen unausgesetzt nachgehen. Kommen sie dabei an ein Indianerdorf, welches nicht zahlreich genug bewohnt ist, um ihnen Widerstand zu leisten, so wird Alles niedergemacht, was sich wehrt oder was ihnen unnütz erscheint, alte Männer und Frauen; die jungen Frauen und Mädchen dagegen werden gefangen mit hinweggeführt und bilden dann auch einen Handelsartikel.



Sirene im Museum zu Leyden.

Ist der Zug glücklich beendigt und kehren sie von dem Handelsorte mit ihren Schätzen zurück, so wird gewöhnlich in der Nähe eines befreundeten Stammes Halt gemacht und es wird ein gewaltiges Trinkgelage gefeiert. Dies bedarf einer weitläufigen Vorbereitung, denn sie müssen sich das köstliche Getränk erst machen. Am Abend der Ankunft setzen sich die Frauen alle, auch wohl die Mädchen und Kinder zusammen, durchkauen Bananenfrüchte und hartgebackenes Cassawebrod so lange, bis es

genügend mit dem Speichel des Mundes vermischt ist, dann wird dasselbe ausgespieen in ein Gefäß und so lange fortgefahren, bis man glaubt, genug dieser Masse zu haben für ein mehrtägiges Gelage. Man gießt nun lauwarmes Wasser zu dem abscheulichen Brei und überläßt ihn einer bald eintretenden Gährung, worauf er mit Cocosschalen geschöpft und getrunken wird.

Die berauschende Wirkung ist begreiflicherweise nur schwach, da sie aber von diesem Göttertranke unaufhörlich zu sich nehmen und große Quantitäten verschlingen, so kommen sie doch zuletzt in einen solchen Rausch, daß die Weiber sich kratzen und die Haare zerraufen und die Männer sich schlagen und zuletzt zu den Waffen greifen, sich gegenseitig verstümmeln, morden, schlachten. Ist das Getränk ausgebraucht, so tritt allmählig die Erschlaffung und damit Ruhe und Schlaf ein, und sie erwachen erst nach mehreren Tagen, aber wie man sagt, ganz ohne die übeln Folgen, die mit dem Rausche verbunden sind. Vielleicht kommt das daher, daß dieser Schlaf so lange dauert, sich also während desselben der angegriffene Körper wieder erholen kann.

Südlich von der Guyana fällt der mächtigste Strom der Erde, der Amazonenstrom (Maranon, fließendes Meer), in den Ocean. Derselbe erhält seinen Ursprung an den schneebedeckten Gipfeln der Andes und wird demnächst von mehreren tausend kleineren Flüssen genährt, die alle von Norden und Süden, Westen und Osten zuströmen und seine Wassermasse auf jedem Schritt vermehren. Zwischen ihm und dem Orinoco befindet sich ein höchst merkwürdiges Flußnetz, welches einen recht eigentlichen Beweis liefert, daß zwischen der gebirgigen Guyana und den Andes sich Tiefland befindet. Der Rio Negro und der Cassiquiare bilden eine so vollständige Flußverbindung zwischen den beiden gedachten Hauptströmen, daß Humboldt aus dem Orinoco in den Amazonenstrom ununterbrochen schiffend gelangen konnte, und nirgends eine sogenannte Tragestelle ihn nöthigte, sein Boot zu verlassen und dasselbe auf die Schultern seiner Begleiter zu laden. Dergleichen ist nur möglich in einem wirklich flachen Lande, in welchem die Wasserscheiden nicht Berge, sondern Sümpfe sind.

Diese Gegend umfaßt auch die Region der schwarzen Flüsse, welche in allen Welttheilen wiederkehren, Flüsse, deren Wasser hell kaffeegelb ist, in der Masse aber und im Flusse gesehen, vollkommen spiegelnd schwarz erscheint. Diese schwarzen Flüsse entstehen aus dem Zusammentreten der Gewässer, die über Torf- und Sumpfboden schleichen, Pflanzenfarbstoffe aufnehmen, von einer üppigen Vegetation umgeben sind, aber alles Lebens ermangeln. Nicht nur befinden sich in diesen Gewässern keine Fische, keine Gewürme, natürlich auch keine Raubthiere, weil es ihnen an Nahrung fehlt, sondern

man sieht auch nicht einmal an ihrer Oberfläche Insekten, man sieht keine Mücken spielen und man genießt der überaus seltenen, in den tropischen Gegenden fast unerhörten Glückseligkeit, ungestochen zu erwachen.

Der riesige Strom, welcher ganz Südamerika quer durchzieht, erhält von den Bergzügen der Provinzen San Paulo, Minasgeraes und Chiquito Zufluß, und alles Land, was von den vielen Strömen, deren jeder mächtiger ist als der Rhein, durchzogen wird, ist entweder jener ausgedehnten Grasflur angehörig, welche Millionen der von Europa hinübergebrachten Hausthiere nährt, oder ist undurchdringlicher Urwald, um so mehr undurchdringlich, als er zur Regenzeit vom Wasser ganz überfluthet ist und während der übrigen Zeit einen gährenden Sumpf bildet.

Das eigentliche Brasilien liegt südlich von dem Amazonenstrom, er selbst gehört jedoch auf beiden Ufern und noch weit nach Norden hin bis an die Grenzen der Guyana zu Brasilien.

Der Amazonenstrom bildet, wie wir bereits gesagt haben, das eigentliche Tiefland, und dies reicht so weit, daß auch noch eine Menge anderer Ströme, die von Süden nach Norden ziehen, im Tieflande verlaufen und in demselben das Meer erreichen, aber vom Cap Saint Roque längs der ganzen Küste bis nach Montevideo findet man jenes wunderschöne Gebirge, welches alle Schätze der drei Reiche der Natur in sich schließt. Längs des Meeres und namentlich an den Mündungen kleiner Flüsse finden sich Niederlassungen, welche sehr glücklich gelegen sind und reiche Erndten bieten könnten, wenn die Brasilianer geneigt wären zu arbeiten. Da sie es eben nicht sind, so ist das Verbot, welches allen Fremden den Zutritt in Brasilien versagte, aufgehoben und es werden nun namentlich die fleißigen Deutschen dahin gelockt durch betrügliche Versprechungen, aber dieses hat bis jetzt noch nicht Früchte getragen, weil die Brasilianer dumm genug sind, ihre armen weißen Sklaven nicht einmal so weit zu schonen, als für ihren eigenen Vortheil richtig wäre.

Zwischen dem Meere und den Bergen sind undurchdringliche Urwälder gelegen, nichts kommt der Vegetation dieser tropischen Wälder gleich, welche sich 30 Meilen breit und drüber von der Küste bis auf die Berge hinziehen, und über dieselben bis in die Ebenen des großen Tieflandes hinabsteigen.

Das Charakteristische dieser Urwälder ist die unglaublichste Mannigfaltigkeit. Dieselben sind nicht aus geselligen Pflanzen zusammengesetzt wie bei uns, wo man lauter Buchen, lauter Föhren, lauter Eichen zu einem Walde vereinigt findet, sondern sie bestehen aus lauter ganz von einander verschiedenen Pflanzen, und fast niemals sieht man zugleich zwei Bäume derselben

Art, sondern sie sind durch weite Zwischenräume von einander getrennt, und diese Zwischenräume sind wieder von unzähligen Bäumen verschiedenster Art besetzt. Das, was man bei uns Unterholz nennt, Buschwerk des Waldes, kennt man dort gar nicht, denn die Wälder haben ihre Kronen so dicht geschlossen, daß kein Strahl der Sonne jemals auf den Boden dringt, der ein stets nasser Sumpf ist, auch zur trockensten Zeit der trockenen Jahreszeit. Trotz dessen ist das Walddickicht so dicht, daß es beinahe undurchdringlich scheint, in der That auch nur durch Hülfe der Axt zu passiren ist.

Dieses Dickicht rührt theils von denjenigen Wurzeln her, welche die Aeste der Waldbäume herabsenden, theils von den Wurzeln, welche die großen auf den Aesten angesiedelten Schmarotzerpflanzen niederschicken, anfangs nur federkieldick, dann aber, sobald sie den Boden erreichen, anschwellend bis zu mehreren Zollen Dicke, d. h. Durchmesser, bis zu sechs, ja zehn Zoll Umfang; endlich von den Lianen, welche in unglaublicher Menge als niedere dünne Stängelchen beginnen, sich an die Bäume lehnen, an diesen emporklettern, diese mit ihren Armen umschlingen und sie darin erwürgen; eine Thatsache, welche man kaum glauben möchte, die aber so wahr ist, wie die, daß sie ihren Namen Cipo matador, d. h. Cipo der Todtschläger oder die Würgeliane, davon hat.

Diese gefährliche Liane klettert ganz unschuldig als dünnes Röhrchen an den Baum empor, breitet sich daran aus und schickt in der Höhe von etwa 20 Fuß zwei Arme rechts und links aus, welche den Baum umschlingen und da, wo sie endlich sich begegnen, fest zusammenwachsen. Die Liane klettert weiter und macht es in entfernter Höhe nochmals und zum dritten Male ebenso. Die zusammengewachsenen Arme sind aber unzerreißbare Schlingen; die Liane bedeckt bald ein volles Drittheil des Baumes und raubt ihm die Einwirkung der atmosphärischen Luft, macht ihn schwach und zur Fäulniß geneigt. Dort aber, wo die Arme ihn umschlungen haben, wird der Baum gewürgt; die Arme wachsen so stark und so fest zusammen, daß die Säfte des Baums nicht mehr cirkuliren können, an der Schnürung Moder und Fäulniß verursachen, der bei der ungeheuren Feuchtigkeit der Wälder ein Baum bald in dem Grade unterliegt, daß er stückweise herabfällt, und nun die Mörderliane wie ein Gespenst die leeren Arme in die Luft streckt, als ob sie etwas suchte, wonach sie fassen könnte. Sie würde mitsammt dem Baum zu Boden sinken, wenn sie denselben nicht in seinem Wachsthum überholt hätte, und jetzt, nachdem er gefallen ist, sich mit ihren Zweigen an benachbarten Bäumen hinzöge.

Diese Wurzeln, diese Schlingpflanzen, diese dünnen und dicken Stricke

(als solche werden sie allgemein benutzt) bilden das Dickicht der Wälder und machen es unmöglich, ohne fortwährende Anwendung der Axt oder des Beiles einzudringen. Es hat zwar die brasilianische Regierung eine oder zwei Straßen durch die Wälder hauen lassen, allein war auch die Axt so weit thätig, um eine lichte Strecke von 50 Fuß Breite zu beschaffen, so waren die Ingenieure doch dumm genug und die Arbeiter faul genug, eben diese Bäume an Ort und Stelle liegen zu lassen, so daß diese Straße niemals betreten worden, und jetzt längst durch die üppigste Vegetation so überwuchert ist, daß die ganze Arbeit noch einmal gemacht werden müßte, wenn sie zu irgend einem Resultat führen sollte, was natürlich Niemandem einfällt. Kann sich Spanien bis auf diese Stunde ohne Straßen behelfen, warum sollte es Brasilien nicht können?

Gelangt man, durch die Flüsse geleitet, zwischen die Berge, so sieht man hier eine andere, eine weniger üppige Vegetation, doch ebenfalls undurchdringlich, so daß nur wenig Menschen die Gipfel dieser Berge betreten haben.

Im Westen derselben nach dem Innern des Landes zu, beginnen die Katingas, die Ebenen, welche ein paar tausend Fuß über dem Meere liegen und auf einem ziemlich undankbaren Boden eine zwar reichliche, aber doch höchst dürftige Vegetation tragen, jene Wälder nämlich von Bäumen, welche während des Sommers ihr ganzes Laub verlieren und daher den höchst betrübenden Anblick eines abgestorbenen Waldes bieten. Man kann sich nämlich nicht vorstellen, daß diese Bäume alle leben, daß sie wieder grünen und blühen werden, ja, wenn man eisige Lüfte wehen fühlte, wenn man Schnee sähe, würde man es sich gefallen lassen, aber es ist ja Sommer, wann wollen denn diese Bäume grünen und blühen, wenn nicht jetzt?

Nach der Regenzeit, lieber Leser, wenn der Boden wieder Nahrung hergiebt, werden sie so schön grün, wie unsere Buchen- und Birkenwälder, aber wenn das Wasser der Regenzeit nach fünf oder sechs Monaten verlaufen ist, sich verzogen hat, verdunstet oder durch die Bäume aufgenommen sein wird, dann werden diese Wälder abermals wie abgestorben erscheinen und sie sehen um so trauriger aus, als neben ihnen Agaven und Cactus und manche andere Pflanzen, wenn auch unschön, wenn auch von höchst sonderbarer Gestalt, so doch sichtlich lebend, stehen und um so mehr die entlaubten Bäume wie todt erscheinen.

Das Land ist im Allgemeinen höchst fruchtbar und vermöchte zu seinen Produkten noch viele der heißen Gegenden von Europa zu erzeugen, allein die Menschen sind so indolent, daß sie nicht einmal ihre eigenen Produkte benutzen, nur zur dringendsten Nothdurft wird Reis und Mais gebaut und Mehl der Cassawewurzel gewonnen. Wer Brod oder Kuchen

aus unserm Mehl haben will, muß dasselbe kaufen von den Schiffen, die damit handeln. Kaffee, Taback, Baumwolle und Zucker sind beinahe die einzigen Gegenstände der Kultur, schon Cacao wird selten gebaut, weil es zu lange dauert, bevor der Baumgarten einen Ertrag liefert, der das Kapital verzinst. Vanille wächst zwar in den Wäldern, wird aber wenig gesucht. So führt man auf den Landgütern und kleinen Dörfern ein dürftiges, ein jämmerliches Leben. Wenn auch einige Arzneipflanzen, Chinarinde, Sassaparille, Ipecacuanha, Jalappa, einige Balsamarten und das bekannte Brasilienholz von den Gutsbesitzern aufgekauft und nach den Städten gebracht werden, so kommt doch vom Erlös dem Landgute wenig zu, denn der Gutsherr verspielt den größten Theil seines Erlöses in der Stadt, verthut auf andere Weise den Rest und seine Gattin kann sich freuen, wenn er nur wenigsten seine Zugthiere oder Saumthiere wieder mit nach Hause bringt, denn sehr oft geschieht auch dieses nicht, da sie immer ein Artikel sind, auf den man etwas bietet und wofür man sich noch einige Tage länger mit einigen Mulattinnen unterhalten kann.

Amerika hat nur Thiere von sehr mäßiger Größe, allerdings fand man im Thone der Pampas sowohl als in den Prairien des Nordens die Reste vorweltlicher Thiere von ungeheurer Größe, aber die lebenden sind alle nur klein, denn das Rind und Pferd gehören nicht Amerika an, sondern sind aus Europa dorthin verpflanzt worden; allein dieses hindert nicht, daß eine außerordentliche Menge verschiedener Thiere daselbst wohnt, Tapire, Faulthiere, Gürtelthiere, welche einen sehr wohlschmeckenden Braten liefern, Vielfraß, Agutis, kleine Rehe, Hasen und Kaninchen und eine unzählige Menge von Affen leben in den Wäldern. Ihnen stellen braune und gefleckte katzenartige Raubthiere sowohl als verwilderte Hunde nach, gleichfalls von den Europäern dahin gebracht, aber die Flüsse wimmeln auch von Kaimans und großen Schildkröten, welche gefährlich verwunden. Der Schlangen sind unzählige und die kleineren alle höchst giftig; eben so giftig sind viele Insekten, wie der Tausendfuß, der Skorpion 2c. Ein für die Menschen höchst lästiges Thier ist der Fadenwurm, der auch Medinawurm heißt (Filaria medinensis), nicht dicker als ein starker Baumwollenfaden, aber bis auf 12 Fuß lang, welcher sich, man weiß bis jetzt noch nicht auf welche Art, in den Muskeln der Beine entwickelt. Der Wurm lebt oft lange Zeit, ohne zu lästigen, bis er bei seinem Wachsthum auf einen Nerv drückt oder einen solchen umschlingt oder eine Muskel umspannt, in welchem Falle dann die entsetzlichsten Schmerzen seine Anwesenheit verrathen. Es wird nun an der Stelle, wo man ihn spürt, ein künstliches Geschwür erzeugt und wenn sich die Haut und das darunter befindliche Muskelfleisch genügend erweicht hat, wird ein Einschnitt gemacht und man sucht das Thier mit einem gespaltenen

Stäbchen zu fassen und daran aufzuwickeln, was mit der größten Behutsamkeit geschehen muß, damit der Wurm nicht abreißt. Geschieht dieses, so verbirgt sich das verstümmelte Thier tiefer, stirbt dort ab und verursacht oft die gefährlichsten Zufälle, den Brand, so daß das Glied abgenommen werden muß. Darum spinnt man den Fadenwurm auf das Stäbchen nur so lange auf, als er selbst bequem nachgiebt, dann hält man ein und setzt die Operation nach mehreren Stunden fort und so dauert es mitunter ein paar Wochen, ehe man des Thieres habhaft ist. Die Wunde wird noch lange in Eiterung erhalten, damit die möglicherweise vorhandene Nachkommenschaft mit fortgehe.

Die schönsten Thierformen hat Brasilien unter den Vögeln, die Mannigfaltigkeit der Papageien, der Kolibris, der Flamingos u. s. w. ist ganz unglaublich, eben so unglaublich, eben so wunderbar schön sind die fliegenden Blumen, die Schmetterlinge, deren Größe und deren Farbenpracht alles Aehnliche, was man in anderen Ländern gesehen hat, übertrifft.

An Handelsprodukten hat Brasilien beinahe nur die Häute, das an der Luft getrocknete Fleisch, die Hörner und den Talg seiner Rinderheerden; das Fleisch übrigens ist von so abscheulicher Beschaffenheit, daß die ganze Resignation eines brasilianischen Eingeborenen dazu gehört, um dasselbe zu genießen, denn man hat in Brasilien kein Salz, um es gegen Fäulniß zu schützen oder besser gesagt, das eingeführte Salz ist zu theuer und dasjenige, was man in Brasilien noch viel besser erzeugen könnte, als im südlichen Frankreich und Italien, das Seesalz, wird von den dummen und faulen Portugiesen durchaus nicht benutzt.

Edelsteine und Gold sind der einzige Gegenstand der Aufmerksamkeit der Regierung und Alles, was die Brasilianer dafür thun, ist, daß sie suchen, sich im alleinigen Besitz dieser Schätze zu erhalten, daher sie eben so viel Geld aufwenden, um die reiche Provinz zu bewachen, als um die Edelsteine aus dem Sande der Flußthäler zu suchen.

Die Hauptfundorte derselben sind das Gebirge Serra do Frio in der Provinz Minasgeraes und zwar vorzüglich die Gegend von Pejuco, ferner die Serra do Grao Mayor. Hier kommen die Diamanten in einem weißen Quarzsandstein, dem Itacolumit, vor; endlich auch eine Gegend in der Provinz Mattogrosso.

Ueberall suchte man nach Gold und beachtete die kleinen Steine nicht, genau so wie es am Ural gemacht worden ist, woselbst erst die Anwesenheit Humboldt's zu der Entdeckung führte, daß man, nach dem Golde suchend, das Werthvollere übersehen hatte. Als man endlich in Brasilien auf die Entdeckung kam, daß die runden, durchsichtigen Steinchen Diamanten

seien, schickte man plötzlich eine solche Menge derselben nach Europa, daß die Preise dafür sehr merkbar sanken. In Folge dessen mußten von da ab die Diamanten an den Kronschatz in Portugal abgeliefert werden, wo man die schönsten aussuchte und behielt und nur die übrigen und diese immer nur in kleinen Quantitäten verkaufte. Neger sind fortwährend mit dem Durchsuchen des Kiessandes der Bäche beschäftigt, sie werden auf das Schärfste bewacht, so daß es kaum möglich ist, einen Diamant zu verbergen; zudem sind sie nackt. Kommt aber einer in den Verdacht, einen Diamant verschluckt zu haben, so wird er unbarmherzig purgirt, und bestätigt sich der Verdacht, eben so unbarmherzig zerfleischt. Findet ein Neger jedoch einen Diamant von dem Gewichte von siebzehn Karat, so wird ihm dadurch die Freiheit zu Theil, ein Fall übrigens, der äußerst selten eintritt.

Das Gold ist eben so wie der Diamant im Geschiebe der Flüsse enthalten und wird daraus in ganz gleicher Weise gewonnen, d. h. gewaschen. Eine bergmännische Bebauung findet bis jetzt noch nicht statt, überhaupt sind die Spanier und Portugiesen nicht Bergleute in dem Sinne, wie wir dieses Wort aufzufassen pflegen. Alles, was gelb ist und glänzt, halten sie für Gold, gleich den Wilden. Wer durch Spanien reist, kann, wenn er schlecht gekleidet ist, ziemlich gut durchkommen, hat er aber ein halbes Dutzend blanke Knöpfe, so wird er ganz einfach wegen dieser Knöpfe ermordet.

Eben so ist es mit den Mineralien; der weiße und gelbe Glimmer, der bei uns unter den Steinen auf dem Felde sehr häufig vorkommt und den Namen Katzengold oder Katzensilber führt, gilt unter den Portugiesen und Spaniern in Amerika durchweg für Gold und wird immer den Fremden, namentlich den Deutschen, gezeigt, welche letztere man für geborene Bergleute hält, und der glückliche Besitzer solches Stückchens Katzengold wird höchst ungehalten, wenn man ihm sagt, dasselbe sei nichts werth, er glaubt, man wolle ihn hintergehen, um ihm wo möglich seinen Schatz abzulocken.

Da die Leute nun wirklich gar nichts von der Sache verstehen, so können sie begreiflich kein Bergwerk anlegen, denn sie würden den beinahe werthlosen Schwefelkies, weil er gelb und schwer ist, jedenfalls für ein vortreffliches Golderz halten und demnach verarbeiten.

So nun wohl wissend, daß sie nichts von der Sache verstehen, suchen sie das Gold auch nicht in seinen Adern auf in den Gebirgen, sondern sie suchen es in den Geschieben der Flüsse, waschen es aus diesen mit vieler Mühe und mit Aufopferung der Gesundheit ihrer armen Neger aus.

Die jährliche Ausbeute an Gold ist übrigens sehr gesunken, sie beträgt nur noch 700 bis 800 Pfund. Nicht sowohl kommt dieses von der Er-

schöpfung der Gegenden her, sondern von dem immer schwunghafter auftretenden Reichthum von Kalifornien und Australien. Es drängt sich die Betrachtung als sehr natürlich auf, wo das Gold in so ungeheuren Massen gewonnen werde, sei es überflüssig, danach zu suchen in weniger begünstigten Gegenden und es ist dieses ein höchst willkommener Rückhalt für die faulen Portugiesen.

Außer dem Golde und einer Menge der kostbarsten Edelsteine fehlen auch die übrigen edlen und unedlen Metalle keinesweges. Wer wollte jedoch ein solcher Thor sein, sich mit dem Aufsuchen von Eisenerzen, Kupfererzen und dergleichen zu beschäftigen, da es ja kaum der Mühe lohnt, das Gold zu bearbeiten.

Von Industrie ist in Brasilien kaum die Rede, selbst die allergewöhnlichsten Handwerkerarbeiten sind Gegenstände des Handels, man schickt von Europa so gut Schuhe und Stiefel als fertige Kleider, man schickt schwere und leichte Stahlarbeiten, man schickt Gewebe, Zeuge, Bänder so gut wie den daraus gefertigten Putz dahin und es fällt höchstens einem Deutschen ein, das Handwerk wieder aufzunehmen, welches er in seinem Vaterlande betrieben hat, weil er dasselbe ganz darniederliegen sieht. Selbst der Gartenbau existirt nicht in dem Sinne, wie wir ihn auffassen würden, man pflegt die Pflanzen nicht, man vertraut wohl den Samen dem Boden an, alles Uebrige bleibt dem Zufall überlassen. Zur Zeit, wo die Gemüse von selbst vorhanden sind, hat man sie in großem Ueberfluß, sobald jedoch diese Zeit vorüber ist, würde man keinen Kohlkopf, keine Möhre, Schote oder Bohne bekommen, wenn man sie auch mit Gold aufwiegen wollte, und doch ist das Klima ein so glückliches, daß gerade alle unsere Gemüse, halbjährige Pflanzen, welche einige Monate nach der Aussaat geerndtet werden, auf das Trefflichste gedeihen müßten. Es wäre nichts weiter nöthig, als daß man die unzähligen Bäche, welche unbenutzt in tief ausgewaschenen Thälern dahinstürmen, durch kostenlose, aber freilich Arbeit fordernde Leitungen zu den Gartenanlagen brächte. Welcher Portugiese oder Brasilianer vermöchte dies aber übers Herz zu bringen; zu einer Geldausgabe, wenn er wüßte, daß sie rentirte, könnte der Brasilianer sich wohl entschließen, zur Arbeit aber nimmermehr.

Auch der Handel, das Einzige, was noch einige Thätigkeit verräth, liegt sehr im Argen. Die unzähligen Flüsse würden zwar gestatten, daß man die Produkte des Landes bis zum Meere und daß man die Tauschgegenstände vom Meere bis zum Innersten des Landes führte, allein die jährlichen Ueberschwemmungen verändern die Fahrstraßen und führen sehr häufig ernstliche Hindernisse herbei, welche zu beseitigen niemals einem

Menschen einfällt, man behauptet einfach, dieser oder jener Fluß sei nicht mehr fahrbar und mit diesen Worten ist für die dahinterliegenden Gegenden das Todesurtheil gesprochen, denn die hinter der verschlossenen Stelle Wohnenden erhalten nun keine Zufuhr vom Meere, so wenig wie sie ihre Waaren dorthin abzusetzen vermögen.

Von Straßen ist nun überhaupt gar keine Rede, was durch die Wälder führt, sind Sumpfpfade, nur für Maulthiere gangbar und oft dafür schlecht genug; man kann sich denken, wie gering die Masse der auf solche Weise vertriebenen Waaren sein kann und wie ungeheuer dieselben dadurch vertheuert werden.

In dem Vorliegenden haben wir schon den Anfang einer Schilderung der Einwohnerschaft von Brasilien, sie besteht, so weit es die herrschende Klasse ist, aus Abkömmlingen der Portugiesen, aus Kreolen, Europäern, in Amerika geboren, nur wenige von Europa dahin gewanderte Portugiesen sind noch dort, man haßt dieselben und ist eifersüchtig auf sie, weil man glaubt, Portugal habe noch nicht vergessen, daß Brasilien einst ein Tochterland des europäischen Staates war.

Dieser Kriollos mögen etwa eine Million sein, darunter einige Tausend Einwanderer aus anderen Gegenden, welche sich in der süßen Hoffnung, gute Geschäfte zu machen, dorthin begeben haben, indessen meistentheils getäuscht und verarmt in ihr Vaterland zurückkehren. Wenn es für Nordamerika, so weit das Klima dem des mittleren Europa ähnlich ist, einem rüstigen Bauern räthlich wäre, sich anzusiedeln und durch seiner Hände Arbeit dem an sich beinahe preislosen Boden Nahrung und Kleidung abzugewinnen und denselben in wenigen Jahren auf das Zweihundertfache seines ursprünglichen Werthes zu bringen, so dürfte für Brasilien doch nur derjenige Kaufmann zur Erwartung eines Erfolges berechtigt sein, der da Neigung hat, recht eigentlich den Filou zu spielen, denn mit dem Landbau ist daselbst durchaus nichts zu gewinnen.

Die Brasileiros, die Abkömmlinge der eingewanderten Portugiesen, sind ein Völkchen voll der wildesten Leidenschaften, voll von allen den Fehlern, welche heißblütigen Nationen eigen sind, die Männer sind zornig, streitsüchtig, rechthaberisch, überaus hochmüthig über ihre Abkunft, von der sie glauben, daß dieselbe sie berechtige, sich mit den alten Römern in eine Reihe zu stellen. Sie sind nicht tapfer, wohl aber heimtückisch und sehr geneigt, mit dem Dolche ihre Händel auszumachen; sie sind voller Intriguen und wie bei den Nordamerikanern Verschmitztheit ein Ruhm ist, Reichwerden durch Betrügen Niemanden schändet, so auch dort, wo es nur darauf ankommt, *was man ist*, durchaus nicht, *wie man es* geworden.

Bei allen diesen schönen Eigenschaften ziert sie noch ein Leichtsinn

und eine Rücksichtslosigkeit, welche schwerlich ihres Gleichen findet. Da ein Jeder weiß, wie wenig er geneigt ist, die Rechte eines Andern zu achten, so ist Eifersucht — sonst nicht eine Untugend der Südländer, falls sie verheirathet sind, und nur bemerkbar im Brautstande — in einer höchst auffallenden Art bei ihnen zu Hause, und zwar so, daß, wenn zehn Gäste bei Tische sitzen, immer Mann und Frau beisammen, aber die Gattin, von dem nächsten Mann durch die Frau dieses Mannes getrennt ist. Es sitzen also stets zwei Ehemänner und zwei Ehefrauen neben einander; die Mädchen sind an das eine Ende, die jungen Männer an das andere Ende der Tafel gewiesen. Sonderbar erscheint dagegen die unbegrenzteste Aufsichtslosigkeit beim Tanze und in der Kirche. Während der Messe werden alle Liebesintriguen eingeleitet und in der Regel auch schnell genug zum erwünschten Ziele geführt, denn die Frauen sind so genußsüchtig wie die Männer, und namentlich werden von ihnen die Fremden mit einer wahren Wuth verfolgt. Wer nur ein wenig der allgemeinen Sprache mächtig ist, kann jeden seiner Wünsche zur Geltung bringen.

Das Leben in den Städten ist dem des südlichen Europa vollkommen nachgeahmt. Die alten Römer wußten wohl die Straßen zu pflastern; die neuen Römer, auf welcher der beiden Halbinseln es auch sei, halten es für überflüssig; sie lassen im Gegentheil das Pflaster versinken unter dem Auswurf ihrer eigenen Häuser, in Folge dessen ist bei Regenwetter das Passiren der Straßen beinahe unmöglich. Abgesehen davon, daß der Regen selbst zu stark ist, um das Ausgehen zu gestatten, stehen doch die Straßen auch stundenlang nach dem Regen noch unter Wasser, denn so wenig wie für Pflasterung ist für den Abzug des Wassers gesorgt. Um nun doch nicht zum Daheimbleiben verurtheilt zu sein, läßt man sich in Portechaisen tragen, und die Neger, welche dies zu verrichten haben, patscheln mit ihren nackten Beinen durch Dick und Dünn, und die nächste Pfütze giebt ihnen Gelegenheit zu einem Bade, welches sie in derselben Art wiederholen, wenn sie ihre Herrschaft wieder nach Hause getragen haben.

Die Gesellschaften oder Tertulias sind gewöhnlich von einer lärmenden Fröhlichkeit belebt, und eine große Mäßigkeit hinsichtlich der Getränke zeichnet die Südländer aus; desto größere Neigung haben sie zu Frescos, zu Erfrischungen so süß wie möglich und so kalt wie möglich, und deshalb machen die Nordamerikaner gute Geschäfte nach Rio.

Die sonstigen Vergnügungen, wenn man den Kirchgang ausnimmt, welcher täglich einmal oder auch zweimal vorgenommen wird, sind unter aller Kritik. Spazieren gehen kennt der träge Brasilianer nicht, es kommt ihm äußerst komisch vor, etwas zum Vergnügen zu verrichten, was doch eine Arbeit ist; das Gehen nämlich. Concerte kennt man gar nicht, oder sie sind

überaus schlecht, so daß unsere böhmischen Musikanten wahre Virtuosen genannt werden würden. Die Theater, so weit es sich um das Lustspiel handelt, dürfte man allenfalls erträglich nennen; im Drama und Trauerspiel leisten sie das Abscheulichste mit wahrer Todesverachtung, daher sind Stiergefechte, wiewohl nicht so blutig wie in Spanien, da die Stiere immer große Korkballen auf den Hörnern tragen, sowie Hahnenkämpfe und andere Thierhetzen an der Tagesordnung.

Die Männer gehen gern auf die Stierjagden, welche mit großer Gefahr verknüpft sind, aber eine seltene Geschicklichkeit im Werfen der Schlinge (des Lasso) beseitigt die Gefahr; da sie dabei auf raschen und gewandten Pferden sitzen, so halten sie dieses Vergnügen, wobei ihnen der Schweiß, man möchte fast sagen in Strömen, über den Körper fließt, nicht für eine Arbeit. Der Stier wird gejagt, er flieht vor dem Menschen, der ihn seinerseits einzuholen sucht, und sobald er ihm bis auf 30 Schritte nahe gekommen ist, die nie fehlende Schlinge um die Hörner wirft, auch wohl um den Hals, wodurch das Thier gewürgt wird. Am Augenblick, wo der Wurf geschehen, kehrt der Reiter sein Pferd plötzlich um und jagt zurück, wodurch dem Stier beinahe der Hals gebrochen und er jedenfalls zum Niederstürzen gebracht wird.

Hiermit ist die Jagd beendet, denn es bedarf nur noch eines Stiches, um das Thier zu tödten.

Auch die Jagd auf die Straußen wird in ähnlicher Art vollzogen.

Auf dem Bilde Seite 688 sehen wir einige Reiter damit beschäftigt, den schönen großen Thieren zu folgen, aber allerdings werden sie in ihrer Jagd gestört durch ein Ereigniß, welches nicht selten vorkommt: durch einen Brand in den Campos. Die Campos sind das, was weiter nördlich die Savannen und was in Nordamerika die Prairien sind; der Aufenthalt aller der theils einheimischen, theils eingeführten und verwilderten Thiere, welche dort eine reichliche, üppige Nahrung finden, bis die Zeit der Dürre eintritt, welche dann wieder der bisherigen Schwelgerei ein Ende macht. Häufig wird nun durch Zufall, nicht selten aber auch mit Absicht, ein solcher Brand veranlaßt, das erstere dadurch, daß die Hirten auf der trockenen Steppe Feuer machen, ohne vorher den Fleck vom trockenen Grase gesäubert zu haben; das andere indem man das Gras an vielen Stellen anzündet, indessen die Narbe unter der dahinfliegenden Flamme nicht zerstört wird.

Die Gebüsche leiden zwar sehr, doch ist die Triebkraft so mächtig, daß das Grün derselben bald wieder zum Vorschein kommt. Die hochstämmigen Palmen werden von der Flamme in der Regel gar nicht erreicht.

Das Leben der Weißen, d. h. der Abkömmlinge der alten Einwanderer aus Portugal in den Campos, ist ein höchst jämmerliches. Die unglücklichen Männer, welche sich entschlossen haben, dieses Leben zu führen, die großen Heerdenbesitzer, wohnen in elenden hölzernen Häusern, welche nichts weiter als vier Wände und ein nothdürftiges Dach zeigen. In diesem Staats-, Speise-, Empfangs- und Schlafzimmer, welches zugleich die Küche ist, wird Alles vorgenommen, was die Häuslichkeit erfordert. Gewöhnlich ist daselbst auch noch, und zwar zur Nachtzeit, das kleine Hausgethier versammelt, die Hühner, die Schweine, ein Paar Schaafe oder Ziegen; dort liegt der Haciendeiro auf einer Ochsenhaut, welche etwas weniger hart ist als ein eichenes Brett, raucht seine selbstgemachte Cigarre und schläft zur Abwechselung mit dem Rauchen.



Eine Straußenjagd beim Brande der Savanne.

Die Haut ist an der Sonne ausgespannt, getrocknet und wird auf vier tief in die Erde gesenkte Pfähle gebunden oder genagelt. Zwei solcher Häute, eine jede 6 Fuß lang und 6 Fuß breit, bilden das Lager der ganzen Familie; auf der einen liegt der Mann, die Frau, die erwachsenen und die kleinen Kinder; auf der andern liegen die sämmtlichen Diener, meistentheils Guauchos, auch Brasilianos, selten oder niemals Neger, welche nur in den Städten und auf den Pflanzungen zu finden sind. Wie eng die Leute

gepackt sind, ist gleichgültig; mehr als diesen Raum kann man ihnen nicht anweisen.

Die Sonnenhitze verdirbt das Fleisch des geschlachteten Viehes in wenigen Stunden, daher lebt man von dem Fleische eines Schaafes, einer Ziege mit ungeheuren Massen von Knoblauch und Cayennepfeffer gekocht, event. gebraten, eben so von Hühnern oder vom Fleisch der Straußen oder der andern die Wüste bewohnenden jagdbaren Thiere, oder man lebt vom Carne secco, von dem Fleisch, welches nächst den Häuten der Stiere und Kühe der einzige Handelsartikel dieser Heerdenbesitzer ist.

Das Haus ist von einer starken Pallisadenreihe umgeben, welche den Hof einzäunt; sie soll dazu dienen, vor allen Dingen die Gebirgsbewohner, welche meistentheils räuberische Horden bilden, von dem Einbruch abzuhalten; sie dient aber auch noch zum Stützpunkte für die Leinen, auf denen man das Carne secco bereitet. Wenn die Sonne nahezu ihren höchsten Standpunkt erreicht hat, werden drei Monate lang der ununterbrochenen Thätigkeit gefordert, um die Erndte zu halten. In dieser Zeit wird alle Tage Jagd auf Kühe und Stiere gemacht. So viel, als man zusammenbringen kann, fängt man mit den Lassos, bringt sie lebend in die Umzäunung, schlachtet sie während der Nacht, in welcher Zeit auch die Häute abgezogen und über Rohrstangen oder Leinen zum Trocknen gehängt werden, während welcher Zeit man ferner auch das Fleisch von den Knochen trennt, in lange, schmale Streifen schneidet, und über Leinen gehängt, der Sonne aussetzt.

Dieses letztere, das getrocknete Fleisch, im besten Falle vorher mit Salz bestreut, wodurch es jedoch beträchtlich theurer wird, ist das ganz allgemeine Nahrungsmittel der Eingeborenen portugiesischer Abkunft; ein abscheuliches, zähes, kaum hinabzuwürgendes Ersatzmittel für das allerdings nicht zu beschaffende frische Fleisch. Dasselbe wird in den Magazinen halbe und ganze Jahre alt; denn so getrocknet, hart wie Holz, bewahrt man dasselbe ganz wohl in trockenen Räumen, bei einiger Feuchtigkeit geht es allerdings in Verwesung über; aber immer hat es diesen Verwesungsgeruch, so daß es für den Europäer fast unmöglich ist, dasselbe zu genießen; aber wehe dem, der zur Sommerzeit durch die Campos reist und nur in den Haciendas der Viehzüchter ein Nachtlager finden kann, da es keine Städte, keine Dörfer und folglich auch keine Wirthshäuser giebt. Weht der Wind ihm die Düfte der Niederlassung zu, so ist er schon eine Stunde lang, bevor er sie sehen kann, von ihrer Nähe unterrichtet, und Bewohner volkreicher Städte haben mitunter Begriffe davon, falls ihr Spaziergang sie unter den Wind einer Abdeckerei führt. In diesen süßen Düften verbringt der glückliche Bewohner jener Gegenden, verbringt der vielleicht sehr reiche Besitzer, der Herr von

200,000 Rindern und 50,000 Pferden ein Leben, welches, wie es scheint, auch seine Annehmlichkeiten hat; denn würde man dies nicht voraussetzen müssen, so würde es unbegreiflich sein, wie Menschen, den gebildeten Ständen angehörig, wenn sie auf solche Weise reich geworden, sich noch ferner der schrecklichen Art zu leben hingeben, sich nicht lieber nach dem Mutterlande oder wenigstens nach einer Hauptstadt Brasiliens zurückziehen, um sich dort, so viel es geht, ihres Lebens zu erfreuen. Wir wollen einfach sagen, sie müssen auch ihre Freuden haben, sonst würden sie ja ein anderes wählen können — oder sollte es der bloße schmähliche Geiz sein, der, wenn er auch viel hat, niemals genug hat? Wer vermag das zu entscheiden.

Der Reisende, den sein Weg in diese Gegenden führt, findet gastfreundliche Aufnahme, aber freilich kann er nicht mehr fordern, als der Gastgeber selbst hat, nämlich Carne secco und Cassawemehl, welches aussieht und schmeckt wie Sägespäne von Birkenholz, d. h. also, welches gar nicht schmeckt, keinen Geschmack hat. Hiervon lebt der reiche Mann sammt seinen Vacqueiros und Campistos, aber in der Regel ist der Reisende selbst mit einigen Lebensmitteln versehen, und der Besitzer des Landgutes wird ihm höchst dankbar, ja er wird sich reichlich belohnt und bezahlt dünken, wenn er ein paar Gläser Rum oder eine Handvoll Paraguai-Thee erhalten hat. Er selbst findet sich in dieser Lebensweise so vollkommen befriedigt, daß er kaum ahnt, wie wenig der Fremde seine Ansicht theilt, und daß er es ihm übel nehmen würde, wenn bei einer etwaigen Rückreise dieser Fremde nicht wieder bei ihm einkehren wollte.

Eine der größten Beschwerden des Lebens auf diesen Besitzungen ist die nothwendige Art der Bekleidung. In den heißesten Gegenden sucht man so leicht gekleidet zu gehen, wie möglich; man wählt dünne, baumwollene Stoffe und macht die Kleider so weitläuftig als irgend möglich. Der Vacqueiro kann und darf dieses nicht, er muß dem entfliehenden Stiere durch Gesträuch und Gebüsch nachsetzen, muß ihm so nahe zu kommen suchen, daß die von ihm getheilten Gebüsche noch nicht zusammenschlagen, wenn der Hirte auf seinem flüchtigen Rosse sie durchsetzt. Aber diese Gebüsche sind meistentheils mit furchtbaren Stacheln bewehrt, oder es sind die schuppigen Palmenstämme und die dornigen Cacteen und Agaven der Katingas. Wie würden da beim ersten Ritt seine Kleider überall in Fetzen herumhängen, wie würde sein Körper zerrissen werden, wollte er denselben nicht schützen; so thut er es denn durch eng anliegende Kleidung, welche aus Leder gewissermaßen auf seinen Körper gegossen ist; so kann man sagen, denn denn der Anzug verbirgt keinen Muskel; das starke, aber biegsame Leder des halb ausgewachsenen Kalbes, der jungen Kuh, oder einiger Stücke Wild wird nach dem Trocknen durch Einreiben mit Fett gegerbt und erweicht, und so ist denn

der ganze Mann ziemlich wohl geschützt, denn Arme und Beine, mit denen er die Dornen streift, leisten Widerstand; Brust aber und Unterleib, mit denen er, vom galoppirenden Pferde getragen, auf harte Körper stoßen könnte, sind noch besonders durch eine Art Panzer aus dem Rückenleder eines Stieres geschützt.

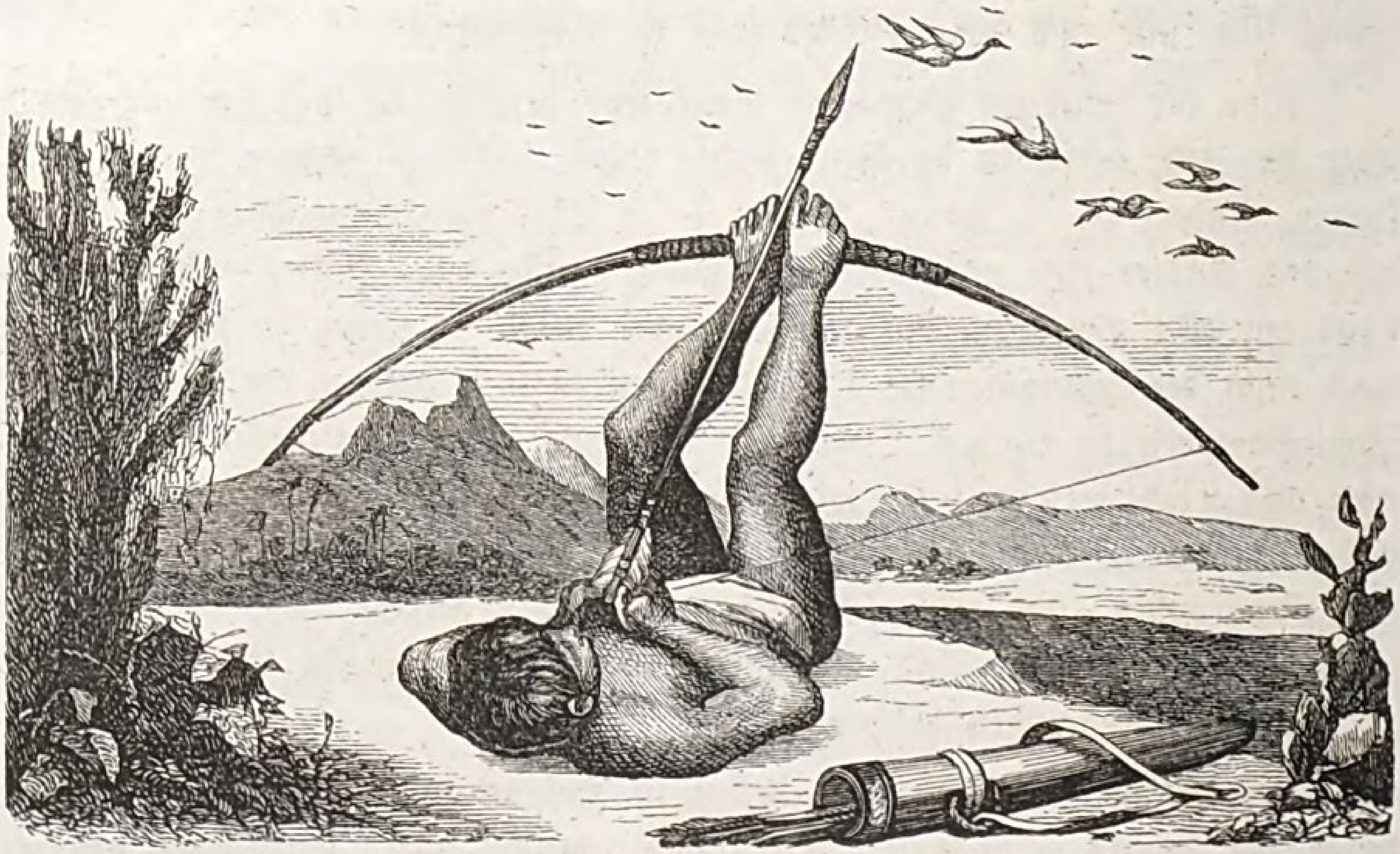
Man kann sich bei der furchtbaren Hitze dieser Gegenden kaum eine beschwerlichere Kleidung denken, dennoch muß die Macht der Gewohnheit groß genug sein, um auch diese Beschwerden zu überwinden.

Was die sonstigen Bewohner Brasiliens betrifft, so läßt sich namentlich über die Zahl derselben durchaus nichts sagen. Einige nehmen 2—3 Millionen, Andere 5—6, wieder Andere 7—8 Millionen Einwohner an. Eines wie das Andere eine ungefähre Schätzung, welche jedes Haltes entbehrt; das Land hat eine ungeheure Ausdehnung, aber es ist so wenig zu bereisen, daß noch nicht der zehntausendste Theil desselben so weit bekannt ist, um darüber Zahlenangaben zu machen. Gangbar sind nur die Küstenstrecken und Flußufer und nicht einmal so, wie diese sich zum Lande verhalten, verhält sich das Bekannte zu dem Unbekannten, denn bei weitem nicht alle Flüsse sind von Geographen, von wissenschaftlichen Reisenden besucht, und die wenigen, welche besucht worden, sind bei weitem nicht bis zu ihrem Ursprunge oder zu ihren Verzweigungen bekannt.

Die Einwohner kann man theilen in Abkömmlinge der Europäer, von denen wir bereits gesprochen; in Sklaven, welche diesen Europäern dienen; in freie Farbige, meistens Mischlinge von Weißen und Schwarzen, Weißen und Mulatten, oder Weißen und amerikanischen Eingeborenen und endlich in sogenannte Indios, d. h. eingeborene Amerikaner, die man wieder in zwei Klassen unterscheidet, in Indios lanzos, das ist diejenige geringe Anzahl, welche man in den spanischen Besitzungen Cristianos oder Indios fideles nennt, ansässige, ackerbautreibende, getaufte Indianer, und in Indios tapuyos, welche die bei weitem größere Anzahl bilden, frei und unabhängig in ihren Wäldern wohnen und schwer oder gar nicht zugänglich sind. Schändlich genug wird gegen diese Unglücklichen verfahren, indem man, seit der Negerhandel so beschränkt ist, förmliche Jagden auf sie macht, um sie lebend einzufangen und als Sklaven zu gebrauchen.

Diese Leute sind in Führung ihrer einfachen Waffen äußerst geschickt. Bogen und Pfeil führen sie überdies auf eine ganz besondere Art, nämlich, wie nachstehende Figur zeigt, auf dem Rücken liegend, wenn sie aufwärts schießen wollen; sie stützen den Bogen auf die Höhlung der beiden Füße, nehmen den Pfeil zwischen die Daumen und Zeigefinger der Hände und spannen auf diese Weise das mächtige Werkzeug. Man rühmt ihnen nach,

daß sie den Vogel im Fluge treffen, was allerdings ganz gut möglich ist, und was nur Uebung fordert; aber es werden auch unsinnige Schilderungen von dieser Geschicklichkeit gemacht, so z. B., daß sie auf die gedachte Art einen sehr langen Pfeil senkrecht hinauf in die Luft schießen, dann sich aufrecht hinstellen und warten, bis der Pfeil wieder herabkommt, der, wenn die Sache gut abgelaufen ist, dicht neben ihnen in den Boden fallen muß.



Ein südamerikanischer Bogenschütze (Cabokel).

Diese Erzählung ist Unsinn, weil der lange befiederte Stab, welcher verschiedene Luftregionen durchschneidet, vom leisesten Winde aus seiner Richtung gebracht werden muß, und weil überdies dem Wilden kein Mittel zu Gebote steht, die senkrechte Richtung seines Pfeiles zu beurtheilen. Man hat in früheren Zeiten in anderer Absicht, nämlich um die Drehungsgeschwindigkeit der Erde, wenn auch nicht zu messen, so doch wenigstens zu beobachten, ähnliche Versuche mit Kanonen gemacht. Hier hatte man Meßinstrumente, Pendel und Quadranten und konnte den Lauf des Kanons wirklich genau vertikal stellen, doch hat man jedesmal den Beweis geführt, daß man von der fallenden Kugel um so viel sicherer sei, je näher man sich bei dem Kanon befinde. Der nächste Punkt, zu welchem eine solche Kugel gefallen ist, war doch gegen 100 Fuß von dem Kanon entfernt, und die allermehrsten Projektile hat man gar nicht gefunden, was wohl beweist, daß sie ziemlich weit geflogen sein müssen.

Der bei weitem größere Theil der Wilden lebt völlig unabhängig in den Wäldern, theils Familienweise, theils in kleinen Stämmen beisammen.

Wenn irgend von einem Volke der Name „Wilde“ gebraucht werden darf, so dürfte es wohl von den Bewohnern Südamerikas sein, welche bis jetzt noch bar einer jeden, auch der leisesten Spur von Kultur befunden worden sind. Sie bauen sich keine Hütten, sondern sie knüpfen ihre Matten zwischen ein paar Bäumen des Waldes auf; höchstens lehnen sie einige Palmblätter an eine horizontal liegende Stange zum Schutz gegen Wind oder zu heftig strömenden Regen. Jeder Unbill der Witterung ausgesetzt, wissen sie nichts von Kleidung; nicht einmal ein Thierfell hängen sie um die Schultern, nicht den Bast des Baumes benutzen sie dazu; von der Verfertigung der Gewebe, wie man sie bei vielen Völkern findet, ist vollends gar nicht die Rede. Sie sind geschickt in Verfertigung ihrer Bogen und Pfeile, sie sind geschickt in Führung ihrer Waffen, aber weiter geht ihre Industrie keinesweges.

Diese Leute leben von den Früchten der Bäume und der Jagd, theilen sich in eine große Menge verschiedener Nationen, welche theils durch die Geographen benannt sind, theils sich selbst Namen gegeben haben. Es ist selten, daß dieselben einen weiteren Kreis für ihre Existenz haben, als 400 bis 500 Quadratmeilen, d. h. eine Fläche von ungefähr 20 Meilen Länge und 20 Meilen Breite. Natürlich stecken sie sich keine Grenzen ab, halten sie sich nicht mit irgend welcher Gewissenhaftigkeit an einer Gegend fest; aber man hat doch beobachtet, daß in der Provinz San Paul keine Naticuegas und in der Provinz Minas keine Cayapos wohnen, daß die Purys und die Botocuden ihre bestimmten Wanderräume haben. Gewöhnlich halten sie sich zwischen zwei Flüssen auf, begehen die Ufer derselben ungefähr so weit, bis eine Vereinigung der beiden Flüsse zu einem größeren stattfindet, dann kehren sie an dem zweiten Arme um bis wieder ungefähr in die Gegend, von welcher sie ihre Wanderung angefangen haben. Dies ist auch der Grund, warum solche Leute zwar ziemlich gut Bescheid wissen in irgend einem Kreise, aber als Führer gar nicht brauchbar sind, sobald man aus diesem Kreise heraus ist. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, ein solcher Eingeborener könne den Reisenden beliebig weit herumführen; der Guaraune oder der Pury ist nicht wie ein Lohnkutscher, welcher nach allen möglichen Richtungen 50 und Hunderte von Meilen fährt und dadurch mehrere an einander grenzende Länder und die Hauptstraßen kennen lernt; er ist nicht viel besser wie ein Postillon, der von einem Punkte, auf den er immer wieder zurückkehrt, die Wege nach drei bis vier verschiedenen Richtungen hin kennt, außerhalb dieses beschränkten Gesichtspunktes aber aller weiteren Kenntniß entbehrt.

Durch die Reisen der Herren Spix und Martius, so wie die des Prinzen von Neuwied sind einige dieser Völkerschaften, namentlich die Purys und die Botocuden, auch uns hier in Europa durch eigene Ansicht bekannt ge-

worden; man erzählt, daß die ersteren Herren, um einige Exemplare der wilden zweibeinigen Thiere mit nach Europa zu bringen, einen kleinen Jagdzug gegen die Purys gemacht hätten, oder daß sie so und so viel Geld geboten hätten, wenn man ihnen so und so viel lebende Purys überlieferte, worauf einige zwanzig der armen Leute bei dem räuberischen Ueberfall erschossen und zehn oder elf, meistens nur Kinder und Weiber, gefangen gemacht und ihnen überliefert seien. Zur Ehre der Menschheit wollen wir glauben, daß dieses nicht wahr sei; auch wird die Wahrhaftigkeit schon dadurch stark in Zweifel gestellt, daß man zweierlei Lesarten darüber hat. Eine kann doch nur die richtige sein. Dies aber ist wahr, daß Spix und Martius von ihrer Reise acht oder zehn Purys mit nach Europa zurückgebracht haben, welche, ohne Uebergang aus dem tropischen Klima nach dem überaus rauhen von München versetzt, sehr bald erkrankten und starben. Die Naturforscher, welche die österreichische Prinzessin Leopoldine nach Amerika geleiteten, brachten von dort einige Botocuden mit, welche dann, nachdem sie die Neugier der Wiener und Münchener befriedigt hatten, auch in Berlin und vielen anderen großen Städten mit anderen Naturalien für Geld gezeigt wurden.

Die Botocuden zeichnen sich durch eine ganz besondere Art von Schmuck aus. Sie stechen sich nicht Ohrlöcher, sondern sie schneiden sich welche, und stecken hier hinein runde Holzpflöcke, anfangs von der Dicke eines Fingers, dann von immer größerer Stärke, bis zuletzt der Pflock wächst zu der Größe eines Doppelthalers, einer kleinen Tabacksdose. Ganz eben so verfahren sie mit der Unterlippe, welche sie durch einen Querschnitt von dem Kinn lösen, und wo hinein sie dann einen ähnlichen Pflock stecken, der sich eben so vergrößert. Die Hauptschönheit besteht in der möglichst ungeheuersten Ausdehnung dieses Pflockes, so daß die Lippen und die Lappen der Ohren schließlich nur wie Schnüre in dem ausgehöhlten Reifen der Pflöcke sitzen.

Unsere Zeichnung giebt uns einen berühmten Häuptling der Botocuden Kerengnatnuek nebst seiner Gattin und seinen Kindern. Wir sehen hier die ungeheuren, bei dem Manne mehr als vier Zoll im Durchmesser haltenden Pflöcke, und sehen auch, daß die Frau dergleichen bei weitem kleinere trägt; wunderlich erscheint, daß der Mann mit mehreren Perlenschnüren geschmückt ist, indessen die Frau dergleichen nicht hat. Wie bei allen Wilden, ist die Frau das Lastthier; glücklicherweise hat sie nicht auch das Zelt zu tragen oder die Stangen der Hütte, weil sie, wie wir bereits wissen, ganz ohne dergleichen leben, eben so sind sie auf das Allervollständigste ganz ohne Bekleidung, nicht einmal das erste Kleidungsstück, dessen sich Adam bediente, sehen wir hier angewendet; ihre ganzen Geräthschaften bestehen in Pfeilen und Bogen und in Wassergefäßen, von denen der Mann zwei unter dem

Arm und die Frau eins in der Hand trägt; es sind Abschnitte einer armdicken Rohrgattung, deren eines Ende den natürlichen Verschluß hat, indessen auf das andere ein etwas weiterer Abschnitt eines ähnlichen Rohrs aufgepaßt ist.



Die Familie des Botocudenhäuptlings Kerengnatnuck.

Alle diese Leute, obschon nicht schön von Farbe (was übrigens auch zum Theil von dem Schmutz herkommt, der an ihrem Körper haftet, denn ihre Lenden oder ihr übriger Körper bilden das Handtuch, an dem sie sich die unreinen Hände abputzen), sind doch außerordentlich schön von Gestalt, und würden die häßlichen Pflöcke in Mund und Ohren nicht sein, so möchte man vielleicht auch die Gesichter wohlgebildet nennen können, und auch die Art, das Haar zu tragen, entstellt sie sehr; bei älteren Leuten tritt auch noch der Bauch unangenehm und auf störende Weise hervor, denn wie Raubthiere können sie zwar sehr lange hungern, sie können aber so entsetzlich viel —

nicht essen, sondern fressen und schlingen, ganz wie Raubthiere, zu denen man sie in dieser Hinsicht unbedenklich zählen kann; ja, sie und alle ihre Verwandten in Südamerika sind noch schlimmer, denn die Raubthiere tödten im Kampfe zwar ihre eigene Race, aber sie fressen sie nicht; diese Menschen, nebst allen zu der Gattung gehörigen, sind wie die Wölfe, welche den im Kampfe gefallenen Kameraden sofort verzehren, wenn sie irgend hungrig sind. Ob dieses noch jetzt bei den Botocuden geschieht, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen; daß es aber zur Zeit der Reise des Prinzen von Neuwied (dessen großem, schönem Werk unsere Zeichnung entlehnt ist) geschah, unterliegt keinem Zweifel.

Ueberall, wo die Portugiesen hingedrungen sind, haben ihre Geistlichen versucht, die wilden Stämme zu civilisiren, und haben immer damit angefangen, sie zur christlichen Religion zu bringen. An sehr vielen Orten ist das Letztere gelungen; sie besuchen den Schuppen oder die Scheune, welche man ihnen durch ein auf dem Giebel stehendes Kreuz und durch eine kleine Glocke, welche in der Ecke hängt, als christliche Kirche bezeichnet, aber sie verlangen bei jedem Besuch, daß ihr Pater ihnen Feuerwasser gebe, und nur die Zusicherung, daß sie beim nächsten Kirchenbesuch wieder einen Schluck Branntwein erhalten sollen, kann sie bewegen, Christen zu bleiben, denn Christ sein und Branntwein bekommen ist ganz gleichbedeutend. Ihr Christenthum hört an dem Tage auf, wo der Branntweinvorrath des Missionairs aufgezehrt ist. Eine andere Art von Civilisation ist bis jetzt noch nicht gelungen, indessen könnte man doch allenfalls sagen, auch dieses sei etwas, es ist nämlich die Gewöhnung an einen gewissen Ort, welche dann vielleicht noch dahin führen kann, daß sie sich Lebensmittel anbauen, um nicht genöthigt zu sein, des Branntweins wegen weite Reisen zu machen. Auf diese Art könnte das gefährliche Gift doch ein Civilisationsmittel werden, aber wie viele Jahrtausende es noch dauern wird, bis ein Raum, der vier Mal so groß ist als Europa, zu diesem Ziele gelangt sein wird, dürfte sich wohl schwer bestimmen lassen.

Das tropische Afrika.

Es bleibt uns noch das tropische Afrika zu betrachten, ein Land, welches als das Ziel der eifrigsten Bestrebungen der größten Forscher betrachtet werden kann, und noch bis vor wenigen Jahren als etwas Unerreichbares betrachtet wurde. Es haben Männer wie Lichtenstein, Mungo-Parc, Levaillant, Robertson, Adams, Brown, Burkhardt, Thunberg, Sparrmann, Patterson und viele Andere sich vergeblich bemüht, den Schleier zu lüften, welcher auf diesen ungeheuren Räumen lag, bis es endlich Anderson, Livingstone, Richardson, Rüppel, Lander, Barth gelang, so weit in das Innere zu dringen, um nun wenigstens einigen Aufschluß darüber zu gewähren und uns so weit zu unterrichten, daß wir nicht mehr glauben, ganz Afrika sei eine ununterbrochene Sandwüste. Wir wissen, daß dort herrliches, fruchtbares Land zu finden ist, und daß dort zahlreiche Völker von ganz verschiedenen Racen wohnen, welche nur sehr zum Theil derjenigen angehören, die wir Neger zu nennen gewohnt sind.

Schon Oudney, Denham und Clapperton hatten ihre Reisen vom Osten her unternommen und damals (im Jahre 1822) erfuhr man zum ersten Male, daß sich in Central-Afrika ein ungeheures Binnenmeer befinde, von dessen Dasein man zu jener Zeit nur ganz unbestimmte Nachrichten hatte, wie dergleichen in den Schriften der Araber, so weit sie geographischen Inhalts, zu finden waren. Seit jener Zeit hatten keine Europäer gewagt, in die unheimlichen, innersten Regionen zu dringen, — welche — wenn auch nicht das, was man glaubte — nicht vollständig wüst und unzugänglich, so doch jedenfalls höchst gefährlich zu bereisen waren.

In den Jahren 1845 und 1846 hatte sich nun James Richardson und um eben dieselbe Zeit Heinrich Barth um die Erforschung von Nordafrika hoch verdient gemacht. Dieser letztere hatte sich als einzelner Reisender den Arabern angeschlossen, sich in ihre eigenthümliche Lebensweise eingebürgert, hatte gelernt, sich von Datteln ernähren und auf dem Kameele reiten, schlafen, essen und trinken, kurz, fast eben so, wie die Beduinen selbst darauf leben. Er hatte auch Aegypten weit genug durchzogen und sich nicht darauf beschränkt, eine bequeme Bootfahrt auf dem Nil zu machen, sondern er hatte Monate lang in den Gebirgsthälern von Ober-Aegypten gelebt, dann war er in Kleinasien umhergewandert und hatte sich also an das eigenthümliche, schlimme, ja oft genug entsetzliche Leben schon von vornherein ge-

wöhnt, dergestalt, daß er selbst glaubt, ohne diese Vorübung einer beinahe sechsjährigen Reise im tropischen Afrika sich nicht haben unterziehen zu können.

Im Jahre 1849 legte Richardson der engländischen Regierung den Plan vor, die tropischen Gegenden von Afrika behufs der Aufsuchung von Märkten für die engländischen Waaren und behufs der Anknüpfung von Handelsverbindungen bereisen zu lassen. Das Schlagwort, welches die Engländer immer elektrisirt — Handel und Handelsverbindungen — verfehlte auch hier seine Wirkung nicht und Richardson ward beauftragt, das Personal zu einer solchen Reise zusammenzusetzen und die nöthigen Mittel anzugeben, da dann die Regierung das erforderliche Geld hergeben wolle. Baron von Bunsen, preußischer Gesandter in London, veranlaßte die Aufnahme des Dr. Barth unter die Mitglieder der Expedition. Die Engländer wußten natürlich von dem deutschen Gelehrten nichts; auch Richardson, welcher ganz gleichzeitig mit ihm dieselben Gegenden durchreist, kannte nicht einmal seinen Namen, da aber die Protektion vornehmer Leute nirgend bedeutender wirkt, als in dem auf seine Verachtung des Vornehmen so stolzen England, so hatte Ritter Bunsens Empfehlung den vollkommensten Erfolg, ja Herr Barth durfte sogar wagen, der engländischen Regierung einige leise Bedingungen zu machen, die nämlich, daß nicht allein die Abschließung von Handelstraktaten mit den Häuptlingen und die Erschwerung oder Verhinderung des Sklavenhandels die Aufgabe der Expedition sein sollte, sondern daß man auch wissenschaftlichen Zwecken einige Rechnung trage.

Demnach wurde der Plan wirklich einigermaßen geändert; drei Hauptpersonen wurden für diese Unternehmung bestimmt, Richardson war der Regierungs-Kommissarius, Dr. Barth sollte sich mit der Völkerkunde, mit der Erdkunde, mit Erforschung der Sprachen und der Alterthümer beschäftigen, Dr. Overweg sollte aber vorzugsweise die Formationen der neu zu entdeckenden Gegenden untersuchen, sollte sich mit der Geologie beschäftigen. Natürlich war Richardson Führer des Ganzen, und Handel immer der Hauptzweck, dennoch konnte Vieles und Bedeutendes geschehen, denn die Mittel dazu waren ausreichend.

Ende März 1850 brach die Expedition auf, nachdem Barth und Overweg noch mehr als drei volle Monate in den Nordländern von Afrika, vorzugsweise in Tripolis, zugebracht hatten. Am 4. September gelangten sie nach der Hauptstadt von Sudan, Tin-telust; hier trennten sie sich, um verschiedene Richtungen einzuschlagen und ihre Forschungen weiter auszudehnen; ein Zusammentreffen war, wie begreiflich, verabredet; es war jedoch im Rathe der Götter anders beschlossen, denn Richardson erlag am 4. März 1851 dem tödtlichen Klima.

Die beiden Preußen waren anfangs sehr niedergeschlagen, doch fanden sie bald ihre Energie wieder, wohl um so leichter, als zwischen den jungen, wissenschaftlich höchst durchgebildeten Männern und dem 12—15 Jahre älteren Handelspolitiker wenig Anknüpfungspunkte gewesen waren.

Barth machte große Exkursionen nach den Negerländern Adamovah und Baghirmi; Overweg aber war weit nach Süd-Osten gedrungen, und beschäftigte sich mit der Untersuchung des Tschad-Sees, aber auch er unterlag, nachdem er vier Monate lang die Sumpf- und Pestluft jener Gegenden eingeathmet, dem mörderischen Klima und Barth stand allein in der Mitte vollkommen barbarischer Länder und Völker, sah sich wiederholt viele Monate lang in Gefahr, Freiheit und Leben zu verlieren, war jedoch so glücklich, sich der Wissenschaft zu erhalten und die Resultate seiner Reisen vom Jahre 1856 an in einem sechs Bände reichen Prachtwerk der Welt vorzulegen.

Im Jahre 1857 brachen ein paar Offiziere des Anglo-Indischen Heeres nach dem Aequatorialafrika auf, um jenes riesige Binnenmeer zu finden, welches in den alten Geographien der Araber und in den neueren Beschreibungen der Missionaire und der Handelsleute vorkommt, und welches wenigstens eine Ausdehnung von 220—230 Meilen, von Norden nach Süden gemessen, haben mußte, also beinahe so groß sein mußte, wie das mittelländische Meer. Die engländische Regierung hatte von diesem Meere gehört. Der Capt. Burton von der bengalischen Armee hatte schon eine Reise nach Arabien gemacht und war mit so viel Schlauheit als Kühnheit bis zur Stadt Harar vorgedrungen, welche bis dahin noch von keinem Christen betreten worden war. Der Capt. Speke gleichfalls bei der indischen Armee hatte sich bereits bekannt gemacht durch ähnliche Versuche und beide wurden daher von der geographischen Gesellschaft zu London beauftragt, dieses Land zu bereisen und das große Binnenmeer aufzusuchen. Wir wollen als vorläufiges Resultat anführen, daß es kein solches Meer giebt, wohl aber drei sehr große Seen, von denen ein jeder sich 5—6 Grad von Norden nach Süden erstreckt, und welche, wenn schon an ihren nächsten Stellen durch 60—80 Meilen Land von einander getrennt, doch so eigenthümlich liegen, daß, von Osten nach Westen reisend, man auf einen dieser Seen stößt, man möge diese Reise unter 3 Grad nördlich vom Aequator oder unter 13 oder 15 Grad südlich vom Aequator beginnen.

Da nun alle Missionaire oder Kaufleute, welche nach Afrika von Osten her eingedrungen waren, überall auf einen solchen See gestoßen waren, so hatte sich sehr leicht die Ansicht festsetzen können, daß dort ein zusammenhängendes Meer von 18—20 Grad nördlichsüdlicher Längenerstreckung liege.

In gleicher Zeit hatten Missionaire und auf Abenteuer ausgehende Jäger, wie Livingstone, Anderson 2c. die Gegenden durchforscht und wir wollen hier zusammenstellen, was diese Männer auf ihren mühseligen Reisen gesehen.

Eins der nördlich gelegenen Länder, welches die Geographie in früheren Zeiten das Negerland nannte, heißt Sudan und es liegt recht eigentlich tropisch, d. h. zwischen den Wendekreisen, deren nördlicherem es sich nähert. Das Land hat 40,000 Quadratmeilen und darauf allerdings eine sehr geringe Einwohnerzahl, aber doch im Ganzen 15 Millionen, so daß schon das Eine uns beweisen kann, daß wir so lange sehr im Irrthum waren, als wir glaubten, Afrika sei so wenig bevölkert, wie Sibirien. Es kommen hier doch 400 Menschen auf die Quadratmeile, das ist nahezu 50 mal mehr als in Nord-Asien.

Im Ganzen ist Sudan ein Flachland, welches ungefähr in 1500 Fuß mittlerer Meereshöhe sich ausbreitet; man kann dasselbe als ein Stufenland, als einen Uebergang von dem Tiefland der Wüste zu den Gebirgen von Mittelafrika betrachten. Es bietet weite Flächen dar, ähnlich den Prairien von Nordamerika. Am Nordrande des Landes fand Barth weite sumpfige Waldstrecken, weiter im Innern Gebirge, doch nur von mäßiger Höhe; das Klima ist ein rein tropisches, es giebt eigentlich nur zwei Jahreszeiten, eine trokene und eine nasse. Während dieser letzteren steigt die Temperatur in der Regel nicht über 30 Grad C., dagegen sollen die Nächte oft so kalt sein, daß die Reisenden das Wasser in ihren Schläuchen gefrieren sahen, ein Umstand, der den Physiker im höchsten Grade befremden muß, indem die Regenzeit in den Sommer fällt (zur Zeit des höchsten Sonnenstandes) und während dieser Regenzeit der meistentheils stark bewölkte Himmel keine Ausstrahlung so lebhafter Natur verursacht, daß daraus ein Herabstimmen der Temperatur bis zum Gefrierpunkte hervorgehen könnte.

An Pflanzen ist dieses Land ungemein reich. Da es genügender Wärme und Feuchtigkeit genießt, da es abwechselnd Höhen und Niederungen hat, so ist begreiflich, daß es sich aller tropischen Pflanzen erfreut und auch derjenigen, welche dem wärmeren Theile der gemäßigten Zone angehören. Es wachsen also selbstverständlich hier unzählig viele Palmenarten, ferner Calebassenbäume (manche derselben sollen einen Stammumfang von 80 Fuß haben, vielleicht 40 bis 50 Fuß weniger, die Reisenden messen nicht immer übertrieben genau), Butterbäume, Johannisbrod-, Feigen-, Ebenholz-, Gummi- und andere Bäume. Es wachsen demnächst Reis, Mais, einige europäische Getreidearten, Indigo, Baumwolle, Manna, Kolbenhirse, welche dort Durrah genannt wird; man hat aber auch Gurken und Me-

lonen in wahren Prachtexemplaren, man hat die bekannte Yamswurzel, welche, gerieben und ihres Saftes entleert, das Hauptnahrungsmittel bildet.

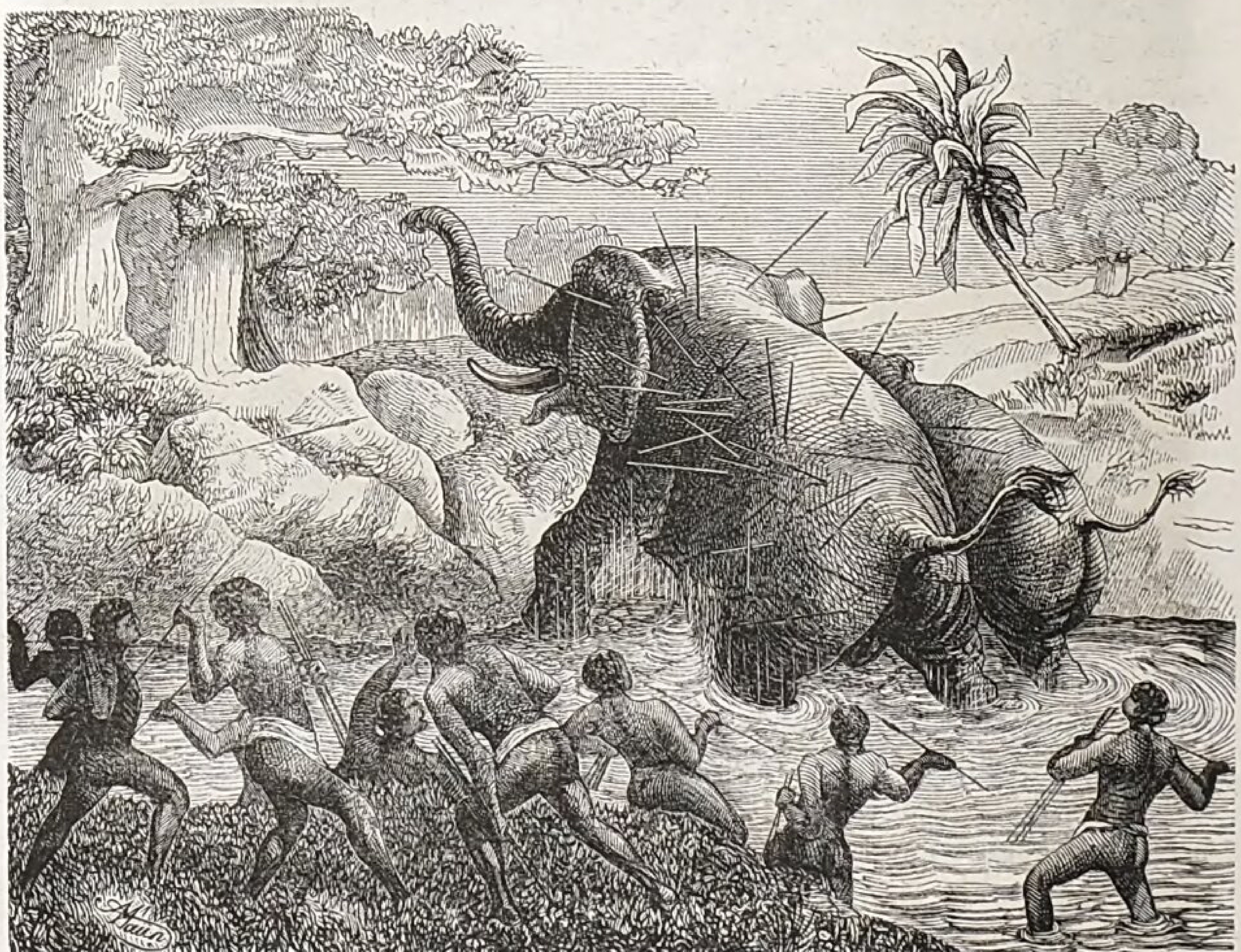
Das Thierreich ist ungemein stark vertreten. Die gewöhnlichen europäischen Hausthiere, Pferd, Rind, Schaf, Schwein, befinden sich in großer Menge hier, auch der Hund ist vertreten, demnächst kommt aber noch das Kameel als Hausthier vor, welches in größerem Maßstabe als selbst längs des Atlas und an der Nordküste von Afrika gebraucht wird.


Jagd auf Flußpferde im Tschadsee.

Unter den wilden Thieren dürfte wohl dasjenige obenan stehen, was wir wunderlicherweise Nilpferd nennen, weil wir dasselbe aus der Römerzeit her als Aegypten angehörig kennen, während die neueren Forschungen gelehrt haben, daß es in Afrika allgemein verbreitet ist, man nennt dasselbe daher besser Flußpferd. Unsere Zeichnung giebt uns die Jagd auf dasselbe und zwar im Tschadsee. Dasselbe ist ein Säugethier, welches lebendige Junge gebärt, obschon es den größten Theil seines Lebens im Wasser zubringt. Wie wir bereits wissen, ist dies kein Hinderniß, denn es giebt im Meere Säugethiere, welche ganz und gar im Wasser leben, sich begatten, Junge gebären, dieselben an ihren Brüsten nähren. Das Flußpferd bietet uns demnach nichts Absonderliches, als seine amphibienartige Lebensweise, welche allerdings für Säugethiere nicht gewöhnlich ist.

Das Ungeheuer, von einer Größe, welche es unmittelbar in die Nähe des Elephanten stellt, lebt nur von Pflanzentheilen, vorzugsweise von den weichen und saftigen Wurzeln der Wasserpflanzen, welche auszuheben seine

gewaltigen Hauer dienen, jedoch ist das Thier nicht so friedlich, wie man nach seiner Nahrungs- und Lebensweise schließen sollte, es greift in der Regel den Menschen mit großer Wildheit an und dieser ist, vereinzelt, immer verloren, denn wie plump und schwerfällig das Thier auch sein möge, es schreitet doch bei ganz gemäßigtem Gange viel schneller aus, als der Mensch zu laufen im Stande ist. Die ungeheuren Häute der Thiere werden ausgespannt und dienen häufig zur Bedeckung der Hütten, wenigstens derjenigen Stämme, welche auf fortwährender Wanderschaft begriffen sind.



Ein weiblicher Elephant, der sein Junges zu schützen sucht.

Es kommen ganze Heerden von Elephanten vor, welche einen höchst imponirenden Anblick gewähren, doch soll es gerade nicht gut sein, in ihrer Nähe zu weilen, denn sie sind keinesweges Freunde der Menschen. Trotz der überwiegenden Größe des Thieres gelingt es dem kleinen, unbedeutenden Menschen, dem dürftigen Sohne der Sorge, dem schlechtest ausgestatteten von allen Thieren, Sieger zu werden über den Riesen, unter dessen Tritt die Erde erzittert und bei dessen Berührung die mächtigsten Bäume des Waldes beben.

Die Wilden führen nur Bogen und Rohrpfeile, welche häufig nicht einmal eiserne Spitzen haben, sie tragen auch Lanzen oder Speere, welche mit der Hand geworfen werden und mit diesen höchst unbedeutenden Werkzeugen greifen sie das größte Thier der Erde, greifen sie den Elephanten an und geben ihm so viele Nadelstiche, bis er zuletzt an denselben verblutet.

Livingstone hat uns in vorstehendem Bildchen eine Zeichnung von solchem Schauspiel gegeben, das eigentlich mit Trauer erfüllt, denn man sieht ein edles, mächtiges Thier in der Vertheidigung seines Kindes der überwiegend zahlreichen Menge unbedeutender Geschöpfe erliegen, deren jedes in Todesangst verzagen würde, wenn es dem Riesen der Wälder begegnete, während die Menge Sieger wird, lediglich weil das edle Thier seine Kraft nicht brauchen will, indem es sein Junges zu schützen gedenkt.

Es scheint, als habe man den Elephanten im Herzen von Afrika noch nicht zu zähmen versucht, wenigstens ist derselbe nicht zum Hausthier geworden, wie sein Bruder in Indien.

Die Zahl der Antilopen, der wilden Büffel, der Quaggas, der Zebras ist unermeßlich, aber auch die Zahl der Löwen und Tiger, der Leoparden und Hyänen ist mächtig groß.

Die schöne Giraffe, welche hier ihren Wohnsitz hat, wird, wie schnellfüßig sie auch ist, mitunter von drei, auch vier Löwen auf einmal überfallen, zu Boden gerissen und zerfleischt. Es ist ein Beweis von übermächtig großem animalischem Leben, daß die Masse dieser Raubthiere die Menge der wilden Vierfüßler noch nicht hat verringern können, ja selbst das schlimmste der Raubthiere, der Mensch, hat sich vergeblich Mühe gegeben, obwohl er die armen Thiere oft nutzlos zu vielen Tausenden schlachtet. Es vereinigen sich nämlich häufig benachbarte Stämme zur Jagd auf alles mögliche Heerdenvieh; hierbei wird auf folgende Weise verfahren.

Man tieft eine große, weite Grube aus, welche man mit ihren übrigen zugehörigen Theilen Hopo nennt. Das Ganze ist ein Verhau, ein Zaun von außerordentlicher Stärke, aus vielen Reihen in die Erde gesenkter Pfähle bestehend und welcher die Gestalt eines V hat. Seine beiden Flügel sind ungefähr ein Viertel einer deutschen Meile lang und sie stehen, wo sie am entferntesten sind, auch so weit aus einander. Die versammelten Stämme bilden nun einen großen Kreis, der ein paar Meilen im Durchmesser hat, dessen beide Enden sich an das Verhau anlehnen. Der Kreis ist weitläufig genug besetzt, so daß vielleicht vierzig Mannslängen zwischen zwei Jägern offen bleiben, das Wild aber, das in diesem Kreise eingeschlossen ist, hat doch eine Abneigung vor der Begegnung mit dem Menschen und weicht ihm

aus, wendet sich von ihm ab, dagegen die Männer immer näher rücken und dadurch den Zwischenraum verengern. Nach und nach reducirt sich dieser auf zehn, auf fünf Mannslängen und nun eilen die Thiere schon im Trabe dahin, wo sie keinen Menschen sehen, d. h. wo der Verhau sich ihnen verbirgt, aber die Menschen rücken immer näher und fangen an, mit Schreien, Steinwürfen und Pfeilen die armen Thiere zu ängstigen, deren hier nun mehrere Tausende auf einem kleinen Raum zusammengedrängt sind.

Die vordersten derselben sehen in dem vorderen Theile der Gasse keinen Feind, da hinein eilen sie und dort will man sie haben, denn am Ende dieses Ganges, welcher etwa 50 Fuß breit ist, befindet sich die 6 bis 8 Fuß tiefe Grube von mehreren Klaftern Länge, die rundum mit schwachen Balken, ganz und gar aber mit Reisern bedeckt ist, worauf wohl auch Moos, Palmenblätter und mancherlei Pflanzenabschnitte liegen.

Innerhalb dieses engen Raumes angekommen, wären die armen Thiere schon verloren, wenn sie auch nicht weiter gehen wollten, denn sie werden von der nachdrängenden, viel größeren Masse geschoben und würden daselbst erdrückt werden, aber sie sehen vor sich einen offenen Raum, sie sehen vor sich das freie Feld und dorthin eilen sie mit raschen Sprüngen. Dort angelangt, bricht unter ihnen der verrätherische Boden und sie sinken tief hinab in die Grube, indeß die anderen mit wüthenden Sätzen vorwärts eilen, auf sie hinabspringen und stürzen und unter den scharfen Hufen oder unter den vorgestreckten Hörnern oder endlich unter der Last der auf ihnen liegenden Thiere verenden.

Ist die Grube gefüllt, so ist jetzt der Weg nicht mehr versperrt, über die Leichen der gefallenen Brüder suchen die nachfolgenden Thiere das Freie und sie entkommen dann auch, falls nicht der Wurfspieß irgend eines der Verfolger sie noch erreicht, wo sie dann an der Wunde sterben, irgend wo einer Hyäne zur Beute werden. Was aber in der Nähe des Verhaues getödtet wird oder was in der weiten und tiefen Grube zu Hunderten über einander gehäuft liegen bleibt, Pferd oder Rind, Antilope oder Zebra, wird sofort von den Jägern in Besitz genommen und vertilgt. Es ist die einzige Art dieser Leute, sich Fleischnahrung zu verschaffen, welche einem jeden Menschen nothwendig ist, da die Pflanzenkost allein ihm nicht den nöthigen Stickstoff zuführt, und diese Schlächterei im großartigsten Maßstabe wird da, wo der Mensch noch nicht so weit gekommen ist, sich Hausthiere zu ziehen, Heerden zu halten, zur traurigen Nothwendigkeit.

Die Bewohner dieser Länder sind durchweg Schwarze, wenn schon keinesweges durchweg Neger. Sie zerfallen in eine große Menge höchst ver-

schiedener Stämme. Bei weitem nicht alle wohnen in Dörfern oder Städten beisammen oder haben auch nur feste Wohnsitze, viele sind noch ganz und gar uncivilisirt und lediglich auf das, was die Natur ihnen freiwillig bietet an Pflanzenkost, und ferner auf den Ertrag der Jagd angewiesen. Die Namen dieser Völkerschaften aufzuzählen, würde uns wohl zu weit führen, denn der Stämme, die sich wirklich namentlich unterscheiden, sind so viele, daß wir den Rest der uns zugemessenen Bogenzahl ganz damit ausfüllen könnten.

Man pflegt die Gesammtmasse der Bewohner mit dem Namen der Fulahs zu bezeichnen, sie selbst nennen sich im Singular Pullo, im Plural aber, wenn sie sich als viele oder als Volk bezeichnen, nennen sie sich Fulle. Viele sind dem Islam zugethan, jedoch in einer Form, welche der große Prophet wohl schwerlich als die von ihm eingesetzte erkennen würde, denn es ist ein Gemisch des allerwunderbarsten Aberglaubens mit einzelnen Lehren des Koran, wo hinein noch Niemand ein vernünftiges System hat bringen können.

Unter den Negern aber besteht häufig noch ein ganz wilder Fetischismus, d. h. die Anbetung von allerlei von ihren Priestern ihnen vorgespiegelten Naturgewalten, welche auch wieder durch irgend ein Symbol dargestellt werden. Bäume, Steine, Thiere werden göttlich verehrt, aber sie werden auch gemißhandelt, wenn sie nicht die Bitten der Anbeter vollziehen; aber eben so abscheulich wie sinnlos ist die Art, ihre Götter zu versöhnen, wenn sie etwa zornig geworden sind und lange keinen Regen geschickt haben oder wenn man ihre Gunst zu einem Raubzuge erflehen will. Auch den Herrschern dieser Negerstämme werden die entsetzlichsten Opfer gebracht. Nicht nur sind dieselben die allerunumschränktesten Gewalt- und Machthaber, nicht nur lassen sie nach Belieben einen jeden hinrichten, der ihr Mißfallen sich zugezogen hat, oder sie übernehmen das angenehme Geschäft des Kopfabschneidens wohl auch selbst — nicht nur sind alle ihre Untergebenen, als das Spiel ihrer Launen, in jedem Augenblicke des Todes gewärtig — sie müssen sich auch noch nach dem Hingange ihres grimmigen Herrn schlachten lassen, um denselben in die andere Welt zu begleiten. Auf dem Grabe des verstorbenen Häuptlings werden Menschen zu Tausenden geradezu abgeschlachtet, indem man nichts weiter will, als ihr Blut auf das Grab des Häuptlings fließen lassen.

Ist ein Raubzug unglücklich abgelaufen, so werden die mitgebrachten Gefangenen alle zur Versöhnung der Gefallenen getödtet, man zapft ihnen das Blut ab, das aus den Eierschalen der Strauße oder aus Kürbisflaschen von den Kriegern und den Männern des ganzen Stammes getrunken wird;

das rauchende Herz eines jeden Geschlachteten wird den Umstehenden, welche nicht zu den Kriegern gehören, überlassen.

Ist es schon entsetzlich, daß die Kriegsgefangenen auf solche Weise ermordet werden, so ist es wohl noch viel schrecklicher, daß man auch vor dem Kampfe, vor dem beginnenden Kriegszuge Einheimische, Männer und Weiber, schlachtet.

In einigen Gegenden opfert man mannbare, aber noch nicht mit einem Manne verbunden gewesene Mädchen dem Regengotte, indem man solche lebendig begräbt; an anderen Orten werden Wittwen zu Ehren des Regengottes auf dieselbe Weise getödtet. Im Osten von Afrika wird Menschenfleisch auf öffentlichem Markte verkauft, und es werden Menschen, namentlich Gefangene, in der Nähe der Schlachthäuser gemästet, um ein fettes, besser bezahltes Fleisch zu liefern. In Ober-Guinea werden die Weiber eines verstorbenen Königs demselben geopfert, und zwar verrichten die Weiber unter einander selbst dieses Amt; jeden Tag wird ein Paar ausgewählt, davon die Stärkere Schlächterin der Schwächren wird.

Die Raubzüge werden oft in ganz kleiner und oft in großartiger Weise ausgeführt. Es machen sich die Bewohner eines Dorfes auf, um den Bewohnern eines andern ihre beste Habe zu entführen; da werden denn die wenigen Thiere, welche die Unglücklichen besitzen, da werden die Getreidevorräthe, auch wohl die Frauen und Kinder geraubt; ein anderes Mal wird aber der Raubzug recht hüsch im Großen ausgeführt, und der Beherrscher eines ganzen Landes sammelt seine streitbaren Männer um sich, zieht damit in größter Stille nach dem benachbarten Lande, das überfallen werden soll, und hat man sich nun dem Lande genügend genähert, so breitet sich das Heer auf einmal über das ganze Land aus; 20, 50 und mehr überfallen ein Dorf, plündern dasselbe und kehren mit ihrer Beute nach dem vorher bestimmten Sammelplatz zurück; dasselbe geschieht an hundert anderen verschiedenen Stellen, überall aber gleichzeitig, und die Rollen sind mit solcher Schlauheit und Sicherheit vertheilt, daß nur sehr selten ein genügender Widerstand geleistet werden kann. Die armen Leute haben noch keine Briefposten und noch keine Telegraphen, durch welche sie von einer beabsichtigten Mordbrennerei benachrichtigt werden können. Die Feinde sind plötzlich da, ein geregeltes Heer ist nirgends zu finden, dem Feinde kann nicht Widerstand geleistet werden, er nimmt mit sich hinweg, was er brauchen kann, aber auch, was er nicht brauchen kann, z. B. die Kriegsgefangenen.

Auf einem Zuge des Sultans von Burnu, durch dessen Land Barth und Overweg verschiedene Male gezogen sind (es grenzt an die Westküste des Tschadsees), wurden über 4000 Menschen von dem Mosgustamm zu Ge-

fangenen gemacht. Der Reisende Vogel, Overwegs Nachfolger auf den Reisen des Dr. Barth, hatte sich diesem Zuge angeschlossen, um so in das Innere des Landes gelangen zu können, und dieser erzählt als Augenzeuge, daß man die Unglücklichen auf die allergrausamste Weise behandelte und dabei so vollkommen nahrungslos ließ, daß die mehrsten derselben vor Hunger umkamen und kaum 500, also kaum der achte Theil, bis nach dem Sitz des Sultans, nach Kuka am Tschadsee, gelangten; aber außer diesen Gefangenen des Stammes waren auch noch eigentliche Krieger gefangen worden, und diesen schnitt man von Zeit zu Zeit zu Dutzenden das linke Bein am Knie und den rechten Arm am Ellenbogen ab; eine Operation, welche mit den elenden eisernen Messern, die in Burnu gemacht werden, vollzogen wurde. Die Unglücklichen überließ man dann ihrem Schicksal; glücklich, wenn sie sich verbluteten, bevor eine Hyäne oder ein Panther sie noch bei lebendigem Leibe zerriß. Einigen dieser Krieger schnitt man blos die rechte Hand ab und erlaubte ihnen dann, in ihre Heimath zurückzukehren, um dort auszusagen, was aus ihren Gefährten geworden.

Es ist alles dieses freilich entsetzlich, aber wir dürfen nicht vergessen, wo wir uns befinden. Nicht civilisirte Menschen sind es, die dergleichen verüben, sondern rohe, grausame Barbaren, und leider ist der Mensch eine so entsetzliche, eine so grausame Bestie, daß kein anderes Thier ihm in dieser Hinsicht das Wasser reicht. Wenn zwei Thiere gleicher Art mit einander streiten, so dauert dies so lange, bis eins davon besiegt ist, dann geht das andere befriedigt davon; nicht so bei dem Menschen, wo nach der Besiegung nun erst die Marter kommt. Der Niedergeschlagene wird nun erst gepeitscht, gestoßen, gepeinigt; die Ferse des Feindes tritt dem Hülflosen die Zähne ein, und die Tochter des Königs Lear tritt dem Manne, der sie beleidigt — nicht doch — der ihren Vater freundlich aufgenommen hat, mit ihren zierlichen Fußspitzen die Augen aus.

Wir brauchen nicht zu sagen, Shakespeare schildert ein längs entflohenes und am Ende doch fabelhaftes Zeitalter, wir dürfen nur an den dreißigjährigen Krieg denken und uns erinnern, was für entsetzliche Gräuel damals von Deutschen gegen Deutsche verübt worden sind; wir brauchen gar nicht so weit zurückzugehen, denn noch heutigen Tages sind die allerabscheulichsten Verbrechen in den ehemaligen Ländern der Kultur so an der Tagesordnung, daß es dem Spanier, dem Italiener, dem Griechen nicht genügt, den Beraubten zu tödten, sondern daß er ihn in lachendem Uebermuth verstümmelt, ihm die Nase abschneidet, ihm die Augen ausdrückt, — was bekanntlich auch der Tyroler, der Steiermärker, der bairische Hochländer sehr gut kann, — ihn entmannt und dann so verstümmelt am Leben läßt, oder seinen Feind

nach vorhergegangener Verstümmelung tödtet, aber nicht genug hat an der Tödtung des Leibes, sondern auch die Seele der Hölle widmen will und darum ihm das Leben zu lassen verspricht, wenn er, der Gefolterte, Gott, d. h. Christum, lästern wolle, ihn aber tödtet, wenn dieses geschehen, denn nun erst ist seine Rache vollendet. Mit dem Leibe ist auch die Seele verdorben!

Wir haben gar keine Ursache, uns einer überlegenen Civilisation zu rühmen; die gedachten Thatsachen sind entsetzlich genug, um uns die Schamröthe in die Wangen zu treiben.

Viele der Stämme dieser schwarzen oder braunen Bevölkerung sind ansässig in dem Sinne, den wir damit zu verbinden pflegen, das will sagen, sie haben stehende Wohnungen, haben bleibendes Besitzthum, haben Heerden, haben Landbau, ziehen sich während der günstigen Jahreszeit nicht nur ihren augenblicklichen Bedarf, sondern sie sorgen auch für die Zukunft, und bis auf die Farbe und mangelnde Bekleidung dürften sie wohl einen Vergleich aushalten mit manchen europäischen Völkern. Die Ungarn in ihren großen Graswüsten, die Griechen der Gebirge, die Spanier, die Calabresen leben durchaus nicht besser, und ihre Wohnungen sind weder geräumiger noch besser ausgestattet, als die der Schwarzen im Innern von Afrika.

Wo dieselben in Städten bei einander wohnen, welche sich oft zu 40,000 Einwohnern und noch viel mehr erheben, sind die Häuser jederzeit von Lehm, ganz geschlossen, theils aus Stein und immer zugedeckt. Die Leute, welche auf Dörfern oder sonst wie vereinzelten Niederlassungen leben, bauen sich weniger gut an, indessen doch auch für ihre Verhältnisse vollkommen genügend.

Unser Bild, nach einer von Barth gelieferten Zeichnung, stellt einige Hütten und Kornspeicher der Mosgus dar; man sieht, dieselben sind geräumig, ganz umschlossen und bedeckt mit Schilf, was bei dem Klima des tropisch gelegenen Landes vollkommen ausreichend ist. Ihre Speicher, von langgestreckter Eiform, sind ganz von Lehm und festgeschlagen, sie nehmen den Reis in seinen Aehren, sie nehmen die Maiskolben oder die Hirse, Alles natürlich nach vollkommener, gehöriger Trocknung, auf, und die Leute wissen sich sehr wohl gegen schädliche Thiere zu schützen. Auf den Feldern allerdings gelingt ihnen dies nicht so leicht.

Die Hauptfigur unseres Bildes stellt einen Häuptling des Mosgustammes vor, zu dessen Füßen seine Gefangene sitzt; gewiß in seinen Augen sehr schön, denn er betrachtet sie mit verlangenden Blicken. Ob das Pferd genug haben wird an dem Näpfchen mit Wasser, welches eine

andere schwarze Schöne demselben vorhält, dürfte vielleicht zu bezweifeln sein.



Ein Häuptling des Mosgu-Stammes.

Der Häuptling ist bekleidet nicht nur mit dem Schmuck seiner Würde, der Federkrone, sondern mit einer schön verzierten Weste und einem weitläufigen Beinkleide; die Damen befinden sich alle im Zustande der Natur. Wir sehen eine derselben unter einem nothdürftigen Schuppen doch der Arbeit obliegen, welche eine jede täglich vollbringen muß, wenn sie nicht sammt ihrem erhabenen Gatten und der theuren Familie hungern will. Sie stampft Reis, d. h. sie enthülst denselben; das Gefäß, in welchem dies geschieht, pflegt sonst in der Regel ein ausgehöhlter Klotz zu sein; hier ist es ein großes, aus Thon geformtes, gut gebranntes Gefäß, welches die Form einer Urne hat, und, wie es scheint, die Dienste besser leistet, als Holz dieselben leisten würde, denn viele der Völker sind keinesweges ohne Industrie, wiewohl sehr viel daran fehlt, daß auch nur Ackerbau und Viehzucht allgemein verbreitet wäre.

Unter dem gewaltigen Reiche Sudan, dessen Grenzen Niemand kannte, faßt man mehrere bedeutende Reiche zusammen, welche Barth und seine Gefährten uns zuerst näher kennen gelehrt haben. Das nördlichste derselben, zwischen dem 15. und 20. Grade nördlicher Breite gelegen, wurde zuerst

von Europäern betreten am 21. Augu st1850; es heißt Aïr oder Asben und scheint mit dem Reiche Tuarik entweder zusammenzuhängen, oder eins zu sein, worüber vorläufig noch nicht zu entscheiden ist. Es schließt sich südlich daran der abgesonderte Staat Burnu mit der Hauptstadt Kuka am See Tschad, ferner die Haussa-Staaten, und das Reich Sokotto. Nach Osten dehnt sich Sudan südlich vom Tschad-See nach Baghirmi und östlich von demselben nach Vadaï aus; noch weiter östlich hinter diesem Reiche gelegen beginnt erst das Reich Dar-Fur, welches mit Kordofan in ganz unbestimmten Grenzen zusammenläuft.

Der Tschad ist in großen Entfernungen (von 75—100 Meilen) von Gebirgen umgeben und empfängt von diesen zahlreiche Zuflüsse; der See selbst nährt wahrscheinlich den Senegal und den Niger; in wie weit der erste von beiden mit dem Djoliba oder dem Niger zusammenhängt, ist allerdings auch noch nicht ermittelt worden. Man glaubt, daß der Niger dem nordwestlichen Theile des Kong-Gebirges entspringe, und man weiß, daß er auf seinem weiten Wege eine große Menge verschiedener Namen annimmt, welche zum größesten Theile nichts weiter bedeuten als Fluß. Er soll es sein, welcher Timbuctu berührt, aber man hat denselben bis jetzt noch keinesweges vollkommen beschifft, und namentlich ist ein beträchtlicher Raum von ungefähr 100 Meilen in den Haussa-Staaten noch gar nicht befahren, ebenso ist es ungewiß, welche Verbindung er südwestlich von Timbuctu mit dem mächtigen Senegal hat.

Einer der Hauptzuflüsse des Niger ist der Binne oder Tschadda, von welchem man der Aehnlichkeit des Namens wegen voraussetzt, daß er aus dem Tschad-See komme, was zwar möglich, aber keinesweges gewiß oder bewiesen ist.

Der Senegal hat gleichfalls im Innern weit südöstlich von seinem Eintritt in das Meer einen gänzlich unbekannten Ursprung; ein Aehnliches findet mit dem Gambia statt, der bei den englischen Besitzungen südlich vom grünen Vorgebirge in das Meer fällt, so wie der Senegal nördlich vom grünen Vorgebirge in der Nähe der französischen Besitzungen das atlantische Meer erreicht. Es muß noch viel gethan werden, bevor es möglich sein wird, eine gute Karte von dem Innern von Afrika zu entwerfen und sollte sie auch nur bis zu solcher Genauigkeit reichen, wie sie für Asien möglich ist.

Dr. Barth befand sich, obschon er sich für einen Gesandten des türkischen Sultans ausgegeben hatte, doch beinahe ein ganzes Jahr in mehr oder minder strenger Gefangenschaft in Timbuctu, und er benutzte diesen Aufenthalt zur Erforschung der Geschichte der Länder, welche er durchreist und welche er zum Theil entdeckt hat, wie die Reiche Gando und Haud-

Allaai, und er sagt, daß von politischen Grenzen der verschiedenen Reiche der Sudan-Länder gar keine Rede sein könne, sondern höchstens von natürlichen, und als solche nimmt er im Osten hinter Vadaï und Dar-Fur das Reich Baghirmi als Grenze an, im Norden gilt ihm das Reich Kanem, nördlich vom Tschad-See, als das nördlichste Sudan-Land.

Es ziehen sich nun von Kanem nach Westen die Reiche Asben, Kidal, Taramp, welche dem Tuarik-Stamm angehören; im Westen sind die Sudan-Staaten von Baghena und Bampara begrenzt; in der südlichen Erstreckung von Sudan wohnen beinahe lauter unabhängige Negerstämme.

Wenn wir nicht auf eine ganz spezielle Beschreibung eingehen wollen, so dürfen wir über die westlich von den Sudan-Ländern gelegenen Reiche fast ganz dasselbe sagen, was wir bereits oben angeführt haben. Die Naturprodukte sind überaus zahlreich, das Pflanzenreich von der größesten Ueppigkeit, das Thierreich so mächtig vertreten wie nur irgendwo, und es scheint auch, als ob das Mineralreich bedeutend genug wäre.

Ueberaus zahlreich sind die schönen Palmen, demnächst liefert das Land mehr als 40 verschiedene kostbare Holzarten, welche Handelsartikel geworden sind. Unzählige andere durch ihre Früchte oder sonstige Eigenschaften nützliche Bäume, wie der Butterbaum, der Talgbaum, der Drachenbaum, der Gummibaum 2c. kommen hier vor, unzählige Gewürzpflanzen, vortrefflicher Indigo, Baumwolle, Hanf, selbst Flachs, köstliche Früchte aller Art liefert das Land.

Was die Thiere betrifft, so sind es wiederum dieselben, deren wir bereits oben erwähnt haben, und es dürfte wohl kaum eins oder das andere vorzugsweise den Senegal-Ländern angehören, denn der Strauß ist hier so vertreten, wie mitten im Lande, und die Elephanten sind so zahlreich wie irgendwo im Innern. Die Flüsse sind reich an Gold, was beweist, daß dasselbe in den Gebirgen bedeutend genug aufgehäuft sein muß.

Das Innere des Landes hat hauptsächlich Karawanenhandel, und er wird auf eine besondere Weise betrieben. Man darf es wohl ganz eigenthümlich nennen, wie Leute ganz ruhig warten, bis man ihnen bringt, was sie gebrauchen; so aber ist es mit den Völkern im Innern Afrikas; sie führen nicht aus, sie lassen sich bringen, was ihnen nöthig ist und geben im Austausch dafür dasjenige, wovon sie Ueberfluß haben.

Karawanen sind gewaltige Reisezüge, welche von mehreren Haupthandelsleuten unternommen werden, an welche sich Hunderte und Tausende von kleineren Kaufleuten anschließen, und mit denen auch wohl wissenschaftliche Reisende ziehen, wiewohl dieses keinesweges häufig geschieht, sondern nur zu den seltensten Ausnahmen gehört.

Ein- oder zweimal des Jahres versammeln sich am Mittelmeere, am

atlantischen Ocean oder am indischen Meere die Kaufleute, welche mit ihren Waaren in das Innere reisen wollen. Der Zeitraum ist ungefähr bestimmt, in dem und dem Monat wird der Zug abgehen, an welchem Tage kann Niemand wissen, kann Niemand vorher bestimmen, es könnte ja möglicherweise ein Unglückstag sein; das muß der Priester bestimmen; auch kann möglicherweise die Karawane nicht zahlreich genug geworden sein, dann muß man warten, bis die genügende Zahl von Leuten beisammen ist, oder man muß sich den Schutz irgend eines benachbarten Fürsten erkaufen, da denn dieser die erforderlichen Mannschaften stellt, um die Karawanen zahlreich, d. h. wehrhaft zu machen.

Eine solche Karawane besteht nicht selten aus mehreren tausend beladenen Kameelen, aus mehreren hundert bewaffneten Fußgängern und abermals mehreren hundert wohlbewaffneten und berittenen Kriegern. Die beiden letzteren sind der Schutz der Karawane, wiewohl die Fußgänger dabei eine sehr schwere Rolle haben, denn sie müssen mit beinahe übermenschlicher Anstrengung dem bequemen und langsamen Schritte der Kameele folgen, welche bei aller Behaglichkeit und Langsamkeit doch schneller gehen, als ein trabendes Pferd. Mit dem Reitkameel, mit dem nicht beladenen, sondern nur mit einem Reiter beschwerten Dromedar — das ist die einbuckelige, elegantere Kameelspezies, kann selbst das galoppirende Pferd nur eine kurze Zeit wetteifern. Es kann aber den Kaufleuten nichts nützen, wenn die Fußgänger, welche mit Lanzen und Schießgewehren zum Schutze der Karawane versammelt sind, nicht mit dieser gleichen Schritt halten; sind sie nur eine Viertelmeile weit zurück, so kann die Karawane geplündert, die Männer können zur Hälfte ermordert sein, bevor die bewaffneten Fußgänger heranrücken.

Sind aber die Männer auf ihrem Posten und findet nun ein Angriff statt, so bildet die Karawane ein enggeschlossenes Knäuel von Thieren und unbewehrten Männern, d. h. von Sklaven, denn freie Männer sind immer bewaffnet; es würde für solche eine Schande sein, der Waffen zu entbehren. Um die gelagerten Karawanen bilden die Fußgänger eine Schutzmauer; sie müssen den Anprall der Reiter aushalten, abwehren; es geschieht dabei wohl, daß sie niedergeritten, daß sie ermordert werden, weil ihre Zahl den Angreifern gegenüber nicht ausreicht. Dann kommen die Reiter herbei und lassen sich auf einen Einzelkampf mit den Angreifern ein und immer gilt hier das Recht des Stärkern. Tapfere Gegenwehr ist kein Motiv, um die Tapferen zu schonen, sondern ein Motiv, um Rache zu nehmen für den Verlust, den man erlitten. Wehrt die Karawane sich nicht, so kann man mit einer tüchtigen Brandschatzung durchkommen; wehrt sie sich und unterliegt, so wird nicht nur alles genommen, was zu

nehmen ist, sondern Alles ermordet, was nicht als Handelsartikel verkäuflich erscheint, also natürlich die sämmtlichen älteren Männer und Frauen; wogegen die jüngeren beiderlei Geschlechts geschont und als Sklaven verkauft werden, um so theurer, je jünger und schöner sie sind.

Umgekehrt, wenn die Angreifer nicht die Sieger sind, sondern die Besiegten, so werden sie schonungslos ermordet, verstümmelt, und so verstümmelt und noch lebend den wilden Thieren überlassen, welche überall zu Hause sind, wo es noch einige Vegetation und in Folge dessen noch thierisches Leben giebt.

Die Karawanen halten bestimmte Wege ein, auf denen sie entweder schon Brunnen vorfinden, oder Flußbetten, in denen sie leicht Brunnen graben können; sie schlagen ferner deshalb bestimmte Wege ein, um durch schon bekannte Gegenden, durch bekannte Völkerschaften zu ziehen und in Folge dessen mit den Beherrschern derselben Verträge abschließen zu können, so daß durch die Zahlung eines festgesetzten Tributs sie sich den Schutz des Oberhauptes solch eines mächtigen Stammes erkaufen.

Aus all diesem wird man ersehen, daß erstens eine Reise durch Afrika keine Unternehmung ist, die man zu seinem Privatvergnügen macht, und daß ferner die Waaren, welche von diesen Karawanen befördert werden, schwerlich an übermäßiger Wohlfeilheit leiden. Nicht nur will der Verkäufer seine Auslagen, die Kosten der Reise und die bedeutenden für den Schutz zu zahlenden Tribute, welche sich oft zehnfach wiederholen, ersetzt wissen, er will auch für sein Leben und sein ganzes Vermögen, das er jedesmal in die Schanze schlägt, einen Ersatz nicht nur, sondern einen Gewinn haben, der die Gefahr doch wenigstens einigermaßen aufwiegt.

Geld giebt es natürlich nur an den Küsten; es sind die spanischen Piaster, welche überall als Einheit angenommen werden; im Innern findet man nur diejenigen Tauschmittel, welche die Völker im frühesten Alterthume kannten, Nahrungsmittel, Thiere (Pferde, Schafe, Rinder), Theile derselben, wie Felle, Haare, Zähne, Federn, ferner besonders geachtete Pflanzenstoffe, Harze, Gummi, edle Hölzer, daraus gewonnene Farben, endlich Gold und Silber in Körnern.

Dies Alles galt als Tauschmittel bei den Aegyptern 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, bei den Nachkommen Abrahams, in Arabien, gerade so, wie es noch jetzt an den Küsten der großen Kontinente gilt.

Diese Gegenstände, von denen die Mitglieder dieser Handelszüge sehr gut wissen, welchen Werth dieselben haben, sobald sie den Europäern an ihren Handelsstationen übergeben werden, bilden die Bezahlung für die eingeführten Waaren. Man braucht im Innern des Landes allerlei Metallgegen-

stände, Waffen, Schießpulver; man braucht Kochgeschirre, Schmuck von Messing und Kupfer; man braucht Glaskorallen, schlechte baumwollene und wollene Zeuge, vorausgesetzt, daß sie recht grell gefärbt seien, und tauscht dagegen die oben genannten Landesprodukte ein, und unterhält auf diese Weise einen überaus lebhaften Verkehr zwischen dem Innern des Landes und den Flußmündungen, an denen die europäischen Niederlassungen jederzeit gelegen sind; aber mit welchen Beschwerden sind diese Reisen verbunden. Auf dem ganzen Wege findet man nichts als die allernothdürftigste Nahrung für Kameele, hin und wieder einen Brunnen und in großen Entfernungen von einander sogenannte Oasen, d. h. ziemlich fruchtbare Landstriche, nicht selten von solcher Ausdehnung, daß man einige Wochen braucht, um sie zu durchreisen, allein was man hier erhält, ist begreiflich nicht zu vergleichen mit dem, was eine Reise durch die dürftigsten Gegenden von Europa, wäre es es selbst die südungarische Grassteppe oder das wälder- und kornreiche Polen, bietet. Die Wohlthaten der Civilisation, Wirthshäuser mit bequemen Zimmern, Schlafgemächer mit Springfedermatratzen, und Roßhaarmatratzen, Wirthstafeln von Köchen versehen und von Kellnern bedient, welche auf den großen Universitäten zu Berlin, Frankfurt a. M. und Paris ihre Studien gemacht haben, findet man dort nicht. Das Lager des Reisenden ist auch in der Oase die bloße Erde und eine wollene Decke oder eine Thierhaut; seine Nahrung besteht aus Reis und Datteln, wie in der Wüste, der Unterschied liegt nur darin, daß er sie hier vom Baume pflückt oder von den Eingeborenen erhält, indessen in der Wüste wandernd er auch diese, seine einzigen Lebensmittel mit sich führen muß.

Und nun das Wasser. O Himmel! in welche Noth kommt der arme Reisende. Er hat nicht die Natur seines Kameels, das sich einen gewaltigen Vorrath mitnimmt und durch Neigen des Halses immer wieder etwas davon in seinen Mund laufen läßt, um denselben zu benetzen, worauf das schon oft diesen Weg gegangene Wasser denselben nun noch einmal macht. Er muß das Wasser in Schläuchen mit sich führen, er kann dieselben nicht gegen die Sonne schützen, was er auch versuchen möge, die Kraft der Sonne ist zu groß, es nimmt Alles nachgerade die Temperatur von einigen vierzig Grad an, nur der Mensch und die übrigen Thiere haben etwas weniger Wärme, sind also gewissermaßen noch das Kühlste auf solchem Spaziergange. Wie wenig erquicklich Wasser sein möge, welches einige vierzig Grad Wärme hat, kann schon derjenige annähernd beurtheilen, der in den Sommermonaten Wasser getrunken hat, welches in der guten Wirthschaft, welche er betrat, seit 24 Stunden in einem hölzernen oder blechernen Eimer stand. Aber die Temperatur macht es nicht allein; der Schlauch, das rohe Thierfell theilt dem Wasser auch Geschmack mit, und zwar nicht allein Geschmack, sondern

auch Geruch, und zwar nicht blos Geschmack und Geruch, sondern auch ein unangenehmes thierisches Leben.

Die Seefahrer beklagen sich über das schlechte Trinkwasser, was sie erhalten, und das befindet sich doch in Gefäßen von Holz, welche inwendig verkohlt sind, oder in eisernen Gefäßen, die man inwendig verzinnt oder emaillirt hat. Dieses Wasser ist unter allen Umständen lieblich, erfrischend, rein, wenn man es mit dem Wasser in den Schläuchen der Karawanen vergleicht.

Nun kommt ein verzehrender Südwind noch dazu, welcher so heiß ist, daß er die Feuchtigkeit von der Oberfläche der Schläuche schneller entführt, als sie von innen her ersetzt werden kann, dann bekommen diese Schläuche feine Risse, die sich immer mehr verlängern und erweitern, bis zuletzt der Schlauch berstet und das Wasser ausfließt. Hält aber der Wind an, so springt die Haut der Thiere wie der Menschen auf, und es setzt sich als Heilmittel der Staub hinein, welcher die an sich schmerzhaften Wunden auf die entsetzlichste Weise brennen macht und Entzündungen verursacht, und dennoch muß die Reise fortgesetzt werden, denn liegen bleiben hieße sich freiwillig dem Tode übergeben.

Unter unbeschreiblichen Qualen schleppt man sich vorwärts. Gelingt es, eine tiefe Stelle zu erreichen und einen Brunnen zu graben, so kann man allerdings gerettet werden, denn das unabweisbarste Bedürfniß, das Wasser, ist gefunden. Gelingt dieses nicht, so nimmt man seine Zuflucht zum Schlachten der matt werdenden Thiere und man trinkt, um sich zu erfrischen, deren Blut. Die Last, welche sie tragen, ist natürlich verloren; sie den anderen Thieren aufzulegen, ist ganz unmöglich; im Gegentheil muß man diesen selbst das minder Werthvolle abnehmen, um ihre Last zu erleichtern.

Die Kameele halten am längsten aus; es sind Thiere für die Wüste gemacht; sie schlachtet man auch zuletzt, und man hält sich für sehr glücklich, wenn man nach unbeschreiblichen Mühseligkeiten, nach Qualen, von denen wir gar keinen Begriff haben, eine Hauptstadt der südlichen Reiche erlangt und mit dem nackten Leben davonkommt. Alle Thiere, die edelsten Rosse so gut wie Maulthiere und Kameele, liegen hingestreckt in der Wüste, ein Raub der Geier, welche allein daran zehren und nur die in der Sonne bleichenden Knochen übrig lassen, damit sie ein Zeugniß seien des Unglücks, welches hier geschehen ist. Alle Schätze, welche der Reisende, der Kaufmann mitgebracht, liegen dort zerstreut, und Niemand sucht sie auf, Niemand kann sie finden, es sei denn durch einen Zufall, denn jede Karawane, wenn sie auch im Ganzen die einmal erforderliche Richtung einschlägt, weicht doch, was die eigentlichen Pfade betrifft, von den Pfaden der andern ab; ja selbst der Kauf-

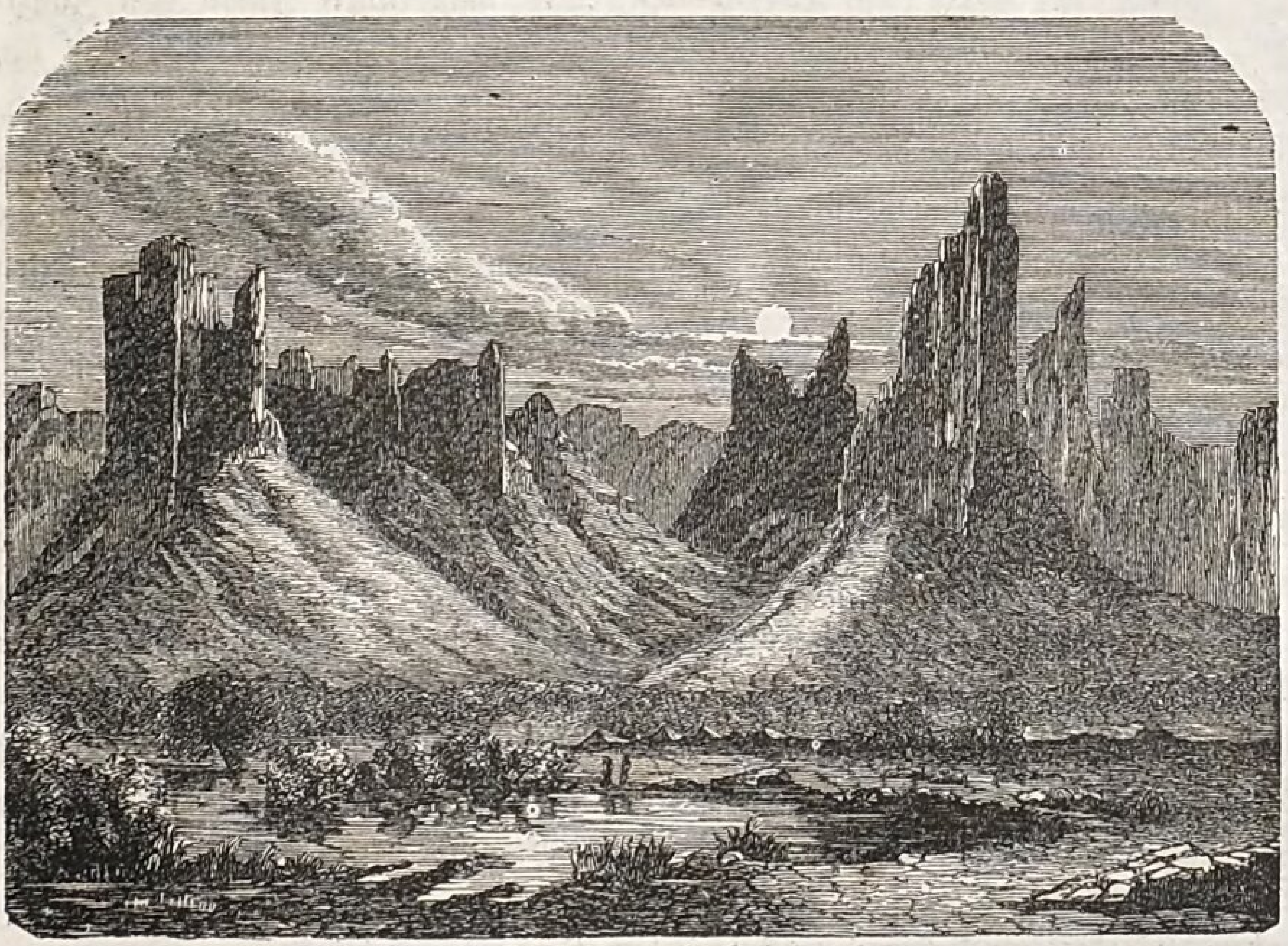
mann, dem die ganze verunglückte Karawane gehörte, wird die verlorenen Schätze nicht wieder einmal aufsuchen, es fehlt ihm jeder Anhalt, er kann nicht wie der Schiffer auf dem Meere durch Kompaß und Sextanten die Stelle wieder aufzufinden hoffen, von welcher seine Trübsal begann, es fehlt ihm an allen Mitteln hierzu, und wenn nicht räuberische Horden oder ganz zufällig des ganz gleichen Weges ziehende Handelsleute an den in langen Reihen daliegenden entfleischten Gerippen sehen, daß da eine Karawane verunglückte und dadurch aufmerksam geworden, umhersuchen nach den Ueberbleibseln, so können diese, vielleicht durch Sand bedeckt, nach Jahrtausenden wieder aufgefunden werden und Zeugniß geben von dem, was vor so vielen Jahren der menschliche Fleiß hervorgebracht.

Für den Europäer sind die Schrecken einer solchen Reise so groß, daß man sich kaum Begriffe davon zu machen weiß. Der Eingeborene findet in den mehrsten dieser Unbequemlichkeiten nichts Besonderes, sondern vielmehr etwas ganz Gewohntes und seinen Gewohnheiten Angemessenes, aber der Europäer, und sei es der am allerwenigsten verwöhnte Tagelöhner eines deutschen Bauern, wird in dem ganz Gewöhnlichen, Alltäglichen so viel Entsetzliches finden, daß er daran beinahe schon erliegt, wie nun erst mit dem Gelehrten, der, wenn auch keinesweges ein Schooßkind des Glückes (denn dazu sind die Diätengelder, welche dem Reisenden zugemessen werden, in der Regel zu gering), so doch der Bequemlichkeiten des geselligen Lebens in den europäischen Städten gewohnt ist, — wie nun erst mit ihm, welche Opfer sind es, die er sich selbst auferlegt, welch ein Heldenmuth gehört dazu, diesen Gefahren entgegenzugehen mit dem Bewußtsein, daß die mehrsten Anderen denselben erlegen sind und mit der Wahrscheinlichkeit, daß es wieder so gehen würde.

Wahrlich, man kann solchen Männern, die nur in ihrem Eifer für die Vervollständigung der Zweige einer Wissenschaft, welcher sie sich gewidmet, solche mächtige Unternehmungen wagten, man kann ihnen nicht genug danken, und doch wie wenig wird alles dieses, was sie geleistet, anerkannt. Ein Staat glaubt schon sehr viel gethan zu haben, wenn er einem solchen Manne die nothwendige Existenz sichert, — aber freilich, zehn Jahre nach seinem Tode wird das dankbare Volk ihm wohl ein Denkmal setzen.

Außerhalb Sudan sind, wie wir oben angeführt haben, die Bewohner durchaus heidnischen Gebräuchen ergeben, aber in Sudan selbst findet man einzelne Stellen, welche von der Natur eigenthümlich ausgestattet sind und den Bewohnern derselben Gelegenheit gegeben haben, den Eroberern, den Leuten, welche mit Feuer und Schwert eine neue Lehre von Gott einführten, Widerstand zu leisten. Wir sehen in unserm Bildchen die Berge von Hom-

bori nach einer Zeichnung aus dem vierten Theile von Barths berühmtem Werke. Man glaubt hier die Ruinen großartiger Schlösser des Mittelalters zu sehen, es sind aber nicht künstliche, sondern natürliche Festungen, die schräg ansteigenden Berge scheinen nur aus dem Schutt der nach und nach verwitterten Felsblöcke entstanden zu sein. Was sich nun noch aufrecht stehend zeigt, sind die bis zu diesem Augenblicke noch nicht angetasteten Steinmassen, welche mit ihren senkrechten Wänden einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. Die Höhen selbst, die Oberflächen der Felsen mögen sehr ausgedehnt sein, die Berge, vielleicht 800 Fuß über dem Niveau der Ebene, sind



Die Berge von Hombori.

durch Wände von gleicher Höhe gekrönt und auf den Plateaus stehen drei Dörfer, von Schaaren muthiger Eingeborener bewohnt, welche auf diesen Felsenfestungen ihre Unabhängigkeit sowohl gegen die erobernden Fulbe, welche von Osten daherzogen, als noch bis auf diese Stunde gegen die Beherrscher von Timbuktu (in dessen Nähe diese Felsennester liegen) behauptet haben. Sie sind dem Islam nicht ergeben, sondern haben ihre eigene Religion, wiewohl es schwer sein dürfte, von der Art ihres Götterglaubens Rechenschaft abzulegen. Sie haben sich nicht als tributpflichtig bekannt und wohnen dort oben vollkommen frei, unabhängig, wahrscheinlich in ganz patriarchalischer Weise und wahrscheinlich auch so regiert.

Daß es keine Fabel ist von diesen drei Dörfern oder Niederlassungen, erkannte Barth daraus, daß er Männer daselbst sah, welche ihre Ziegen weideten und ihre Felder mit Hirse und mit dem dazu genossenen Gemüsekraut (Corchorus olitorius) bebauten. Ein Weiteres konnte man allerdings über diese Leute nicht erfahren.

Das große Binnenmmer im Osten von Afrika betreffend, so haben wir bereits gesagt, wie es damit zusammenhängt; interessant möchte sein, wenigstens einen kurzen Auszug aus den Reiseberichten des Capitain Burton mitzutheilen, welcher diese Gegenden in jüngster Zeit durchforscht hat.

Unterstützt durch das Wohlwollen eines maurischen Iman von Zanzibar, gelang es dem Reisenden, das Festland von Afrika zu betreten, das sich wie eine breite, grüne Umwallung von der Küste erhebt, durch welche mächtige Bäume, gebeugt durch die Gewalt der tropischen Jahreszeitwinde, die menschlichen Wohnungen andeuten. Wo der Boden durchblickt, hat er die röthliche Farbe des Dünensandes, die ganze ungeheure, sich auf 300 Meilen erstreckende Hügelreihe ist, wie dies bei den Dünen überhaupt der Fall, aus dem Meere aufgestiegen, dessen Boden es in früheren Jahrhunderten bildete.

Der Strand ist von vielen Seevögeln bevölkert, so wie von einer unglaublichen Menge summender Insekten, welche sich erst mit Untergang der Sonne zur Ruhe begeben, ohne jedoch eine wirkliche nächtliche Stille, welche den Norden so heimlich macht, herbeizuführen, denn in dieser Zeit hört man außer dem Brüllen der Meereswogen, die sich am Strande brechen und immer mehr des Meeresbodens emporwerfen, auch noch das Heulen der Hyänen, das dumpfe Seufzen der Krokodile, das Brummen und Grunzen der Flußpferde oder Seekühe, wie sie von den Engländern genannt werden, welche ihre Rohrdickichte durchbrechen, um einen Besuch auf den Pflanzungen der Eingeborenen zu machen, und die vielfältigen Schüsse derselben, welche versuchen, sich die ungebetenen Gäste fernzuhalten.

Jeden bewohnten Ort durchschreitet man unter den Ausrufungen der Männer, dem verwundernden Geschrei der Weiber und den drolligen Bemerkungen der Kinder. Solch ein Dorf ist immer mit einem starken Verhau umgeben, die Häuser selbst innerhalb der Verpallisadirung sind durch Höfe von einander gesondert, in denen sich die Frauen beschäftigen und die Kinder spielen. Die Häuser sind aus den Wurzeln der Manglebäume, aus Flechtwerk aufgeführt und sind ganz mit Thon gedichtet, sie haben keine Fenster, das spitze Dach aber steht hoch genug über den Mauern, um Luft und Licht zuzulassen.

Auf diese Weise sind alle Dörfer angelegt und es scheint, als ob die größeren, welche man allenfalls würde Städte nennen können, noch besser be-

festigt seien. Diese nämlich haben immer ein viereckiges Fort, das aus Korallenkalkstein erbaut ist, dessen unterer Theil als Vorrathshaus benutzt wird, dessen oberer aber eine crenelirte Terrasse bildet, auf welcher Bewaffnete Tag und Nacht Wache halten.

In den größeren Städten besteht die Einwohnerschaft beinahe ausschließlich aus den Kriegern und ihren Familien. Sie sind die Abkömmlinge der Beludschen, welche sich in Maskat niedergelassen haben, woselbst sie Bettler, Fischer, Tagelöhner, Lastträger, Barbiere, Fakire oder Räuber waren. Diese Taugenichtse wurden durch Ben Hameg zu Kriegern gemacht, gewissermaßen in Regimenter und Bataillone eingetheilt, geordnet, zwar besoldet, aber auch unter eine wenigstens dem Namen nach sehr strenge Dicciplin gestellt. Obschon fast durchweg in diesen kleinen Orten geboren, indem die Abenteurer sich mit den Einwohnern verbanden, haben sie sich doch den Namen der Beludschen mit Eifersucht bewahrt, und sie bilden die widerhaarigste, aufrührerischste Besatzung, welche man sehr wohl mit den Baschi-Bozuks, den ungezogenen Kindern des Waffenhandwerks in Constantinopel, vergleichen kann. Sie führen ein äußerst liederliches Leben, verbringen ihre Zeit mit Trinken, Rauchen, Streiten, die jüngeren mit Schlägereien, und sie verbrennen viel Pulver, indem das Knallen der Gewehre ihnen großes Vergnügen zu machen scheint, und endlich spielen sie ihre betrüglichen Wagespiele so lange, bis ihr Geld oder ihr ganzes Besitzthum in den Händen des Geschicktesten vereinigt ist. Graubärte unter ihnen erzählen gern von den saftreichen Früchten, von den kühlen Quellen und den schneebedeckten Bergen ihrer Heimath, finden aber damit so wenig Glauben unter dem Aequator, wie ein Pommer oder Mecklenburger, welcher in Schwaben von den Landgütern erzählen wollte, die 5000 Morgen Flächenraum haben, obschon er damit nur die Ausdehnung der kleinsten angeben würde, weil die Güter seines Vaterlandes sich bis zu mehreren Quadratmeilen ausdehnen, d. h. bis zu 50,000 und 100,000 Morgen (eine Quadratmeile hat 25,000 Morgen). Der Ueberrest der Bevölkerung besteht aus Mischlingen arabischen und afrikanischen Blutes, aus dem Stamme der Uamrima, deren Leben ein steter Wechsel von Mangel und Ueberfluß ist. Für diesen letzteren hätten sie zwei Quellen, den Reichthum ihrer weiten Getreide- und sonstigen Fruchtfelder, welche so ausgedehnt sind, daß sie nicht nur die benachbarten großen Inseln Monela, Zanzibar und Pemba, sondern sogar Arabien mit ihrem Ueberfluß versehen. Sie ziehen, obschon diese Quelle nicht ganz vernachlässigt wird, doch die andere bei weitem vor, das ist die freundschaftliche Plünderung der Karawanen, welche mit Handelsschätzen beladen aus dem Innern des Landes zurückkehren.

Die Uamrima haben eigene Fürsten, welche jedoch an Zanzibar tribut-

pflichtig sind. Je weniger einträglich der Landstrich ist, welchen sie als den ihrigen betrachten, desto grausamere Herren sind sie. Sie besitzen das Recht der Besteuerung und bedienen sich desselben in aller erdenklichen Ausdehnung. Eine der wichtigsten Steuern müssen ihnen die Karawanen zahlen, deren Werth sie nach eigenem Belieben abschätzen und deren weitere Brandschatzung sie alsdann ihren Untergebenen überlassen, so daß die Karawanen zum zweiten und zum dritten Male besteuert werden, daher sie auch die Fremden so sehr verabscheuen, welche, indem sie diese Art der Besteuerung abschaffen, ihre sehr einträgliche Stellung gefährden dürften. Sie sind deshalb auch der Schrecken aller Reisenden und wenn Jemand in das Innere vorzudringen sucht, so redet man ihm jederzeit ein, daß er wenigstens fünfhundert bewaffnete Leute brauchen würde, um sicher und ungeplündert durchzukommen.

Um Fremde zu verhindern, das Land zu besuchen, bedienen sie sich auch noch allerlei abscheulicher Liste; so erfuhren die Begleiter des Capitain Burton, daß ihnen die Nachricht vorangegangen sei, sie brächten Hungersnoth und Elend mit, ihnen folgte auf dem Fuße die tödtliche Dürre, das Vieh würde sterben, wo sie sich zeigten und sie verbreiteten Schrecken und Elend um sich, lediglich um im nächsten Jahre zurückzukehren und Besitz vom Lande zu nehmen. Wo sie sich zeigten, wurden sie deshalb mit Beschimpfungen aller Art, mit Schreien und Pfeifen empfangen. Was für Begriffe von Kleidung diese Leute haben, ging aus einer Antwort hervor, welche ein Mädchen auf die Frage ertheilte, ob sie nicht einen solchen Weißen zum Gatten wählen wolle:

„Pfui! — rief sie mit Abscheu — eine so abscheuliche Creatur zum Manne, ein Thier, welches so krank ist, daß ihm die Haut in breiten Lappen von den Beinen herunterhängt? Pfui! nein, solch einen Mann möchte ich nicht haben.“

Unter den vielen Reisebeschwerden, welche Burton zu ertragen hatte, war das Durchschreiten der Sümpfe nicht eine der geringsten. Eine dieser Strecken wurde von den Arabern Thal des Todes und der Hungersnoth genannt. Ein übler Geruch stieg aus den halb ausgetrockneten Sümpfen empor, deren grünliches Wasser in den Strahlen der Sonne zu kochen schien und einen furchtbaren Verwesungsgeruch verbreitete. Es war die Regenzeit, der Wind fegte große Tropfen mit solcher Gewalt hernieder, daß sie, auf den Boden schlagend, ordentliche Vertiefungen machten. Die Bäume seufzten und ächzten, sich neigend unter der Last des Sturmes, die Vögel schrien laut und beängstigend, die wilden Thiere suchten Schutz in Höhlen oder unter den Wurzeln der Bäume, es schien, als drohe der Weltuntergang und man mußte, um dergleichen Schrecken zu ertragen, an ein tropisches Klima

und dessen entsetzliche Aeußerungen gewöhnt sein, wie es die Reisenden waren, man mußte wissen, daß dergleichen Stürme jährlich wiederkehren und die Menschen doch am Leben bleiben, um nicht ängstlich zu verzagen.

Aber dieses Thal des Todes hat seinen Namen nicht von solch einem Naturereigniß, sondern von einer Bestialität, welche hier durch einen Häuptling verübt wurde.

Dégé la Mhora ist das Dorf, woselbst der erste Europäer, der eine Reise hierher wagte, Maizan, im Jahre 1845 ermordet wurde. Er war von dem Häuptling Mazungera ganz freundlich empfangen und einige Tage wohl gehalten worden, bis es dem Häuptling einfiel, ihm zu erklären, daß er sterben müsse, weil er anderen Häuptlingen bessere Geschenke gemacht.

Der unglückliche Reisende wurde an einen Boabab gebunden und der Häuptling schnitt mit eigenen Händen ihm Hände, Arme, Füße und Beine in den Gelenken ab, wobei seine Begleiter kriegerische Gesänge anstimmten und Pauken und andere Instrumente eine Art von Triumphmarsch ertönen ließen.

Mazungera wollte dem Unglücklichen nunmehr den Hals abschneiden und versuchte dies mehrere Male, fand, daß sein Messer bereits stumpf geworden und schliff dies nunmehr vor den Augen des unglücklichen Schlachtopfers und trennte dann mittelst desselben die Fleischtheile rundum und brach ihm dann die Halswirbel ab, da er sie mit seinem eisernen Messer nicht durchschneiden konnte.

So starb im Alter von 26 Jahren ein edler, wissenschaftlich gebildeter, eifriger Forscher, dessen einziger Fehler vielleicht die Verwegenheit war. So nennt man wohl gewöhnlich den Muth, wenn er nicht von glücklichem Erfolg gekrönt ist.

Die Schändlichkeit machte großes Aufsehen, kam zur Kunde der französischen Regierung und dieselbe forderte Genugthuung. Allein obschon der Beherrscher von Zanzibar in gerechter Entrüstung sich wirklich alle mögliche Mühe gab, den Schuldigen zur Strafe zu ziehen, so gelang dies doch nicht; aber der Frevler wurde von einer anderen Strafe ereilt, es bemächtigte sich seiner eine fixe Idee. Ein furchtbarer Drache, durch den Ermordeten aufgefordert, ihn zu rächen, verfolgte den grausamen Mazungera unausgesetzt, welcher, vom Gespenste des Ermordeten begleitet, auf jedem Schritte alle die Qualen erduldete, die er demselben auferlegt hatte. Der Drache biß ihm die einzelnen Glieder an den Gelenken ab und immer heilte der Geist des Ermordeten sie wieder, damit sie von Neuem abgerissen werden konnten.

Nachdem er seinem Stamme ein Jahr lang das Schauspiel dieser entsetzlichen Strafe gegeben hatte, entfloh er vom Schauplatze seiner Greuelthaten, aber sein Stamm, von da ab immer mehr in Unglück versinkend, ist bereits bis auf den zehnten Theil seiner früheren Stärke zusammengeschmolzen und dem Erlöschen nahe.

Die Beschwerden einer solchen Reise übersteigen allen Glauben. Burton kam mit seinen Gefährten in die Regenzeit hinein, was, wie begreiflich, noch viel entsetzlicher ist, als das Reisen in der trockenen Jahreszeit. Der Boden wird zum Sumpf, in welchen man bis an die Knie, mitunter bis an die Schultern einsinkt. Die erhöhten Stellen sind wieder von so vielen Sturzbächen, welche das Wasser der Gebirge herabführen, durchschnitten, daß es nicht im mindesten bequemer ist, darauf zu reisen. Dabei ist zur Zeit, wo die Wolken nicht den Horizont verdüstern, die Sonne so blendend, die Hitze so drückend, daß man kaum glaubt, sie ertragen zu können; streicht aber der Wind von Norden oder von Nordosten her über die Gebirge, so wird er so kalt, daß er Hagel in großen Massen hervorruft und dieser Menschen und Thiere durch sein Gewicht gefährdet, ja tödtlich werden kann. Die Hügel, welche an die Gebirge stoßen, sind unbewohnt, denn sie sollen bei weitem noch ungesunder sein, als die sumpfigen Ebenen selbst.

Alles, was der Reisende sich Schreckliches denken kann, wird noch überboten durch das, was er erlebt. Die Wälder, welche diesen steinigen Boden bedecken, bieten dem Fußgänger ein verwirrtes Gemisch von Dornen, Sträuchern, Schlingpflanzen, Bäumen, schlangenähnlichen Wurzeln, welche sich nach allen Richtungen durchkreuzen und verwundende Dornen, schneidende Blätter und geschwulsterregende, nesselartige Stacheln haben. Diese kriechende Vegetation ist so gewaltig, so unüberwindlich, daß sie sogar die mächtigsten Bäume bis zum Boabab unterdrückt, tödtet.

Die Erde stößt Schwefelwasserstoffgas in solcher Menge aus, daß man glauben möchte, hinter jedem Busch läge ein verwesender Leichnam. Es bedeckt ein düsterer Schleier den ganzen Horizont, oder seine dichten Massen werden von Winden zerrissen, welche sich zu jagen oder mit Wuth zu verfolgen scheinen. Sie gießen dann Ströme von Regen in solchen Massen hernieder, daß man glaubt, man müsse durch dieselben weggeschwemmt werden. Zweimal des Tages regnet es entsetzlich stundenlang, dann wird der Himmel klar, aber die Luft erscheint nicht blau, sondern gelb; die brennende Sonne löst die feuchten, üblen Dünste vom Boden und führt sie wieder in die Atmosphäre zurück, die Feuchtigkeit durchdringt Alles, was sie aufnehmen kann, sie oxydirt, sie zerfrißt, was es auch sei, vom schlechtesten Papier bis zum polirten Metall; das Holz fault, das Eisen rostet, die Kleider werden

nicht feucht, sondern naß, das Pulver wird schlammig, das Leder schwillt auf und scheint gallertartig zu werden.

Und, oh! diese Hütten, die man hier findet! Das Wasser dringt vom Boden her und durch das Dach von allen Seiten ein. Man kann die Nacht nicht im Freien zubringen, und doch wie entsetzlich ist es, die Hütte mit den Ratten und Mäusen, mit Schlangen und Eidechsen, mit Heuschrecken, mit Grillen, mit Moskitos und Bremsen, mit Spinnen und Skorpionen zu theilen, ganz abgesehen selbst von den Bienen und Ameisen, welche die Bewohner nicht selten geradezu aus ihren Hütten vertreiben.

Aber allerdings das Land ist äußerst glücklich, denn es wächst daselbst die schönste Gerste und folglich braut man daraus ein berauschendes Bier, dessen Kraft man noch vermehrt durch den Samen der Datura (Stechapfel) und die Blätter des Hanf, so daß das Getränk die Eigenschaften des Weingeistes und die der betäubenden narkotischen Gifte in sich vereinigt. Mehr bedarf es nicht, um dies Land zum Sammelplatz all der räuberischen Schurken, Araber und Beludschen zu machen, welche davon leben, die Reisenden zu plündern. Eine wahre Armee von Straßenräubern hat hier ihren Sitz. Mit Lanze, Bogen und Muskete bewaffnet lauern sie den Karawanen auf, dauert es ihnen indessen zu lange, so machen sie sich zu Herren der Dörfer, erklären Frauen und Mädchen für die ihrigen, schlagen die älteren Männer todt, und kommt nun etwa eine Reisegesellschaft, die ihnen zu zahlreich ist, um leicht den Sieg zu erringen, so verkaufen sie an diese die arbeitsfähigen Männer, Mädchen, Kinder, legen Feuer an das Dorf und eilen irgend anderswohin, um dort eine neue Schändlichkeit zu verüben.

Gewiß ist das Elend der Eingeborenen über alle Maßen groß und kaum zu ertragen, dennoch vermag der Reisende ihnen kaum sein Mitleid zu schenken, denn hart wie ihr Schicksal sind sie selbst; vergeblich bittet er um Obdach, er erhält keins, wenn er nicht bewaffneter Hand eindringt; er erhält keine Lebensmittel, wenn er sie nicht raubt; nicht die geringste Hülfe wird ihm geboten, wenn er sie nicht durch Drohungen erzwingt, kurz, er würde aus Hunger und Elend sterben in der Mitte des größten Ueberflusses, wenn er nicht sengt und brennt, raubt und plündert, wie man es hier gewohnt ist; bis zu solchem Grade verdirbt das schändliche Leben die Herzen der Menschen. Es ist merkwürdig, bis wohin die schrecklichen Kontraste gehen, die man in Afrika unmittelbar neben einander findet.

Eine Tagereise weiter sieht man eine fruchtreiche Ebene durch die Sonne vergoldet, wie einen prächtigen Park, dessen Blätter herbstlich gelb werden wollen; man sieht Gruppen von Eingeborenen, welche sich mit dem Ackerbau

beschäftigen; andere sieht man Schmeichelreden an die Wolken richten, damit sie so gütig sind, ihren Segen über die Fluren zu spenden. Tamarinden, Boababs, Palmen, Sykomoren erheben sich aus der Mitte der bebauten Ebene; Turteltäubchen girren auf den Zweigen; prächtig gefärbte Honigvögel stecken ihre langen Schnäbel in die Blumenkelche; die kleinste und schönste Schwalbe streicht über der Erde hin und scheint mit ihrem Zickzackfluge des Adlers zu spotten, der hoch in der Luft seine weiten Kreise zieht. Große Heerden von Antilopen stutzen plötzlich beim Anblick der Karawane und entweichen dann, durch ihr Nahen erschreckt, wie Traumgebilde. Ganze Banden des schön gestreiften Zebra, des Gnu — halb Stier, halb Pferd — wühlen den Staub der Ebene auf.

Aber noch entzückt von der Schönheit des Anblicks und ein reizendes, schattiges Gehölz durchstreichend, kommen die Reisenden plötzlich auf die Trümmer eines Dorfes, dessen Hütten noch rauchen, dessen Boden bedeckt ist mit zerbrochenen Geschirren, und zwei Gespenster irren bleich, ermattet und blutend umher zwischen den Trümmern, welche noch am Abend vorher eine ruhige und friedliche Wohnung boten. Alles, was arbeitsfähig war, ist hinweggeführt, um als Sklave verkauft zu werden; was nicht arbeitsfähig ist, wird ermordet, und doch preist sich der Hülflose glücklich, der dem Blutbade entrann.

Auf dem Wege wird man häufig durch eine schwarze Ameise belästigt, die mehr als einen Zoll Länge hat. Der Kopf dieses Thieres ist ähnlich dem eines Bulldogg und ist mit so kräftigen Kinnladen, mit so gewaltigen Kneif- und Freßzangen versehen, daß sie genügen, nicht nur großen Thieren Widerstand zu leisten, sondern dieselben zu besiegen; Ratten, Schlangen, Eidechsen, im Schlaf von ihnen überfallen, sind rettungslos verloren, denn ihr giftiger Biß macht den Thieren solche Schmerzen, daß sie nach kurzem Kampfe erliegen.

Diese Ameisen bewohnen die feuchten Ebenen, höhlen sich weite Wege aus, ja sie machen diese Höhlungen mitunter groß genug, um Menschen und Thieren gefährlich zu werden. Unermüdlich arbeiten sie fort, mit unbeschreiblicher Tapferkeit stürzen sie sich auf den Feind, mit einer Hartnäckigkeit, die man nur an ihrem Geschlechte kennt, halten sie ihre Beute fest und vertheidigen sie bis zum Verluste des Lebens. Ihre Bisse brennen wie glühend gemachte Nadeln und sie dringen sogar durch die feste Leinwand, durch das Segeltuch der Hängematten und gestatten dem Reisenden keine Ruhe.

Weiter nach dem Innern des Landes zu sind die Thäler wahre Pestlazarethe. Alles, was dort wohnt, ist krank, und Alles, was dort hingelangt,

wird krank; nichts Lebendes sieht man munter und thätig, als die gefährlichen Ameisen, denen weder Trockenheit noch Nässe schadet.

Vergleicht man seine Art zu reisen mit der vornehmer Araber, so muß man allerdings gestehen, daß die Europäer in dieser Hinsicht noch weit zurück sind. Die Karawane eines vornehmen Arabers ist von mehr als 1000 Trägern zusammengesetzt, welche wieder eine Anzahl von Ober- und Unteraufsehern haben, die nichts weiter thun, als die Träger antreiben. Der reiche Araber hat seine Lieblingsfrauen bei sich, meistens etwas zu dicke Schönheiten und auch nicht nach unserm Geschmack gekleidet, denn sie sehen aus wie große Tulpen mit rothen, gelben, blauen Blumenblättern, aus denen das dunkle Gesicht hervorragt wie der Pistill oder Staubweg solcher Blumen; aber selbst hier auf der Reise ziehen sie die Schleier vor das Gesicht, sobald ein fremder Mann sich ihnen naht, auch wenn er durchaus nicht die Absicht hat, ihre Reize zu profaniren.

Eine große Menge Sklaven ist vorhanden, um sämmtlichen Bedürfnissen des Reisenden zu genügen; Alles zu tragen, was er zu seinem Bedarf nöthig hat: die Kleider, die Pfeifen, die Tabacks- und Opiumschachteln, die Nahrungsmittel aller Art und die Medikamente, ohne welche ein Araber niemals auf die Reise geht.

Eine andere zahlreiche Menge von Sklaven bildet die Vorhut; sie hat nichts zu thun, als mit der Hacke und dem Beil in der Hand den Weg vorzubahnen, auf welchem ihr Herr ziehen will, das Lager abzustecken und mit einem Graben zu umgeben, und endlich die Hütten zu bauen, in denen man übernachten wird; hinterher folgt nun noch eine vollständige Land- und Hauswirthschaft, es fehlt weder an Kesseln noch an Töpfen, es fehlt auch nicht an den nöthigen Vorräthen, um etwas hineinzuthun; selbst Geflügel aller Art wird in Käfigen mitgetragen und es fehlt demselben keineswegs an Proviant, so daß der Reisende durchaus nichts von dem entbehrt, was er zu genießen gewohnt ist.

Auf solche Weise ist es allenfalls möglich, bis in die größten Fernen des unbekannten Landes zu dringen; der reiche Araber, der Beherrscher des Landes, findet Alles zu seinem Gebot und nimmt es, wo er es findet. Der Europäer muß jeden Dienst mit Gold aufwiegen und er findet nicht einmal die Dienste, die er bezahlen möchte, wohl aber Raub und Mord auf jedem Schritte.

Vier und einen halben Monat hatte Capitain Burton gebraucht, um eine Strecke von noch nicht 90 Meilen von der Küste bis zu der Stadt Kazeh zurückzulegen, und noch halb so viel des Weges lag vor ihm, wenn

er bis an den See Tanganyika gehen wollte, und noch kurz vor dem ersten Ruhepunkte war er in großer Gefahr. Es war ein Wald bei Unyanyembé zu durchziehen und dieser war berüchtigt durch die zahlreichen Räubereien und durch die unzähligen entsetzlichen Mordthaten, die an den Karawanen verübt waren. Da die Reisenden sich sämmtlich wohl an einander geschlossen hielten, so begegnete ihnen nur ein einziger Unfall; es hätte nämlich einer der Träger sich genöthigt gesehen, eine kurze Strecke zurückzubleiben, und er war sofort angegriffen und mit Keulenschlägen getödtet worden, und doch beglückwünschte man in Kazeh die Reisenden, daß sie so guten Kaufes davongekommen seien, und man erzählte, daß ein arabischer Kaufmann in diesem Walde 50 Lasten mit werthvollen Waaren und 50 Träger derselben verloren habe.

Burton war an einen Araber in Kazeh empfohlen worden und er wurde von diesem so freundlich empfangen, daß er darüber sagte, er habe sich vor allen Dingen gefreut, endlich wieder einmal ein Herz mit Fleisch und Blut zu finden, nachdem er beinahe ein halbes Jahr nur Herzen von Stein und Fels vor sich gehabt.

Der brave Araber nannte sich Snay-Ben-Amir; er versah die Reisenden mit Allem, was sie brauchten und wünschten, auch wenn der Gegenstand nur leise angedeutet wurde. Neue Träger wurden geworben, die Vorräthe der Karawane ergänzt und es wurden auch lebende Thiere mitgegeben, damit nicht irgend ein Mangel die Reisenden treffen könne. Burton sagt zuletzt von ihm: „Kurz, er war von dem Holz, aus welchem man die Freunde schnitzt, großmüthig und doch bescheiden, muthig und doch klug, jeden Augenblick bereit, sein Leben an seine Ehre zu setzen, und war, was im Orient etwas äußerst Seltenes ist, so honett, so nobel, wie er tapfer war."

Jedermann hat schon von Karawanen gehört und weiß, daß sie aus einer Menge von Kameelen, Maulthieren, Pferden und Menschen bestehen. Anders ist es mit den Karawanen dieser Gegend, von denen die Thiere ganz ausgeschlossen sind; das kommt daher, daß ein erstes Erforderniß für die Möglichkeit, eine Karawane zu bilden, gänzlich fehlt: das sind die Wege. Die allerbesten sind nichts weiter als Fußsteige, in der Jahreszeit der Reisen durch die Reisenden selbst ausgetreten, und höchst selten mehr als zehn Zoll breit. Zur Regenzeit verschwinden sie unter der lebhaften Vegetation ganz und gar und sie müssen wieder von Neuem gebahnt werden.

In den Wüsten, in den unbebauten Ebenen besteht die Heerstraße aus fünf bis sechs wunderlich gekrümmten, bald sich kreuzenden, bald auch parallel neben einander fortlaufenden Stegen, in den Dickichten der Wälder bestehen die Heerstraßen aus einem dunklen Tunnel, dessen Gewölbe aus Aesten

und Zweigen gebildet ist, welche sich an die Last des Trägers hängen und sie ihm nicht selten vom Kopf oder den Schultern reißen. In der Nähe der Dörfer sind die Stege mit Hecken von den gewaltigen stacheligen Euphorbien eingefaßt, um das Austreten auf die bebauten Felder zu verhindern; wo aber der Boden freier ist, verlängert sich die Straße durch hundert Krümmungen beinahe bis auf das Doppelte. In einigen Landstrichen zieht der Weg sich während der nassen Jahreszeit durch große Krautsteppen, welche gegen das Ende der trockenen Jahreszeit angezündet werden.

Solch ein Steg durchläuft die Niederungen, die Anberge, die Flußbetten, die kleinen Seen, in denen das Wasser dem Reisenden bis an die Brust geht. Ueberall, wo es trocken, ist der Weg von nagenden Insekten unterminirt, welche ihn in eine ununterbrochene, gefährliche Falle verwandeln.

Manchmal verschwindet der Weg plötzlich zur Verzweiflung der Reisenden irgendwo an einer Felswand, oder er wird zu einer Leiter aus Wurzeln und Steinbröckeln von solcher Art, daß Saumthiere weder hinauf noch hinab gehen könnten.

Die schlimmsten Wege sind noch diejenigen, welche längs der Flußufer fortlaufen oder auf einem steinigen, zerrissenen Boden sich dahinschlängeln. Die ersteren sind durch mehrere Klafter hohe Rohre und Sumpfkräuter überschattet und der Aufenthalt von Dieben und Mördern; die anderen Wege sind eine Reihe von verrätherischen Höhlen, welche durch die Waldbäche gemacht worden und dann von einem mächtigen Pflanzenwuchs überdeckt sind, so daß man nicht ahnt, in welche Tiefe man versinken wird, wenn man auf einen fest scheinenden, dichten Grasbusch tritt. Oft dauert es Stunden lang, daß man aus einer Fallgrube in die andere geräth, und überall wird man von Schnecken verfolgt, die eine enorme Größe haben und deren Haus nicht so leicht zu zertreten ist, wie das unserer eßbaren Schnecken.

Als die Reisenden von Kazeh weiter nach dem Innern wanderten, kamen sie an ein Dorf Yombo in einer Gegend, welche man das Mondland nennt. Dies ist wieder eine jener Strecken, welche alle Reize der tropischen Länder in sich vereinen. Die Lüftchen fächeln so schmeichlerisch daher und verbreiten so mannigfaltige und so liebliche Gerüche, als wären sie durch den parfümirten Fächer einer Dame hervorgebracht; überall wacht das Leben im größten Reiz auf, kleine Vögel glätten sich ihr seidenes Gefieder, andere singen ihr Abendlied; die Antilopen kommen zu den Tränken und spielen und scherzen mit einander und die Menschen machen es ihnen nach. Sobald es Abend wird, versammeln sich die Frauen und Mädchen von der ältesten Greisin

des Dorfes bis zur Jungfrau von zehn Jahren: sie setzen sich im Kreise nieder und rauchen Taback, was ihnen unglaubliches Vergnügen zu machen scheint, denn sie ziehen den Rauch mit Wollust ein und lassen ihn langsam durch die Nase ausströmen. Dann und wann befeuchten sie den Mund durch eine saftige Frucht oder einen in der Asche gebratenen, noch milchigen Maiskolben.



Bewohnerinnen von Yombo.

Von Zeit zu Zeit bewegt sie irgend ein Gegenstand der Unterhaltung, daß sie ihre Pfeifen weglegen. Unter den Damen bemerkte Burton drei, welche schön genannt worden wären in jedem Lande der Welt, nicht blos in Südafrika. Sie hatten griechische Physiognomien und Profile in vollster Reinheit. Die Formen würden einem jeden Bildhauer zum Modell haben dienen können und das liebliche Lächeln würde sie werth gemacht haben, „eine Venus von Bronce gegossen" genannt zu werden. Ein kurzer Ueberwurf, aus dem Baste des Boabab gewebt, war ihre einzige Kleidung, und in der That, sie verlor nicht dadurch, daß sie den Gebrauch der Reifröcke nicht kannten. Burton sagt: „Diese reizenden Hausthiere dankten mir immer mit einem Lächeln, als wären es die Grazien selbst gewesen, wenn ich ihnen einen Gruß bot oder ein paar Blätter Taback; namentlich diese letzteren öffneten mir die Herzen dieser Damen, neben denen ich unbedenklich Platz nehmen durfte, wiewohl dieses anderen Männern nicht gestattet war."

Weiterziehend findet man ein Land, welches zwar höchst ungesund ist

wegen der großen Feuchtigkeit, welches aber so außerordentlich fruchtbar, daß die Bäume den reichsten Blätterschmuck, die Blumen die größte Farbenpracht entwickeln, daß der Reis, der Mais und viele andere nährende Früchte sich mit einer Schnelligkeit erheben, welche an den östlichen Küsten ganz unbekannt ist. Unzählige Gewürze wachsen hier freiwillig, und man erhält durch den Tauschhandel mit diesen, was man irgend von den Karawanen braucht, die auch gern der köstlichen Gemüse, der vortrefflichen eßbaren Pilze, des Geflügels, des Tabacks eintauschen.

Noch einige andere Stämme, welche das Mondland bewohnen, sind wohl der Aufmerksamkeit werth; die Uanyamuézi gehören zu diesen. Sie haben ein entschiedenes Uebergewicht über ihre Nachbarn, theils durch ihren kräftigen Körper, theils durch ihren Verstand, der sie zu mancherlei industriellen Unternehmungen geführt hat. Sie können als die Typen der Bewohnerschaft jener Gegend bezeichnet werden.

Was nun ihr Aeußeres betrifft, so ist die Haut durchaus nicht schwarz, sondern braun; sie haben nicht Wolle, sondern nur krause Haare, welche sie in zahlreichen pfropfenzieherartigen Locken um das Haupt her hängen lassen wie die antiken Aegypter. Sie sind alle groß, wohlgebaut, kräftig; mager sieht man nur die Nothleidenden und Kranken und diese sind selten, denn der Boden giebt her, was man braucht, und die Leute sind gesund und werden alt; nur eine entstellende Gewohnheit haben sie, es scheint ihnen schön, die Ohren lang auszudehnen, was sie durch angehängte Gewichte thun. Ihre Bekleidung betreffend, so findet man nur bei den Häuptlingen gewebte Stoffe, sonst haben sie Felle oder sie gehen ganz nackend, bei den Kindern findet dieses immer statt, dagegen sind sie Freunde von Schmuck aller Art, sie reihen Zähne der Flußpferde, abgeschnittene Stücke der Elephantenzähne, sie reihen farbige Bohnen, Perlen, Bachmuscheln, kleine Glasstückchen an einander, ganz besonders lieben sie Armbänder von Messing oder Messingdraht geflochten. Bei ihrer Verheirathung machen sie nicht viele Umstände, dagegen wird die Geburt eines Kindes stets festlich begangen. Wenn die Mutter ihre Stunde nahen sieht, zieht sie sich in ein nahes Gebüsch zurück und nach einigen Stunden kehrt sie mit dem neugeborenen Kinde, auch wohl mit einer Ladung Holz auf dem Kopfe heim. Gebiert sie Zwillinge, was selten vorkommt, so wird eins der Kinder sofort getödtet; dann wird eine Kürbisflasche zu dem andern überlebenden gelegt und beide werden so zusammengewickelt nach Hause getragen. Nun entsteht sofort ein gewaltiges Fest, von dem man sich nicht früher erhebt, als bis alle Nahrungs- und Berauschungsmittel erschöpft sind.

Der Vater hat eine unumschränkte Gewalt über seine Kinder; er kann sie tödten, kann sie verkaufen, ohne daß es ihm irgend wie verdacht wird.

Obwohl die Ehe eingeführt ist, so sind doch uneheliche Kinder weder etwas Seltenes, noch haftet an ihnen oder ihren Eltern auch nur ein Gedanke von Schmach, ja die unehelichen Kinder folgen dem Vater in seiner Gewalt und im Besitz seiner Reichthümer, selbst unter Zurücksetzung der ehelichen Kinder, von denen man sagt, sie bedürften des Reichthums weniger, da sie ja Verwandte hätten.

Sobald der Knabe gehen kann, übergiebt man ihm die Sorge für die Hütung des kleinen Viehes; hat er vier Jahre zurückgelegt, so wird ihm Bogen und Pfeil gegeben, er wird im Gebrauch der Waffen unterrichtet und erlangt bald eine Fertigkeit darin. Ist er zehn Jahre, so übergiebt man ihm die Behütung und Vertheidigung der Heerden, er betrachtet sich als volljährig, er beackert ein Stück Landes, um darauf Taback zu bauen und er denkt daran, sich eine Hütte zu errichten, deren Eigenthümer er ist und in der er wirthschaften wird, wie er es von seinem Vater gesehen hat. In all den Dörfern dieses Stammes lebt nicht ein Knabe, der ungeschickt genug wäre, nicht vollkommen für sich und alle seine Bedürfnisse sorgen zu können.

Die Stellung der Mädchen ist nicht minder merkwürdig, als die der Knaben. Sobald sie die Kindheit überschritten haben, verlassen sie das elterliche Haus, um sich mit Mädchen gleichen Alters zu verbinden. Vier, sechs, auch acht, wenn sie zahlreich sind, vereinigen sich, um mit gemeinsamen Kräften eine größere Hütte zu bauen, welche so viele Abtheilungen hat, als Mädchen von neun bis zehn Jahren dort beisammen sind.

Dies ist das Heirathsbureau, hier empfangen sie, ohne irgend einen Vorwurf zu befürchten, jeden, der ihrer Gunst werth scheint. Der Umgang solcher Art hat immer die natürlichen Folgen und alsdann muß derjenige, welcher dem Mädchen am besten gefällt, sie heirathen. Stirbt sie vor der ehelichen Verbindung, so muß der Liebhaber dem Vater die herkömmliche Bezahlung geben. Jeder junge Mann verheirathet sich, sobald die Mittel dazu reichen. Der Preis richtet sich nach der Schönheit der Waare und darnach, wie stark der Markt besetzt ist. Der niedrigste Preis für ein Mädchen ist eine Kuh, der höchste, der wohl niemals überschritten wird, ist der von zehn Kühen. Der Kauf ist ein vollständig reeller, so daß die Waare, wenn sie nicht preisentsprechend ist, zurückgegeben werden kann; auch im Falle einer Untreue kann der Gatte für die erlittene Beschädigung seines Gegenstandes eine Entschädigung von dem Beschädiger fordern. Verkaufen im eigentlichsten Sinne des Wortes darf der Mann seine Frau nur im Falle der Noth.

Nach der Hochzeitsfestlichkeit zieht der Mann in die Wohnung seiner neuen Frau und er bleibt bei ihr so lange, bis es ihm gefällt, zu einer

andern Frau zu ziehen, denn die Vielweiberei ist ganz allgemein bei denjenigen, welche im Stande sind, sich solche Luxusartikel wiederholt anzuschaffen.

Natürlich sind bei solchen Sitten die Familienbande sehr locker und die Liebe der Gatten zu einander nicht eben groß. Man kann jeden Tag sehen, daß ein Mann, der von der Küste zurückkehrt mit Stoffen beladen, so viel wie hundert Menschen tragen können, doch seiner Frau ein Stückchen blauen oder rothen Kattun verweigert, aus welchem sie sich ein Staatskleid machen will, und das, da es nur drei Ellen Zeug von einem Fuß Breite in Anspruch nimmt, gewiß nicht ganz so kostbar ist, als die 30 bis 36 Ellen des schwersten brochirten Seidenstoffes, welche die Frau Assessorin oder die Frau Lieutenantin zu ihrem Gesellschaftskleide braucht, aber man kann auch eben so sehen, daß die Frau den geliebten Gatten ganz einfach vor Hunger sterben läßt, wenn er nicht selbst für seine Lebensmittel sorgt.

Die häusliche Wirthschaft betreffend, so sorgt der Mann für das Heerdenvieh und für das Geflügel des Hofes, die Frau dagegen für den Acker und den Garten, den Taback baut ein jeder für sich, denn ein jeder weiß sehr gut, daß er von dem andern nicht ein Blättchen dieses kostbaren Krautes erhalten würde.

Wird eine Frau Wittwe, so ist sie ganz ihre eigene Herrin, so lange es ihr beliebt, und wenn sie einiges Besitzthum hat, so pflegt sie dasselbe nach Laune und Vergnügen zu verthun, daher kommt es, daß schwerlich ein Sklave oder Diener, welcher von der Küste mit einer Karawane hierher kommt, nicht bei seiner Abreise ein ziemlich werthvolles Angedenken aufzuweisen hätte.

Die Völkerschaft der Uanyamuézi führt ein ganz eigenthümliches Leben. Ihre Häuser sind besser gebaut, als die anderer Negervölker, sie sind mit festen Wänden von Lehm und Stein errichtet und entbehren nicht des äußern wie des innern Schmuckes; sie machen auch in einem eigenthümlichen Anfluge von Kunstsinn kolossale menschliche Statuen, welche man für Götzenbilder zu halten geneigt ist; sie sind es aber nicht, sondern sind blos zur Verzierung ihrer Wohnungen, besonders aber ihrer öffentlichen Gebäude bestimmt. Solcher findet man in jedem Dorfe zwei, eines derselben ist ausschießlich für die Frauen bestimmt und es darf Niemand hinein, der nicht ihrem Geschlechte angehört; das andere am entgegengesetzten Ende des Dorfes gehört eben so ausschließlich den Männern, es ist ihre Ressource, ihr Kasino. Am Eingange desselben stehen gewöhnlich ein paar solcher Thonfiguren, auch sind wohl andere Theile des Hauses damit ausgeschmückt. Das Innere dagegen würde sich wenig von dem anderer Häuser unterscheiden,

wenn es nicht eine so bedeutende Ausdehnung hätte, daß so ziemlich alle Männer eines Dorfes gleichzeitig Platz fänden. Man findet darin vor allen Dingen eine große Masse von Lagern aus Holz, täuschend ähnlich denjenigen, welche man in unseren Wachtstuben sieht und mit dem Namen Pritsche bezeichnet, nur sind sie nicht gerade von Brettern und Bohlen, sondern von Stangen, von abgeschälten Zweigen der Bäume gemacht und das Ruhen darauf hat, was das Gefühl für den Körper des Europäers betrifft, eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem, was der Soldat „auf Latten liegen“ nennt.

Allerdings suchen sie sich dieses Lager ein wenig minder schmerzhaft zu machen, indem sie Felle von Thieren darauf ausbreiten, aber sie werden doch nicht ganz unseren Sophas oder Ruhebetten gleich.

An der Mauer sind rund herum kleine und große Kasten befestigt, deren jeder seinen eigenen Herrn zu haben scheint. Hierin bewahren sie ihren Taback, ihre Maiskolben, ihre sonstigen Speisevorräthe, ihre Pfeife, ihre Trinkgefäße und Löffel, sie haben auch in einem Winkel der Hütte einen ausgehöhlten Baumstamm, worin der Reis gestoßen und enthülst werden kann, sie haben auch ihren Heerd zum Kochen; ferner hat ein jeder dort seine Waffen aufgehängt und gerade so ist es auch in den einzelnen Hütten, nur, wie bereits bemerkt, mit dem Unterschiede, daß Alles hier in bedeutend größerer Anzahl, das ganze Haus in größerem Maßstabe angelegt ist.

Hier bringen nun die Männer ihre Zeit zu mit Plaudern, mit Rauchen, mit Erzählen von Neuigkeiten, welche sie von den vorüberziehenden Kaufleuten aufgefangen haben, mit Spielen und Singen. Kurz, wir sehen, es ist thatsächlich ganz und gar das, was wir in Europa mit dem Namen eines Klubb oder eines Kasino bezeichnen. Findet ein Unterschied statt, so liegt er lediglich darin, daß ein jeder seine Lebensmittel sich mitbringt, daß er sich nicht seinen Kübel Weißbier oder seinen Schoppen Wein vom Wirthe einschenken läßt, sondern ihn aus dem ihm zugehörigen Kasten nimmt, dessen Inhalt von einem jeden respektirt wird, denn so große Diebe die Bewohner des Mondlandes sind, so wenig sind sie es doch in der Kameradschaft. Hier bringen diese Männer ihre ganze freie Zeit zu und es kommt gar nicht selten vor, daß der Neuvermählte die Hochzeitsnacht hier mit Trinken, Spielen und Essen weilt und im Taback- und Hanfrauchen ein größeres und reelleres Vergnügen findet, als seiner in den Armen der angebeteten Schönen wartet.

Die Trennung der beiden Geschlechter von einander ist überhaupt ganz vollständig, sie essen selbst nicht zusammen und ein Knabe von sieben bis

acht Jahren würde ganz trostlos sein, wenn er die Mahlzeit seiner Mutter theilen sollte.

Die Einwohner sind von einer Unzahl kleiner Fürsten regiert, welche, wie klein sie auch sind, entsetzliche Tyrannei zu üben verstehen. Ihre Gewalt ist erblich, scheinbar sind sie durch einen Rath unterstützt, allein sie folgen immer ihrem eigenen Rath und würden es wahrscheinlich ihre edlen Rathgeber mit dem Leben büßen lassen, wenn sie etwas Anderes zu rathen wagen wollten, als der Wille des Herrn voraussetzt.

Sklaverei und Dienstbarkeit ist ganz allgemein, sie ist auch, wie es scheint, keine Schande und einer der Fürsten selbst, mit dem Burton in Berührung kam, hatte seine eigenen Söhne als Lastträger vermiethet. Einer derselben, Fundikira, erhielt die Nachricht von dem Tode seines Vaters gerade während der Arbeit; augenblicklich legte er seine Last nieder und wanderte heimwärts, um seine Erbschaft anzutreten. Er heirathete alle Frauen seines Vaters, führte jedoch nicht lange ein glückliches Leben, sondern erkrankte bald durch seine Schlemmerei und sein Tod konnte nicht gehindert werden dadurch, daß er einer seiner Frauen nach der andern den Hirnschädel zerschmettern ließ, als möglicherweise Schuld an seiner Krankheit.

Nach den Beschwerden einer mehr als halbjährigen Reise, am 10. Februar des Jahres 1858, erreichte Burton mit seinen Begleitern eine Hügelkette, von welcher er, den Himmel beobachtend, am Horizont eine blaue Linie erkannte, welche, von der Sonne glänzend beschienen, einen Bergzug andeutete. Weiter schreitend, fragte Burton seine arabischen Begleiter, was jene glänzende Linie dort unten sei.

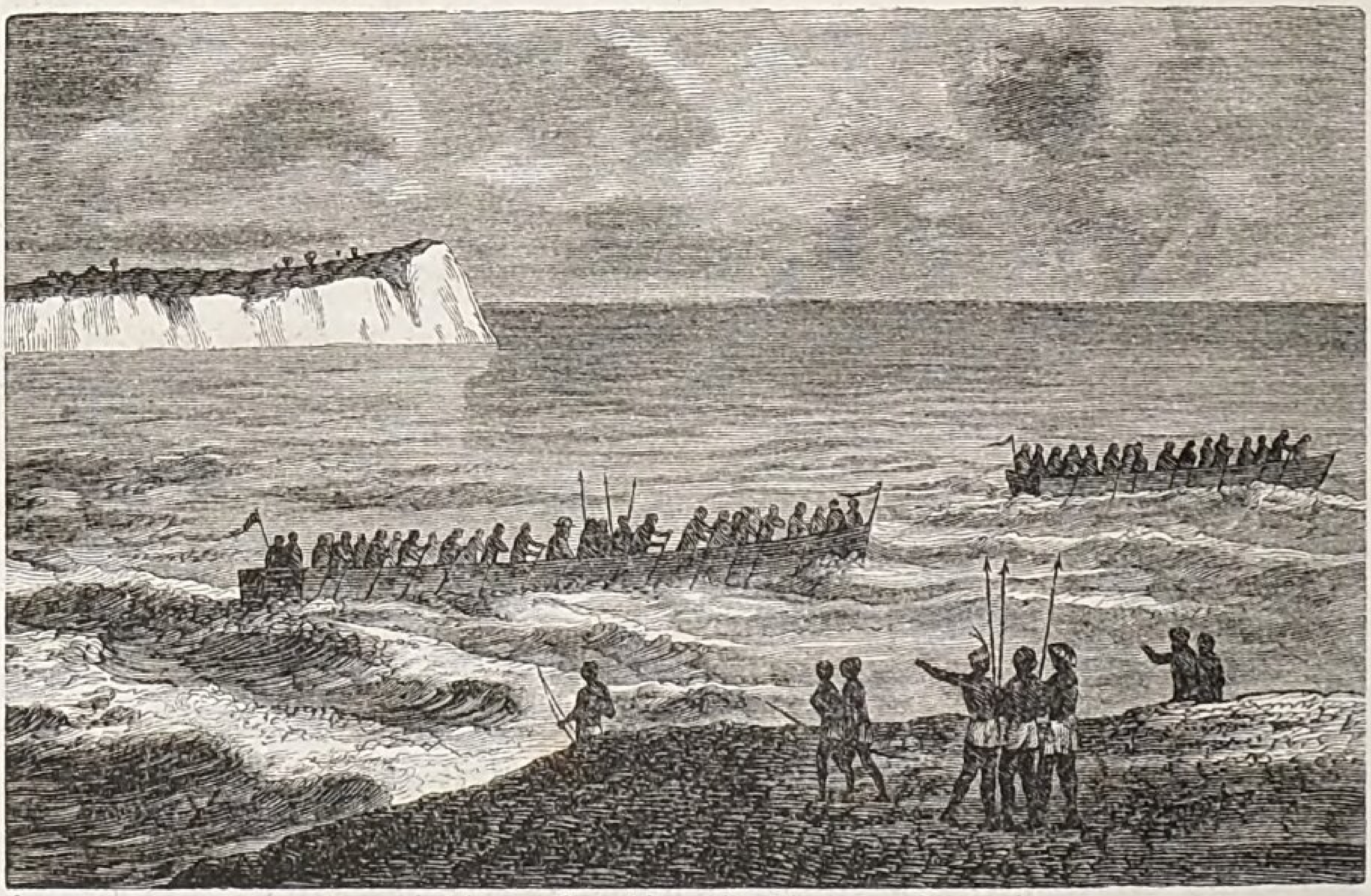
Der Araber antwortete, das ist Wasser, das ist der See, den du suchst.

Bei diesem Anblick ergriff den Reisenden ein wahrer Ingrimm, um solcher unbedeutenden Pfütze willen seine Gesundheit geopfert und das Leben vieler Anderer in die Schanze geschlagen zu haben und er verwünschte und verdammte die lügnerischen Araber und ihre Uebertreibungen.

Aber man näherte sich dem See, der Stand der Sonne wurde ein günstigerer, die Bäume verbargen nicht mehr einen Theil des Horizonts und siehe, es entwickelte sich der See Tanganyika in seiner ganzen Pracht und Schönheit, da ruhte er im Schooße der Berge und im Glanze der tropischen Sonne. Man konnte seine blauen Wogen auf die Ferne von wenigstens 18 deutschen Meilen übersehen. Die Länge desselben war durchaus nicht zu überblicken, sie beträgt, wie spätere Untersuchungen zeigten, wenigstens 75 deutsche Meilen.

Am Horizont erhob sich ein Gebirge wie eine Mauer von grauem Stahl, gebaut durch einen weitgestreckten Nebel, durch welchen die Spitzen der Berge drangen, die sich auf einem tief dunkelblauen Himmel lebhaft abhoben. Felsspalten sah man von dort herabsteigen, sie schienen sich tief in das blaue Binnenmeer zu versenken.

Wie man sich dem langersehnten Ziele näherte, so entwickelte sich immer mehr davon, man bemerkte Vorgebirge, welche weit hinein traten und von reizenden Inseln umkränzt waren. Durch das Fernrohr konnte man Dörfer und wohlbebaute Felder, konnte man auf dem See zahlreiche Ruderkähne bemerken. Endlich war man so nahe, daß man das Gemurmel der Wellen hören konnte und Burton sagt, daß die Gegend so wunderschön sei, daß, um mit den allerherrlichsten Landschaften der bekannten Erde zu wetteifern, nichts fehle, als schöne Villen und Gärten im engländischen Geschmack.



Burton auf dem großen afrikanischen Binnenmeer Tanganyika.

Der Reisende vergaß Alles, die erlittenen Gefahren und Strapazen, die Ungewißheit der Rückkehr, er war hingerissen von dem, was er sah, und die Begleiter theilten sein Entzücken. Noch an demselben Abende versicherte er sich einiger Kähne und er vermochte kaum den Morgen zu erwarten, um sich ihrer zu bedienen.

Aber was ihn in Erstaunen setzte, war die geringe Bevölkerung; er hatte aus den Beschreibungen der Araber vernommen, daß hier eine gewaltige

Hauptstadt sei, daß hier ein ausgedehnter Markt die Völker der Umgegend versammle und nun schien es, als sei von allem diesen nichts zu finden; auch die Stadt Ujiyi war nicht zu sehen. In zwei langen Kähnen saßen die Reisenden, von Ruderern umgeben, und befuhren das langersehnte Binnenmeer, dessen Breite so groß war, daß man selbst von den höchsten Bergen der Umgegend das andere Ufer nicht sehen konnte. Nach mehrstündigem, ziemlich schnellem Fahren gelangte man in eine immer flachere Seegegend, unzählige Wasserpflanzen bedeckten die Oberfläche und endlich stießen die Schifflein mitten unter einem großen Haufen anderer, die im Schilf verborgen waren, auf den Sand; das war der Quai der großen Handelsstadt Ujiyi.

Die Reisenden stiegen aus und befanden sich in einem Haufen Eingeborener, größtentheils von ziegelrother Farbe, welche in den heißen Strahlen der Mittagssonne brateten und sich dabei ganz wohl zu befinden schienen. Braten konnte man diese Existenz wohl nennen, denn nicht nur befanden sie sich den glühenden Strahlen der Sonne ohne allen Schutz ausgesetzt, sondern sie waren auch hinlänglich mit Fett begossen, um mürbe, wenn auch vielleicht nicht schmackhaft zu werden. Die Leute waren hier des Handels wegen versammelt, aber sie hatten doch nicht unterlassen können, sich aufs Köstlichste zu schmücken. Wer reich genug war, um es zu bezahlen, hatte sich ganz mit rothem Ocker oder Mennige bestrichen, ein theurer Handelsartikel, also ein sehr kostbares Kleid. So geschmückt besuchten sie, wenn das Wetter günstig war, d. h. wenn die Sonne zur Genüge brannte, den Bazar, um unter einem Lärm, welcher mehrere Meilen in der Runde hörbar war und unter der Entwickelung eines ammoniakalischen Geruches, wie ihn Cäsar schwerlich empfand, wenn ihm das Volk im Amphitheater zujauchzte, ihre Hammel, ihre Hühner, ihre Fische zu verkaufen oder gegen Gemüse, gegen Wassermelonen oder Palmwein auszutauschen, wobei nicht selten Zank und Streit und in Folge dessen einige kleine Mordthaten sich ergeben, die dann einen Krieg der verschiedenen Stämme unter einander zur Folge haben.

Die Bewohner dieser Gegenden haben ganz eigene Ansichten von Schönheit, welche, wie es scheint, von beiden Geschlechtern getheilt werden. Daß sie sich roth malen und von Oel triefen, wissen wir bereits, aber sie scheeren sich auch stellenweise das Haupt oder auch ganz und gar, oder sie bilden sich von geschorenen und nicht geschorenen Stellen erhabene oder flache Diademe oder Calotten oder Tonsuren; andere flechten sich dürftige Zöpfchen, welche stramm in die Höhe stehen, noch andere setzen sich mehr oder minder schmale Trichter auf das Haupt, kurz, es ist sichtlich, daß sie sich sehr wohl auf Verzierung ihres Körpers verstehen, aber das Glänzendste und Vortrefflichste

scheint ihnen die Verzierung mit weißer Farbe. Während der ganze Körper roth ist, oder schwarz, wenn sie nicht reich genug sind, um die rothe Farbe zu bezahlen, also leider sich so tragen müssen, wie die Natur sie geschaffen hat, wird der Kopf und das Gesicht mit Kreide schneeweiß angestrichen, geradezu damit bedeckt, beklext, was denn, wie Burton versichert, ihnen ein so häßliches als groteskes Ansehen giebt. Der Reisende hat sehr Unrecht, dieses zu sagen, er spricht damit nur seinen eigenen schlechten Geschmack aus; würde das nicht schön sein nach den Begriffen der Bewohner von Ujyi, so würden sie sich ja nicht auf solche Weise zu schmücken suchen.



Kopfschmuck der Umwohner des Binnenmeeres.

Die genannte Stadt ist übrigens ein Land, und man bezeichnet damit dasjenige, was nördlich von der Route Burtons und nördlich von dem Flusse Malagarazi liegt.

Kleider sind bei diesen Leuten im Allgemeinen nicht üblich, nur die Reicheren verschaffen sich diese Unbequemlichkeit, indem sie grobe, aber grell gefärbte Baumwollenzeuge von den Reisenden erhandeln. Einige Männer tragen Felle von Thieren, einige Frauen tragen Schürzen von dem Bast verschiedener Bäume oder daraus geflochtene Matten, immer aber sind diese durch das sehr dunkle Cocosöl gelb gefärbt und mit schwarzen Streifen, welche man mit Kohle darauf gezeichnet und eingerieben hat, verziert. So stellen sie ein Tigerfell vor oder sie sind eine Entschuldigung für ein mangelndes Tigerfell. Meistentheils aber gehen die Leute ganz unbekleidet, was

ihnen schon deshalb besser paßt, weil sie dann nicht nöthig haben, ihre Kleidungsstücke zu reinigen; sie sind überhaupt keine Freunde vom Waschen, es möge sich dabei um den eigenen Körper oder um das gedachte Kleidungsstück handeln. Ist dies letztere wirklich so weit gediehen, daß sie selbst zu der Ueberzeugung kommen, es nun nicht mehr in dem Zustande tragen zu können, in dem es vor ihnen liegt, so können sie sich doch nicht entschließen, es zu waschen, sondern sie fetten es mit Oel ein und kratzen nachher den aufgeweichten Schmutz mit Holzspänen ab.

Ein ihnen allen angehöriges Stück — wie soll man es nennen? der Bekleidung? des Schmuckes? des täglichen Gebrauches? jedenfalls aber ein Utensil, dessen sie nicht entbehren können — ist eine starke Klammer oder Klemme, welche einen ganz besonderen Zweck hat.

Die Leute sind über alle Art leidenschaftlich dem Tabackschnupfen ergeben, aber sie schnupfen nicht auf unsere Weise. In einem kleinen ausgehöhlten Horn befindet sich der geriebene Taback, in einem anderen, etwas größeren befindet sich Wasser, und ohne diese beiden verläßt kein Eingeborener seine Hütte. Wenn sie schnupfen wollen, so gießen sie etwas Wasser in die hohle Hand, rühren da hinein den erforderlichen Taback und ziehen die so vorbereitete Flüssigkeit in ein Nasenloch, halten es dann mit dem Finger zu und ziehen den Rest in das andere Nasenloch, es gleichfalls mit dem Finger schließend. Nun kommt die Klemme. Die beiden Schenkel derselben werden geöffnet und sie wird über die Nase geschoben, so daß dadurch die beiden Oeffnungen derselben fest geschlossen werden; auf diese Weise genießen die guten Leute des unbezahlbaren Krautes, und sie lassen die Klemme auf der Nase sitzen, bis das durch den Taback erzeugte Kribbeln vollständig erschöpft ist. Man sieht, daß auf solche Weise viel mehr genossen wird, als wir im Stande sind, unserem Produkt abzugewinnen.

Rund um den großen See wohnen eine Menge verschiedener Völkerschaften, welche behaupten, daß sie sich auf das Deutlichste von einander unterscheiden, allein Burton und Speeke behaupten, daß sie fast gar nicht unterschieden von einander seien und daß ihre Sitten und Gebräuche so ähnlich sind wie ihre Namen, die sämmtlich mit einem U anfangen — Ugoma, Ukuha, Ukate, Urundi, Ubunha, Utowe, Utembe ꝛc. ꝛc.

Die Leute sind beinahe Amphibien; sie können ohne Beschwerde Stunden lang im Wasser bleiben, indem sie gleich den Seehunden bald hoch, bald tief schwimmen, bald senkrecht stehen, eine Gelenkigkeit und eine Kraft entwickeln, welche an das Unglaubliche grenzt, aber obwohl ihnen all dergleichen bis auf die ermüdendste Arbeit durchaus nicht schwer zu werden scheint, so thun sie doch nicht den geringsten Dienst, ohne sich denselben unverschämt

bezahlen zu lassen. Unter einander scheinen sie nicht höflich umzugehen, wiewohl sie außer dem Hause ein gewisses Ceremoniel zu beobachten pflegen. Sie fassen sich bei der Begegnung bei den Armen und scheuern sich an einander wie Schweine an einem Zaunpfahl, wobei ein Jeder dem Andern zuruft: „wie befindest du dich, wie befindest du dich!“ Im andern Falle beugen die einander begegnenden Frauen die Kniee bis zur Erde und wiederholen solche stumme Verbeugungen. Die Kinder sind wahrhaft abscheulich, sie sind häßliche, fratzenhafte Nachahmungen ihrer Eltern und verschmähen jede Civilisation, sind unter einander in fortwährendem Zank und Hader, sie beißen sich mit den Zähnen und kratzen sich mit ihren krummen Klauen wie boshafte Katzen, auch zwischen Eltern und Kindern sah Burton keine andere Art von Verkehr, als daß sie einander kniffen bis es blaue Flecke gab, oder sich bis aufs Blut kratzten.

Der Trunk oder der Genuß des berauschenden Hanfes ist ein auf die erschreckendste Weise verbreitetes Laster. Nirgends sieht man so viele schwankende und taumelnde Gestalten mit schwerer Zunge lallend, wie hier; diese Kreaturen nähern sich mehr den Thieren als den Menschen.

Hierin hat der große Reisende jedenfalls sehr Unrecht, denn das Trinken berauschender Getränke und das Berauschtsein durch dieselben ist einer jener großen Vorzüge, deren sich der Mensch den Thieren gegenüber erfreut; kein Thier betrinkt sich, man thut mithin den Thieren eine ganz unverdiente Ehre an, wenn man sagt: „er ist betrunken wie ein Vieh;“ das Vieh könnte eher von einem civilisirten Mops sagen, den seine Herrin mit Liqueur-Bonbons gefüttert hat: „er ist betrunken wie ein Mensch“, als umgekehrt.

Die Völkerschaften unter sich befinden sich häufig in blutigen Kriegen, welche immer mit Ermordung der nicht mehr arbeitsfähigen Einwohner und mit Hinwegführen der arbeitsfähigen und allen Viehes enden.

Nach dem Kampfe beschäftigen sie sich weder mit den Verwundeten noch mit den Todten, sie rauben ihren Feinden auch keine Siegeszeichen, sondern nur sie selbst, die noch Lebenden, die in Gefangenschaft geführt werden. Dennoch sind sie gastfrei und empfangen den Fremden gern, darunter verstanden auch den Eingeborenen, wenn er nicht ihres Stammes ist. Die erste Frage, die sie ihm vorlegen, ist, ob er sie von ferne gesehen habe, d. h. ob er von ihnen sprechen gehört. Verneint der Fremde dies unglücklicherweise, so ist die unausbleibliche Folge ein Krieg gegen den Stamm des Fremden, der diesen Stamm lehrt, was sie für Helden sind.

Burton hatte gehört, daß der See sich gegen Norden durch einen großen Fluß entlade, und so gefährlich die Reise zu jenen ganz unbekannten Gegenden sein mochte, er beschloß dennoch, sie zu unternehmen und schiffte sich

zu diesem Zwecke ein, aber die Ungastlichkeit der nördlich wohnenden Völkerschaften gestattete nicht, mit ihnen in irgend welche Unterhandlungen zu treten. Es wurde daher der See in der Gegend eines gewaltigen Felsens von ungefähr fünf Meilen Länge, welcher aus seiner Mitte hervorstarrt, durchschnitten.

Der Boden schien in der Gegend ihres Landungspunktes ziemlich gut bebaut, doch hatten sie so viel von den menschenfresserischen Neigungen gehört, daß sie sich vorläufig hüteten, den Fuß ans Land zu setzen. Nachdem sie jedoch einige Tage auf dem Wasser zugebracht und die Küsten sorgfältig erkundet hatten, wagten sie ans Land zu gehen. Sie fanden eine große Menschenmenge versammelt, sofort zum Tauschhandel bereit. Sie boten Elfenbein, Sklaven, Ziegen, Gemüse und andere Nahrungsmittel aus und verlangten Salz, Kleidungsstoffe, Metall und Schmuck. Die Raubthiere, die Krokodile, die ungesunde Luft und die Eingeborenen selbst sind gleich gefürchtet; diese letzteren, alle Arbeit verabscheuend, bauen nicht das Land, sie leben lieber von Würmern, Puppen der Insekten, verwesten Fischen und von dem Fleische ihrer gefangenen Feinde, als daß sie sich Früchte ziehen, Heerden halten oder Getreide aussäen sollten. Ja sie treiben die Faulheit so weit, daß sie das Menschenfleisch roh essen, indessen ihre Nachbarn es doch wenigstens braten. Glücklicherweise sind sie selbst so elend, daß mehr die Todten als die Lebenden von ihnen zu fürchten haben.

Nach kurzem Aufenthalt verließ die Expedition dies Kannibalenland, um sich nach Norden zu wenden, wo sie ziemlich in der Nähe des nördlichen Endes dieses Sees das Land Uvira erreichte, dessen Bewohner seltsam abstachen von den menschenfressenden Wichten, welche man so eben verlassen. Als man sich dem Ufer näherte, versammelte sich daselbst eine große Menschenmenge, welche die Nahenden mit Gesängen begrüßte. Die Führer der Kähne beantworteten diese schmeichelhafte Aufnahme unmittelbar nach der Landung durch einen Tanz, geschickter, als ihn schlecht dressirte Bären ausführen konnten. Die Ruderer in den Kähnen rieben sich die Rippen und die Hüften an den Seiten des Bootes und an den Ruderstangen, wahrscheinlich um die am Ufer Stehenden auf solche Weise zu begrüßen, denn auch hier ist es Sitte, daß die Begrüßung dadurch ausgeführt wird, daß man sich an einander scheuert.

Das Ufer war mit Matten belegt, um die Ankömmlinge freundlich zu empfangen, die Gesänge wurden von dem Ton großer Hörner, sonderbar gestalteter Pfeifen und Flöten, von dem Klange der Trommeln aus Baumstämmen und vieler verschiedener metallener Glöckchen begleitet. Es eröffnete sich alsbald ein geregelter Handel, in dem ganz ordentlich Preise aufgestellt,

die Waaren bemäkelt, bedungen und endlich zu geringeren als den angeforderten Preisen ausgetauscht wurden.

Dies ist der letzte Ort, bis zu welchem die arabischen Händler gedrungen sind. Die ferner nach Westen liegenden Gegenden sind völlig unwirthbar.

Capitain Burton fand hier das Ziel seiner Reise, denn nachdem er sich auf das Sorgfältigste um den vermeinten Abfluß des Sees gen Norden erkundigt hatte, hörte er überall und so auch von drei Söhnen des Häuptlings, daß im Norden allerdings ein Fluß befindlich, daß er aber nicht die Wasser des Sees entführe, sondern umgekehrt die Gewässer der nordwärts liegenden Berge dem See zuführe. So verschwand die Hoffnung, welche Burton gehegt, in diesem See die längst gesuchten und immer noch verborgenen Quellen des Nil gefunden zu haben.

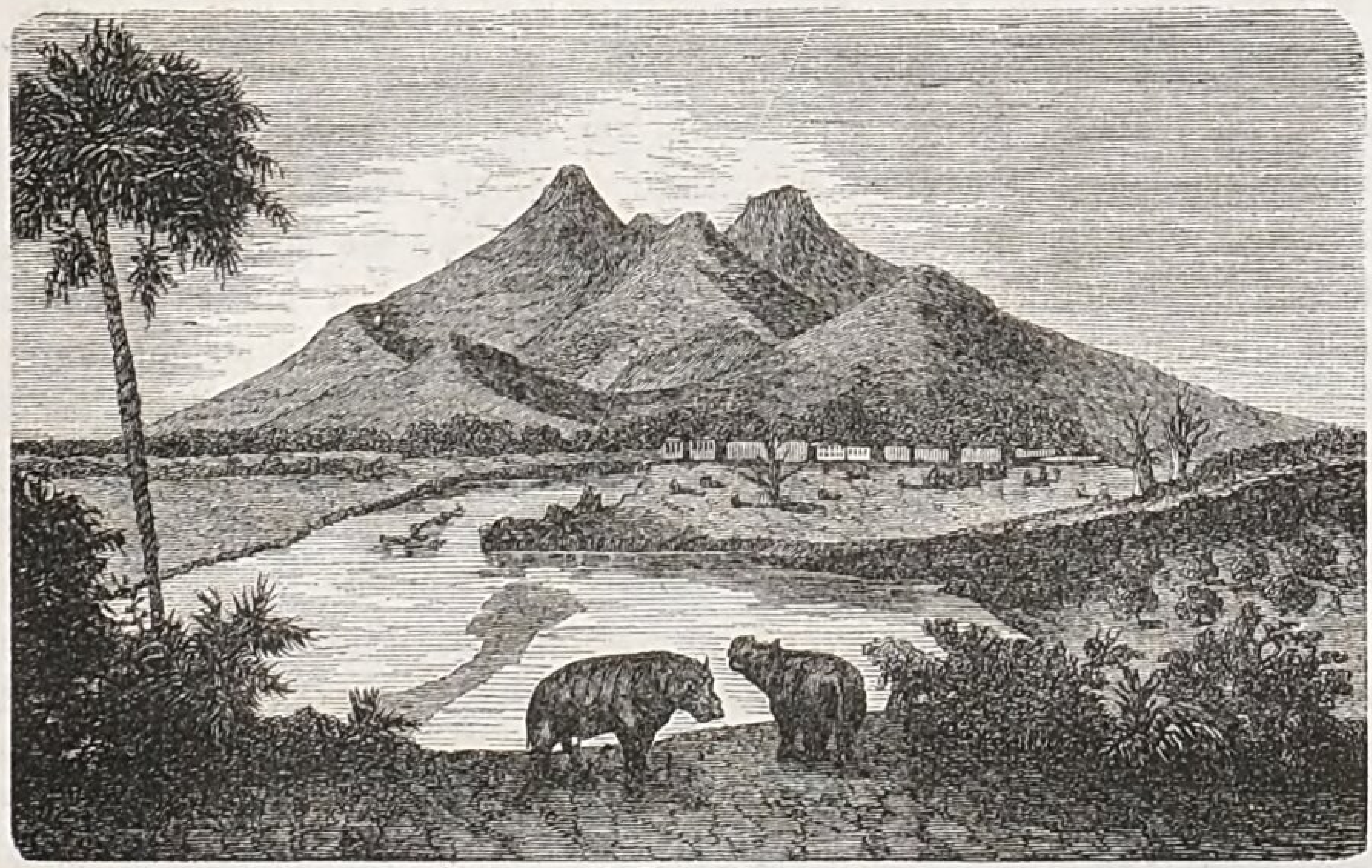
Burton wollte doch noch versuchen, wenigstens bis an die Nordgrenze des Sees zu gelangen, aber Niemand zeigte Neigung, ihn dahin zu begleiten, abgesehen von den bisher ihn bedienenden Schiffern, welche zurückkehren wollten, so war auch von den Bewohnern von Uvira nicht ein einziger zu bewegen, die Reise dorthin zu unternehmen.

Bald nach seiner Rückkehr veröffentlichte Burton seine Entdeckungen, aber merkwürdigerweise überging er darin ganz und gar die Leistungen des Capitain Speke, er spricht nur von sich und erwähnt kaum des Namens seines Begleiters. Was der Beweggrund dieser Schweigsamkeit ist, möge hier ununtersucht bleiben, aber wir haben diese Gründe jedenfalls nicht und dürfen wohl sagen, daß Capitain Speke zur Lösung der Frage über die Quelle des Nil bei weitem mehr beigetragen hat, als Capitain Burton.

Während dieser Letztere an sein Lager gefesselt war, begann Speke eine von jener ersten Unternehmung gesonderte zweite nach dem Norden von Kazeh. Er verfolgte diese Richtung auf die Länge von nahezu 45 deutschen Meilen, wozu er 25 Tage brauchte; der Weg war durchaus ungangbar und mußte Schritt für Schritt erkämpft werden, noch niemals war ein Europäer auf demselben vorgedrungen. Am 28. August des Jahres 1858 entdeckte er von der Spitze eines Hügels das beinahe unermeßliche Becken des Sees Ukarewe; mit einem Blick ließ sich die Wahrheit dessen feststellen, was die arabischen Führer ihm darüber gesagt hatten, daß nämlich dieser See bei weitem größer sei, als der Tanganyika. Er war so breit von Osten nach Westen, daß man von der Mitte aus keines der beiden Ufer entdecken konnte, und von Norden nach Süden war er so weit gestreckt, daß Niemand seine Länge kannte. Der südlichste Punkt des Sees liegt unter dem 2. Grad 30 Minuten südlicher Breite, seine Oberfläche liegt ungefähr 3500 Fuß

über der Fläche des Oceans. Die von den Eingeborenen erhaltenen Nachrichten geben ihm nur 2 Grad Länge von Süden nach Norden, da man jedoch nur nach Tagereisen rechnet und die guten Leute von astronomischen Bestimmungen keine Ahnung haben, so läßt sich hierauf nur wenig geben.

Aus dem Norden ergießt sich ein Wasserstrom, den man eher eine Verlängerung des Sees nennen könnte, so weit nordwärts, daß Speeke glaubt, derselbe müsse den weißen Nil entweder in der Gegend von Kondikoro oder Belenia erreichen, welches die fernsten Punkte sind, bis zu denen Reisende von Aegypten oder Nubien her gekommen sind.



Letzte ägyptische Niederlassung in Fazuglo.

Diese Ansicht wird auch durch die Berichte des Maltesers Andrea Debono bestätigt, welcher im Jahre 1855 einen Arm des Nil (einen Zufluß des weißen Nil) aufwärts fuhr. Derselbe hatte einen entgegengesetzten Weg gemacht, er war von Norden nach Süden den Strom aufwärts gereist und glaubt, daß jene Entdeckung nur deshalb nicht früher gemacht worden sei, weil man immer den wirklichen weißen Nil, welcher schon in den heimischen Bergen mächtig und wasserreich ist, mit dem Saubat verwechselt habe, der in der trockenen Jahreszeit gar nicht schiffbar ist, also nicht gestattet, bis zu seinen Quellen vorzudringen.

In dem vorstehenden Bildchen geben wir die letzte ägyptische Niederlassung, welche Debono bei der Durchschiffung des Landes Fazuglo zeichnete.

Im Hintergrunde sehen wir dieselbe sich an die Berge lehnen, indeß den Vordergrund die Ureinwohner, die Seekühe oder Flußpferde, beleben.

Das Land der Birmanen.

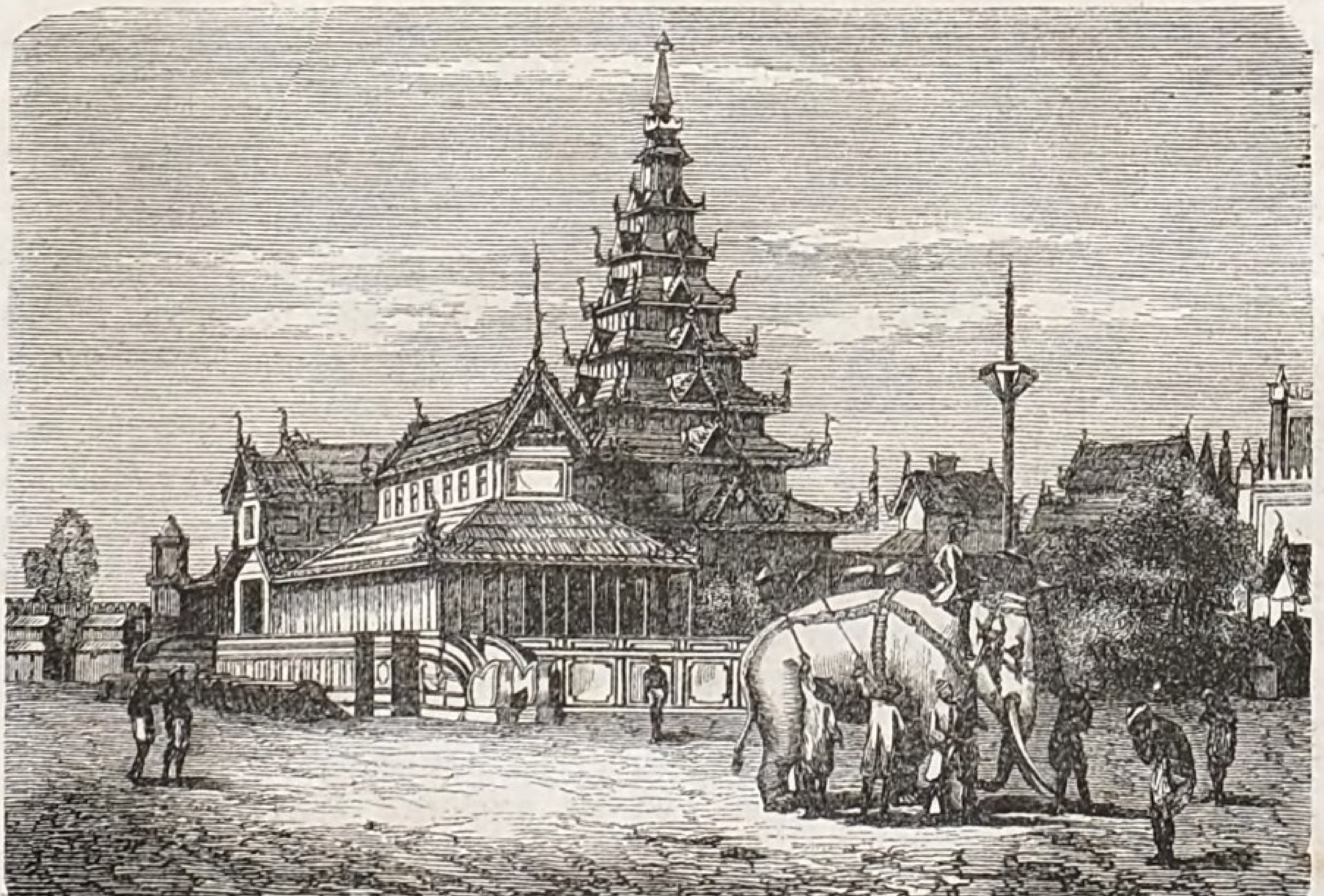
Wir haben über Indien bereits Einiges gesagt bei Gelegenheit der Betrachtungen, welche uns die gemäßigte Zone gab, weil der größte Theil an den Grenzen derselben liegt; doch haben wir noch ein gewaltiges Reich vor uns, welches, beinahe ganz in der heißen Zone, uns Gelegenheit bietet, das Erforderliche nachzuholen. Das Land der Birmanen, das Reich Ava, zieht sich auf der Halbinsel jenseits des Ganges vom Aequator bis an die südlichen Ausläufer von Thybet, stößt mit Siam zusammen und verläuft durch Cochinchina gegen das chinesische Meer gerichtet mit dem ausgedehnten Reiche von China so zusammen, daß die Grenzen nur auf unseren Karten zu finden sind, keinesweges in der Wirklichkeit, wo Alles so durch einander läuft, daß die Leute selbst nicht wissen, welchem Reiche sie angehören.

Ganz in der heißen Zone gelegen, erfreut sich Hinterindien aller Segnungen und aller Schrecken derselben. Die überreiche Fruchtbarkeit, welche durch den üppigen Boden und die starke Bewässerung genährt wird und welche eine zehnfach größere Masse von Menschen zu erhalten im Stande wäre, zeigt ihre großen Schattenseiten durch Hervorbringung eben so vieler schädlicher als nützlicher Pflanzen. Wärme und Feuchtigkeit, so wie sie die Vegetation befördern, bringen sie auch wieder Krankheiten in solcher Menge hervor, daß namentlich für Europäer das Klima ein höchst verderbliches ist.

Eine außerordentliche Menge reichhaltiger Ströme ergießt sich von Norden nach Süden und theilt das ganze Land in eben so viele Thäler. Die tropischen Regen, welche sich weit über die Wendekreise hinaus erstrecken, senden so unglaubliche Wassermassen herab, daß ein jeder Fluß gleich dem Nil und Amazonenstrom das ganze ihm zugehörige Thal überfluthet und gerade dadurch die Fruchtbarkeit so groß macht, wie zugleich das Klima dadurch schädlich, beinahe tödtlich wird.

Die mächtigsten Wälder, bis jetzt noch undurchdringlich, bedecken alle Bergabhänge und Gebirge im Norden bis zur Schneegrenze. Alle tropischen Früchte, überhaupt die Pflanzen, welche der Aequatorialregion angehören, er-

reichen die höchste Ausbildung, die größte Vollkommenheit, auch die Thierwelt zeigt sich in ähnlicher Weise entwickelt, Rhinoceros, Elephanten, Tiger, langgehörnte Büffel scheinen hier ihre Urheimath zu haben. Der Elephant, obwohl ein in Hinterindien allgemein verbreitetes Thier, genießt doch einer besonderen Achtung, man könnte fast sagen, die Leute halten ihn für einen verkleideten Menschen — mehr als das, für einen verkleideten Fürsten, welcher natürlich nicht ein Mensch, sondern ein Halbgott ist. Dem weißen Elephanten, welcher allein hier vorkommen soll, werden wahrhaft göttliche Ehren erwiesen. Wir sehen denselben hier von einem kleinen Theile seines Hofstaats umgeben, es wandeln neben ihm Bediente, die ihn mit Schirmen beschatten, nur schade, daß sie für Seine Majestät etwas zu klein sind. Er hat seine eigenen Häuser, seinen Audienzsaal, er wird auf jede mögliche Weise gepflegt und man sorgt dafür, daß ihm kein Vergnügen fehle; deshalb hat er ein zahlreiches Serail von den allerschönsten Elephantinnen und man führt ihn alltäglich in seinem Harem umher, damit er die Wahl treffe und man ihn dann mit seiner Schönen allein lassen kann.



Der Palast des Königs und der weiße Elephant.

Der hier zur Verehrung vorgeführte ist ein prächtiges Thier von 12 Fuß Höhe und er ist schon seit mehr als funfzig Jahren im Besitz des Herrschers. Das weiße Aussehen rührt von einer Krankheit her, er ist ein Albino oder Kakerlak, wie es die weißen Mäuse und die weißen Neger sind.

Man sieht dieses an der feuerrothen Iris, welche für eine große Schönheit gehalten wird; die Indier sagen, deren Auge sehe aus wie ein Ring mit neun Edelsteinen.

Die Verehrung gegen ihn geht so weit, daß selbst der Hakenstock, welcher seinem Kornak dient, um ihn zu lenken, von oben bis unten mit Perlen besetzt ist, die Binden, welche er um den Kopf, um den Gürtel und sonst um den Leib trägt, sind von scharlachrothem Tuch und ganz mit Edelsteinen besäet. Wenn er in großem Kostüm erscheint, so trägt er auf dem Kopfe eine starke goldene Platte, auf welcher alle seine Titel verzeichnet sind; von dieser hängt über die Stirn herab ein großer Halbmond von prächtigen Edelsteinen, eben so sind seine Ohren geschmückt. Sein Haushalt besteht aus dreißig Personen und er hat einen besonderen Minister, welcher seine Staatsgeschäfte besorgt. Wenn man ihn besuchen will, muß man vor der Thür seines Hauses die Schuhe ausziehen. Auf den gegenwärtigen aber ist man nicht gut zu sprechen, er soll sehr maliciös sein und schon viele Kornaks getödtet haben. Der Grund seines ungnädigen Verhaltens liegt vielleicht in einer kleinen Rücksichtslosigkeit gegen ihn, die er übel genommen hat.

Der weiße Elephant nämlich hat eine bestimmte Apanage, aus welcher seine Bedürfnisse bestritten werden. Nun ist seit einiger Zeit das Kaiserthum oder Königreich verpflichtet, einen Tribut an die Engländer zu zahlen und da geschah es denn einmal, daß nicht genug Gold in der Schatzkammer war und man sah sich genöthigt, die Apanage des weißen Elephanten anzugreifen. Allerdings wurde eine solche Deputation, wie sie eines solchen Herrn würdig ist, an den Dickhäuter geschickt und ihm ein königlicher Brief, auf ein großes Palmblatt geschrieben, überbracht, worin der König ihn bat, sich nicht zu sehr zu ereifern über den augenblicklichen Verlust seines Einkommens, welches man habe verwenden müssen, um die rothhaarigen Barbaren zu bezahlen und was man noch vor Ablauf zweier Monate zurückerstatten werde. Allein, obschon das erhabenste Dickfell von dem Briefe vollständigste Kenntniß nahm, indem es ihn auffraß, soll dennoch seine Laune seit jener Zeit sehr gelitten haben.

Ob die eigentlich gescheuteren, ob die gebildeten Birmanen die Verehrung gegen den weißen Elephanten theilen oder ob sie denselben nur als ein Attribut der Königswürde betrachten, wie z. B. die Könige von England die sechs isabellfarbenen Pferde, welche ihre Kutsche ziehen müssen, wenn sie das Parlament eröffnen, hat noch nicht recht ermittelt werden können.

Es gilt immer für ein großes Glück, wenn ein weißer Elephant gefunden wird, daher kommt es, daß man sehr oft angekündigt findet, es sei

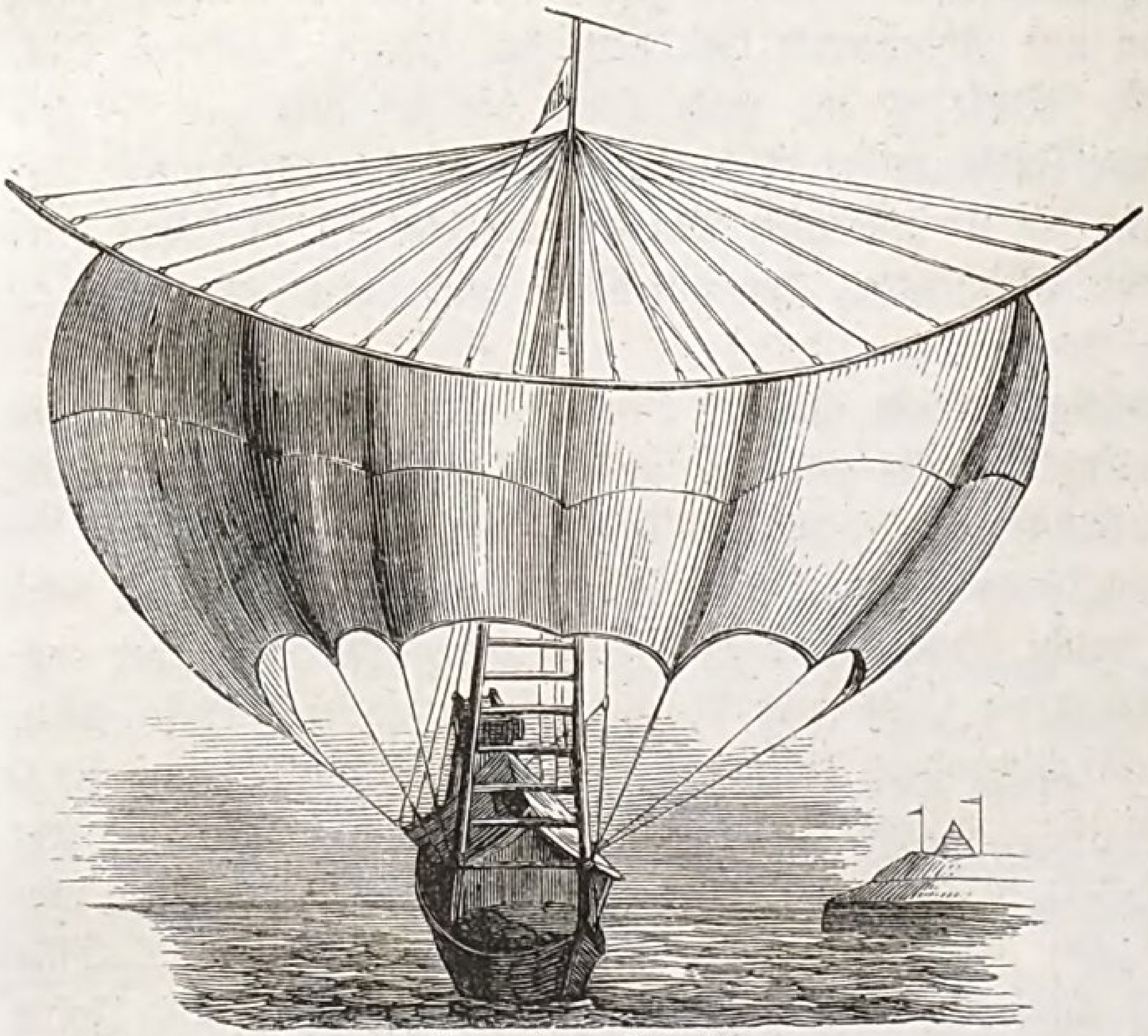
da oder dort ein solcher entdeckt worden, allein in der Regel findet sichs, daß die Prätension des gefangenen Elephanten auf den Titel eines weißen ungerechtfertigt ist. Dieselben werden einem genauen Examen unterworfen und es hält schwer, ein Thier zu finden, welches der Ehre, ein weißer Elephant zu sein, theilhaftig wird. Der Name ist übrigens falsch gewählt, man sollte vielmehr sagen roth als weiß. Die Farbe rührt nicht, wie bei den anderen vierfüßigen Thieren, von den Haaren her, sondern von der Haut, die beim Elephanten und Rhinoceros und noch bei mehreren anderen Dickhäutern haarlos ist. Diese rauhe, grobe Haut hat bei dem gewöhnlichen Elephanten die graue Farbe nasser Asche, bei dem weißen Elephanten aber die fleischrothe Farbe der neugeborenen Maus, und dies ist es, was Veranlassung giebt, den Elephanten, der allerdings nicht grau ist, weiß zu nennen.

Von dem gewaltigen Reiche, welches wenigstens 32,000 Quadratmeilen umfaßt, haben die Engländer bereits den fünften Theil an sich gerissen und zwar, wie sich von selbst versteht, die wichtigsten Plätze, die Mündungen der Flüsse mit dem fruchtbaren Deltagebiet derselben, und die zum Handel bestgelegenen Städte, welche jedoch unter der segensreichen Herrschaft der englisch-ostindischen Kompagnie rasch ihrer Vernichtung entgegengehen; so Pegu, welches einst 150,000 Einwohner hatte und seit dem Jahre 1826 auf 6000 gefallen ist; so Rangun, welches früher 90,000 Einwohner zählte und jetzt nicht mehr 10,000 hat; so Arakan, welches früher 100,000 Einwohner umfaßte und jetzt bis auf 10,000 gesunken ist; so Singapore an der Südspitze der Halbinsel Malacca, das nach der neuesten Zählung im Jahre 1855 25,000 Einwohner umfaßt, seine frühere Größe aber lediglich dadurch bekundet, daß man daselbst außer den 4000 bewohnten Häusern und Hütten 30,000 unbewohnte oder in Ruinen und Schutthaufen verwandelte Häuser sieht.

Es ist schwer zu fassen, woher dieser durchaus vernichtende Einfluß der engländischen Herrschaft kommt. Man kann durchaus nicht sagen, daß die birmanischen oder überhaupt die indischen Fürsten sehr milde Herrscher gewesen wären, im Gegentheil waren sie blutdürstige und beutedürstige Tyrannen und doch war ihr Reich so bevölkert, daß man nicht anstehen darf, es übervölkert zu nennen. Kriege der Asiaten unter einander haben allerdings viel Unheil gestiftet und viel Menschenleben gekostet, aber wenn die Engländer irgend wo erobernd auftreten, so scheint es, als ginge ein Pesthauch von ihnen aus, der Alles vernichtet, was mit ihnen in Berührung kommt. So wie Indien entvölkert ist unter ihrer Herrschaft, so beginnt das große Birmanenreich gleichfalls mit schnellen Schritten abzunehmen und wenn sie einmal Alles, was zwischen dem Gebirge und dem Meere liegt, ihr Eigenthum

nennen werden, so wird es wohl auch eine große von Bettlern bewohnte Wüste sein, wie Vorderindien es bereits seit einem Menschenalter ist.

Das ganze Land ist überreich von Flüssen durchströmt, in Folge dessen sind die Bewohner an Flußfahrt und Fischerei gewöhnt und man sieht die Ströme von Booten wimmeln, welche, im Falle ein mäßiger Wind weht, ein übermäßig breites Segel entfalten, welches natürlich eingezogen werden muß, sobald der Wind sich verstärkt. Die Schiffe sind ihrer ganzen Breite nach von einem Hause überbaut, das Hintertheil ragt sehr hoch empor, um dem Steuermann zu gestatten, daß er weit vor sich hinaus den Fluß überschaue. Sonderbar genug erscheint die Leiter, welche vom Bord des Schiffes bis zur Spitze hinaufführt. Sind die Kähne zur Kriegführung bestimmt, so pflegen sie keine Segel zu führen, sondern durch Ruder getrieben zu werden.



Segelboot auf dem Irawaddy.

Die Flüsse aufwärts befahrend, gewahrt man, daß die Birmanen vorläufig noch viel mehr Fleiß auf Acker- und Gartenbau verwenden, als gegenwärtig die Indier; so erzählt uns wenigstens der Capitain Henry Yule, welcher lange Zeit in Bengalen gestanden hat und nun im Auftrage der Handelsgesellschaft Hinterindien bereist. Es war früher allerdings in Vorderindien auch so, allein dieser Fleiß hat den unglücklichen Einwohnern nur gedient, um härter und rücksichtsloser besteuert zu werden. Alle Gegenden in der Nähe der Flüsse, welche nur einigermaßen an deren Wasserreichthum Theil nehmen, sind geebnet, in regelmäßige Flächen zerschnitten und mit den wichtigsten Pflanzen besetzt, das ist der Reis und die Oelpflanze, welche man dort Sesam nennt. Demnächst findet man aber auch einen sehr erfolgreichen

Gartenbau, dessen Früchte die Leute sowohl zu genießen als zu verwerthen wissen. Dabei herrscht so viel Geschmack in der Anlage, daß man sich in einem künstlichen Park glaubt und der Capitain Yule weiß der Schönheit dieser Gegend kein würdigeres Zeugniß zu geben, als indem er sagt, sie hätte auf ihn den Eindruck eines wohlgepflegten englischen Gartens gemacht, wenn nicht hier und da Cactushecken ihn an die Wirklichkeit erinnert hätten. Er ruft begeistert aus, daß an den Ufern des Rheins keine einzige Stelle zu finden ist, welche sich mit den Schönheiten des Irawaddy vergleichen könnte. Bald flimmernd wie ein breiter Gürtel von Silberstoff, umschlingt er die lieblichen Inseln, welche wie dunkle Smaragde darin gelagert gefaßt erscheinen. Ein andermal scheint er strahlend in dem Glanze der Sonne, als ob er ein Strom flüssigen Goldes wäre.

Vor dem Reisenden taucht Umerapura, die Hauptstadt, auf, wie in einen leichten Nebel gehüllt, welcher die Hütten und die Pagoden verschleiert, so daß die Einbildungskraft nur wenig zu thun hat, um sich Paläste von Marmor und Tempel von Porphyr und Gold zu denken.

Weiter hinauf wird der Fluß breit wie ein See und erscheint regungslos wie ein großer Spiegel, worin sich die prachtvollen Bäume (nur das Land Birma hat Bäume, was es sonst noch Aehnliches auf der Welt giebt, ist nur dürftiges Gesträuch, sagt Capitain Yule), in dem sich die fernen Berge und die goldenen Wolken des Himmels spiegeln.

Und auf dieser prächtigen Fläche sieht man unzählige Boote der Fischer, der Kaufleute, der Priester, der Soldaten hin und her eilen und nahe zu den Ufern steigt herab der dunkle Wald von Ava, aus welchem stolz emporragen die vergoldeten Spitzen der weißen Pagoden, ein Anblick, den Niemand vergessen kann, der ihn einmal gehabt.

Die Sitten dieser Völker sind sehr eigenthümlich und sie scheinen zum großen Theil von der Furcht der Despoten eingegeben oder eingeführt worden zu sein. Einen höchst sonderbaren Anblick gewährt z. B. der größte Theil der Stadt Umerapura dadurch, daß die Straßen durch Pallisaden verengert sind. Stellen wir uns vor, wir hätten eine ganz gewöhnliche Straße vor uns, welche einen Bürgersteig längs der Häuser und einen Fahrdamm zwischen beiden Steigen hätte, so müßten wir, um die Straße einer birmanischen ähnlich zu machen, da, wo Bürgersteig und Fahrdamm an einander stoßen, eine Reihe von Pallisaden jederseits errichten, und zwar so hoch, daß Niemand hinüber zu sehen vermag. Es ist diese Anordnung getroffen, damit der Kaiser, wenn er von seinem Palaste nach einer Pagode zieht, vom Volke nicht gesehen werden könne, denn dieses ist auf das Strengste verboten und das Sprichwort: „es sieht ja die Katz den Kaiser an“ ist

hier noch nicht zur Geltung gekommen. Der Reisende, welcher diese Stadt betritt, würde wenig von ihr zu sehen bekommen, wenn er nicht auf einem Elephanten seinen Einzug hielte; dieser ist das gewöhnliche Reitthier und wer auf seinem Nacken sitzt, kann allerdings über die Pallisaden hinwegsehen. Allerdings befindet sich die sonderbare Verunzierung auch nur auf dem Wege, welchen der Herrscher zurückzulegen pflegt.

Die Häuser alle, bis auf die der Herrscherfamilie und der Priester, sind mit Schindeln oder mit Palmblättern bedeckt, die Paläste dagegen haben ein dreifaches Dach, welches ganz und gar mit überaus kleinen und schmalen Ziegeln gedeckt ist. Die Stadt soll jetzt innerhalb der Mauern über 5000 Häuser zählen, welches auf eine Bewohnerschaft von 25,000 schließen läßt. Die Stadt aber mit den Vorstädten zählt 18,000 Häuser und man schätzt deshalb die Bewohner auf die Zahl von 90,000. Die Straßen durchkreuzen sich alle regelmäßig und obwohl die Eingeborenen keine steinernen Häuser bauen dürfen, sieht man deren doch genug, welche von den Fremden erbaut sind. Es ist hier wie überall, wo man zu viele Gesetze giebt und folglich zu wenig Zeit hat, darauf zu achten, daß sie auch ausgeführt werden. Der Herrscher soll täglich die vortrefflichsten Gesetze erlassen, doch, wie es scheint, nur zu seiner eigenen Beruhigung. Als derselbee ines Tages einen Menschen erblickte, der mit großem Eifer den Erdboden umher aufhackte und durchsuchte, fragte er denselben, was er mache, und jener erwiderte: „ich suche eines von jenen zahlreichen vortrefflichen Gesetzen, welche täglich von dem höchsten Gerichtshofe des Palastes ausgehen und von denen man nie wieder etwas hört."

Die Einwohner entwickeln eine wunderbare Geschicklichkeit in der Benutzung des Bambus; es scheint, die ganze Industrie des Volkes ruhe darauf. Sie bauen nicht nur ihre Häuser und Hütten, nicht nur ihre Stege über die Bäche, ihre Brücken über die Flüsse, ihre Speicher und sonstigen luftigen Gestelle, Schuppen und dergleichen, sondern auch ihre Bewässerungsräder, ihre Ruder, Masten, ihre Werkzeuge zur Fischerei, ihre Lanzen, Bogen und Pfeile, ihre Köcher, Helme und Hüte, ihre Pfeifenröhre, ihre Wasser- und Oelbehälter, ihre großen und kleinen Schachteln aller Art, ihre musikalischen Instrumente, ihre Fackeln, ihre Blasebälge, ihre Matten und Seile, Alles wird aus diesem Bambusrohr verfertigt, auch die seidenen Gewebe, für welche man das Rohmaterial von China bezieht, werden auf Webestühlen von Bambus verfertigt. Es scheint, als sei diese lebhafte industrielle Thätigkeit und die Kenntniß derselben von China hierher gekommen, auch bevölkern vorzugsweise Chinesen die Vorstädte. Die Armen scheinen die geplagtesten Unterthanen des großen Birmanenreiches, denn ein Schrichwort sagt, wenn ein Birman fünf Kinder hat, so nimmt man ihm eines derselben

zum Dienste des Herrschers, wenn aber ein Kathe (das ist ein Chinese) fünf Kinder hat, so nimmt man ihm alle fünf.

Nicht weniger interessant ist die außerordentlich reich entfaltete Kunst, lackirte Waaren von größter Schönheit zu fertigen; so mannigfaltig, daß man sich kaum einen Begriff davon machen kann.

Die Baukunst, wiewohl sie eine besondere Form angenommen hat, ist doch in einem so hohen Grade entwickelt, daß man erstaunen muß, wenn man sieht, was Menschen leisten können mit den geringfügigsten Hülfsmitteln. Die Tempel, die Wohnungen der Priester, Buddhaklöster, die Wohnungen der Prinzen haben eine solche Fülle von Schmuck und neben aller Sonderbarkeit doch so höchst elegante Formen, daß man sich ohne Zeichnung gar keinen Begriff davon machen kann. Die Verzierungen sind so reich und so überaus sorgfältig gearbeitet, sie haben eine solche vollendet schöne Zeichnung, daß wohl schwerlich europäische Baumeister etwas Aehnliches darzustellen vermögen würden, wenn man ihnen nicht die Zeichnungen dazu vorlegte, in welchem Falle dann allerdings die Kunst wieder nicht sehr groß ist, da es sich nun nur noch um Nachahmen handelt.

Der merkwürdigste Gegenstand dieser schönen Kunst ist das Ye Nan Dau, d. h. Wasserschloß des Königs, es ist ein schönes Monument des birmanischen Tempelstyls oder Klosterstyls, ist ganz von Holz gebaut, trägt in der Mitte eine Pyramide, welche man eher einen Pfeil nennen könnte, und erhebt sich auf mehrere hundert Fuß Höhe. Das Schloß wird von dem Herrscher bewohnt zur Zeit der Hochwasser, daher der Name. Es liegt selbst mitten in einem See, der in der Regenzeit zu einem Meere wird; von hier aus pflegte sonst der Herrscher den Schifferspielen zuzusehen, seitdem die Engländer aber die Ausflüsse des Irawaddy erobert und besetzt haben, von woher die geschicktesten und kräftigsten Bootfahrer kamen, haben diese Spiele aufgehört.

Von der Stadt führen zwei große Kunststraßen nach dem Tempel des berühmten ehernen Götzenbildes, welches aus Arakan hierher gebracht worden ist. Der Aufenthalt desselben heißt Maha Myat Muni. Auf den Wegen kreuzen und drängen sich unzählige Menschen, die Gläubigen eilen, um ihre Verehrung dem Gotte zu bezeugen. Das Standbild hat dreißig Mannslängen und ist aus einem Stücke gegossen, mithin ein bei weitem gewaltigeres technisches Meisterwerk, als die berühmte Münchener Bavaria, welche nicht nur viel kleiner, sondern auch aus sehr vielen kleinen Stücken zusammengesetzt ist. Der Weg ist auf seiner ganzen Länge mit Buden besetzt, in denen alle möglichen Gegenstände feilgehalten werden, vor allen Dingen aber kleine Glocken, welche die Pilger kaufen, um durch das Läuten derselben sich

den Göttern angenehm zu machen. Die Straßen selbst sind auf das Sorgfältigste unterhalten, mit steinernen Geländern eingefaßt und längs derselben findet man eine außerordentliche Masse der allerprächtigsten Bauten, doch meistentheils nur aus Holz oder aus weichem schwefelsaurem Kalk, den man Alabaster zu nennen pflegt, oder endlich aus Speckstein, also meist aus leicht zerstörbaren Substanzen, denen der dünne Ueberzug von Gold keinesweges Schutz gegen die furchtbaren, zerstörenden Regengüsse der nassen Jahreszeit gewähren kann.

Obschon die Stadt Umerapura die Hauptstadt des Reiches war, so scheint der Trümmerhaufe, welchen man Pagan nennt, noch viel größer gewesen zu sein. Der Engländer selbst sagt darüber, der Anblick erweckte unser tiefstes Erstaunen, keiner der Reisenden, der vor uns hier war, hat durch seine Erzählungen uns vorbereitet auf die Größe und die wunderbare Mannigfaltigkeit dieser Ruinen. Hier war es im Schutt der eigentlichen Stadt, wo am 8. Februar 1826 das Heer der Birmanen, befehligt durch den unglücklichen Naweng Chugen (König des Sonnenuntergangs), seine letzte Schlacht den erobernden Engländern lieferte.

Die Schlacht wurde unfern der eigentlichen Residenz als letzter Versuch, sich gegen die Waffen der Engländer aufrecht zu erhalten, geliefert und die über den Widerstand empörten Engländer zerstörten den Ort von Grund aus. Die Trümmer bedecken längs des Flusses eine Länge von zwei deutschen Meilen auf die Breite von einer halben. Die Zahl allein der zerstörten Tempel beträgt nahe an tausend; es sind deren von jeder Art und Größe gewesen und sie geben, da sie alle von Stein sind und nicht verbrennen konnten, noch jetzt einen Begriff von ihrer ehemaligen Größe. Welche Menge von Häusern, von großen und kleinen Palästen oder Hütten, welche Menge von Menschen bei der Züchtigung des schändlichen Birmanenhäuptlings, der sich den Schutz der Engländer nicht gefallen lassen wollte, untergegangen sind, liegt außer aller Berechnung.

Die Birmanen verstehen den Elephanten zu zähmen und sie machen ihn zu einem Hausthier. Die Art und Weise, wie dieses geschieht, ist nicht uninteressant und scheint für die Birmanen so anziehend, wie für die Spanier das Stiergefecht, auch ist dazu eine Art Arena, ein Circus erbaut, welcher sowohl den Acteurs dieses großen Dramas als auch den Zuschauern hinlänglich Raum bietet. Es ist ein großer Kreis von etwa 300 Fuß Durchmesser, mit einer 4 Klafter hohen Mauer umgeben. Innerhalb dieser gemauerten Umgürtung befindet sich eine zweite von starken, sehr tief in die Erde gegrabenen und oben durch mächtige Bäume verbundenen Pallisaden, deren einzelne Bäume gerade so weit von einander stehen, daß ein Mensch zwischen ihnen hindurchschlüpfen kann.

Die zu zähmenden Elephanten werden immer von bereits gezähmten Weibchen gefangen, welche ihre Aufgabe sehr wohl zu begreifen scheinen und mit einer Art von Koketterie den männlichen Elephanten anlocken, ihm schmeicheln, durch Liebkosungen seine Sinne in Aufregung versetzen, so daß er nur immerfort auf sie seine Aufmerksamkeit richtet, ohne ihm doch etwas Weiteres einzuräumen, dergestalt, daß er stets in der für ihre Zwecke erforderlichen Spannung bleibt.

Die gefangenen Elephanten läßt man längere Zeit hungern, theils um ihre erste Wildheit zu dämpfen, theils um ihre Kräfte zu erschöpfen oder wenigstens herabzustimmen.

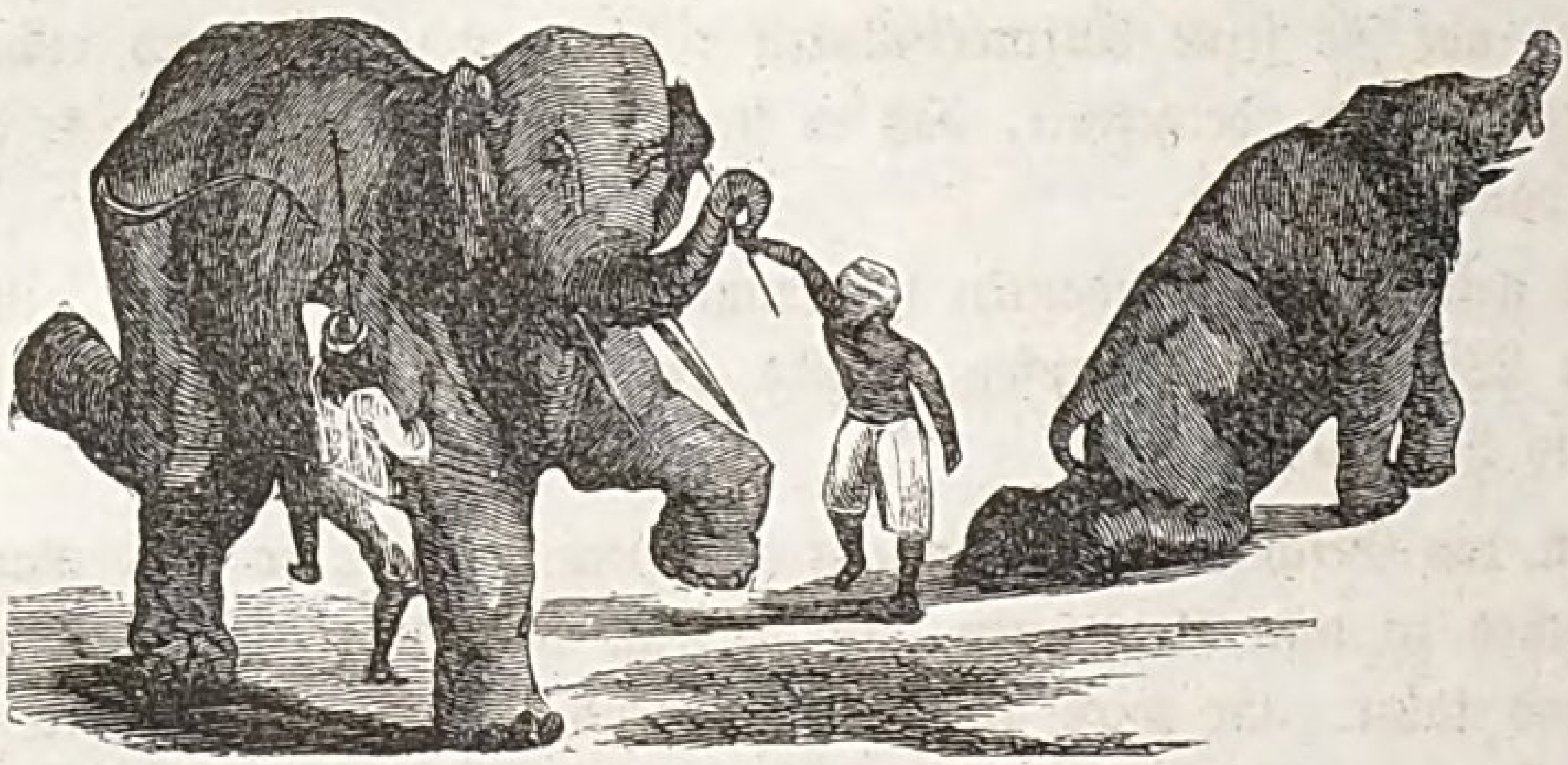
Soll das Geschäft der Zähmung begonnen werden, so läßt man wieder ein Weibchen zu dem Elephanten, dem derselbe nach kurzer Unterhaltung ohne Widerstand folgt. Er wird so in den Circus geführt und sobald er darin ist, schließt sich das Eingangsthor hinter ihm. Dann geht der weibliche Elephant, von seinem Kornak geführt, zur gegenüberstehenden Thür hinaus und der männliche Elephant ist nunmehr allein. Alsbald sucht er die Pforte, durch welche seine Schöne entwichen ist, zu sprengen, er fährt mit seinen Hauern darauf los, er kniet davor nieder, um sie zu untergraben und auszuheben, doch dafür ist gesorgt, denn Alles ist so fest, daß er seine Kraft vergeblich daran versucht. Nun treten Leute ein, welche ihn necken, ihn schlagen, ihn stechen und welche sich hinter die Pallisaden flüchten, sobald er auf sie zugeht.

Das Schreien der Zuschauer, das Pfeifen und Lärmen der Leute hinter den Pallisaden, welche ihn fortwährend necken und angreifen, das wiederholte Bedrohen von Seiten derer, die er eben vom Kampfplatz verscheucht hat und die doch im Augenblick wieder da sind, machen ihn müde und muthlos.

Endlich, wenn der arme Unglückliche jede Spur von Widerstand aufgegeben hat, wird er von der ferneren Marter befreit und man begnügt sich damit, ihm ein paar Schlingen um die Füße zu legen, um jederzeit seiner Bewegungen Herr zu sein.

Die Bemühungen um diese Zähmung scheinen den Birmanen so viel Vergnügen zu machen, daß keinen Tag der Circus leer ist, aber allerdings kommen auch noch andere Unterhaltungen vor. Man sieht nämlich daselbst die Elephanten nicht nur zähmen, sondern auch sie abrichten zu einer großen Menge verschiedener Kunststücke. Die einfachsten sind, den Gang einer birmanischen Dame und den Gang eines engländischen Pferdes nachzuahmen. Das letztere sehen wir den Elephanten zur Linken thun. Das Nachahmen der birmanischen Damen sehen wir bei dem zur Rechten, er geht nämlich

nur auf zwei Beinen und schleift den übrigen Körper am Boden liegend nach, wie es die vornehmen Damen von Birma mit ihren Schleppkleidern machen.



Kunststücke machende Elephanten.

Außer diesen sehr einfachen Kunststücken sieht man allerdings die Elephanten noch andere vollziehen, welche mehr Fertigkeit fordern, so lernen die Elephanten eine Treppe hinaufgehen, welche sie sich selbst während des Kunststücks aus Klötzen von der Größe gewöhnlicher Trommeln aufbauen, sie stellen 6 oder 8 derselben in einen Kreis zusammen, so daß die Entfernung der einzelnen die bequeme Schrittweite des Elephanten beträgt. Der Kunststückmacher steigt nun auf zwei dieser Klötze, nimmt mit dem Rüssel einen dargebotenen Klotz ähnlicher Art auf und setzt denselben auf die dritte und einen andern auf die vierte Stelle, worauf er diese beiden Klötze besteigt und von hier aus auf die anderen setzt, bis er rundum gekommen ist. Nun erhöht er die Stufen nochmals und es soll vorkommen, daß ein geschickter Elephant in solcher Art 12 über einander setzt und dann oben umher spaziert, als befände er sich auf ebener Erde. Auf gegebenen Befehl trägt er die Treppe nun auch ab, bis er von der untersten Stufe wieder in die Arena steigt.

Noch viele andere, mitunter sehr drollige Sachen werden von dem Elephanten vollzogen, um so drolliger, als die geschickten Bewegungen bei dem äußerst ungeschickten Thiere einen um so komischeren Effekt machen, als man findet, daß sie weniger zu seinem ganzen Habitus passen, wie das Ueberschlagen, Umherrollen, gewissermaßen wie ein Rad, das Laufen auf zwei Beinen, ja sogar auf den beiden Vorderbeinen mit weit in die Höhe gestrecktem, plumpem Hinterkörper. Die Europäer beschreiben aber als das Komischste, was ein Elephant leistet, keinesweges irgend ein Kunststück, sondern die Art seiner Verständigung mit dem Kornak. Dieser nämlich hebt ihm einen der

ungeheuren Ohrlappen auf und ruft ihm den Befehl zu. Unveränderlich beantwortet der Elephant die Worte mit einem eigenthümlichen Geschrei, welches zu heißen scheint, „ich habe verstanden“, worauf augenblicklich die Ausführung des Kunststückes kommt. Man kann sich allenfalls denken, daß dies einen ziemlich komischen Effekt macht.

Von den Völkern, welche das große Reich bewohnen, weiß man leider nur wenig. Die Shans oder, wie sie sich selbst nennen, Tais, scheinen von den indochinesischen die verbreitetsten und die zahlreichsten zu bilden. Sie umringen den eigentlichen Birmanenstamm, der rein indischen Ursprungs ist, in einem großen Halbkreise, eine zusammenhängende Kette von der Grenze von Muripur bis in das Herz von Yunan und von Assam bis Cambodja bildend. Sie bekennen sich überall zum Buddhaismus, sprechen eine gemeinschaftliche Sprache ohne große Dialektunterschiede und haben eine ziemlich bedeutende Stufe der Kultur erreicht. Sie behaupten, daß vor vielen Jahren (d. h. vor vielen tausend Jahren) ihre Ahnherren, die großen Tais, ein gewaltiges und mächtiges Reich gegründet hätten, welches später durch innere Zwistigkeiten sich spaltete und in viele kleine Reiche zerfiel. Sie alle sind jetzt dem Reiche Ava, oder China unterworfen, das eigentliche Siam scheint sich so weit ganz allein frei erhalten zu haben, um nirgends Tribut zu zahlen, denn die Oberhoheit der Birmanen ist sonst überall anerkannt und selbst im äußersten Osten des Reiches, wo der chinesische Einfluß schon sehr stark vorwaltet, zahlen sie immer noch an das Birmanenreich.

Das ganze Land besteht aus Bergzügen, welche von Norden nach Süden laufen, mit dazwischen liegenden Thälern, in denen sämmtliche Flüsse in gleicher Richtung mit dem Gebirge nach dem indischen Meere hingehen, die ähnlich den Wildbächen einen sehr raschen, vielfältig von Wasserbächen unterbrochenen Lauf haben und stets Ueberschwemmungen verursachen, welche hoch oben zerstörend, in den weiten Ebenen des untern Laufes der Flüsse Segen bringend sind.

Jene die Flüsse begleitenden Gebirge sind von mehr oder minder wilden Völkerschaften bewohnt; diese Bezeichnung als Wilde scheint sich jedoch nur auf ihre Neigung zum Kriege zu beziehen, denn sonst sind sie civilisirter, als man glaubt. Sie bauen das Land, sie liefern Indigo, Zucker und Baumwolle und setzen sie nach den Grenzdistrikten ab; sie verstehen auch Metalle sehr gut zu verarbeiten, machen namentlich ganz vortreffliche Säbel- und Dolchklingen, machen auch Flinten, jedoch nur mit Lunten versehen, indem sie weder die Steinschlösser, noch viel weniger aber die Perkussionsschlösser kennen.

Aber kriegerisch sind sie allerdings im höchsten Grade und die mächtig-

sten dieser Stämme, welche die höheren der Gebirge bewohnen, gestatten keinem Fremden bis zu ihnen zu dringen, und wer es wagt trotz der Warnungen und Verbote, von denen man in den niedriger gelegenen Regionen zur Genüge Nachricht hat, wird ohne Weiteres geköpft, der Leichnam wird als Warnungszeichen an den Grenzen des Landes aufgehängt, der Kopf aber wird als Trophäe mitgenommen. Dies ist der Grund, warum sie von den Engländern auf das Grausamste verfolgt und, wo man derselben ansichtig wird, gleich wilden Thieren niedergeschossen werden, man will nun einmal die Leute glücklich machen und es ist in der That undankbar und strafwürdig, daß sie sich dem widersetzen.

Eines der Völker heißt Koyas und sie glauben, oder man behauptet, sie seien Abkömmlinge eines chinesischen Heeres, von welchem ihre Vorfahren bei einem plötzlich nöthig gewordenen Rückzuge abgeschnitten und zurückgelassen worden sind, man glaubt, sie hätten sich dann hier niedergelassen und, mit den Eingeborenen verbunden, stark vermehrt; der Gedanke wird einigermaßen unterstützt durch die Kleinheit der Leute, ihren wackligen Gang und ihre dicken Bäuche, welche sie thatsächlich mit den Chinesen gemein haben, wozu auch noch große Unreinlichkeit, großer Geiz, die Neigung zu betrügen und manches andere von den Chinesen kultivirte Talent gehört.

Diese Leute sind eine Geißel, eine wahre Landplage für die birmanischen Nachbarn, welche sie täglich mit Plünderungszügen heimsuchen und welche sie, so weit es ihnen der Mühe lohnt, als Sklaven mitnehmen und an den auswärtigen Grenzen für anderes ihnen nützlicheres Hausvieh verkaufen. Selbst die Städte sind nicht sicher vor ihnen und die mehrsten derselben kaufen sich die Besucher durch einen Tribut ab, welcher nicht gerade geringfügig genannt werden kann, aber doch lieber gezahlt wird, als daß man sich fortwährend im Kriegszustande gegen sie verhielte. Sie haben sich gegen einzelne kleine Staaten dergestalt in Respekt gesetzt, daß diese den Tribut an den Herrscher der Birmanen zu zahlen aufgehört und sich geradezu mit ihnen verbunden haben, denn die kleinen Fürsten wurden schließlich bis auf den Raum zwischen den Mauern ihrer Städte beschränkt, und die Birmanen thaten nicht das Geringste, um ihnen zu helfen.

In einem nordöstlichen Theile des Reiches befindet sich der Stamm der Nynginue als der am östlichsten wohnende Stamm der wilden Völkerschaften. Dieser Stamm bewohnt ein Thal, welches ungefähr 1800 Fuß über dem Meere liegt und das Bett eines sehr großen Sees gewesen zu sein scheint; noch jetzt befindet sich daselbst ein solcher von 4 Meilen Durchmesser, welcher aber auch von dieser Größe immer mehr herabzusinken scheint. Hier ist auch noch eine recht zahlreiche, Ackerbau treibende Völkerschaft.

Der See hat eine Merkwürdigkeit in den vielen schwimmenden Inseln, welche seine Oberfläche bedecken, sie sind aus gestürzten, mit Aesten und Wurzeln in einander verwickelten Bäumen entstanden, haben sich nach und nach mit Erde bedeckt und werden zum Theil bewohnt. Manche derselben sind groß genug, um die Bewohner von 4 bis 6 Hütten, die sich darauf angebaut haben, bequem zu nähren. In der Regel bedient man sich ihrer jedoch nur des Fischfanges wegen. Der Begriff schwimmender Inseln wird übrigens von den hier liegenden vollständig erfüllt. Nicht nur schwankt der Boden unter den Tritten des Wandelnden, sondern sie selbst, die Inseln, wandeln, gehen, vom Winde geführt, von einem Ufer zum andern und drehen sich bei Stürmen in großen Kreisen um sich selbst. Auf einer solchen Insel waren Reisende abgetreten, und während des Frühstücks, das sie hielten, fand sich eine übermäßig alte Frau in steter Heiterkeit wegen der Angst, mit welcher einige von der Gesellschaft der Europäer auf dem schwankenden Boden einhergingen.

Die Fürsten, welche diesen kleinen unterworfenen Staaten vorstehen, haben übrigens ihren ganzen fürstlichen Hochmuth und ihre äußere Pracht behalten, wenn schon es ihnen nicht gelang, damit auch fürstliche Macht und Würde zu verbinden, sie haben ihr Haus mit dreifachem Dache, welches den Rang des Fürsten bezeichnet (die Dächer der Priesterhäuser sind vierfach), sie haben ihren sogenannten weißen Elephanten, wenn er auch nicht weiß ist, und sie lassen sich von einem wirklich weißen Sonnenschirm beschatten, was die Hauptkennzeichen der königlichen Würde sind.

Die Gewalt, welche die Birmanen gegen diese Fürsten ausüben, richtet sich gänzlich nach der Nähe, in welcher ihr Staat zur Hauptstadt liegt. Die diesem Mittelpunkte am nächsten gelegenen sind tyrannisch unterdrückt, dagegen ist umgekehrt die Gesandtschaft, welche die an den Grenzen von China wohnenden an den Hof von Ava schicken, nichts als eine Formalität. Alle sind zwar verpflichtet, im Falle eines Krieges ein Kontinget zum Birmanen-Heere zu stellen, allein die Gesammtsumme aller derjenigen, welche auf diese Weise zu dem Hauptheere stoßen, wird die Zahl von 20,000 kaum erreichen.

Merkwürdig ist der Haß, den alle diese unterworfenen Stämme gegen die Birmanen haben, es wird denselben jede Barbarei und jede Abscheulichkeit nachgesagt, umgekehrt werden wieder die Chinesen als ganz vortreffliche, gerechte Menschen bezeichnet. Wir Europäer sind gewohnt, dieses anders anzusehen, es mag das ungünstige Urtheil über die Birmanen wohl daher kommen, daß sie die Herren sind, weiter braucht es in der Regel nichts, um schlecht und abscheulich, um ungerecht und bösartig, kurz, um tyrannisch gefunden zu werden.

Mit Ausnahme einiger der Völkerschaften, von denen wir so eben gesprochen haben, sind die Birmanen der Religion des Buddha zugethan, welche, in den Thälern des Ganges sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung entstanden, noch jetzt 200 bis 300 Millionen Anhänger zählt. Damals als Buddha dieselbe stiftete, ward Rom von seinem dritten Könige beherrscht und das westliche Asien seufzte unter der Geißel des Nabuchodonosor (Nebukadnezar).

Gautama oder Buddha ist eine historische Person und was man auch für Begriffe von seiner Göttlichkeit haben möge, was man auch, in dem Aberglauben einer finstern Religionsmeinung befangen, ihm an göttlichen Attributen beilegen möge, dieses steht fest, daß er ein großer, erhabener Charakter, daß er ein wahrer Reformator gewesen ist, welcher sich gegen die selbstsüchtige Praxis der Bramanen erhob und eine reine Moral lehrte, gerade wie sich der Gesalbte erhob gegen die Scheinheiligkeit der Pharisäer und die Mißbräuche, unter denen die eigentliche Gotteslehre der Israeliten untergegangen war.

Dieser Buddha, welcher an den nördlichen Grenzen Schakyamuni oder auch Gautama heißt, war der Sohn des Beherrschers von Kapilavastu, eines kleinen Reiches im Norden des Ganges zwischen Gorakpur und Aud (Oude). Er war demnach ein Abkömmling der Suryawas, der Kinder der Sonne.

Seine Jugend verfloß in den Vergnügungen eines Fürstenhauses, aber schon in seinem 30. Jahre kam er dahin, über die kurze Dauer des menschlichen Lebens und die Flüchtigkeit seiner Freuden nachzudenken. Er verließ seinen Palast, seine Gärten, seine Gattin und seine Kinder und nahm das Leben eines allen Freuden entsagenden Bettlers an. Und während 6 Jahre unterwarf er sich allen Entbehrungen, wie sie nur einem ganz strengen ascetischen Geiste möglich sind. Nach dieser Zeit erlangte er jene Erleuchtung des Geistes, vermöge deren er mit den Eigenschaften versehen wurde, welche einen Buddha, d. h. ein verklärtes Wesen, charakterisiren. Dies geschah an dem Orte, welcher noch heutigen Tages Buddha-Gaya heißt. Er widmete nun sein ganzes übriges Leben der Verbreitung seiner Lehre, er unterrichtete die Menschen über die tugendhaften Handlungen, über die Gesetze der Moral, er lehrte ein ferneres geistiges Leben nach dem körperlichen Tode, eine Belohnung für die Tugenden, eine Bestrafung für die Laster und Verbrechen, und starb im 80. Jahre seines Alters, 543 Jahre vor Christi Geburt.

Ohne auf die metaphysischen Spekulationen der europäischen Erklärer des Buddhaismus einzugehen, wollen wir nur sagen, daß seine Lehren sämmtlich darauf hinführen, den innern Menschen über den äußern zu stellen, zu bewirken, daß die irdischen Freuden nicht als das Vorwaltende, nicht als das

Hauptsächliche im Leben betrachtet würden, sondern daß es heilsamer sei, durch Entwickelung der geistigen Thätigkeiten zu einer Moral zu gelangen, welche die Tugend lieben, das Laster verabscheuen lehrt und welche den Menschen theilhaftig macht einer bessern Welt jenseits des Grabes, welche ihn theilhaftig macht der Anschauung Gottes.

Das Vorhandensein eines ewigen Wesens und einer Vorsehung scheint nicht unmittelbar aus den Lehren des Buddha selbst hervorzugehen, aber Lohn und Strafe in einem Jenseits, in einem andern Leben deuten darauf hin.

Ein unabweisbares Schicksal waltet über den sämmtlichen Lebenden und bestimmt ihre Zukunft sowohl nach ihrem gegenwärtigen Leben, als nach dem bereits früher geführten, denn die Seelenwanderung ist ein Hauptheil dieser Lehren und Lohn und Strafen finden vor allen Dingen in ihr die Ausführung. Durch Leiden im Vergänglichen, nicht Wirklichen muß man sich zu befreien suchen von diesem Scheinsein, um überzugehen in den Geist Gottes, was eben das letzte Ziel alles Strebens, was das Ende aller Dinge ist.

Der Begriff Buddha, abgesehen von der Person Gautama, ist der eines Erlösers, welcher als Sohn des höchsten Wesens seit einer unendlichen Zahl von Menschenaltern gelebt hat, immer den Gedanken der Befreiung alles Erschaffenen aus seinem Elende festhaltend bis zur Annahme eines sichtbaren Körpers. Der Buddha hätte schon vor Myriaden von Jahrtausenden seine Befreiung aus den Fesseln des irdischen Lebens erreichen können, aber aus freiem Willen hat er sich unzähligen Wiedergeburten unterworfen und Alles gelitten, was mit dem irdischen Leben überhaupt an Leiden verbunden ist, lediglich um auf das Vollkommenste auf die Befreiung des menschlichen Geschlechts wirken zu können. Bei seiner letzten Erscheinung in einer menschlichen Gestalt trat er unter Zeichen auf, welche seine hohe Bestimmung verkündeten, auch hier noch hat er das menschliche Leben durchkostet, aber schon von der Weisheit eines Buddha durchleuchtet, hat er bald das Leben der Entsagung ergriffen und dadurch seinen Blick geschärft, um zu überschauen, was geschehen ist in der unendlichen Zeit, während welcher er bereits gelebt hat, und was da geschehen wird in der Zeit, welche vor ihm liegt. Selbst die Gedanken der Menschen sind unverschleiert vor seinen Augen. Er besitzt die unfehlbare Weisheit göttlicher Wesen, aber trotz dessen und obschon er durch sein musterhaftes Leben im Stande ist, zu belehren und dem erhabenen göttlichen Beruf zuzuführen, durch seine Lehren die Pfade zu ebnen, welche zu dieser Glückseligkeit führen, ist er doch selbst den Leiden, den Schmerzen, den Krankheiten unterworfen und auch dem Tode, wenn seine Stunde schlägt, ja selbst nachdem er die erhabene Stufe eines Buddha, eines Erlösers erreicht hat, muß er alle irdischen Schmerzen bis zum Todeskampfe erdulden als irdische Strafe für die Fehler seines irdischen Lebens.

Das Leben der eigentlichen Schüler dieses Glaubens ist das der Bettler, die erste Bedingung, zur Göttlichkeit zu gelangen, ist Liebe zu allen göttlichen Wesen, Demuth, Armuth, Entsagung und die Ausübung der Moralgesetze, unter denen Wohlthätigkeit obenan steht.

Unter diesen Umständen haben die Buddha-Priester Ansprüche auf die Verehrung der Laien. Sie sollen zwar das Volk belehren, aber vor allen Dingen an ihrer eigenen Erhebung aus dem Schmutz der Welt arbeiten. Die Priester hängen von dem Laien ab, der sie ernähren muß, aber dafür hängt der Laie von diesen Priestern ab, welche die Leiter zum Himmel halten.



Der Buddha.

Buddha, dessen Bild wir hier sehen, wird überall göttlich verehrt. Die hier gezeichnete kolossale Figur in mehr als zwanzigmaliger Lebensgröße (so daß der aufrecht stehende Buddha mehr als 100 Fuß messen würde) ist die von Umerapura. Rings um ihn her stehen eine Menge kleiner Tempel, Pagoden in birmanischer Bauart, sie enthalten Reliquien des Buddha, und ihre Heiligkeit ist um so größer, in je größerem Maßstabe sie erbaut sind; es giebt einige, welche 400 Fuß messen. Bald hat man aber den Inhalt der Pagoden mit diesen selbst verwechselt und man verehrt jetzt nicht mehr die Reliquien, sondern die Pagoden, bringt diesen Opfer dar, Blumen, Wachskerzen, Goldblättchen, und dadurch, daß man diese Opfer bringt, erwirbt man

sich ein Verdienst, so groß, als wenn Buddha selbst gegenwärtig wäre, als ob er sie persönlich in Empfang nähme.

Die Moral des Buddhaismus ist nicht nur bei weitem reiner als die des Bramaismus, sondern sie scheint vollständig gleich der unserer Evangelien, aber merkwürdig ist, daß diese Moral so wenig wie die christliche ihre Bekenner im Allgemeinen hat zu guten Menschen machen können. So wie die christliche ausgeartet ist in die Gräuel der Bekehrung mit Feuer und Schwert in Amerika und Indien, durch die grauenhaften Schandthaten der Inquisition, durch die Vertilgungskriege gegen die Verketzerten, so ist auch in Birma die blindeste Opferwuth, die größte Grausamkeit, sei es in der fortwährenden Verübung abscheulicher Verbrechen, sei es in der schauderhaften Ausübung der Strafen, an der Tagesordnung, Alles zur Ehre Gottes.

Es ist merkwürdig, daß gerade hier die neueren Bemühungen um das Christenthum einen nicht geringen Erfolg gehabt haben, und zwar besonders bei der Völkerschaft, welche man Karens nennt, es sollen seit einer Zeit von 30 Jahren über 100,000 Mitglieder dieses Stammes getauft worden sein, und diese Leute werden von einer Dame aus den Vereinigten Staaten, der Frau Mason, als wahre Muster der Vortrefflichkeit dargestellt. Allerdings ist diese Frau selbst Missionairin, die Darstellung ist mithin wohl schwerlich frei von aller Parteilichkeit, und dieses gewiß um so weniger, als sie, eine Amerikanerin, schwerlich geneigt sein dürfte, der Wahrheit überall die Ehre zu geben, doch wollen wir sie wenigstens anhören, es bleibt uns ja unbenommen, davon zu glauben, was wir wollen.

„Ungefähr 30,000 Frauen der Karens haben (wenigstens erfüllt uns diese süße Hoffnung) auf den alten Aberglauben verzichtet, um die Lehre Christi anzunehmen; weniger glücklich ist man unter den Birmanen gewesen, woselbst höchstens 1000 Bekenner des Christenthums geworden sind, aber die Erfahrung, welche ich gemacht, läßt mich hoffen, daß die Zahl sich bald vergrößern werde und dann ist der Sieg des Christenthums gewiß, denn sobald die Frauen demselben ergeben sind, folgt das männliche Geschlecht um so sicherer nach, als die Frauen hier durchaus nicht jenen unglücklichen, furchtsamen, nachlässigen Geschöpfen gleichen, welche man in Indien in dem Harem verschlossen findet, woselbst sie schon erzittern, wenn sie den Herrn sehen oder seine Stimme hören.

„Die Frau unter den Birmanen erfreut sich eines mächtigen Einflusses, zu den großen und seltenen Reizen ihres Körpers fügt sie einen seltenen festen Willen und sie giebt den Sitten des Volkes ganz allein die Eigenthümlichkeit, welche dieselben vor anderen auszeichnet. Es genügt der Wunsch der Frau eines Häuptlings, um den Krieg und die Plünderung, um Mord

und Mordbrennerei in die fernen Dörfer zu tragen und selbst in den Hauptstädten hat man manches Blutbad gesehen, welches keinen andern Grund hatte, als das Begehren einer stolzen Herrin nach den Schätzen einer andern."

(Man muß gestehen, daß, wenn der Einfluß der birmanischen Damen sich hierauf beschränkt, es vielleicht besser wäre, wenn sie nicht so vielen Einfluß hätten, allein die gelehrte amerikanische Priesterin des Evangeliums sagt es einmal und so müssen wir denn es als richtig hinnehmen.)

„Die Gesellschaft der religiösen Traktätchen sendet ihre Schriften, die Bibelgesellschaften senden die Bibeln, die Missionsgesellschaften senden Prediger und sogar fertige Kirchen hierher, um die Männer zu bekehren, und was geschieht? Ein Birmane geht in die Kapelle, hört eine Predigt, denkt darüber nach, kommt noch einmal und nachdem er nun längere Zeit Alles in seinen Gedanken wohl erwogen hat, sagt er eines schönen Tages zu seiner Familie: diese Religion ist die Wahrheit, ich habe mich entschlossen, Jesus Christus, welcher sie lehrt, zu verehren.

„Aber kaum hat er diese Worte fallen lassen, als seine Mutter sich erhebt, auf ihn losstürzt, ihm die Haare ausrauft, ihn bedroht sich selbst zu ermorden; als seine Schwester ihn verwünscht und verflucht, seine Geliebte ihn beschimpft, oder, wenn er verheirathet ist, seine Gattin das Kind von der Brust reißt und es ihm vor die Füße wirft, entflieht, davongeht, um sich einen andern Mann zu suchen."

(In der That, diese Schilderung von dem weiblichen Geschlecht des großen Birmanenreiches entbehrt nicht besonderer Eigenthümlichkeiten, vielleicht findet Frau Mason in den geschilderten Charakteren sich selbst einigermaßen wieder.)

„Wir Christen haben zwar das Versprechen geleistet, Mutter, Frau und Kinder zu verlassen, um dem Evangelium zu folgen" (dies ist vielleicht die Forderung der nordamerikanischen Evangelien, diejenigen, welche wir in Deutschland kennen gelernt haben, erscheinen weniger lieblos), „aber wie viele Menschen würden unter uns sein, welche Christus unter solchen Umständen bekennen würden?

„Gut! die Birmanen sind solche. Gerührt von der Verkündigung der wahren Lehre, würden sie den Feuertod erleiden, ehe sie ihr einmal abgelegtes Bekenntniß widerriefen, aber kann man sich eine Probe denken, welche stärker wäre, als die maliciösen, lebhaften Verfolgungen eines heidnischen Weibes, welches, durch Zorn außer sich gebracht, kein Gesetz mehr anerkennt, sondern sich vollständig den Eingebungen der Leidenschaft überläßt?

„Bei den Birmanen sind die Frauen nicht eingeschlossen wie sonst im Orient, sie besuchen alle öffentlichen Versammlungsorte (wie in Baiern die

Bierstuben) und es ist klar, daß sie überall den Ton angeben, voll Anmuth und Grazie (bis auf das Haarausraufen, Schimpfen, vor die Füße Werfen des Säuglings ꝛc.), fein gebildet, lebhaft und voller Schalkhaftigkeit, üben sie in ihrem Lande einen unwiderstehlichen Zauber, und wie diese vorwiegenden Eigenschaften ihnen einen großen Einfluß sichern, so scheint es, als würden sie hochfahrend und selbstsüchtig, und es gehört zu den Seltenheiten, wenn sie ihren Einfluß nicht mißbrauchen. Bei den Wettfahrten auf den Flüssen und Seen, bei den Thierkämpfen, an den Spieltischen haben die Frauen immer den Vorrang, sie beschäftigen sich mit allen Angelegenheiten, sie leiten den Handel ein, sie leiten den Bau des Hauses, daraus möge man entnehmen, was sie leisten würden, wenn sie einmal für das Christenthum gewonnen wären. Die Frauen kann man ohne Uebertreibung als die Erzieher des Birmanen-Volkes betrachten, sie lehren die Kinder Alles, was sie selbst glauben, von Hexerei und Geisterspuk und sonstigem Aberwitz, sie lehren die Kinder allabendlich zu den Pagoden gehen, beschwerliche Wege zurücklegen, um Opfer zu bringen, sie sind es, welche das weiße Buch (das Evangelium) mit Füßen treten und das Götzenbild dem Sohne in die Hände geben. Sie sind es, welche schon mehr als einmal das Feuer des Aufstandes angefacht haben und welche den Untergang des Reiches herbeiführen würden, wenn es ihnen einfiele."

Wir können nun zwar nicht sehen, in wie fern diese Weiber, welche so ganz das Gegentheil von dem sind, was wir weiblich nennen, etwas dazu thun sollen, um eine Lehre zu verbreiten, welche so vollständig dem widerspricht, was ihre Neigung zu sein scheint, aber bei alledem ist das Gesagte charakteristisch genug, und ist es vielleicht um so mehr, als es aus dem Munde einer Frau kommt.

Wer weiß, mit was für „Damen" die Frau Mason in Verbindung getreten ist, daß sie uns ein solches Bild von ihnen geben konnte. Der engländische Gesandte am Hofe von Ava, der oben bereits genannte Capitain Yule, schildert sie anders.

Er beschreibt eine Mahlzeit, welche er bei einem der Würdenträger des Reiches zu sich nahm. Bei derselben waren gegenwärtig die Frau, deren beide Schwestern und die Mutter derselben. Das Bild der einen dieser jungen Damen sehen wir umstehend nach einer Originalzeichnung des Capitain Yule und er beschreibt ihre Sitten als höchst bescheiden und durchaus den Ansprüchen nachkommend, die man an weibliche Feinheit zu machen gewohnt ist. Sie waren sowohl anmuthig als ungezwungen heiter und zeigten nicht die Spur jener furiosen Fischweibernatur, welche Madame Mason uns schildert. Die Mutter war ein wenig geschwätzig und sehr geneigt, sich sprechen zu hören, sie hatte eine Reihe von Jahren in Rangun gelebt und freute sich,

uns zeigen zu können, daß sie engländische Sitten angenommen habe. Sie war die Wittwe des ehemaligen Ministers der Erbprinzessin, der jetzigen Königin. Die beiden jüngeren Damen ähnelten sich auffallend und waren besonders durch eine hohe Stirn ausgezeichnet, welche dieser Race angehört. Sie waren Töchter des Mekaramen, eines Onkels des Königs von Tharawaddy, und hatten beide einen lieblichen, wahrhaft weiblichen Ausdruck; nicht minder anmuthig war das Benehmen der Frau selbst, deren Bescheidenheit, verbunden mit einer großen Lieblichkeit der Bewegungen und einer ungemeinen Heiterkeit des ganzen Wesens, den angenehmsten Eindruck zurückließ und uns von der Feinheit, dem Anstande der birmanischen Damen die vortheilhaftesten Begriffe beibrachte. Daß solche Frauen einen mächtigen Einfluß auf das Leben haben müssen, unterliegt keinem Zweifel; in wie fern es die vorhin von Madame Mason geschilderten Megären vermögen, wird gebildeten Menschen wohl immer zweifelhaft bleiben.



Eine birmanische Dame.

Um einen Begriff zu geben von der eigenthümlichen Art, wie die Birmanen sich innerhalb der Häuslichkeit ihres Lebens erfreuen, wollen wir das Frühstück beschreiben, welches ein Großwürdenträger der engländischen Gesandtschaft gab.

Ein schöner, großer und luftiger Saal, nach einer Seite ganz offen und nur durch die breit vorspringende Veranda gegen die eindringenden Sonnenstrahlen geschützt, nahm eine zahlreiche Gesellschaft auf, welche, in ungezwungenen Gruppen vertheilt, sich je nach dem Bedürfniß bald mehr, bald minder den schön lackirten Eisbehältern näherte, welche die eigenthümliche Frische der Temperatur und zugleich diejenige Trockenheit der Luft erhielten, vermöge deren die gerade in heißen Ländern eben so wohlthuende als nothwendige Transpiration in Thätigkeit erhalten wird.

Die Eisbehälter nämlich schlagen an ihrer Oberfläche mit reißender Schnelligkeit Dämpfe nieder, welche die Atmosphäre erfüllen. Die Luft wird gleichzeitig abgekühlt und getrocknet und durch dieses letztere wird wieder die Möglichkeit geboten, von dem eigenen Vorrath an Feuchtigkeit reichlich her-

zugeben, so daß die Transpiration nicht gestört, ihre Wohlthat dem Körper nicht entzogen wird.

Sind schon die Bauten von einer an das Wunderbare grenzenden Zierlichkeit, so läßt sich erwarten, daß die Ausschmückung der inneren Gemächer nicht weniger schön und mannigfaltig sein wird, und in der That, was die glühendste Phantasie sich erdenken kann, findet hier den mannigfaltigsten Ausdruck.

Es war ersichtlich, daß viele der Anwesenden nur hierher gekommen waren, um die Neugier zu befriedigen, welche gewiß gerechtfertigt ist, wenn man sich, als ein mächtiges Volk bekannt und weit gefürchtet, auf einmal von Leuten überflügelt sieht, die man sonst für Barbaren gehalten hat; man will doch gerne wissen, wer die wunderbaren Leute sind, welche sich erkühnt haben, so Großes zu unternehmen, so ganz Unglaubliches zu vollbringen.

Ohne alle beschwerliche Neugier beschäftigten sich die Anwesenden doch sichtlich mit uns bis zu dem Augenblick, wo die Mahlzeit servirt wurde. Ueber einen langen Tisch wurden zwei Stücke schönfarbigen Seidenzeuges gebreitet, als Tischtuch dienend, ein Möbel, welches die Birmanen erst durch die Engländer kennen gelernt haben. Denselben Zweck hatte auch das Auflegen von Tellern, Messern und Gabeln, Ober- und Untertassen. Es gab zuerst Thee, Butterbrod, geröstete Semmel. Als diese aufgetragen waren, rief der Heer vom Hause in einer Art scherzhafter Ungeduld: „Vorwärts, vorwärts, engländische Gerichte kennen die Herren schon, bringt auch endlich die unsrigen herbei, damit sie auch diese kennen lernen.“

Alsbald erschienen nach einander eine solche Menge verschiedener Gerichte, Kuchen und Confitüren, daß ein Mitglied der Gesandtschaft deren siebenundfunfzig zählte.

Nach den ersten Gerichten erschienen auch die Damen des Hauses, setzten sich jedoch nicht auf Stühle, woran ihre Männer bereits so weit gewöhnt schienen, daß sie dieselben wenigstens nicht ungeschickt benutzten, sondern auf den Erdboden, indem sie die weiten Kleider in solcher Weise um sich ausbreiteten, daß sie sich mit Leichtigkeit auf ihre eigenen untergeschlagenen Beine niederlassen konnten, ohne ein Schauspiel zu geben, das nicht die Approbation selbst der ältesten Jungfer erhalten hätte. Aber sie hatten vergessen, daß alte und neue Sitten sich nicht leicht vereinigen lassen, es waren die Tische, die sonst kaum eine Viertelelle über dem Fußboden standen, jetzt so eingerichtet, daß sie ungefähr in gleicher Höhe über den Sesseln standen, was zur Folge hatte, daß die am Boden sitzenden Damen kaum mit den Augen auf den Tisch zu sehen vermochten. Um daher sich von dem Reichthum der Besetzung Kenntniß zu verschaffen, mußte bald die eine, bald die andere sich mehr, als

gerade gewöhnlich ist, strecken, und so geschah es, daß wir dieselben stets im Auf- und Abwogen sahen.

Die Damen waren in Seidenzeug mehrentheils sehr schön gekleidet, hatten auf diesen Kleidern prächtige Stickereien und waren vielfältig mit Gold und Juwelen geschmückt.

Was besonders den Bildungszustand dieser Damen kennzeichnet, ist ihre völlige Ungezwungenheit. Nicht blöde wie ungezogene Kinder, nicht steif wie solche, die einen vornehmen Ton annehmen wollen, ohne ihn zu haben, zeigten sie sich zugänglich jeder Unterhaltung, scherzten, gingen auf Scherze ein, erkundigten sich nach den Verhältnissen der Fremden und zu einem, der sich als nicht verheirathet erklärte, sagte die Frau vom Hause: „Wenn ihr euch verheirathet, so hoffe ich, ihr werdet uns eure Frau herbringen, damit wir von ihr erfahren, wie vornehme Damen sich benehmen müssen.“

Als die Mahlzeit beendet war, brachte man den Nachtisch, welcher auf einem großen Präsentirteller dargeboten wurde. Derselbe enthielt eine gewaltige Menge zierlich über einander geschichteter, eine abgestumpfte Pyramide bildender kleiner Teller, theils von massivem Silber, theils von Gold, welche Konfekt, eingemachten Ingwer, andere eingemachte Früchte, vielerlei deliziös schmeckende Nüsse, aber auch in nicht geringer Zahl die fertigen Siribissen (Betel) enthielten. Auffallend war den Fremden der in Zucker eingemachte Thee in Blättern und die überzuckerten Knoblauchzehen, welche von den alten Herren allen anderen Leckerbissen vorgezogen wurden. Cigarren beschlossen das ganze Fest.

Nirgends sind die Frauen so frei von jedem Zwange als hier; man verstümmelt ihnen nicht die Füße durch Umschnürung mit hölzernen oder eisernen, dem Wachsthum Widerstand leistenden Marterwerkzeugen, wie in China; man klemmt ihnen den Körper auch nicht ein in stählerne oder fischbeinerne Schnürleiber, wie in Europa; man bedeckt ihr Gesicht auch nicht mit undurchsichtigen und bis zum Fratzenhaften entstellenden Schleiern, wie im Orient — Frauen und Mädchen kommen und gehen, tragen und kleiden sich nach ihrem Gefallen und ihrer Bequemlichkeit, sie werden eben so wenig durch harte, ihrer körperlichen Beschaffenheit nicht angemessene Arbeit gequält; sie werden geachtet und sehr häufig kann man wahrnehmen, daß sie einen mehr als gewöhnlichen Einfluß auf das öffentliche Leben haben, wenn dieses auch nur indirekt und dadurch geschieht, daß sie die Männer zu bewegen, zu stimmen wissen. Dies ist etwas die eigentliche Civilisation Charakterisirendes, denn nur wo sie einen mehr als gewöhnlichen Grad erreicht hat, findet man das Weib mächtig und geehrt genug, um sich herausnehmen zu dürfen, dem Manne zu rathen.

Das weibliche Geschlecht ist graziös, wohlgebaut, der Gang elastisch, die

Haltung aufrecht, ohne imposant zu sein, wozu die Figuren nicht groß genug sind; die Farbe ist höchst verschieden, je nach dem Stande der Frauen und der Mädchen, je niederer ihr Rang, desto dunkler ist ihre Farbe, was, wie begreiflich, davon herrührt, daß sie mehr den Einflüssen der Witterung ausgesetzt sind, als vornehmere und vornehmste. Solche Leute niederen Standes — die Frauen von Fischern oder Bauern — würde man bei uns schwarz nennen, doch sind sie es nicht im mindesten mehr, wie die italienischen oder spanischen. Die Frauen höheren Ranges haben eine sehr viel hellere, aber zugleich eine gelbliche Farbe.

Wunderbar ist es, daß ihr offenes, ausdrucksvolles Auge doch dessen gänzlich entbehrt, was man Feuer zu nennen pflegt, aber auch das liegt nicht darin, was man mit dem Ausdruck schmachtend bezeichnet. Die Gesichtsbildung ist beinahe vollkommen oval, die runde Form kommt seltener vor; die Nase kann man im Allgemeinen nicht schön nennen, sie ist klein und ein wenig aufgestülpt, die edle Form der geraden griechischen Nase oder der leicht gebogenen römischen findet man gar nicht. Die Haare sind von einem tiefen Blauschwarz und sie tragen dieselben in breiten Chignons im Nacken angehäuft. Viele der vornehmeren Frauen und Mädchen würden in den Augen von Europäern für große Schönheiten gelten trotz der Kleinheit ihrer Näschen, wenn sie sich nicht den Mund durch das Betelkauen entstellten und in Folge desselben die Zähne schwärzten; dieses geschieht nämlich besonders, keinesweges durch den Genuß des Betels, welcher nicht die Glasur der Zähne angreift, sondern nur gelb färbt. Da man aber gerade dieses Gelb für äußerst unschön hält, so färbt man die Zähne schwarz mittelst eines Pflanzensaftes, welcher die Glasur nach einmaligem Gebrauch in einen schwarzen Lack verwandelt, der so fest und so unverwüstlich haftet, daß, so lange die Zähne selbst dauern, die schwarze Farbe unveränderlich bleibt. Weiße Zähne nennt man Zähne eines Hundes, eines Affen; Zähne von Ebenholz sind schön, die Damen finden an den Europäern wenig Geschmack, weil sie Zähne wie die Affen haben, die Europäer dagegen finden den Mund einer Dame von Birma oder Anam nicht schön, weil, wenn derselbe geöffnet wird zum Sprechen oder zum freundlichen Lächeln, man nur eine große, schwarze Oeffnung sieht. Wenn man nicht genau seinen Gegenstand betrachtet, so glaubt man Anfangs, es seien gar keine Zähne vorhanden, selbst der Mund sehr junger Mädchen scheint völlig zahnlos.

Das Betelkauen, dessen wir erwähnten, ist sehr viel weiter verbreitet, als der Betelpfeffer und die Arekapalme, daher beides zu einem sehr wichtigen Handelsartikel wird. Unzählige Schiffe der Malayen und der Chinesen sind nur mit der Verbreitung der Betelblätter und der Arekanüsse beschäftigt. Vom Betel giebt es viele Pflanzungen, welche große Sorgfalt verlan-

gen, welche aber einen sehr reichen Ertrag liefern. Die Pflanze liebt sehr dunklen Schatten, kommt bei mäßigem Schatten nur schlecht fort und geht ohne denselben gänzlich ein, daher bedient man sich verschiedener Bäume, welche nicht hoch steigen und ausgedehnte, sehr dichte Kronen bieten; je schattiger, je dunkler der Raum unter diesen Bäumen ist, desto reichhaltiger wird die Erndte. Innerhalb dieser dunklen, künstlichen Waldungen pflanzt man den Betelpfeffer, der eine Kletterpflanze ist, an besondere grüne Stöcke, nicht an Bambusstangen, sondern an schlanke Aeste irgend eines Baumes, denn die Betelpflanze rankt um diesen Stützpunkt gleich dem Epheu, was der Bambus mit seiner steinernen Rinde nicht gestatten würde; die Benutzung der Bäume zu diesem Behufe würde der Pflanzung, würde dem Garten schaden.

Die Pflanze ist sehr zart und die Feinheit des Gewebes in dem Blatte, welches große Aehnlichkeit mit dem des Maulbeerbaumes hat, gilt für ein Kennzeichen der Trefflichkeit und des genügenden Schutzes, den sie gehabt hat; zu diesem Kennzeichen gehört auch eine sehr hellgrüne Farbe. Vermöge ihrer Zartheit wird eine ganze Pflanzung oft in einer einzigen Nacht zerstört, wenn die Brandung und der sie veranlassende Sturm das Salzwasser des Meeres zu Staub zerpeitscht und darüber hinwegführt. Der Preis von 30 Betelblättern beträgt 15 Sapeks, d. h. ungefähr eben so viele Pfennige, also zwei Blätter einen Pfennig. Wozu die Arekanuß dient, wenn nicht um einen gewissen Widerstand zu leisten, ist kaum zu erklären, denn das Narkotische liegt in dem Blatt des Betelpfeffers.

Die Leute hängen diesem Genusse mit großer Leidenschaft nach, derselbe scheint nicht schädlich zu sein, wenn er nicht übertrieben wird; so stark aber, wie man hier den Betel benutzt, wirkt er immerhin nicht günstig auf den Organismus. Die rechten Betelkauer bekommen etwas Stüpides in ihrem Aussehen und doch leuchtet eine gewisse träumerische Wollust aus ihren Augen, wie bei einem Somnambulen. Sieht man die Männer im Schatten ihrer Hausthüren zusammengekrümmt liegen mit halb geschlossenen Augen und mit den sich langsam bewegenden Kinnbacken, so kann man sich nicht enthalten, an wiederkäuende Thiere zu denken. Die Zubereitung des Betelbissens wird mit solcher Aufmerksamkeit vollzogen, wie ein alter Tabackraucher sich mit seiner Pfeife liebkosend beschäftigt.

Nicht alle Leute können sich diesen Genuß verschaffen, denn fern von den heißen Gegenden werden die Ingredienzien immer theurer, da tritt dann der Taback an die Stelle und dieser hat sich dergestalt verbreitet, daß selbst die allerärmsten schon daran gewöhnt sind, ihre Cigarren zu rauchen, wie uns das nebenstehende Bild zeigt. Es sind birmanische Landleute auf einer Reise begriffen, sie haben Alles bei sich, was ihnen gehört, Rinder und Kinder, die letzteren, wie wir sehen, in Körben oder in zusammengenähten Matten

getragen, immer zwei und zwei an einer Stange auf den Schultern des Papas oder der Frau Mama, was gewiß kein Beweis von Wohlhabenheit ist, aber der Papa hat trotz dessen eine Cigarre im Munde; wie fein und theuer sie sei, können wir allerdings aus so großer Entfernung nicht beurtheilen.



Reisende birmanische Landleute.

Die Birmanen sind sehr stolz auf das hohe Alterthum ihres Reiches, und es scheint beinahe, als hätten sie nicht ganz Unrecht, denn der älteste Geograph, Ptolemäus, spricht bereits von einem goldenen Chersonesus, welcher von dem Flusse Irawaddy bespült wird, in Ausdrücken, die es unzweifelhaft machen, daß damit das Delta des eben genannten Flusses gemeint sei. Ptolemäus versetzt auch an die Grenzen von Sina die Stämme der Koremo und Kakiens, welche wir in den heutigen Karens wiederfinden. Der Name des goldenen Chersonesus stammt wahrscheinlich von dem Ueberfluß von Gold her, welchen man an den Dächern und Wänden der Tempelbauten wahrnimmt, die mit dem Buddhadienst zusammenhängen, der sieben Jahrhunderte früher eingeführt wurde, als Ptolemäus schrieb.

Von Ptolemäus ab findet man keine Nachrichten mehr über dieses Land bis zu dem berühmten Venetianer Marco Polo, aber kurze Zeit nach ihm wurde das Land überschwemmt von einem Zweige jener Mongolenhorde, welche die ganze bekannte Welt erschütterte, und als in Folge der Zerwürfnisse, welche in dem Schooße der mächtigen, von Dschingiskhan gegründeten Dynastie ausbrachen, die Herrschaft derselben in diesem Theile der Erde auf-

hörte, da begann das Reich der Birmanen und der Name von Ava erscheint zuerst in der Geschichte.

Ungefähr um das Jahr 1500 erstreckte sich das Reich nicht viel weiter als 30 bis 40 Meilen um diese Hauptstadt, und 80 Jahre später war schon Alles, was von dem Meerbusen von Bengalen bis zu den Ufern des Kambodja sich ausbreitet, erobert, unterjocht, in Abhängigkeit gebracht.

Zwei Jahrhunderte ununterbrochener Kämpfe, während welcher 39 Könige auf einander folgten, zerrütteten das gewaltige Reich in Folge der vielen Aufstände, die meistentheils durch portugiesische Abenteurer hervorgerufen wurden. Sie endeten mit der Zerstörung von Ava, mit der Zerstörung des ganzen Reiches durch die Peguaner, an deren Spitze sich ein Birmane von niederer Herkunft, aber um so höherem Talent stellte. Er machte seinen Namen Alompra unsterblich durch Verjagung aller Fremden und durch Herstellung eines Birmanenreiches in einer Macht und Ausdehnung, wie dieselbe bisher noch nicht dagewesen war. Dies dauerte, bis die Kaufmannsgesellschaft, die sich die ostindische Kompagnie nennt, sich stark genug fühlte, um ihre Hand nach dem Reiche Birma auszustrecken, was im Jahre 1824 geschah und damit endete, daß ein schmachvoller Friede unter den Mauern der belagerten Hauptstadt geschlossen wurde. Die Reiche Assam, Arakan, Tawai und Merghi, die Hälfte des Reiches, wurden zu englischen Provinzen und eine unbedeutende Verletzung des damals geschlossenen Traktats unter dem achten Nachfolger des Stifters Alompra waren die Ursachen seiner Absetzung und der Verbindung von ganz Pegu mit dem britisch-ostindischen Reiche, so daß das noch unbezwungene Birma mit dem 19. Grade nördlicher Breite aufhört.

Der jetzige König dieses heruntergekommenen Reiches, welchen die Engländer gern als den würdigsten Nachfolger des Alompra bezeichnen, hat weder die Macht noch die Kraft, das Reich seines Ahnherrn wieder herzustellen, die politische Rolle von Birma ist ausgespielt, die Sitten, die Heeresverfassung, der Muth und die Ritterlichkeit der alten Orientalen, dieses Alles geht mit raschen Schritten dem Verfall entgegen und was noch von dem Reiche besteht, ist, wie seine riesigen Bauwerke, ein Trümmerhaufe. Der Titel eines Sohnes des Himmels und eines Abkömmlings der Sonne kann den Herrscher so wenig auf seinem Throne befestigen, als ein wenig dazwischen geschmierten Mörtels oder Kittes die herrlichen Pagoden vor ihrem Untergange bewahren kann.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstraße 53.

Register.

A.

B.

L.

T.

X.

Y.

Z.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstr. 53.

Zimmermann, W. F. A.,

Der Erdball und seine Naturwunder populäres Handbuch der physischen Geographie

Bd.: 4

1863